3 1761 07486601 3

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/beidenkannibalen00heic

Der Todesgang der Karawane.

Nirgends stößt man auf die Spur eines menschlichen Fußes. Man ist auf einem unbewohnten und unbewohnbaren Teil des Erdballs.

Bei den Kannibalen der Südsee

und andere Erzählungen

herausgegeben

von

Walter Heichen

Altenburg, S. A.
Stephan Geibel Verlag

Inhaltsverzeichnis.

„Der Narr von Genua." Die denkwürdigste Seereise aller Zeiten, nach einem amerikanischen Vorbild geschildert von Walter Heichen.

„Der weiße Schrecken." Eine Erzählung über die Eroberung Mexikos. Von Walter Heichen.

„Bei den Kannibalen der Südsee." Erlebnisse des ersten Weltumseglers Cook. Von Walter Heichen.

„Tausend Kilometer im Kanu." Nach Hermann von Wissmanns Reisewerk „Im Innern von Afrika". Von Walter Heichen.

„Der Todesgang der Karawane." Nach den Reiseberichten Sven von Hedins bearbeitet von Walter Heichen.

„Unter der Guillotine." Eine Erzählung von der französischen Revolution und dem ersten Auftreten Napoleons. Von Walter Heichen.

„Der kleine Tiger." Eine Erzählung aus der Zeit, da Napoleon Kaiser wurde. Von Walter Heichen.

„Vaterland, dir woll'n wir sterben!" Eine Erzählung aus der Zeit der Belagerung Kolbergs und der Reiterzüge Schills. (Nach Nettelbecks eigener Lebensbeschreibung.) Von Walter Heichen.

„So hat sie Gott geschlagen." Eine Erzählung aus dem russischen Feldzug 1812. Nach L. Rellstab. Von Walter Heichen.

„Der Adler sinkt — die Fahne fliegt." Eine Erzählung aus dem Jahre 1813. Von Walter Heichen.

PT
2617
E255 B4

(Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten.)

Der Narr von Genua.

Die denkwürdigste Seereise aller Zeiten, nach einem amerikanischen Vorbild geschildert von **Walter Heichen.**

Erstes Kapitel.

Der Rat von Salamanca.

Die Morgensonne brannte auf Salamanca hernieder. Stickluft erfüllte die engen Straßen. Jalousien, Fensterläden, Gardinen und Markisen waren überall geschlossen, zugezogen, ausgespannt, um die Glut fernzuhalten, die zudringlich ihre sengenden Pfeile überall hinschoß, wo nur ein Spalt, ein Schlüsselloch sich zeigte. Wer das Innere der Häuser verlassen mußte, dem war es, als tauche er in einen Strom von Feuer, durch den er keuchend nach dem nächsten Streifen Schatten hinüberschwamm. So herrschte denn auch wenig Leben in den Gassen und auf den Plätzen. Nur hin und wieder schlich mit verschlafenem Geklingel ein Karren vorbei. Das Pferdchen ließ die Ohren hängen, der Fuhrmann lehnte träge auf seinem Sitze. Schatten fand man eigentlich nur in den Kirchen, in deren Zwielicht zwischen den Bogen und Säulen die Ampeln traumhaft brannten.

Durch die niederdrückende Hitze, die nichts Belebendes hatte, die eine schwüle, das Atmen erschwerende Luft hervorrief, die die Tätigkeit der Menschen hemmte und die Faulheit, die Stumpfsinnigkeit gleich nie erlöschenden Krankheiten verbreitete, schritt unbeschützt und unbekümmert eine hochaufgerichtete Mannesgestalt. Das starre Licht schien den nachdenklichen Augen nicht weh zu tun, die gerade vor sich hinblickten wie auf ein keinem andern Menschen bekanntes Ziel. Die festen Züge des gebräunten Antlitzes verrieten eine seltsame Mischung von frommer, stiller Ergebung und heftigem Trotz, von inniger Güte und rücksichtsloser Willenskraft. Er schien fremd zu sein; denn obwohl er, nach Kleidung und Gebaren zu schließen, ein bedeutender Mann sein mußte, ward ihm kein Gruß zuteil.

Der breite, wuchtige Unterbau der Kathedrale erhob sich vor ihm, an eine Festung erinnernd. Er richtete den Blick empor zu dem aus zwei Stockwerken bestehenden oberen Teil, der von unzähligen kleinen Türmchen mit zierlichem Steingerank gekrönt war, und zu der spitzigen Kuppel des viereckigen Hauptturms. Blendend schimmerte das Mauerwerk im grellen Sonnenschein. In scharfen Linien zeichnete sich der tiefe Schatten der Ecken und Nischen ab. Der Mann trat ein. Unter den ragenden Bogenpfeilern dämmerte im Farbenspiel der bunten Fenster ein märchenhaftes Licht. Aus der Tiefe der weiten, hochgeschwungenen Hallen schimmerte das Rot des heiligen Lämpchens. Der Fremde tauchte den Finger in das Weihwasser und beschrieb über Brust und Stirn das Zeichen des Kreuzes. Dann schritt er an einen Altar, kniete nieder und betete lange und inbrünstig. Ein Schimmer neuer Hoffnung leuchtete in seinen Augen auf, als er sich erhob, um seinen Weg fortzusetzen. Doch indem er sich der Universität näherte, wich dieser Ausdruck der Zuversicht von neuem dem der bangen Spannung, fast der Angst. Die heitere Ornamentik, die das finstere Doppelportal gleich einem riesigen Wappenschilde krönte, vermochte ihn nicht von der Ahnung zu befreien, daß ihm dort drinnen ein harter Kampf gegen das starre Vorurteil, gegen die blinde Liebe zum Herkömmlichen bevorstände, daß seiner hier vielleicht eine Niederlage harrte, die den stolzen Bau seiner Gedanken in Trümmer legen würde. Zaudernd blieb er stehen, als fragte er sich, ob er durch eins dieser schweren, kerkerähnlichen Tore schreiten solle, hinter denen Finsternis und Dumpfheit zu herrschen schienen. Dann warf er das Haupt in den Nacken und trat ein.

Er erstieg die hohe Treppe und nannte seinen Namen einem Pförtner, der auf ihn zutrat und ihn nun zu einer Tür geleitete, durch die sie beide in einen weiten, von gedämpftem Licht erfüllten Saal traten. Während der Fremde am Eingang stehenblieb und einen raschen, unerschrockenen Blick über die Versammlung warf, die im Hintergrunde des Raumes an einem großen hufeisenförmigen Tische saß, schritt der Pförtner vor und meldete mit einer Verneigung den Ankömmling an.

„Christoval Colon!“

Die Herren hoben die Köpfe, einige standen auf und neigten sich über den Tisch. Das Gesumm von Stimmen erfüllte auf einen Augenblick die hohe Halle. Aller Augen waren auf den Fremden gerichtet, der ruhig, mit Würde und Bescheidenheit näherkam. Kurz vor der Tafel blieb er stehen und verneigte sich dreimal nach den verschiedenen Seiten hin. Dann richtete er den Blick auf den Mann, der den Vorsitz der Versammlung zu führen schien.

Fernando von Talavera, der Beichtvater der Königin Isabella von Kastilien, ein würdiger Greis mit schneeweißem Haar, hob die Hand und gebot Schweigen. Die Herren lehnten sich zurück. Einige falteten die Hände über dem Leib und blickten zur Decke empor, als nähmen sie kein großes Interesse an dem Punkte, über den jetzt verhandelt werden sollte. Andere stützten das Kinn in die Hand, zogen die Brauen hoch und verrieten lebhaftes Interesse.

Es war eine Versammlung von erlauchten, hochstehenden Männern, die Christoval Colon vor sich sah. Würdenträger der Kirche, kenntlich an der Tracht und den charakteristischen Priestergesichtern, Gelehrte von Weltruf in schwarzen Talaren und bauschigen Halskrausen, Herren vom Hofe in der prunkvollen Kleidung jener Zeit bildeten den ernsten, gewichtigen Kreis, von dem er nun seinen Urteilsspruch entgegennehmen sollte.

„Christoval Colon," erklang Talaveras Stimme, „wir haben Euch hergerufen, um ein letztes Wort mit Euch persönlich über den Plan, den Ihr uns unterbreitet habt, zu sprechen und Euch gleichzeitig den Entschluß mitzuteilen, den der Rat von Salamanca gefällt hat."

„Wenn der hochweise Rat bereits einen festen Entschluß gefällt hat," antwortete Colon, „wozu soll ich noch viele Worte machen? Verkündet mir den Entschluß!"

„Ihr führt eine stolze Sprache," erwiderte Don Pedro de Velasco, der Großkonnetabel von Kastilien; „dennoch seid Ihr weder von adeliger Geburt, noch überhaupt ein Spanier, sondern, wie wir hören, der Sohn eines Webers aus Genua."

„Das leugne ich nicht," sagte Colon mit Würde, „allein Gott, der in die Herzen sieht, erkürt sich sein Werkzeug oft in den Kreisen der Niedriggeborenen. Mich hat er sichtbarlich zu Höherem bestimmt, das ließ seine Gnade mich frühzeitig erkennen. Sein Wille war es, daß ich trotz der Armut meines Vaters einen Gönner fand, der mir Unterricht in Mathematik, Naturgeschichte und fremden Sprachen erteilen ließ. Laut seinem Ratschluß kam ich schon als vierzehnjähriger Knabe auf ein Schiff, und seitdem blieb das Meer mein vornehmlicher Aufenthalt. So lernte ich die uns bekannten Ozeane und die Navigation aus dem Grunde kennen."

„Und nun seid Ihr zu der Überzeugung gelangt, daß jenseits des westlichen Meeres weite, fremde Länder und Inseln liegen müßten," sprach Talavera, „deren Entdeckung Euch vorbehalten sei?"

„Um mir eine Bemerkung zu erlauben," warf Lucio Siculo ein, der an der Universität von Salamanca Professor der Dichtkunst und Sprachlehre war, „so ist Christoval Colon nicht der einzige, der das

Vorhandensein von Land jenseits des Atlantischen Ozeans für wahrscheinlich hält. Diese Hypothese ist in neuerer Zeit an vielen Orten der Gegenstand tiefen Nachdenkens gewesen."

„Schon die aufgeklärtesten Alten, zum Beispiel Seneca, Aristoteles und Strabo, glaubten dies," ließ sich Kardinal Mendoza vernehmen, den man wegen seines großen Einflusses bei Hofe „den andern König von Spanien" nannte.

„Das sind jedoch nur die Ansichten unwissender Heiden," sprach Bruder Bernardo, ein Dominikanermönch, dazwischen, „deren Behauptungen leicht so trügerisch sein könnten wie ihr Glaube."

„Die Seefahrten der letzten Jahrzehnte", entgegnete Mendoza, „haben schon mehrere Geheimnisse ferner Meere aufgedeckt, und nach dem Willen Gottes sind neue Gegenden ans Licht getreten, an die bisher kein Mensch gedacht hatte."

„Spaniens Nachbarn, die Portugiesen," sprach Christoval Colon, durch diese Worte ermutigt, „haben den Sternwinkelmesser erfunden und die Neigungsfähigkeit des Magnets festgestellt — zwei für die Schiffahrt sehr wichtige Entdeckungen, die man sich denn auch in den letzten Jahren in ausgedehntem Maße zunutze gemacht hat. Die Portugiesen sind bis Kap Verde vorgedrungen und haben vor fünf Jahren erst die äußerste Südspitze Afrikas umfahren. Damit war die lang gesuchte Durchfahrt nach Ostindien gefunden."

„Ich glaube doch wohl," bemerkte Don Guiterre von Toledo, ein Vetter des Königs, „wir Spanier sind auch nicht müßig gewesen. Jedenfalls hat Portugal, von dem Ihr nun so viel Rühmliches sagt, Euch abschlägig beschieden."

„Das ist wahr," antwortete Colon. „Man hat mir in Portugal Hindernisse aller Art und Kränkungen bereitet. Doch daß man meinen Vorschlag nicht für belanglos hielt, zeigt sich daran, daß man insgeheim versuchte, davon Gebrauch zu machen. Ich habe, als ich davon Kunde erhielt, Portugal verlassen und mich hierher gewandt, wo es mir nach sechsjährigen Bemühungen endlich gelungen ist, das Interesse der glorreichen Königin Isabella für meinen Plan zu gewinnen. Wenn Ihr von Spaniens Seeunternehmungen sprecht, so bin ich der letzte, sie zu verkennen; allein Portugal droht Euch den Vorrang abzulaufen. Schon hat es sich das ganze Feld der Entdeckungen und Handelsrechte an der westlichen Küste Afrikas vertraglich sichergestellt, und wenn Spanien, das also nach Süden hin keine Forschungsreisen machen darf, sich nicht beeilt, die bisher unentdeckten Weltgegenden des Westens an sich zu bringen, so kann es auch nach dieser Seite hin leicht zu spät kommen."

„Indessen sind all die Gründe, die Ihr für Eure Mutmaßung anführt, kaum von Bedeutung," sprach Talavera. „Ihr sprecht von fremden Kräutern, von fremden Schilfarten, die das Meer an die Westküste der Azorischen Inseln getrieben habe. Ihr erzählt auch von Leichen einer unbekannten Menschenrasse, welche das Meer dort ausgeworfen habe. Aber wir haben weder jene Gewächse noch jene Menschenkörper gesehen, und wenn wir Euch auch in diesem Punkte vollen Glauben schenken, so sind diese Anzeichen doch zu unbestimmt, um eine Gewähr dafür zu geben, daß der König, wenn er Euch die Gelder einer solchen Seefahrt bewilligte, dabei auf seine Kosten kommen würde."

„Eure Ausführungen," versetzte Colon mit Entschiedenheit, „lassen mir wenig Hoffnung. Ihr wißt, ich habe geduldig gewartet, doch nun muß ich durchaus darauf dringen, Gewißheit zu haben. Die Jahre verfließen, und ich werde älter. Mein Haar wird bleich, meine Kräfte erlahmen. Nichts tötet sicherer, als lange Ungewißheit, banges Warten. Der hochweise Rat von Salamanca möge diesem Zustand ein Ende machen, damit ich weiß, welche Schritte ich fernerhin zu tun habe. Was die Kosten anbetrifft, von denen Ihr sprecht, so werden die Schätze Indiens, dessen Westküsten ich für Spanien erschließen will, die verhältnismäßig geringen Ausgaben hundertfältig wettmachen."

„Ihr seid ein Phantast," erwiderte Diego de Merla, der Beisitzer des höchsten Gerichts von Sevilla, „nur schade, daß Euren goldenen Verheißungen der Boden der Wirklichkeit fehlt."

„Doch nicht allein um die Kosten," fuhr Colon unbeirrt durch diesen Zwischenruf fort, „und um deren Ersatz handelt es sich hier, nicht allein bereichern wollen wir uns, nein, wir wollen Heil und Segen in diese fernen Länder tragen, ich will den wilden Menschen das Kreuz, die Religion Christi bringen. Und eurem Lande, ihr Herren, soll der Ruhm gebühren, eine neue Welt dem einzig wahren Glauben gewonnen zu haben. Dazu, das fühle ich in mir, hat Gott mich bestimmt."

„Es könnte dann," bemerkte der Geheimschreiber Zurita mit spöttischem Lächeln, „Euer Name von einer geheimnisvollen Vorbedeutung sein. Colon oder Kolumbus heißt der Täuberich. Ihr wäret also das Täubchen, das den Ölzweig und das Weihwasser übers Weltmeer trägt, gleich der Taube Noahs dem Heidenvolk Frieden und Glauben zu bringen, nachdem es so lange gewissermaßen in der Arche der Finsternis und des Unglaubens gefangen gewesen."

Auf fast allen Gesichtern zeigte sich bei dieser Bemerkung, die Zurita für sehr witzig hielt, der Ausdruck des Spottes und der Schadenfreude; nur einige empfanden noch Mitleid mit diesem Abenteurer, der

mit dem ganzen Glauben einer frommen und überzeugungstreuen Natur an seinen Phantasien hing.

„Es ist und bleibt eine waghalsige Unternehmung," ließ sich Marquis von Denia hören, indem er geringschätzig die breite Unterlippe vorstreckte. „Es ist nicht anzunehmen, daß sie wirklich Erfolg haben könnte, und sollte sie gegen alle Erwartung glücken, so würde dadurch alles auf den Kopf gestellt. Wer weiß, welche Folgen eine so tiefgreifende Neuerung haben könnte, und ob es da nicht viel segensreicher für die Welt wäre, beim Alten zu bleiben und nicht die Hände frevelhaft auszustrecken nach Dingen, die Gott uns vorenthalten. Wäre es der Wille des Herrn, daß wir Kenntnis hätten von den fremden Ländern, die dieser Mann auffinden will, dann hätte er uns schon längst einen Fingerzeig gegeben. Jahrtausende aber hat er verstreichen lassen, ohne dies zu tun. Maßen wir uns nicht an, seinen Absichten vorzugreifen!"

Mehrere der Herren nickten schweigend. Andere rieben sich befriedigt die Hände, und man sah, daß hiermit die Angelegenheit für sie erledigt sei. Christoval Colon legte die Hände auf die Brust. Die Finger gruben sich in den roten Samt seines Mantels. Sein Gesicht verzerrte sich, als wenn er einen tiefen Schmerz in der Brust empfände. Doch nur auf einen Augenblick, dann sah er wieder gefaßt und ruhig auf Talavera, der sich jetzt erhob und inmitten eines eisigen Schweigens die Worte sprach:

„Ihr fordert, den Beschluß des Rats von Salamanca zu hören. Vernehmt ihn denn! Wir erklären Euern Plan für eitel und unausführbar und die Gründe, die Ihr für ihn ins Feld führt, zu wenig stichhaltig, um eine Unterstützung seitens der Regierung zu befürworten."

Die große Milde, die diesem geistlichen Herrn innewohnte, vermochte gleichwohl nicht die herbe Wirkung seines Urteils abzuschwächen. Colon, der nach dem Verlauf der Unterhandlung nichts anders erwartet hatte, bot alle seine Kraft auf, um unter diesem neuen Schicksalsschlage nicht zusammenzubrechen. Fast hörte er nicht mehr die Worte, die Kardinal Mendoza diesem Ratsspruch hinzufügte — ein welterfahrener Mann, der im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Standesgenossen über viele Vorurteile jenes Zeitalters erhaben war:

„Doch schließen nicht alle Mitglieder dieser Versammlung sich der eben verkündeten Meinung an, und eben weil keine Einstimmigkeit erzielt werden konnte, hat die Sache sich so sehr verzögert. Ich für meine Person bin vielmehr der Überzeugung, der Plan Christoval Colons läßt sich sehr wohl ausführen, und ich würde es tief beklagen, wenn er nun Spanien verließe und einen andern Hof dafür gewänne."

„Dies ist auch meine Meinung," setzte Pedro Velasco bei.

Colon warf diesen beiden Männern einen fast dankbaren Blick zu. Er wandte sich schon zum Gehen, als Don Guiterre, der Vetter des Königs, sich erhob.

„Dieser Beschluß des Rats von Salamanca", verkündete er, „ist dem König und der Königin unterbreitet worden, und Ihre Majestäten haben mir befohlen, Euch, Christoval Colon, mitzuteilen, daß sie jetzt zu sehr mit den Sorgen des Krieges gegen die Mauren beschäftigt sind, um auf Eure Pläne einzugehen. Wenn dieser Krieg beendet sein wird, so ließe sich vielleicht Zeit und Neigung finden, mit Euch zu unterhandeln."

„Ihr meint, ich solle nochmals warten, um schließlich wiederum abgewiesen zu werden?" versetzte Colon. „Nein, ihr Herren! Ich habe mein Leben bisher an diese große Aufgabe gesetzt, ich habe das Vermögen, das ich mir als Seefahrer erworben, daran geopfert; doch das alles soll mich nicht entmutigen. Gott, der mich berufen hat, wird mir weiterhelfen."

Er sprach diese Worte so fest und im Tone einer so unerschütterlichen Überzeugung, daß selbst die ärgsten Zweifler an die Ehrlichkeit seiner Gesinnung glauben mußten. Der Hauch des Genius hatte in diesem Augenblick die Heimatstätte trockener, selbstbewußter Gelehrsamkeit und starrer Formeln durchschwebt, hatte die dünkelhaften, satten Gesichter der Priester und Professoren gestreift, deren Namen, so hochmütig sie auch dreinschauten, nach ihrem Tode niemand mehr kannte. Und jener Mann, der sich nun in den Mantel hüllte und den Saal verließ, begleitet von geringschätzigen Blicken und allenfalls von jenem Mitleid, welches man den Unglücklichen widmet, an deren gesundem Verstande man zweifelt? Alle Welt nennt ihn noch heute mit Ehrfurcht und Bewunderung, Städte, ja ganze Länder tragen seinen Namen, Denkmäler bewahren seine Erscheinung. Das Andenken an Christoval Colon, wie die Spanier ihn nannten, an Christoph Kolumbus, wie wir ihn nennen, wird in alle Ewigkeit nicht erlöschen.

❖❖❖

Zweites Kapitel.

Christoph und seine Brüder.

In einem engen Zimmer, dessen kahle Wände und nackter Boden keinen andern Zierat aufwiesen, als ein paar selbstgezeichnete Landkarten, nautische Instrumente und Schiffsutensilien, saßen zwei Männer und ein Knabe. Eine auffallende Ähnlichkeit mit Christoval Colon kennzeichnete sie als dessen nahe Anverwandte. Der ältere der beiden Männer neigte sich über ein Blatt Pergament, auf welchem er

mit Zirkel, Tinte und Feder eine Meeresgegend mit ihren Fahrstraßen, Riffen, Strömungen und Küsten darstellte. Der jüngere sah ihm ein Weilchen zu, doch mit geteilter Aufmerksamkeit. Der Knabe, der elf Jahre alt sein mochte, spielte auf der Diele mit dem Modell eines Segelschiffes.

„Wie du nur so ruhig sitzen und diese Arbeit mit aller Genauigkeit vollenden kannst, Bartolomeo!" rief der jüngere, indem er aufsprang und hin und her schritt. Lange Locken hingen ihm wirr über die Stirn und in den Nacken; seine Gestalt war schlank, fast hager, und in seinen Augen lag ein unsteter Glanz, der bald in flackernder Freude aufglühte, bald in düsterer Schwermut erlosch.

Der ältere hielt inne und legte bedächtig die Feder neben das Pergament. Er war breit und untersetzt; sein kurzer, starker Nacken, seine wuchtigen Schultern, seine hohe, stämmige Brust verrieten eine ungewöhnliche Kraft. Haar und Bart trug er gestutzt, was ihm ein nüchternes Aussehen verlieh, obwohl seine hohe Stirn und der klare Blick seiner großen, stillen Augen Intelligenz verrieten.

„Das ist die beste Beschäftigung für Leute, die sich über eine tote Stunde hinweghelfen wollen," antwortete er. „Wenn ich mich nicht dazu zwänge, so würde ich zwar nicht gleich dir diesen engen Käfig durchmessen und an die fühllosen Wände meine Seufzer vergeuden, aber ich würde hinausstürmen, Jacopo, und meine Unruhe in ein paar Kannen Weins versenken, was bei dem schmalen Stande unserer Kasse ein unverzeihlicher Leichtsinn wäre."

„Gib acht, es hat ein Ende!" rief Jacopo. „Vielleicht rüsten wir morgen schon zur Ausfahrt. Sie haben gewiß Christoval nicht so lange warten lassen, um ihn nun abzuweisen.

„Schau auf die Straße!" versetzte Bartolomeo, den Kopf schüttelnd. „Eine Schar Bewaffneter zieht vorüber. Sie singen ein Kampflied gegen die Mauren. Tritt unter diese Leute und frage sie, ob sie dir helfen wollen, ein neues Land jenseits des Meeres zu entdecken. Entweder beachten sie dich gar nicht oder sie schleppen dich ins Tollhaus. Hier hat man jetzt andere Gedanken, und wie das Volk denkt, so wird auch der König denken. Er will die Mauren aus Spanien verjagen, da fragt er wenig nach Dingen, die, wie viele kluge Leute sagen, nur in unsern überhitzten Köpfen spuken."

„Ja, du hast recht," seufzte Jacopo und warf sich in einen Stuhl, während er beide Hände über seinen Scheitel preßte, „es gibt noch immer Menschen, die unsere Zuversicht nicht teilen. Und du meinst, Christoval erreicht abermals nichts?"

„Ich will mir diese Frage nicht vorlegen," versetzte Bartolomeo.

„Wozu sich den Kopf zerbrechen? Er wird in kurzem hier sein. Wir erfahren es früh genug."

„O, wenn unsere Hoffnung wieder vereitelt würde!" rief Jacopo. „Ich überlebe es nicht! Dieses ewige Zagen und Warten geht über meine Kräfte. Diego!" wandte er sich an den Knaben, der vor ihm saß, „wirf dieses Spielzeug weg! Es ist ein gefährlich Ding! Besser, du lernst nie etwas kennen von Schiffen und Meeresfahrt!"

Der Knabe sah auf und schlang beide Arme um das Holzschiff, als fürchtete er, daß man es ihm nehmen wolle.

„Der Vater hat es mir gezimmert," antwortete er. „Er hat mir gesagt, wenn ich groß genug bin, nimmt er mich mit auf sein Schiff, dann soll ich eine weite, weite Reise machen. Bin ich bald groß genug, Onkel Bartolo?"

Bartolomeo nickte.

„Bald, bald, Diego," sagte er und kniete neben ihm nieder, um mit flinken, geschickten Fingern ein paar losgebrochene Stangen festzumachen. „Laß dem Jungen sein Vergnügen, Jacopo. Du schwankst eben immer zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her. Sei Meister über deine Stimmungen! Wie willst du uns helfen bei unserem Werke, wenn du dich so von den Regungen eines jeden Augenblicks übermannen läßt!"

Darauf setzte er sich wieder an seine Arbeit und zeichnete schweigend und angelegentlich. Diego spielte mit seinem Schiffe, faltete die Segel zusammen und knüpfte sie los, wickelte die Rollen von Tauwerk auf und nahm die kleinen, aus Holz geschnitzten Matrosen aus den Strickleitern und von den Ruderbänken. Dann hob er die Planken auf, steckte die Finger in den Rumpf und zog allerlei zierlich hergerichtete Bagage hervor: Fässer und Ballen, Kisten und Bündel. Er legte die Sächelchen sauber nebeneinander, bis nichts mehr im Innern des Schiffes war.

„Onkel Bartolo," sagte er, „jetzt verlade ich alles, spanne die Segel aus, setze die Matrosen auf ihre Plätze, rolle den Anker auf, und dann kann die Fahrt beginnen, nicht wahr?"

„Ha, Knabe," rief Jacopo, „möchtest du uns ein Prophet sein!"

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und Christoval Colon trat zu seinen Brüdern herein. Sie standen beide auf und eilten zu ihm. Ein Blick in sein düsteres Antlitz sagte ihnen alles. Jacopo sank mit einem Aufschrei in den Stuhl zurück und ließ den Kopf auf die Tischplatte fallen. Bartolomeo stemmte beide Fäuste auf die Lehne seines Sitzes, der unter dem kraftvollen Druck knarrte.

„Wieder nichts?" stieß er hervor.

„Nichts!" antwortete Christoval. Dann fiel sein Blick auf den

spielenden Knaben, der sich in seiner Beschäftigung nicht stören ließ. „Du hast die Segel falsch befestigt, Diego!" sagte er ganz ruhig. „Das kleine dort gehört an die Spitze des Hauptmastes über das große." Mit diesen Worten setzte er sich zu ihm und zeigte ihm, wie es richtig sei.

Es war Abend, der Knabe schlief, und die drei Brüder saßen stumm beisammen, ein jeder seinen Gedanken nachhängend. Jacopo war der erste, der das Schweigen brach.

„Ich tue nicht mehr mit," sagte er. „Christoval, all deine Pläne, all deine großen Ideen sind nur dazu bestimmt, uns Unglück zu bringen. Was soll man anders denken, da du auch jetzt nicht vermocht hast, deine Sache zum Siege zu führen? Ich gehe nun meinen eigenen Weg. Entweder ich bewerbe mich um einen Offiziersposten im Heere, oder ich trete in ein Kloster, um der Welt und all ihren Enttäuschungen zu entsagen".

„Das wäre für dich das beste, du Schwächling!" rief Bartolomeo fast zornig.

„Was schiltst du mich?" entgegnete Jacopo. „Bleibt denn eine andere Wahl? Unser Geld ist erschöpft, nun drohen auch unsere Kräfte zu erlahmen."

„Du hast ja nie welche gehabt," warf Bartolomeo hin.

„Laß ihn, Bruder," fiel Christoval ein. „Ich selbst wollte euch beiden den Vorschlag machen, den Jacopo ausgesprochen hat. Meine größte Hoffnung ist fehlgeschlagen, mein bester Trumpf ist ausgespielt, und ich habe die Partie verloren. Fürder mag ich euch beide nicht an meinen Unstern ketten; auch weiß ich wahrlich nicht, was ich nun beginnen soll. Unsere Mittel sind verbraucht und ich weiß keinen Weg, euch zurückzuerstatten, was ihr beide mir geopfert habt. Jacopo will zum Heere des Königs treten; er wird dort sein Brot finden. Du, Bartolomeo, hast dir einen Ruf als Kartograph erworben, du wirst auch dein Fortkommen haben. Ich aber vermag nicht derlei Frondienste zu verrichten. Mein göttlicher Beruf brennt in meiner Seele gleich einem heiligen Feuer und läßt mir keine Tatkraft zu andern Arbeiten. Mit weit weniger Zuversicht, als ich gegen Spanien hegte, werde ich mich jetzt nach Frankreich wenden. Doch Gott wird mir helfen, das weiß ich, solange ich dem Rufe treu bleibe, den er an mich ergehen ließ. Drum geht ihr beide und sucht euer Glück, ein jeder für sich. Mich aber laßt allein meines Weges ziehen; denn ich sage euch, eher will ich Hungers sterben, als daß ich auch nur eine Stunde andern Zwecken weihe, als der Erreichung meines Lebenszieles!"

„Auch wir werden dies nicht außer acht lassen!" rief Bartolomeo. „Gut, geh du nach Frankreich. Ich gehe nach England. Ich weiß,

dort gibt es viele reiche Reeder, vielleicht gelingt es mir, einen Geldmann zu finden!"

„Und ich bleibe in Spanien," setzte Jacopo hinzu, von Bartolomeos Eifer schon wieder neu beseelt. „Tritt hier eine günstige Wendung in der Stimmung des Hofes ein, so lasse ich es dich wissen, Christoval. Ich werde ohne Unterlaß für deine Ideen wirken und keine Gelegenheit versäumen, dir zu nützen."

Mit solchen Worten trennten sie sich für diesen Abend, und am andern Morgen nahmen die drei Brüder voneinander Abschied.

✣✣✣

Drittes Kapitel.

Im Kloster La Rabida.

Kolumbus trat die Reise nach Frankreich an. Sechs mühevolle Jahre hatte er sich in Spanien um den Beistand des Königs und der Edeln beworben, und in letzter Zeit, als seine Ideen und Pläne allgemein bekannt wurden, erntete er viel Verachtung, Spott und Hohn; denn die große Masse hielt ihn für einen Idioten oder gar für einen gewissenlosen Abenteurer, dem es nur darum zu tun war, Geld an sich zu bringen. All dies hatte er geduldig hingenommen, immer wieder getragen von der Hoffnung, daß die Fürsprache einiger Gönner, die ihm treu geblieben waren, schließlich doch den Sieg über seine Feinde erringen werde. Bittschrift auf Bittschrift hatte er an den Hof gerichtet, jeden Strahl von Hoffnung, so schwach er auch gewesen, mit Eifer und Freude erfaßt und jede Enttäuschung mit jener Standhaftigkeit überwunden, die das Eigentum nur der erhabensten Seelen ist. Nun aber schien der Mut selbst dieses außerordentlichen Mannes zu brechen, als er allein, verlassen und verstoßen, aller irdischen Hilfsmittel bar, seiner Straße zog. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und es überkam ihn eine jener furchtbaren Stimmungen, in denen sich die Leiden der Vergangenheit in schmerzlichster Erinnerung in der Seele zusammendrängen und das Gefühl erwecken, als könne auch die Zukunft nichts anderes als Leid und Schmerz enthalten. Die Zeit, die er in Spanien nun verloren hatte, bedünkte ihn ein Schmachfleck in seinem Leben zu sein, und dabei mußte er noch damit rechnen, daß es ihm in Frankreich vielleicht ebenso ergehen würde. Das bedrückte ihn um so schwerer, als er sich nicht mehr jung fühlte. Er stand an der Schwelle des Alters; die besten Mannesjahre waren verflossen, der stete Kampf um seine Idee, die Fülle der Fehlschläge und der ewige Wider-

streit von Zuversicht und Enttäuschung hatten ihn mürbe gemacht, wie sehr, das fühlte er erst in diesem Augenblick der Trostlosigkeit, da sonst seine Beharrlichkeit ihn immer noch aufrechtgehalten.

Doch auch an diesem ersten Tage schwersten Leides schlug er sich immer wieder an die Brust und rief: „Es lebt ein weiser, gnädiger, gerechter Gott, auf ihn setze ich mein Vertrauen. Solange er mich auch warten läßt, er wird mich zum Ziele führen! Die schwere Aufgabe erfordert eine lange Prüfung."

Mit diesem Gedanken gewann er die Fassung wieder und beschloß, mannhaft auszuharren und weiterzukämpfen. Er verhehlte sich nicht, welche Schwierigkeiten sich ihm in Frankreich entgegentürmen würden, da er dort ganz von vorn beginnen mußte. Was er in Spanien geleistet, das war ja nun vergeblich gewesen, und ihm war es nicht vergönnt, weiterzubauen auf dem bereits Begonnenen; für ihn hieß es, genau dieselbe Riesenarbeit noch einmal zu bewältigen, die hier in Spanien seine besten Kräfte schon verzehrt hatte. Ja noch mehr! In Spanien hatte er schon einflußreiche Gönner gewonnen, in Frankreich war er ein Namenloser, ein Habenichts, der, wenn sein Mißerfolg an den Höfen von Portugal und Kastilien ruchbar wurde, gewiß von vornherein nur auf Mißtrauen, auf Geringschätzung rechnen durfte.

In dieser Stimmung wäre er unempfindlich gegen Hunger und Kälte gewesen, wenn er nicht seinen Sohn bei sich gehabt hätte, der den Strapazen einer solchen Reise noch nicht gewachsen war. Er kam denn auch nur langsam vorwärts. Da überdies die Hitze groß und die Straßen staubig waren, so mußte er auch den Maultieren viel Ruhe gönnen. Durch Portugal zu reisen, um dort die Küste zu erreichen und sich nach Frankreich einzuschiffen, widerstrebte ihm; denn der bloße Gedanke an dieses Land, wo er noch schimpflicher behandelt worden war als in Spanien, schmerzte ihn. Nordwärts schnitt der Wall der Pyrenäen, die um jene Zeit ganz unzugänglich waren, ihm den Weg ab. So blieb ihm nichts weiter übrig, als in südlicher Richtung auf Gibraltar oder Cadix zu wandern, um von dort aus zur See nach Frankreich zu gelangen.

Volle drei Wochen dauerte es, ehe er sich dem Ziele seiner Reise näherte. Sein Sohn begann zu kränkeln, und Colon mußte fürchten, zu noch längerem Aufenthalt gezwungen zu sein. Ja der Zustand des Knaben verschlimmerte sich derart, daß der Vater überhaupt die Seefahrt aufzuschieben gesonnen war, so schwer ihn dies ankam. Als er nicht weit von der Südwestküste Spaniens entfernt war, machte er am Wegesrande Rast, bettete den kleinen Diego im weichen Grase und setzte sich an seiner Seite nieder. Da vernahm er Hufschläge, und in

der Hoffnung, ein Wagen käme, den er zur Weiterfahrt benutzen könnte, sah er auf. Allein es war ein einzelner Reiter, anscheinend ein Edelmann, der auf feurigem Rosse wild einherjagte und, ohne die Wanderer zu bemerken, gleich einer Windsbraut vorüberbrauste. Im nächsten Augenblick war er in einer Wolke von Staub verschwunden.

So flüchtig die Begegnung auch gewesen war, so glaubte Kolumbus doch, daß dieser junge, elegante Herr ihm nicht fremd sei. Er mußte ihn irgendwo, jedenfalls bei Hofe, schon einmal gesehen haben. Doch er sann vergeblich darüber nach und wandte bald seine Gedanken wieder ernsteren Dingen zu.

Dennoch hatte er recht gesehen. Der Reiter war ihm bekannt. Don Luis von Bobadilla war einer der reichsten jungen Edelleute am spanischen Hofe, ein toller Brausekopf, der für alles, was Wagnis hieß, Feuer und Flamme war und daher zu den stillen Bewunderern Colons gehörte. Hätte Don Luis den am Wege rastenden Pilgrim erkannt, er würde vom Pferde gestiegen sein und sich des Vaters und des Sohnes angenommen haben. So aber blieb ihnen beiden nichts weiter übrig, als den Reitersmann um die Geschwindigkeit zu beneiden, mit der er die Mühsal des Weges überwand.

Don Luis ritt nicht mehr weit, dann hielt er sein Pferd vor der Pforte eines Klosters an, dessen trauliches Gemäuer aus dem Grün eines umfangreichen Gartens hervorlugte. Er führte sein Tier am Zügel hinein, band es an einen Baum und trat in das Haus. Dort erfuhr er, daß der Abt, nach dem er fragte, im Garten sei und seine Vögel füttere. Er schritt, wie jemand, der hier genau Bescheid wußte, mitten über den Rasen und durch die Gebüsche, bis er an eine lauschige Ecke kam, wo inmitten von Sträuchern ein hölzernes Häuschen stand. Das Gackern von Hühnern, das Girren von Tauben, das Zwitschern von Sperlingen und Waldvögeln, das Schnattern von Gänsen und Enten ließ sich vernehmen. Don Luis blieb stehen und sah wenige Schritte vor sich einen alten Herrn auf einem Schemel sitzen, der einer unzählbaren Schar von allerlei Federvieh Körner und Brotkrumen zuwarf. Die Tiere umschwirrten ihn in buntem Gedränge, die Hühner und Enten liefen zwischen seinen Beinen hin und her, die kleineren Vögel flatterten um ihn herum, setzten sich auf seine Schultern und nahmen das Futter aus seiner Hand. Das Köpfchen auf den biegsamen Hälsen schaukelnd, tänzelten die Tauben hin und her, die Hühner liefen hastig auf und ab, mit Gier die Körner pickend.

Während der Abt immer wieder die Hand in den Futtersack steckte, brummte er sein Abendgebet: »Pater noster, qui es in coelis, sanctificetur nomen tuum . . .« Er unterbrach sich, indem er mit der

Linken ein Huhn zurückscheuchte, das sich mit besonderem Ungestüm Bahn brach und den kleineren mit wunderbarem Geschick jedes Körnchen wegschnappte. „Sei nicht gar so gefräßig, du Nimmersatt! Wahrlich, du solltest mir morgen in den Topf wandern für deine Gierigkeit, wenn du nicht schon zu zähe wärest." Darauf fuhr er fort: »Fiat voluntas tua sicut in coelo et in terra.«

Zwei Hände legten sich von hinten über sein Gesicht, und als er einen leichten Schrei des Erschreckens ausstieß, erklang ein jugendlich frohes Lachen.

„Das ist doch gewiß niemand anders als Luis, der Tollkopf," sprach der Abt und schob die beiden Hände mit vergnügtem Schmunzeln von sich.

„Ja, er ist's, heiliger Vater!" antwortete der junge Mann und trat vor ihn, indem er seine Rechte ergriff und sie mit einer ehrfürchtigen Verneigung küßte. „Ich hatte so große Sehnsucht, Euch wiederzusehen."

„So, so?" entgegnete der Mönch und richtete einen prüfenden Blick auf seinen jungen Freund. „Bedarfst du wieder der Absolution nach allen möglichen Narrenstreichen? Oder hat dich die Reiselust abermals fortgetrieben?"

„Das war es, mein Vater, Ihr kennt ja meine Schwäche," sagte der Edelmann. „Es hielt mich wieder mal nicht daheim. Hinaus mußte ich in die Weite — ein paar Pferde totreiten — nur fort! nur fort! Doch, ach, schon haben diese Reisen nicht den Reiz mehr für mich wie früher. Immer nur auf den Chausseen entlangjagen — höchstens mal mit ein paar Landstreichern ein kleines Scharmützel bestehen — allenfalls sich ein paar Wölfe vom Halse halten — es ist stets dasselbe. Wie gern möchte ich mal auf die See hinaus — in unbekannte Länder — über unermeßliche Meere! Da fällt mir ein — wißt Ihr schon das Neueste, heiliger Vater? Ihre Majestäten haben den Vorschlag Christoval Colons, eine neue Welt zu entdecken, nun zu guter Letzt doch zurückgewiesen."

„Der Mann tut mir leid," sagte der Abt, den Kopf schüttelnd. „So viele Jahre haben sie ihn hingezogen, ihm Aussicht gemacht, ihn festgehalten. Wenn sie ihn doch abweisen wollten, so konnten sie das schon ein paar Jahre früher tun. Wie heißt es im Buch Jesus Sirach? Verzögerte Hoffnung macht das Herz krank."

„Man sagt, er wolle nach Frankreich gehen," sprach Luis. „Bedenkt, heiliger Vater, dieser Colon behauptet, die Erde sei eine Kugel, und indem er stetig gen Westen segle, würde er zuletzt nach Osten kommen. Ist das nicht Wahnwitz?"

„Ich sehe es nicht in diesem Lichte," erwiderte der Abt, indem er eine Orange vom nahen Baume brach. „Sieh, oftmals habe ich vom

Fenster meiner Stube sinnend aufs Meer hinausgeschaut, und wenn ich ein Schiff kommen sah, so wunderte ich mich, daß man stets zuerst die Spitzen der Mastbäume, dann diese selbst, zuletzt den Rumpf erblickt. Wäre die Erde eine ebene Fläche, die wie eine Scheibe im Wasser schwimmt, so müßte doch wohl das Schiff gleich in seiner vollen Größe sichtbar werden. Nehmen wir nun aber an, die Erde habe Kugelform, dann —" und er zog mit dem Finger einen Strich um die Orange herum, „müßte man allerdings bei einer Fahrt in immer der gleichen Richtung schließlich wieder zum Ausgangspunkt zurückkehren, das heißt sich nach Westen entfernen und von Osten wiederkommen können."

Wenn Ihr die Frucht nicht mehr braucht, heiliger Vater, so gebt sie mir, denn mich dürstet," rief Luis lachend. „Ich muß gestehen, diese Auseinandersetzungen, diese Klügeleien sind nichts für meinen Kopf. Mein Vater hatte recht, als er mir sagte, Studieren und Lernen sei keine Beschäftigung, die sich für einen Edelmann geziemt. Das Schwert führen, ein Pferd reiten — das sagt mir zu. Doch sei dem, wie ihm wolle, sei die Erde rund oder eben — ich wünschte, dieser Colon machte seine Fahrt dennoch und nähme mich mit. Das wäre ein Abenteuer nach meinem Herzen."

„Und wo geht die Sonne hin, wenn sie des Abends versinkt?" fuhr der Abt fort, wie mit sich selbst sprechend. „Taucht sie in das endlose Meer, das rings die darin schwimmende Erde umgeben soll? Oder wandert sie vielleicht nach Ländern, die auf jener andern Seite der Kugel gelegen sind, um den dort lebenden Menschen nach Gottes Willen die gleichen Wohltaten wie uns zu spenden?"

„Wie? Ihr meint hier zu unsern Füßen lebten auch Menschen?" rief Luis. „Sie müßten ja mit dem Kopf nach unten herumlaufen. Das ist doch nicht gut denkbar."

Der Abt hielt die Orange empor und rief, fast eifrig: „Ei, so sieh doch her! Was ist bei dieser Kugel oben, was unten? Hier leben wir, hier jene — dreh ich das Ding so herum, so müßten wir den Kopf nach unten haben. Und die schon bekannten Erdteile würden auf dieser Kugel einen großen Raum beanspruchen. Es ist aber festgestellt, daß auf den drei Erdteilen, von denen wir wissen, Menschen leben — also hier etwa. Hat man je gehört, sie seien heruntergepurzelt mitten in die Luft hinein? Doch genug! Da hast du die Orange. Diese kleine Erde wird dir nicht so schwer im Magen liegen, wie mir all diese Betrachtungen oft schon den Kopf gemacht haben."

Er stand seufzend auf, trieb seine Vögel in die Käfige, verschloß die einzelnen Häuschen und wandte sich dann dem Kloster zu. Don Luis folgte ihm schweigend.

„Ja, wahrlich, es tut mir leid um diesen Colon!“ murmelte der Abt vor sich hin. „Der himmlische Vater gebe ihm Kraft, sein schweres Los zu tragen!“

Sie kamen in die Nähe des Portals, das durch die hohe, breite Umfassungsmauer führte, und sahen einen Mann draußen stehen, der zwei Maultiere am Zaume hielt. Auf dem einen lehnte, durch Kissen und Säcke gestützt, ein anscheinend erschöpfter Knabe. Als der Mann den Mönch und den Edelherrn im Klostergarten erblickte, rief er sie an und bat um Einlaß für sich und seinen kranken Sohn. Der Abt eilte hinzu.

„Tretet ein, wer Ihr auch sein mögt!“ sprach er. „Die Pforten dieses Hauses stehen jedem offen, der in Not ist. Laßt mich Euch helfen, Fremdling,“ fuhr er fort, als sie das Haustor erreicht hatten. „Wir wollen den Knaben hinauftragen, denn er scheint mir zu schwach, um noch selbst die Treppen zu ersteigen.“

„Das ist er auch,“ antwortete der Reisende. „Ich komme von weit her, und nun ist das Kind am Ende seiner Kräfte. Gott verzeihe mir's, daß ich darüber auf einen Augenblick ungehalten war; denn ich muß nun davon absehen weiterzureisen und seine Genesung abwarten! Doch wir müssen uns in den Willen des Allmächtigen fügen, er weiß am besten, was uns frommt und nottut.“

„Ihr sprecht wie ein rechter Christ, so dies Euers Herzens aufrichtige Meinung ist,“ sprach der Abt. „Wir werden das Kind zu Bett bringen, und Bruder Sebastian, der in der Heilkunde einige Erfahrung besitzt, soll sich seiner annehmen.“

Am Abend saßen die drei, der Abt, der junge Edelherr und der Fremde beim Abendbrot. Der letztere war bedrückt und schweigsam und Juan Perez, der Vorsteher des Klosters, war viel zu feinfühlend, um diese Stimmung seines Gastes nicht zu achten. Erst als Don Luis, der kein Freund einer stummen Tafelrunde war und sich alle Mühe gab, ein Gespräch im Gange zu halten, auf die neuesten Tagesereignisse zu sprechen kam, hob der Reisende den Kopf und fragte: „Und könnt Ihr mir sagen, junger Herr, welchen Verlauf der Krieg gegen die Mauren bisher genommen hat? Ich bin auf einsamen Wegen hierher gekommen und habe noch nichts davon gehört.“

„Einen unerwartet günstigen Verlauf,“ antwortete Bobadilla. „Man spricht davon, daß Granāda sich nicht mehr lange halten wird. Täglich erwartet man die Nachricht vom endgültigen Siege Spaniens. Wahrlich, niemand hat gehofft, daß die Mauren so rasch und so völlig unterliegen würden.“

„Gott hat ein Wunder getan,“ rief der Fremde. „Es ist sein Wille, die Ungläubigen aus dieser Heimstätte des wahren Glaubens

zu vertreiben! O, möchte er dem Kriege ein rasches Ende bereiten! Wißt Ihr aus sicherer Quelle, was Ihr mir erzählt habt?"

„Aus sehr zuverlässiger Quelle, Herr," warf Juan Perez ein. „Mein junger Freund stammt aus hohem Hause und geht bei Hofe aus und ein."

Der Fremde schwieg und richtete einen prüfenden Blick auf den jungen Edelmann. Dann faltete er die Hände und hob den Blick gen Himmel.

„O, heißer als irgendwer in diesem Lande sehne ich das Ende dieses Feldzugs herbei, den Sieg des Königs über seine Feinde. Vielleicht würde er durch dieses Glück ermutigt, den Blick über sein Land hinaus in die weite Ferne des Erdenrunds zu richten und Gott, der ihm so gnädig geholfen, dadurch zu danken, daß er Millionen fremder, wilder Menschen, die die unbekannten Welten bevölkern, zu Kindern des Herrn zu machen beschließt!"

Er sprach diese Worte mit tiefer Inbrunst, mit tränenfeuchtem Auge und preßte in heftiger Gebärde die Hände ineinander. Der Abt fühlte sich von einem so innigen Gefühl seltsam ergriffen, während Don Luis verwunderte Blicke zwischen dem heiligen Vater und dem Fremden hin und her schweifen ließ.

„Wer seid Ihr, Herr?" fragte Juan Perez. „An Euerm Wesen an Eurer Sprache habe ich schon gemerkt, Ihr seid kein alltäglicher Reisender; doch Eure letzten Worte zwingen mir die Bitte auf die Lippen: Laßt mich Euern Namen wissen! Nur ein Mensch, der große Ziele vor Augen hat, vermag so wahres, hinreißendes Gefühl in seine Worte zu legen."

„Meinen Namen will ich auch hier nicht verleugnen," erwiderte der Reisende, „obwohl ich, wo immer ich auf meinem Weg hierher ihn nannte, mit Spott und Geringschätzung behandelt wurde. Ich bin Christoval Colon."

Ein Ruf des Erstaunens entfuhr dem Abt und dem jungen Manne. Beide sprangen auf, und während der Adelige sich über den Tisch hinüberlehnte und mit einem Blick unverhohlener Neugierde den Mann musterte, von dem in der letzten Zeit soviel bei Hofe gesprochen worden war, trat der Abt mit schlichter Herzlichkeit zu dem Verstoßenen und legte ihm mit väterlicher Gebärde, obwohl Colons Haar weißer war als das seine, beide Hände aufs Haupt.

„Ich habe vernommen, was dir widerfahren, und flehe des Himmels Trost und Beistand auf dich herab, du Vielgeprüfter," sprach er. „Mich dünkt aber, Gott selbst gebietet dir, Spanien noch nicht zu verlassen, indem er dich durch die Krankheit deines Sohnes zum Verweilen zwingt. Folge seinem Fingerzeig und warte, ehe du deinen Weg nach Frankreich fortsetzest!"

Colon seufzte tief. „Ich muß wohl warten," sprach er, „denn bevor mein Sohn nicht genesen ist, kann ich nicht weiterziehen. Habt Dank dafür, daß Ihr mir so lange Obdach gewähren wollt."

„Das geschieht mit Freuden, Don Christoval," antwortete Juan Perez, „und seid überzeugt', hier wird man Euch nicht mit Spott und Geringschätzung begegnen, sondern mit dem Mitgefühl, das man dem Unglücklichen schuldig ist, und mit der Achtung, die ein Mann verdient, der sein Leben an große Dinge setzt. Und wenn meine Worte Euch in Eurer tiefen Betrübnis zu trösten vermöchten," fuhr er fort, auf seinen Platz zurückkehrend, „so laßt mich Euch sagen, daß ich Eure Lage nicht für ganz hoffnungslos halte. Wir hörten eben, daß der Maurenkrieg bald beendet sein wird, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß nach einem so raschen und glücklichen Ausgang dieser Fehde der König sein Augenmerk gern andern Zielen zuwendet, daß er sich Eures großen, unsers christlichen Landes würdigen Vorhabens erinnern werde. Laßt mich hinzufügen, daß ich selbst, obschon nur ein bescheidener Abt, Euch gewisse Dienste zu leisten vermag, denn der Verwalter der kirchlichen Einkünfte, der Kardinal Sant' Angel, ist ein sehr naher Freund von mir. Auch dieser Herr hier, Don Luis von Bobadilla, kann Euch nützen, so jung er ist. Er hat Beziehungen zu den einflußreichsten Personen in der Umgebung des Königs. Wir werden beide die erste Gelegenheit benützen, ein Wort für Euch einzulegen."

„Das tu ich mit großer Freude," rief Don Luis aus. „Ich mache mir's nur zur Bedingung, daß Ihr mich mitnehmt, wenn Ihr Eure große Seefahrt antretet! Ja, Sennor, wie Ihr mich hier vor Euch seht, habe ich keine größere Sehnsucht, als solch eine Reise mitzumachen in Gegenden, die noch kein Mensch erschaute. Und wenn Ihr meinen Rat befolgen wollt, so wartet gar nicht erst auf das Ende des Krieges und auf den Beistand des Königs, tut Euch mit mir zusammen. Ich habe durch die Gnade Gottes so viel Geld, daß ich Euch zwei Karavellen ausrüsten kann. Als Entgelt verlange ich nur, als Passagier mitzugehen."

Christoval lächelte. „Liebwerte Herren, eure Worte tun mir unendlich wohl," sagte er, „und ich nehme eure Hilfe auch gern an, soweit sie euern Einfluß bei Hofe betrifft. Was Euern andern Vorschlag anbetrifft, Don Luis von Bobadilla, so kann davon keine Rede sein. Schlecht stände es mir an, einen jungen, unerfahrenen Mann zu einem so gewagten Unternehmen zu veranlassen, bei welchem er leicht all sein Vermögen verlieren könnte."

„Ihr habt recht gesprochen, Don Colon," sagte der Abt. „Doch dürft Ihr ihm seinen Vorschlag nicht verübeln, er kommt zum wenigsten von Herzen. Ich aber will Gott danken, daß er es so gefügt hat,

gehöre ich doch nicht zu denjenigen, die Euern Plan für phantastisch oder unausführbar halten. Ich habe mich in meinen freien Stunden gar viel mit den Mysterien der Himmels-, Meeres- und Erdkunde befaßt, und wenn ich mich auch bei weitem nicht mit Euerm Wissen, mit Euern Erfahrungen messen kann, da ich noch nie den Fuß auf ein Schiff gesetzt habe, so weiß ich dennoch Eure Idee vom wissenschaftlichen Standpunkt aus einigermaßen zu würdigen. Noch mehr natürlich vom kirchlichen Standpunkt, als Diener des Herrn, der ich bin. Daß Ihr die Religion Christi zu fernen, fremden Völkern tragen wollt, das ist ein erhabener Gedanke — nicht minder, daß Ihr aus den neuen Welten Gold und Reichtümer nach Spanien schaffen wollt, welche unsern König instand setzen sollen, einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes auszurüsten. Und deshalb vor allem danke ich Gott! Kein ander Land ist gleich dem unsern dazu berufen, eine solche Aufgabe zu erfüllen. Wir sind die Kämpfer Gottes, wir sind die Verteidiger der christlichen Religion, wir sind das Bollwerk Jesu gegen die Heiden. Über unser Reich hat sich die Hochflut der Ungläubigen ergossen, und nun hat der Herr uns aufgerufen, sie zurückzuwerfen und am weitern Vordringen in christliche Lande zu verhindern. Gelänge es Euch, die Länder zu finden, von deren Dasein Ihr überzeugt seid, und wären sie wirklich so reich und gesegnet, wie Ihr glaubt, so würde dies der beste Zeitpunkt sein, einen Kreuzzug ins Werk zu setzen, nachdem wir die Mauren aufs Haupt geschlagen. Nicht umsonst, liebwerter Herr, hat Gott Euch zu uns geschickt, nicht umsonst hält er Euch auch jetzt noch hier fest, nicht umsonst wendet er den Krieg zu unserm Heile, er wird nun auch den König erleuchten und Euren Plänen willfährig machen! Sein Wille ist es, daß wir, seine allerchristlichste Nation, ihm neue Völker zuführen — uns allein hat er diese Aufgabe, diese Ehre zugedacht — und also wird es geschehen!"

Tiefes Schweigen folgte auf diese Rede. Christoval Colon brach es mit den Worten: „Habt Dank, heiliger Vater, Ihr habt mich wunderbar gestärkt. Möge Gott mir verzeihen, wenn ich oftmals in diesen letzten Wochen an ihm verzweifelte! Hinfort will ich den Blick in nimmer wankender Zuversicht zu ihm emporrichten. Doch jetzt laßt uns Abschied nehmen. Die Nacht ist angebrochen, und ich bin erschöpft."

Allein in seinem Gemache, trat Colon an das Fenster. Ein Schrei der Freude entrang sich seinen Lippen, denn vor seinen Augen dehnte sich das Meer aus, das Meer, seine eigentliche Heimat, der Schauplatz seiner früheren, seiner künftigen Taten, das Meer, das er sechs lange, schwere Jahre hindurch nicht erschaut hatte. Silbern schimmerte der Mond auf der weiten Flut — dumpf dröhnte das Rauschen der am

Gestade verlaufenden Wogen herüber: welch ein Anblick für sein Auge, welch eine Musik für sein Ohr! Und er ließ die Blicke schweifen bis an die ferne Grenze, wo das Wasser und der mondhelle Horizont zu einer undeutlich schimmernden Masse verschwammen — er spähte so lange, so angestrengt, als wolle er noch über diese Ferne hinausdringen, als erwartete er das Land seiner Sehnsucht zu unterscheiden.

❖❖❖

Viertes Kapitel.

Die Ausfahrt.

Nun blieb Christoval Colon mehrere Monate in La Rabida. Sein Sohn war längst wieder gesund, und die Reise nach Frankreich hätte fortgesetzt werden können, doch immer wieder verstand es Juan Perez, der diesem Lande den Ruhm einer Glaubensfahrt in eine neue Welt nicht gönnte, den Genuesen zurückzuhalten, ihn stets aufs neue zu vertrösten; und als zuletzt diese Trostesworte zuversichtlicher wurden, als Juan Perez von wirklichen Erfolgen seiner Bemühungen berichten konnte, da gab Colon selbst die Absicht auf, Spanien zu verlassen, und sah mit neubeseelter Hoffnung in die Zukunft.

Verschiedene Umstände trafen zusammen, eine glückliche Wendung herbeizuführen. Jacopo, Christovals Bruder, hatte sich im Heere ausgezeichnet und die Gunst des Herzogs von Gonsalvo erworben, der in hohem Ansehen bei Hofe stand und ein naher Freund der Königin Isabella war. Begeistert für alles Große und Schöne, interessierte sich der Herzog für Colons Gedanken und fand ihn, je öfter er mit Jacopo darüber sprach, desto bestrickender. Da der Krieg gegen die Mauren mit so großem Glück zu Ende geführt worden war, so fand Gonsalvo bei der Königin ein williges Ohr, zumal auch der sehr beliebte Kardinal Sant' Angel in Isabella drang, diese Gelegenheit, Gott zu dienen und zu danken, nicht ungenutzt vorüberzulassen. Sant' Angel seinerseits war von Juan Perez zum Fürsprecher gewonnen worden. Von einer dritten Seite war Luis von Bobadilla tätig, der als einer der tüchtigsten Reiter und Weidmänner oftmals den König auf Jagdausflügen begleitete.

Es kam noch eins hinzu. In La Rabida lernte Colon die Gebrüder Pinzon kennen, Schiffseigentümer aus dem beim Kloster gelegenen kleinen Hafen Palos. Die spanische Schiffahrt lag im Argen. Durch die höchst unvorteilhaften Verträge mit Portugal waren die Seefahrer auf einen verhältnismäßig engen Bezirk der spanischen

Küste beschränkt und von neuen Unternehmungen nach Süden und Osten hin fast ganz ausgeschlossen. Nur der Westen stand ihnen offen, und das war ja eben die Richtung, in der Colon zu fahren gedachte. Den Brüdern Pinzon lag nun freilich nicht die Verbreitung des christlichen Glaubens am Herzen, ihnen war nur darum zu tun, ein einträgliches Geschäft zu machen, und ihre Augen leuchteten vor Begier, als Colon von den Reichtümern der neuen Welt sprach, von der Fülle an Gold und Edelsteinen, an kostbaren Gewürzen und Pflanzen, welche er dort zu finden erwartete. Wenngleich nun die Pinzons sich nur aus Eigennutz für das Projekt begeisterten, so war ihre Teilnahme deshalb nicht minder wertvoll. Zu jener Zeit waren die Schiffer gewöhnt, an Küsten entlangzufahren, in Sicht von Land zu bleiben oder doch nur auf kurze Strecken sich auf jene unbekannte Wasserwüste hinauszuwagen, die nach Westen hin die Erdoberfläche anzufüllen schien. Colon war der erste, der dieses Meer in seiner ganzen Ausdehnung zu durchschneiden plante, ein Gedanke, der den meisten Seefahrern ungeheuerlich erscheinen mußte, galt es doch schon für ein großes Wagnis, bis zu den Azoren vorzudringen, über welche hinaus noch kein Sterblicher gekommen war. Und schon wer bis zu den Canarischen Inseln oder gar bis zum Kap Verde gefahren war, galt für unternehmungslustig.

Gerade das westliche Weltmeer war der Gegenstand abergläubischer, schreckhafter Vorstellungen. Fast alle Schiffer glaubten, man träfe nach dieser Richtung hin überhaupt kein Land, und wer sich zuweit hinauswagte, ohne rechtzeitig umzukehren, müsse durch Mangel an Nahrung und Trinkwasser elend zugrunde gehen. Viele meinten gar, das Meer ende in einem gewaltigen Strudel oder Katarakt, in welchem das Wasser ins Nichts hinabstürze und alles, was ihm nahekäme, mit sich ins Bodenlose hinabrisse.

Es war daher keine leichte Aufgabe für die Pinzons, Leute zu finden, die sich zur Teilnahme an einer solchen wagehalsigen Fahrt bereit erklärten, obwohl man in Palos auf die beiden Brüder große Stücke hielt und jedes Unternehmen, das sie in Angriff nahmen, für aussichtsreich betrachtete. Da sie selbst drei Fahrzeuge besaßen, die sie sofort zur Verfügung stellen wollten, und außerdem eine große Zahl tüchtiger Matrosen stets an der Hand hatten, so waren die Pinzons imstande, eine sehr wichtige Vorarbeit zu leisten, die sie denn auch mit Eifer und Tatkraft erledigten.

Unter dem Einfluß der Pinzons wandelte sich die öffentliche Meinung langsam aber sicher zu Colons Gunsten. Man nannte ihn nicht mehr den Narren von Genua, wie er fast allgemein hieß; man

nahm ihn ernst, ja man befreundete sich mit seinem Projekt, so wahnwitzig es vor kurzem noch allen erschienen war. Die Aussicht, reichen Gewinnst nach Hause zu bringen, war verlockend für die armen Schiffer, und die Schilderungen von den märchenhaften Schätzen der fernen Länder liefen von Mund zu Mund. Sollte man nicht sein Leben dransetzen, durch eine einzige Seefahrt zum reichen Manne zu werden, statt ein Menschenleben auf den nahen Gewässern zuzubringen, ohne mehr zu verdienen als das tägliche Brot? Und lief man nicht an der Küste auch stets Gefahr zu ertrinken? Waren nicht dort ebenfalls schon viele Schiffe gescheitert? Diese Gedanken, von den Pinzons ausgehend, brachen sich allmählich in den Gemütern der Bevölkerung von Palos Bahn.

Da von Hofe noch immer kein Bescheid kam, rieten die Pinzons dem Genuesen, die Fahrt auf eigene Faust anzutreten; sie wollten ein Schiff und Matrosen liefern, Don Luis von Bobadilla sollte das nötige Geld hergeben. Colon blieb aber standhaft bei seiner Weigerung.

„Es handelt sich nicht darum, mit euch ein geschäftliches Unternehmen auszuführen," antwortete er. „Mein Plan kann nur in großem Maßstabe und im Namen der Regierung vollzogen werden. Als Repräsentant eines weltgebietenden Reiches muß ich die fernen Länder betreten. Ich will keinen kaufmännischen Streifzug machen, sondern Spanien eine Kolonie und dem Christentum eine neue Welt erobern. Das muß im Auftrag des Staates geschehen."

Sant' Angel, der Verwalter der kirchlichen Einkünfte, dessen Fürsprache Juan Perez, der Abt von La Rabida, gewonnen hatte, war ein Mann von hochsinnigem Geist. Er gehörte zu den wenigen Männern, die ihrer Zeit voraus waren, und obwohl von überaus strengem Glauben, hatte er doch etwas von einem freisinnigen Gelehrten, soweit dies zu jener Zeit bei einem kirchlichen Würdenträger überhaupt möglich war. Er dachte nicht gering über Colon und seine Pläne und bedauerte die schnöde Abfertigung, die ihm widerfahren war. Er betrachtete es als eine Schmach für Spanien, daß man ihn so scheiden ließ. Als er von Juan Perez hörte, daß der Seefahrer noch im Lande weilte, nahm er die erste Gelegenheit wahr, der Königin die Zurückberufung Colons ans Herz zu legen.

Die Majestät saß im Kreise ihrer nächsten Freundinnen, als der Kardinal sich melden ließ. Für diejenigen ihrer Diener, deren Redlichkeit und Eifer sie kannte, war Isabella leicht zugänglich, obgleich sonst gerade ihr Hof fast verrufen war wegen der äußerst strengen Etikette, die man im Verkehr zwischen Herrscher und Untertan beobachtete. Sant' Angel erfreute sich ihrer besonderen Gunst und

wurde daher ohne Umstände vorgelassen. Der König arbeitete in einem Nebengemach. Die Tätigkeit im Schreibkabinett diente ihm zur Erholung und er fühlte sich nie glücklicher, als wenn er eine Menge von Geschäften erledigt hatte, die für die meisten Menschen eine Mühsal gewesen wären. Ferdinand aber war nicht nur ein Held im Sattel, ein vollendeter Krieger an der Spitze seiner Heere, sondern auch im Rate umsichtig und besonnen, und all seine Regierungsmaßnahmen waren, wenn auch nicht großzügig, da er sich zu sehr vom kalt berechnenden Verstande leiten ließ, so doch achtungswert.

„Welcher Ursache habe ich Eure Anwesenheit zu danken, Eminenz?" fragte Isabella mit ihrem liebenswürdigen Lächeln. „Ihr seid nicht gewöhnt, mich mit Bitten zu behelligen, und kommt zu etwas ungewöhnlicher Stunde."

„Man kommt immer zur rechten Zeit, Majestät," antwortete der Kardinal, der sich etwas darauf einbildete, seine derbe Redeweise selbst dem Königspaar gegenüber nicht abzulegen, „wenn man, statt eine Gunst zu erbitten, eine solche vielmehr bringt. Ich komme, Eure Majestät wissen zu lassen, auf welche Weise Ihr die Krone von Castilien mit weit schöneren Edelsteinen schmücken könnt, als sie je besessen hat."

„Wie? Hat der Maure noch ein Königreich zu verlieren?" entgegnete Isabella.

„Ich verkenne nicht, daß der Sieg über den Erbfeind eine große Tat gewesen ist," fuhr der Kardinal fort, „allein ich wünschte, Eure Majestät begnügten sich damit nicht. Dennoch scheint dies Eure Absicht zu sein, sonst hättet Ihr nicht eine Gelegenheit, Gott gefällig zu sein, zurückgewiesen — eine Gelegenheit, meine gnädige Gebieterin, die so bald nicht wiederkehren wird. Wißt Ihr, Majestät, daß Christoval Colon, von dessen Plänen sich ein großer Teil der Bevölkerung Spaniens soviel versprochen hat, unser Land verlassen will?"

„Ei, wieder der Narr von Genua?" rief Isabella. „Ich sah das voraus, obgleich man mir von seiner Abreise noch nichts gemeldet hat. Wir haben die Prüfung seiner Angelegenheit in die Hände eines weisen, zuverlässigen Rats gelegt, der sein Urteil nach bestem Wissen und Gewissen gefällt hat. Man hat die Bedingungen, die Forderungen dieses Genuesen so anmaßend und unvernünftig, so ungebührlich und übertrieben gefunden, daß es sich mit unserer Würde nicht vereinbaren lasse, sie zu genehmigen. Wo der Erfolg seines Projekts so überaus zweifelhaft ist, sollte er in seinen Ansprüchen maßvoller sein. Viele halten ihn überdies nur für einen Träumer."

„Es spricht immer für den Wert eines Bittstellers," antwortete die Eminenz, „wenn er lieber seine Hoffnungen aufgibt, als sich seine

Würde schmälern läßt. Dieser Colon steht eben auf dem Standpunkt, es handle sich dabei um Königreiche; er bemißt daher seine Forderungen nach dem Werte, den sein Unternehmen in seinen Augen hat."

„In seinen Augen ja — in den Augen eines Phantasten," warf Isabella ein.

Doch Sant' Angel fuhr unbeirrt fort: „Dafür wird auch sein Werk, wenn es den Erfolg hat, den er erhofft, alle bisher gemachten Entdeckungen verdunkeln. Es ist keine Kleinigkeit, die Erde zu umkreisen, der Sonne in ihrem Laufe zu folgen, der Spur dieses glorreichen Himmelskörpers nachzugehen. Lassen sich nicht unberechenbare Vorteile für Castilien und Aragon davon erwarten? Es nimmt mich wunder, daß eine Fürstin, die sich sonst stets durch hohen Geist auszeichnet, vor einem so groß angelegten Unternehmen zurückschreckt."

„Wenn wir diesem Colon seinem Verlangen gemäß die erbliche Würde eines Vizekönigs über die anjetzt noch unentdeckten Länder verleihen, wenn er mit allem Pomp als solcher Vizekönig auszieht und dann die Länder gar nicht findet, so hätten auch wir uns lächerlich gemacht und müßten den gerechten Spott mit ihm teilen."

„Aus diesen Worten, Eurer Majestät, höre ich Herrn von Talavera heraus," erwiderte Sant' Angel geradezu. „Dieser Prälat war stets Colons Feind. Wer nicht wagt, gewinnt nicht — ohne Gefahr kein Ruhm. Seht, wie es die Portugiesen gemacht haben, Majestät. Sie haben ihr Reich durch schöne Entdeckungen vergrößert, und wir müssen nun zusehen, wie sie Reichtümer einheimsen. Sie haben sich nach Süden und Osten gewendet. Sollen wir uns nun auch nach Westen hin den Vorrang ablaufen lassen. Wenn Christoval Colon nun nach Frankreich geht —"

„Will er nach Frankreich?" rief der König dazwischen, indem er, durch die lebhafte Rede des Kardinals angelockt, aus dem Schreibzimmer trat.

„Jawohl, Eure Majestät, und wer könnte es ihm verdenken, nachdem ihm hier so übel mitgespielt worden ist!" antwortete der Kardinal.

Der König murmelte etwas zwischen den Zähnen und schritt unruhig auf und nieder. Obwohl kein Mensch auf Erden weniger als er geneigt war, seine Mittel an eine aussichtslose oder selbst unsichere Sache zu wagen, so hatte er doch auch keine Lust, sich Vorteile entwenden zu lassen, und der Gedanke, daß Frankreich das fragliche Unternehmen wagen und mit Glück vollenden könne, erweckte in ihm all jene Rücksichtslosigkeit, die die leitende Kraft seiner Regierung war.

Bei Isabella war es anders. Wenn sie im Grunde ihres Herzens geneigt war, sich für Colons Plan zu interessieren, so geschah es aus frommem Eifer, aus reinem Idealismus. Solange der Krieg um

Granada all ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, hatte sie kaum noch an Christoval Colon gedacht; jetzt erwachte alle hohe Gesinnung, ihre Wange glühte, ihr Auge leuchtete, die Begeisterung verlieh ihrem noch immer schönen Antlitz einen seltsamen Reiz.

„Ich fürchte, Majestät," wandte sie sich an ihren Gemahl, „unsere Räte sind zu vorschnell in ihrem Urteil gewesen, und es dünkt mich fast, ein ungewöhnlich großes Unternehmen rechtfertige auch ungewöhnlich große Forderungen."

„Ihr habt recht, meine gnädige Gebieterin," fiel der Kardinal ein, während Ferdinand schweigend hin und her schritt. „Ein tatsächlicher Beweis von der Kugelform der Erde durch Messungen und durch Umschiffung würde für die Wissenschaft von unschätzbarem Werte und für Spanien ein immer grünes Ruhmesblatt sein. Dazu kommen noch die Reichtümer jener fremden Länder — Gewürze, Perlen, Seide, Gold und Edelsteine. Und endlich — was alles andere übertrifft und dem Ganzen die Krone aufsetzt — wieviel ließe sich unter den Heiden zur Verherrlichung Gottes tun!"

König Ferdinand teilte die hochherzigen Gefühle seiner Gemahlin nicht. Ihn interessierten Schatzkammer und Staatskasse mehr als das Seelenheil eines Heidenvolks. Er galt im allgemeinen für einen klugen Fürsten — ein Titel, der den Begriff des Edelmuts und der Gerechtigkeit nicht unbedingt in sich schließt. Er lächelte über den Eifer der Königin und widmete sich dem Studium einer Urkunde, die ein Schreiber ihm eben gebracht hatte.

„Wir alle lieben und verehren Eure Majestät," sprach Sant' Angel, „und wünschen nichts als Euern und Euers Reiches Ruhm und Glanz. Denkt Euch die Blätter der Geschichte aufgeschlagen, Majestät, denkt Euch der großen Tat Euers herrlichen Sieges über die Mauren die noch größere, die Entdeckung eines leichten, schnellen Seewegs nach Indien, hinzugefügt, die Ausbreitung des christlichen Glaubens und den Erguß unerschöpflichen Reichtums über Spanien. Wenn der König von Frankreich die Bedingungen annimmt, die wir abgewiesen haben, so wird das arme Spanien vor Schmach nie wieder das Haupt erheben dürfen."

„Wißt Ihr bestimmt, Eminenz, daß der Genueſe nach Frankreich gegangen ist?" fragte der König plötzlich mit seiner scharfen, gebieterischen Stimme.

„Daß er nach Frankreich gehen will — ja, das habe ich aus seinem eigenen Munde," antwortete der Kardinal.

„Ich fürchte nur," warf der König hin, „unsere Kassen sind nach dem Kriege erschöpft."

„Das nehme ich auf mich," rief Isabella. „Castilien wird noch Geld genug zur Verfügung haben, und wenn keins mehr da ist, so verpfände ich meine Juwelen."

„Ein so großes Opfer ist nicht vonnöten, Majestät," erwiderte Sant' Angel. „Die Kosten des Unternehmens sind verhältnismäßig gering. Die Gebrüder Pinzon, Reeder aus Palos, haben sich schon bereit erklärt, drei ihnen gehörige Schiffe zur Verfügung zu stellen, und da Eure Majestät laut dem gerichtlichen Urteil, das nach der Piratenaffäre von Palos gefällt worden ist, diesem Hafen zur Sühne jenes Vergehens die Stellung von zwei bemannten Karavellen auferlegen darf, so kann man von dem Angebot der Gebrüder Pinzon mit Fug und Recht Gebrauch machen."

„So wollen wir den Genuesen zurückrufen," sagte der König, sich umschauend.

„Eure Majestät hat hier einen reisefertigen Boten in der Person des Don Luis von Bobadilla bei der Hand," antwortete der Kardinal rasch. „Ich sehe ihn unten im Hofe mit fertig gesatteltem Pferde."

„Es ist kaum ein Auftrag für einen Herrn seines Ranges," sagte der König, „doch jeder weitere Verzug erscheint uns als ein Unrecht gegen den Genuesen."

Don Luis wurde gerufen und ließ sich den Auftrag nicht zweimal sagen. Im nächsten Augenblick saß er im Sattel und sprengte auf La Rabida zu. Die Weichen seines Rosses troffen von Blut, von dem Gebiß floß der Schaum, als er in den Klostergarten galoppierte. Ohne sich um das Tier zu kümmern, sprang er ab und flog die Treppe hinan.

„Freudige Botschaft, Sennor Colon! freudige Botschaft!" rief er, und die sonst so stillen Räume von La Rabida hallten wider von dem Klange seiner jugendlichen Stimme. „Ihr sollt an den Hof zurückkehren, der König will Euch sprechen, und Isabella hat ihr Wort zum Pfande gegeben, daß Ihr diesmal nicht vergeblich kommen werdet."

„Ist das wahr, Don Luis, kann das wahr sein?"

„Ich bin ausdrücklich abgesandt worden, Euch so schnell wie möglich nach Hofe zu bringen."

„Man wollte doch meine Bedingungen nicht annehmen —," stammelte Colon, „und ich kann keine einzige erlassen."

„Das verlangt man auch nicht, Sennor, ja die Königin hat sich sogar anheischig gemacht, ihre Juwelen zu verpfänden, um das Geld zu Eurem Zwecke herbeizuschaffen."

Diese Mitteilung rührte den Seefahrer tief. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen, als schäme er sich, die Schwäche sehen zu lassen, die ihn anwandelte. Als er sein Antlitz wieder zeigte, strahlte es in

Freude und Dankbarkeit. Die Jahre des Leidens waren in diesem Augenblick der Wonne vergessen.

Colon wurde von den Majestäten mit Huld empfangen. Sie schienen sich nicht der Härte zu erinnern, mit der sie ihn vor kurzem erst von sich gestoßen, und erklärten sich jetzt bereit, alle Bedingungen anzunehmen, obgleich erst wenige Monate verflossen waren, seit sie diese selben Bedingungen kategorisch abgelehnt hatten. Sie ernannten ihn zum Admiral der Flotte, die ausgerüstet werden sollte, belehnten ihn mit dem erblichen Titel des Vizekönigs aller Länder, die er entdecken würde, und billigten ihm und seinen Erben den zehnten Teil von allen Einnahmen zu, die aus seinen Entdeckungen flössen. Mit dem stolzen Gefühl eines vollen Sieges verließ Colon die Residenz, um nach Palos zurückzukehren und die Vorbereitungen zur Ausfahrt zu beenden. Da die Zahl der von den Brüdern Pinzon geheuerten Matrosen noch nicht zur Bemannung der drei Schiffe ausreichte, so mußten noch Leute gepreßt, das heißt eingefangen und zum Dienste gezwungen werden. Man belegte nun die Schiffe in möglichst gleicher Verteilung mit Freiwilligen und Gepreßten. Nach drei Monaten war alles zur Abreise fertig. Am Nachmittag des 2. August 1492 erschienen Christoval Colon, Don Luis, die Brüder Pinzon und alle Matrosen im Kloster La Rabida, um zu beichten und das heilige Sakrament zu empfangen. In der Kapelle hielt Juan Perez das Hochamt, und aus seinen Händen empfingen die Seefahrer die geweihte Hostie, vernahmen sie Worte des Trostes und fromme Wünsche für eine glückliche Reise und gesunde Heimkehr. Alle diese Männer, die auf lange Zeit vom festen Land scheiden sollten, die sich einem schwanken Schiffe und einem tückischen, geheimnisvollen Meere anvertrauen wollten, knieten demütig vorm Altare und beteten einer wie alle. Der Tiefbetrübte, der sich dem grausamen Zwange fügte, Vater und Mutter oder Frau und Kind verlassen mußte und nimmer wiederzukehren fürchtete, der Gleichgültige, dem es nichts ausmachte, ob er vor Gibraltar nach Fischen kreuzte oder in die unbekannte Ferne des Ozeans hinaus sollte, der Mutige, der dem Wagnis hold war, und der Gewinnsüchtige, der schon von großen Klumpen Goldes und von Edelsteinen träumte, sie alle beteten und trugen ihre Herzen Gott entgegen. Und Juan Perez, der fromme Abt, hielt das Kruzifix hoch über ihre Häupter und machte wieder und wieder das Zeichen des Kreuzes.

Eine Menge von Frauen und Kindern füllte die Kirche. Unterdrücktes und lautes Weinen und Schluchzen hallte im Gewölbe. Es war den Matrosen verboten, die Reihen zu verlassen, und eine Abteilung königlicher Söldner sorgte dafür, daß Ordnung gewahrt wurde. Die

Scheidenden konnten ihre Angehörigen nicht noch einmal in die Arme schließen; nur mit Blicken, mit Gebärden, mit Abschiedsrufen konnten sie ihre Wünsche, ihre Trauer zum Ausdruck bringen. Da fiel mancher Blick des Ingrimms auf Colon, manche Faust erhob sich wider ihn, mancher leise Fluch erklang, von aufeinandergepreßten Lippen gemurmelt, selbst an dieser heiligen Stätte.

Doch was galt das dem Manne, der nun sein heiß ersehntes Ziel erreicht, der einen jahrelangen, harten Kampf gegen eine Welt durchgeführt und zuletzt den Sieg errungen hatte? Was galten ihm nach allen Tränen, die er geweint, nach allen schweren Stunden, die seine Kraft zu brechen drohten, nach allen schlaflosen Nächten, die sein Haar gebleicht, die Tränen, die Seufzer dieser Unwissenden, die nicht ahnten, daß ein Teil der Ehre an dem großen Werke auf jeden einzelnen der Teilnehmer fiel, daß jeder einzelne, der ihn begleitete, sich ein Stücklein Unsterblichkeit sicherte? Blind gegen die Zähren und taub gegen die Klagen, schritt er, eine imposante Erscheinung in seiner neuen Admiralstracht, begleitet von Luis und den Brüdern Pinzon, zur Kirche hinaus und durch die kleine Stadt zum Hafen. Überall begleitete eine unzählige Menge von Menschen den Zug der Matrosen, und als sie die Boote betraten und zu den Schiffen hinübergerudert wurden, da erscholl das Wehgeschrei am lautesten, da drohten die Weiber die Kette der Soldaten zu durchbrechen, die den Landungsplatz absperrten. Als endlich alle Matrosen an Bord der drei Schiffe gebracht worden waren, wogte die Menge noch lange am Strande hin und her, Kähne umringten die Fahrzeuge, die über Nacht noch im Hafen bleiben sollten, um erst mit dem Aufbruch des neuen Tages die Reise zu beginnen. Die Nacht machte dem Treiben ein Ende.

Am andern Morgen legte ein Kahn längsseits am Admiralschiff an, und Colon, der schon auf seinem Posten stand, wollte eben den Befehl erteilen, die Insassen nicht an Bord zu lassen, als er Juan Perez, den Abt von La Rabida, erkannte, der noch einmal Abschied zu nehmen kam. Die beiden Männer, die einander liebgewonnen hatten, lagen sich in den Armen. Der Abt war so tief gerührt, daß er kein Wort sprechen konnte. Tränen rannen ihm die Wange herab, er drückte wieder und wieder die Hand des Seefahrers.

„Ihr waret mir ein treuer, beharrlicher Freund," sprach dieser, „und das zu einer Zeit, wo man keine Ehre davon hatte, dem Narren von Genua zu helfen. Sollte sich je die Meinung der Leute über mich ändern —"

„Sie ist jetzt schon anders," unterbrach ihn der Abt. „Steht Ihr nicht im Dienste der Königin? Reist Ihr nicht im Auftrag und im

Namen Ihrer Majestäten? Und geleiten Euch nicht die gespannten Erwartungen der gelehrten Welt?"

„Von Euch könnt Ihr so sprechen, denn Ihr werdet meiner nie in Euren Gebeten vergessen," antwortete Colon. „Doch einen kleinen Kreis ausgenommen, werden nur wenige in Spanien sich in Gedanken mit dem Seefahrer beschäftigen, der nun monatelang auf der unermeßlichen Öde des Weltmeers dahinschwimmen wird. Ja, ich glaube, obwohl wir nun die Mittel haben, die Wahrheit unsrer Theorien nachzuweisen, halten es nur wenige für wahrscheinlich, daß wir Erfolg haben könnten. Doch nur eine kurze Frist noch," rief er aus und entblößte sein Haupt, so daß sein weißes Haar im Winde flatterte, während sein Auge von Begeisterung erglühte, „dann wird die Welt eines Besseren belehrt sein. Wohl werden Monate auf hoher See uns eine Unendlichkeit dünken, wohl werden wir täglich unser Leben einsetzen müssen, wohl wissen wir nicht, welche Gefahren, welche Anstrengungen, welche Leiden uns bevorstehen — doch das ist Seemannslos hier wie anderswo, und wir sind alle in Gottes Hand. Gottes Sonne, Gottes Sterne werden bei uns sein, Gottes Luft wird uns umwehen, Gottes Meer uns tragen, seine Hand uns führen, seine Weisheit uns leiten, und ich hege die Gewißheit, die unerschütterliche Zuversicht, daß er mir die Krone des Erfolgs reichen wird."

„Wir können nicht in die Zukunft blicken," antwortete der Abt. „Was dir auch bevorstehen und wie du auch zurückkehren mögest, die Pforte des Klosters La Rabida wird dir allzeit offen stehen."

„Lebewohl, teurer Freund," sagte der Genueſe, „lies Messen für uns und sorge für meinen Sohn. Eine Zeitlang wird die Welt nichts von uns hören, doch dann, so hoffe ich, werden Nachrichten von so großer Bedeutung hierher gelangen, daß die Erobernug von Granada nur ein Ereignis von vorübergehendem Interesse in der glorreichen Regierung Ferdinands und Isabellas sein und hinter der alles andere übertreffenden Entdeckung der Ostküste Indiens zurücktreten wird."

Er sprach dies nicht in ruhmredneriſchem Tone, sondern mit dem ruhigen Ernst eines Mannes, der eine allen andern Menschen verborgene Tatsache deutlich vor seiner Seele stehen sah. Der Abt verstand ihn, und die in Colons Worten liegende Zuversicht klang noch lange in seinem Herzen nach, als der Freund schon mit seinen drei Schiffen den Blicken entschwunden war.

Und wohl bedurfte es ganz dieser unerschütterlichen Zuversicht, dieses festgewurzelten Gottvertrauens, um sich auf den Fahrzeugen, die man Kolumbus zur Verfügung gestellt hatte, auf ein unbekanntes Meer zu wagen. In unsern Tagen würde ein Seemann Bedenken

tragen, auf solch einem Schiffe auch nur bis London zu fahren. Die „Santa Maria" — das Admiralsschiff — war noch das größte und übertraf die beiden andern, die „Pinta" und die „Nina", an Tonnengehalt fast um das Doppelte. Sie war auch standfester gebaut und sorgfältiger hergerichtet als die beiden andern, denn sie hatte nicht nur ein Hauptdeck, sondern auch ein Hüttendeck, auf welchen sich eine Kajüte für den Admiral befand, und eine Bramsegelback, die der Mannschaft zum Quartier diente. Das Äußere selbst dieses besten von Colons Schiffen läßt sich mit den Segelschiffen unsrer Zeit nicht im geringsten vergleichen, sowohl was die Einrichtung der Decks, als auch was die Takelung der Masten und die Lage des ganzen Fahrzeugs im Wasser anbetrifft. Sie ragten ungewöhnlich hoch über den Meeresspiegel empor, und man muß sich wundern, daß sie bei einer derartigen Höhe der Borde und bei ihrer auffallend kurzen, gedrungenen Form überhaupt die See halten konnten. Das erklärt sich aber vielleicht durch ihre bei aller Kleinheit sehr beträchtliche Ladefähigkeit. Die „Pinta" und die „Nina" waren Schiffe ohne Deck, wie sie zu jener Zeit, wo die ganze Schiffahrt in der Hauptsache Küstenfahrt blieb, vielfach im Gebrauch waren. Bei hohem Seegang wurden zum Schutze der Ladung und zur größeren Sicherheit der Mannschaft Planken gelegt, die durch Laufstege miteinander verbunden und durch geteertes Segeltuch wasserdicht gemacht wurden. Wenn auch der Seemann von heute die Ausrüstung im Hinblick auf die Schwierigkeit des Unternehmens als ganz unzureichend bezeichnen würde, so glaubten die Matrosen der damaligen Tage sich doch auf ihren Fahrzeugen sicher und geborgen, denn es ist nicht anzunehmen, daß Leute, die die Gefahren des Ozeans so genau kannten wie die Brüder Pinzon, ihre Schiffe zu einer solchen Fahrt hätten auslaufen lassen, wenn sie sie nicht auf Grund ihrer Erfahrungen für seetüchtig gehalten hätten.

Nun begann für Christoval Colon die zweite Phase des Kampfes, der sein ganzes Leben ausfüllte: ein doppelter Kampf gegen die Schrecken des Meeres und gegen den Aberglauben der Seeleute. Von leichtem Winde geschwellt, blähten sich die Segel, die Spieren knarrten, die Wellen plätscherten an den Planken und am Schnabel, indes die Schiffe die hohe See gewannen. Im Osten entschwand das Land den Blicken — ringsum flimmerte im Sonnenlicht des schönen Augusttages die blaugrüne Fläche des Atlantischen Ozeans — die Meerfahrt hatte begonnen.

Fünftes Kapitel.

An Bord der „Santa Maria".

Genaue Karten unterstützen heutzutage den Lenker eines Schiffes. Er weiß, wo Sandbänke drohen — er kennt die Tiefe fast jeden Zollbreits des Wassers — verborgene Klippen sind ohne Gefahr für ihn. Leuchttürme und Bojen mit Lichtern oder Glocken kennzeichnen die Riffe und seichten Stellen, und die Dampfmaschinen machen ihn unabhängig von den Launen des Windes. Colon aber fuhr hinaus ohne all diese Hilfsmittel; ja selbst die Werkzeuge der Orientierung waren zu seiner Zeit höchst mangelhaft, und im Gebrauch des Kompasses hatte man noch wenig Übung. Da er als erster die Fahrt gen Westen wagte, so wußte niemand, wie lange er das Meer durchkreuzen müsse, bis er Land anträfe, und er selbst stand nur auf dem Boden der Hoffnung, der Vermutung.

Der Zufall wollte es, daß diese größte, folgenreichste Seefahrt aller Zeiten an einem Freitag begann — an einem Tage, den die Seeleute stets für einen unglückbringenden gehalten haben. Es wurden Stimmen laut, die einen Aufschub forderten und, als trotzdem die Anker aufgingen, die Befürchtung aussprachen, daß die Schiffe den nächsten Morgen nicht mehr sehen würden. Christoval Colon stand auf dem oberen Hüttendeck oder Kastell, das der heutigen Kommandobrücke entspricht. Von hier aus konnte er die Bewegungen der beiden andern Schiffe beobachten und ihnen Signale geben. Der Raum mochte etwa fünfzehn Fuß im Geviert messen, und nur wer mit dem Admiral zu tun hatte, von ihm gerufen oder zu ihm geschickt wurde, durfte den Fuß hierher setzen.

Obwohl die Mannschaft an Zahl weit geringer war als etwa die einer modernen Kriegsschaluppe, so hatte doch die Teilnahme der Königin, das ernste, sichere Benehmen des Admirals und vor allem das Geheimnisvolle und die Tragweite des ganzen Projekts der Expedition von Anfang an eine Würde verliehen, zu der die primitive Ausrüstung in krassem Gegensatz stand. Kolumbus war gewöhnt, über zügellose Menschen zu gebieten, und da er fühlte, daß er der Mannschaft gegenüber seinen hohen Rang behaupten müsse, so hatte er sich von jedem vertrauten Verkehr mit seinen Untergebenen ferngehalten und nur durch die Gebrüder Pinzon mit ihnen verhandelt. Er wahrte diesen Abstand zwischen sich und seinen Leuten während der ganzen Fahrt aufs strengste und erließ genaue Vorschriften über die Rangordnung und das Verhältnis zwischen der Mannschaft, den Vorgesetzten und seiner Person.

Don Luis von Bobadilla stand neben Colon, während das Schiff zunächst in südwestlicher Richtung den Kanarischen Inseln zusteuerte. Eine Karte, auf den Deckel einer Kiste aufgenagelt, lag vor den Augen des Seefahrers ausgebreitet. Darauf sah man die Küste von Europa in ihren allgemeinen Umrissen, den damaligen Kenntnissen entsprechend, im Süden dehnte sich Land aus bis nach Guinea, jenseit dessen alles eine Terra incognita war. Im Südwesten erblickte man die Kanarischen Inseln, im Westen die Azoren als letztes bekanntes Land auf dieser Seite. Die Grenze des Meeres auf der Westseite bildete ein Land, das als Ostküste Indiens oder Catajas bezeichnet war. Davor erstreckte sich eine Menge Inseln, deren größte den Namen Cipango oder Japan trug. Infolge eines glücklichen Irrtums war Cipango in einem Breitengrad eingezeichnet, welcher nahezu dem von Washington entsprach — also ungefähr zweitausend Stunden östlich von der Stelle, wo es wirklich liegt. Dieser falsche Begriff von der Ausdehnung der Erdoberfläche trug vielleicht am meisten dazu bei, das Mißlingen des kühnen Unternehmens zu verhüten.

„Bei St. Jago!" rief Don Luis, als Colon mit dem Finger den Kurs zeigte, den die Schiffe verfolgen sollten, „wenn wir diese Strecke glücklich zurücklegen und lebendig heimkehren, dann haben wir wahrlich Außerordentliches vollbracht!"

Der Tag war schön, der Wind wehte ziemlich kräftig. Insofern begann die Reise unter günstigen Auspizien; aber nur der Admiral schien so zu denken. Wohin man blickte, sah man düstere, mürrische Gesichter. Es war bekannt, daß der Admiral zunächst nach den Kanarischen Inseln fahren wolle, und daß erst von hier aus die eigentliche Reise über das unbekannte Westmeer beginne, und alle schauten mit Spannung nach ihnen aus. Man wünschte, der Wind möchte umspringen und die Schiffe nach Spanien zurücktreiben. In der Menge der Unzufriedenen verschwanden die wenigen, die das Antlitz mutig und ruhig gen Westen wandten, wo Himmel und Meer zusammenliefen.

„Werden wir bis nach der Ostküste von Cataja eine noch größere Entfernung zu durchmessen haben, als die Portugiesen auf ihren Entdeckungsfahrten nach Süden?" fragte Don Luis.

Colon sah sich vorsichtig um, ob niemand in der Nähe sei, der ihn hören könne, dann antwortete er leise: „Ihr wißt, Don Luis, von was für Leuten wir hier umgeben sind, und solange die Küste von Europa noch zu erreichen ist, kann ich des Gehorsams dieser Burschen nicht völlig sicher sein. Vernehmt denn, daß die Reise, die uns bevorsteht, hinsichtlich ihrer Dauer und der Länge des Wasserwegs wohl noch niemals ihresgleichen gehabt hat."

„Und doch tretet Ihr diese Reise mit der Zuversicht eines Mannes an, der seiner Sache ganz gewiß ist und glücklich im Hafen zu landen erwartet."

„Allerdings bin ich frei von der Befürchtung, wir könnten einen Rand der Erde erreichen, von dem wir in den leeren Luftraum hinabgleiten müßten; auch teile ich nicht im mindesten die Annahme, daß wir bei der Hinfahrt an der Erde abwärts entlangglitten und infolgedessen auf dem Rückweg aufwärts fahren müßten, das heißt also überhaupt nicht wieder zurückkommen könnten, wenigstens nicht auf demselben Wege. Ob wir aber auf unserer Fahrt von all jenen Gefahren verschont bleiben werden, welche den Seemann bedrohen, wo immer er das Meer kreuzt, das steht in Gottes Hand."

„Nun, Sennor Admiral," antwortete Don Luis lachend, „ich habe noch von keinem Menschen gehört, der von einem Punkte der Erde aus in die Luft gefahren wäre, und ich glaube auch nicht, daß ein solches Unglück unsere guten Schiffe befallen könnte; anderseits aber ist der Beweis, daß die Erde eine Kugel sei, doch noch keineswegs erbracht, und noch weniger steht es fest, daß man, nach Westen steuernd, den Osten erreichen könne. Was diese beiden Punkte anbetrifft, so maße ich mir gar kein Urteil an; das aber könnt Ihr mir glauben, Ihr werdet Luis von Bobadilla immer an Eurer Seite haben, und wenn Ihr geradeswegs dem Mond entgegenführet."

„Ihr gebt Euch für unwissender aus, als Ihr seid; doch schweigen wir von diesem Gegenstande. Wir werden unterwegs noch Muße genug finden, über meine Hypothesen zu plaudern," erwiderte Christoval. „Doch horcht, Don Luis! Ich hätte nie geglaubt, diesen Ton an Bord meines Schiffes zu hören."

Ein lustiges Pfeifen erklang ganz in der Nähe, und als Colon den Kopf wandte, erblickte er einen Matrosen, der bei der Melodie eines Seemannsliedchens ein Tau aufwickelte.

„Es freut mich, Bursche," rief der Admiral ihm zu, „daß du mit so frohem Sinn deine Arbeit verrichtest. Möchten recht viele deiner Kameraden sich an dir ein Beispiel nehmen. Wie heißt du?"

„Sancho Mundo*), Eurer Gnaden gehorsamster Diener," war die Antwort.

„Ein großer Name für einen so kleinen Menschen," sagte der Admiral.

„Weniger ein Name, Euer Gnaden, als vielmehr ein Titel, der mich berechtigt, mich für größer zu halten als alle Könige, sintemalen dieselben nur einen Teil von dem besitzen, was mir ganz gehört," antwortete der Mann mit breitem Lächeln.

---

*) mundo = Welt.

„Nun, insofern als dem Mutigen die Welt gehört und du mutig zu sein scheinst, hast du recht," sprach Colon. „So haben deine Eltern also diesen Namen nicht geführt, sondern du hast ihn nur angenommen, um deinen Witz zu zeigen, wenn du danach gefragt wirst?"

„Ich muß es meinen Eltern überlassen, hierauf für sich selbst zu antworten, Sennor Admiral," erklärte der Bursche, „aus dem einfachen Grunde, weil ich gar nicht weiß, wie sie heißen oder ob sie überhaupt einen Namen gehabt haben. Man sagt, ich sei, als ich erst ein paar Stunden alt war, an einem Hafentor gefunden worden. Und da ich nie so recht erfahren habe, woher ich gekommen bin, so ist es mir mein Leben lang auch ganz gleichgültig gewesen, wohin ich ging. Da die Welt vor mir offen lag, so gaben mir diejenigen, welche mich tauften, so viel von dieser Welt, als man durch einen Namen bekommen kann."

„Und warst du lange Zeit auf See, Sancho Mundo?"

„So lange, Sennor, daß ein Gang auf festem Lande mich krank macht. Wenn ich mal in einem Hafen bin, so mache ich, daß ich rasch wieder fortkomme. Ich fühle mich auf See am wohlsten."

„So nahmst du auch freudig Dienst auf meinem Schiffe?"

„Man hat mich nicht danach gefragt, Sennor Admiral. Die Soldaten des Königs griffen mich auf und brachten mich an Bord. Sie meinten wohl, diese Reise sei mehr nach meinem Sinn als irgendeine andere, da sie wahrscheinlich überhaupt nie ein Ende nehmen wird."

„Du bist ein Christ, Sancho, und freust dich gewiß auch, den Heiden das Evangelium zu bringen?"

„Euer Gnaden, es kümmert Sancho wenig, womit das Schiff beladen ist, wenn es nur wenig Arbeit an den Pumpen gibt und der Knoblauch gut ist. Ich hoffe aber doch, Ihr führt noch etwas anderes im Kielraum als lauter Bibeln. Wenn ich nicht zu den ganz Frommen gehöre, so liegt die Schuld an denen, die mich beim Hafentore fanden, obwohl dort eine Kirche in so großer Nähe ist, daß man in der Sakristei die Bootspfeife hören kann."

„Hoffentlich bist du ein besserer Seemann als Christ."

„Euer Gnaden können sich davon überzeugen, wenn der erste Sturm losbricht, oder wenn die Karavellen den Rand der Erde erreichen, wohin, wie viele sagen, unsere Reise gehen soll. Dann wird es sich zeigen, wer ohne Zittern hinabgucken kann."

„Es ist genug — geh wieder an deine Arbeit!" schloß Colon das Gespräch.

Sancho trat zurück. Ein Matrose hatte mit offenem Munde zugehört und murmelte nun: „Es wundert mich, Sancho, daß du es

wagtest, vor dem großen Manne, der im Namen der Königin über uns gebietet, deiner Zunge so freien Lauf zu lassen. Hattest du nicht Angst, den Admiral zu beleidigen?"

„Guter Pepe," erwiderte Sancho trocken, „entweder der Admiral ist ein ausgezeichneter Mann, vom Schicksal auserkoren, den Weg nach unbekannten Meeren zu finden, oder aber er ist eben der Narr von Genua, der uns in die Irre führt, er weiß selbst nicht, wohin. In dem einem Falle ist er viel zu erhaben, um ein müßiges Wort zu beachten, und im anderen Falle — was wäre da wohl so schlimm, daß ein Kastilianer es ihm nicht sagen dürfte?"

❖❖❖

Sechstes Kapitel.

Das Land entschwindet.

Der Wind blieb günstig, und die Schiffe legten rasch die Entfernung bis zu den Kanarischen Inseln zurück. Die See ging ein wenig hoch. Am 8. August langten die Karavellen vor Gran Canaria an und warfen Anker. Die „Pinta", die man für das schnellste Fahrzeug hielt, hatte sich zugleich als das gebrechlichste erwiesen; denn sie verlor zweimal das Steuerruder, und die Reparatur, die nun an Land vorgenommen wurde, verursachte einen unwillkommenen Aufenthalt. Colon fuhr inzwischen von einer Insel zur andern auf der Suche nach einem Ersatzschiff, er konnte aber keins auftreiben. Dieses lange Verweilen an Land war sehr nachteilig für die Stimmung unter dem Schiffsvolk, das sich zum großen Teil schon mit seinem Schicksal abgefunden hatte. Als Colon auf die „Pinta" hinüberging, schlugen von der Mannschaftsback streitende Stimmen an sein Ohr. Er blieb stehen und hörte zu.

„Ich sage euch," rief ein Matrose, „so dunkel die Nacht auch war, unsere Zukunft ist noch dunkler. Wer hat je davon gehört, daß jenseit der Azoren Land läge? Und wer wüßte nicht, daß Gott um alles Land herum Wasser gelegt hat, um ausdrücklich dem Vorwitz des Menschen eine Grenze zu setzen?"

„Das mag sein, Pedro," antwortete ein anderer, „aber meine Frau hat gesagt, der Admiral sei von Gott gesandt, um fremden Völkern das Evangelium zu bringen."

„Das möge die Meinung deiner Frau und ihrer Betschwestern sein, die allesamt auf dem festen Lande bleiben, aber uns, die wir mitfahren müssen, guter Juan, kann das wenig trösten," versetzte Pedro geringschätzig.

„Sprich nichts gegen die Mutter meines Kindes!" rief Juan er-

bost. „Auf meine Frau lasse ich nichts kommen, und wer sie schlecht macht, der hat es mit mir zu tun."

„Du nimmst den Mund ordentlich voll, wenn du hundert Seemeilen von deiner bösen Sieben entfernt bist," fiel eine andere Stimme ein. „Wir wissen alle recht gut, daß du dich in einer gewissen Hütte so zahm benimmst wie ein harpunierter Delphin. Was soll uns hier das Gewäsch der Weiber!"

„Ja freilich!" rief noch einer. „Oder weiß etwa einer was zu sagen von jenem fabelhaften Lande jenseit des Weltmeeres, wo noch nie ein Mensch gewesen ist?"

„Aber bedenkt doch, Leute," ließ sich eine volle, tiefe Stimme vernehmen, „es hat eine Zeit gegeben, wo auch die Kanarischen Inseln unbekannt waren, wo sich kein Schiff über die Meerenge von Gibraltar hinauswagte und die Portugiesen noch nichts von ihren Goldminen von Guinea wußten."

„Was hat Guinea mit unserer Fahrt zu tun?" rief Pedro dagegen. „Könnt Ihr mir darauf antworten, Sebastian? Alle Welt weiß, daß es ein Land gibt, welches Afrika heißt. Da ist es nicht zu verwundern, daß man es zu Schiff erreicht hat? Hat man aber je davon gehört, daß noch andere Erdteile im Ozean lägen? Das kommt mir gerade so vor, als wenn jemand sagte, am Himmel gäbe es noch andere Welten."

„Du sprichst wie jemand," war Sebastians Antwort, „der den Weg von La Rabida nach Palos so oft zurückgelegt hat, daß er vermeint, es gäbe keinen Weg nach Sevillia oder Granada. Jedes Ding muß doch einen Anfang haben, und wir machen eben den Anfang der Schiffsfahrten nach Cataja. Wir fahren nach Westen, weil dies der nächste Weg ist und auch der einzige, den eine Karavelle benutzen kann. Oder könnte ein Schiff, wie groß es auch wäre, und was für Segel es auch führte. zu Lande nach Cataja kommen, könnte es die Erde durchschneiden wie ein Pflug?"

Ein Gemurmel der Zustimmung wurde laut, als plötzlich eine neue Stimme laut aufkreischte: „Betet, meine Brüder, betet! Unsere letzte Stunde ist gekommen!"

Rufe des Schreckens erklangen, die Leute liefen aufgeregt durcheinander. Colon trat zurück. Sein Blick fiel auf den Himmel, und dort zerteilten sich in diesem Moment die schweren, düsteren Wolken. Der hochragende Kegel des Piks von Teneriffa ward sichtbar, und von seiner Spitze stieg eine lodernde Feuersäule hoch in die Luft, in ihrem unteren Teile umsäumt von einer Wolke, die sich gleich einer gewaltigen Blume auseinanderbreitete, mit quellenden, von rötlichem Schein durch-

glühten Blättern. Entsetzt, mit weit aufgerissenen Augen, starrten die Matrosen, die noch nie einen feuerspeienden Berg gesehen hatten, nach dieser schrecklichen Erscheinung. Verhaltener Donner durchzitterte die Luft, und selbst das Meer schien vor Furcht zu erbeben und sprang angstvoll am Bord des Schiffes in die Höhe. Die Matrosen fielen auf die Knie, einige bekreuzten sich schnell, andere griffen rasch nach den Rosenkränzen und beteten.

„Die Berge selbst sprechen in Flammen und Rauch zu uns," rief der Mann, der zuerst auf das Phänomen aufmerksam gemacht hatte, „kann uns Gott noch eindringlicher warnen weiterzufahren? Laßt uns zum Admiral gehen und ihm zurufen: Kehr um, weil es noch Zeit ist! Wende die Schnäbel zurück nach Osten!"

„Der Admiral ist hier," erwiderte Colon mit erhobener Stimme und trat mitten unter sie. „Hat noch keiner von euch das Mittelländische Meer befahren?"

„Ich, Sennor Admiral," antwortete Sebastian, ein riesenhafter Mann, mit seiner tiefen, vollen Stimme.

„Dann sahest du wohl auch den Ätna, den Berg, der ohne Unterlaß Feuer speit, und zwar mitten in einer Natur, die Gott mit ungewöhnlichem Reichtum bedacht hat, so daß von einem Zürnen des Himmels, von einer eindringlichen Warnung nicht die Rede sein kann. Auch dieser Ausbruch des Vulkans von Teneriffa beruht auf ganz natürlichen Vorgängen und birgt keine Vorbedeutung in sich, es sei denn die, daß Gott selbst von hier unseren Weg beleuchten wolle."

Es fanden sich nun mehrere, die die Unruhe der Leute zu beschwichtigen suchten und darauf hinwiesen, daß die Bewohner der Inseln anscheinend ganz unbekümmert blieben, ja die Naturerscheinung gar nicht beachteten. Dennoch hielt Colon es für geraten, noch am selben Tage die Anker zu lichten, um aus Sicht des Piks zu kommen. Die Ausbesserungen an der „Pinta" waren so weit vorgeschritten, daß die Abfahrt erfolgen konnte. Noch ein Umstand trat hinzu, den Seefahrer zu beunruhigen. Er erfuhr kurz vor Aufbruch, daß vor einigen Tagen ein portugiesisches Geschwader erblickt worden sei, das von Gran Canaria auf Ferro zugehalten habe. Diese Mitteilung gab ihm zu denken. Denn was hatten die Portugiesen auf seinem Kurse zu suchen? Entweder sie wollten gleich ihm gen Westen fahren, um ihm zuvorzukommen und vor Spanien die Länder, die er entdecken wollte, zu annektieren, oder aber sie beabsichtigten, ihn gefangenzunehmen und sein Geschwader zu vernichten.

„Wahrscheinlich," sagte er zu Don Luis, „haben die verräterischen Portugiesen ihre Schiffe so stark gemacht, daß wir den Kampf mit

ihnen nicht wagen dürfen. Gewiß kennen sie die Zahl und Größe unserer Schiffe, und eifersüchtig, wie sie auf Spanien sind, gönnen sie ihm den Erfolg nicht, den es von mir erwartet. O, Don Luis, mein Los ist schwer gewesen, obwohl ich demütig hoffe, das Ende wird mich für alles entschädigen. Jahrelang haben die Portugiesen mich mit Versprechungen hingehalten und schließlich mit Hohn und Verachtung abgewiesen. Jetzt, wo die glorreiche Königin Isabella mir die Mittel gewährt hat, meinen Plan auszuführen, wollen sie mein Werk auch noch durch Hinterlist vereiteln."

„Ehe ihnen das gelingen soll, Don Christoval," antwortete Bobadilla, „wollen wir wie Kastilianer sterben."

„Meine einzige Hoffnung ist," sagte Colon, „sie möchten nicht kühn genug sein, sich auf das pfadlose, unbekannte Westmeer zu wagen, und da wir zum Glück sofort aufbrechen können, so gelingt es vielleicht, unbemerkt vorbeizukommen."

Als die Matrosen hörten, daß man einen Angriff von seiten eines portugiesischen Geschwaders fürchtete, wünschten viele einen solchen herbei; denn lieber wollten sie in Gefangenschaft fallen, als weiterreisen. Andere aber widersprachen ihnen aufs heftigste und erklärten, es sei für Spanien eine Schmach in alle Ewigkeit, wenn sie sich jetzt von den Portugiesen den Rang ablaufen ließen. Diese behielten schließlich die Oberhand, und so ging die Mannschaft mit größerem Eifer als bisher an die Arbeit, um den leichten Wind, der über die Wasserfläche strich, nach besten Kräften auszunutzen.

Die Nacht brach herein — eine schlaflose Nacht für Kolumbus, der das Tagesgrauen nicht erwarten konnte, um nach dem Feinde auszuspähen. Kaum erhellte das Licht des Morgens den fast unbewegten Spiegel des Weltmeeres, so zeigte sich ein Segel in der Ferne. Im Näherkommen aber erkannte man, daß es einer kleinen Feluke gehörte, die auf Fischfang ausgezogen war. Der Admiral rief sie an und erfuhr, sie komme von Ferro und habe in der Tat in dieser Gegend ein Geschwader portugiesischer Kriegsschiffe gesichtet.

„Habt Ihr mit ihnen gesprochen? Und was sagten sie Euch?" fragte Don Christoval. „Ich bitte Euch, gebt mir gewissenhafte Auskunft, denn ich bin der Admiral und Vizekönig Ihrer Majestäten des Königs von Aragonien und der Königin von Kastilien, und wir befürchten, die Portugiesen führen Böses wider uns im Schilde."

„Das mag wohl sein," war die Antwort, „denn sie fragten uns, ob der durchlauchtigste Don Colon, der Vizekönig des Ostens, bei uns an Bord sei, und wir sahen, sie hatten viele Donnerbüchsen und trugen Harnische und Helme."

Die zunehmende Entfernung machte ein weiteres Gespräch unmöglich, auch hatte Colon genug erfahren, um ohne Aufenthalt seines Weges zu eilen. Das Unglück wollte es jedoch, daß gerade jetzt der Wind abflaute. Die Segel begannen schlaff zu werden, und nach wenigen Minuten hingen sie leer hernieder. Der Admiral befahl, alles Tuch zu reffen, um seine Schiffe so viel wie möglich den spähenden Blicken des Feindes zu entziehen, und so lagen sie nun, von der ruhigen Bewegung des Meeres umspült, in der heißen Glut der Sommersonne wie riesige Tiere da, die träger Ruhe pflegten.

Man sah die Matrosen in Gruppen knien und die Rosenkränze zwischen den Fingern bewegen; man hörte sie Gelübde sprechen, wenn der Himmel ihnen Wind sendete, und sobald die Spur eines Lufthauchs ihre Wangen bewegte, sprangen sie auf und eilten, die Segel niederzulassen. Die meisten hofften, daß nach der Flaute ein Westwind aufspringen und sie nach Spanien zurücktreiben würde; doch wäre ihnen auch ein Wind in anderer Richtung willkommen gewesen, denn es gibt für den Seemann nichts Schrecklicheres, als stundenlang auf demselben Fleck zu liegen, und selbst den furchtbaren Wunsch nach einem Sturm hat eine solche anhaltende Windstille schon in manchem Matrosenherzen wachgerufen.

Gegen Abend setzte man abermals die Segel, aber das bißchen Luft, das sich regte, machte nichts aus, und um Mitternacht ward es abermals völlig still. Der Morgen brachte keine Änderung. Es war der 7. September, ein Freitag. Seit der Ausfahrt von Palos war also eine volle Woche verstrichen. Kolumbus sorgte dafür, daß seine Leute beschäftigt blieben. Er ließ allerlei kleine Ausbesserungen vornehmen und verschärfte den Beobachtungsdienst. Dennoch wirkte die verhängnisvolle Windstille sehr niederdrückend. Während des ganzen Tages bewegten sich die Schiffe kaum von der Stelle; dickflüssig wie Öl glitschte das Wasser an Bord auf und ab; die weite Fläche schimmerte wie geschmolzenes Silber in der sengenden Glut der Sonne. Die brütende Luft selbst schien nach Atem zu lechzen.

Als auch am Morgen des 8. September noch kein Wind kam, erklärten die Matrosen, die Hölle habe sich wider sie verschworen. Viele behaupteten, sie seien dazu verdammt, an dieser Stelle des Meeres bis zum jüngsten Tage zu liegen. Andere erneuerten die Meinung, Gott wolle sie von der geplanten Fahrt zurückhalten. Colon selbst flehte zum Himmel, keinen Westwind zu schicken; denn hätte ein solcher nach dem langen Warten die Segel erfaßt, so würde vielleicht alles Gewicht seiner Persönlichkeit nicht ausgereicht haben, die abergläubischen Seeleute an der Rückkehr nach Spanien zu hindern.

„Wir dürfen nichts für eine Vorbedeutung des Himmels halten," sprach er zu Don Luis mit so lauter Stimme, daß alle Umstehenden ihn hören konnten, „was in den Naturgesetzen begründet ist. Windstillen gibt es auf allen Meeren, und mit dieser hier wird es bald ein Ende haben. Wir werden Ostwind bekommen. Denn in dieser Richtung füllt sich die Atmosphäre mit Dunst, und unser Schiff beginnt schon leise zu schwanken. Steuermann, Ihr werdet gut tun, die Leinewand herabzulassen, um keine Minute zu vergeuden!"

Es währte noch eine volle Stunde ehe diese Prophezeiung des erfahrenen Mannes sich erfüllte. Als der Abend dämmerte, begannen die Schiffe endlich wieder mit den Kielen die Flut zu durchschneiden. Doch hatten sie nur sehr langsame Fahrt, weil der Wind noch zu schwach war, um gegen die starke Dünung aufzukommen, die von Westen nach Osten strich. In der Nacht wurde kein Segel gesichtet, aber der Wind blieb schwach, und der geringe Fortgang der Karavellen bedrückte die Gemüter kaum weniger als die Windstille.

Colon zog sich in später Nacht in seine Kajüte zurück und arbeitete an seinen Instrumenten und Karten. Don Luis fand ihn noch ernster als sonst. „Befürchtet Ihr, die Hindernisse nicht zu überwinden, die sich uns jetzt entgegenstellen?" fragte der junge Kavalier.

„Seht her," antwortete der Seefahrer und deutete auf die Karte. „Hier waren wir am vorgestrigen Morgen, und hier sind wir heute abend. Trotz aller Bemühungen dieses letzten Tages sind wir nicht weiter vorwärts gekommen. Demgegenüber betrachtet die weite Fläche, die wir noch durchmessen müssen, um unser Ziel zu erreichen. Ganz zu schweigen von den Portugiesen, an denen wir noch immer nicht vorbeigekommen sind, muß auch bei so langer Fahrt unser Proviant vor der Zeit auf die Neige gehen."

Er warf sich angekleidet auf sein Lager, um einige Stunden zu schlafen. Sobald der Morgen dämmerte, stand er wieder auf seinem Posten. Da hob sich aus dem Nebel der Frühe die dunkle Masse der Insel Ferro, wo nach der Mitteilung jenes Felukenführers das portugiesische Geschwader liegen sollte. Es war jedoch kein Schiff zu entdecken, und da der Wind noch immer kaum die Segel bewegte, so stand eine Verfolgung, wenn man in einiger Entfernung des Feindes blieb, kaum zu befürchten. Colon befahl den Auslugern, den Horizont scharf im Auge zu behalten. Die Sonne ging auf, und mit ihr kam die lang ersehnte frische Brise. Rasch wurden die Segel gesetzt, knarrend strafften sich die Taue, mit sausendem Geräusch blähte sich das volle Tuch, das Wasser rauschte laut um den Kiel, und flott und froh taten die Schiffe gleichsam einen Freudensprung vorwärts. Nach wenigen Minuten war man an der Insel vorübergefahren — sie verlor sich gleich einer undeutlichen Wolke

und entschwand den Blicken. Von einem portugiesischen Geschwader war ringsum nichts zu sehen.

Die ganze Natur schien unter dem frischen Zuge des Windes neu aufzuleben. Dunst und Gewölk zerteilten sich, der blaue Himmel kam zum Vorschein, das bisher so träge, dickflüssige Wasser leuchtete auf und zeigte lustige Häubchen von weißem Gischt. Auch die Mannschaft auf den Schiffen erwachte wie aus einer Betäubung, Lieder erklangen, schnellfüßig kletterten die Matrosen im Tauwerk und eilten an Bord hin und her, ihren Verrichtungen nachgehend. Alles war voll Freude und Hoffnung, und selbst die Kleinmütigen hielten diesen Ostwind für ein günstiges Zeichen, für eine Aufmunterung, die Reise fortzusetzen.

Sie dachten in diesem Augenblick nicht daran, daß mit Ferro, dem am weitesten westlich gelegenen Eiland des Kanarischen Archipels, das letzte Land ihren Blicken entschwand. Und insofern war die Windstille ein Segen für Kolumbus gewesen; denn nur die Freude über ihr Ende, nur der Jubel über die Erlösung aus der nerventötenden Trägheit ließ die Matrosen in diesem Augenblick vergessen, daß sie von nun an Tag für Tag nichts als Wasser rings um sich her sehen sollten. Wären ihre Gedanken ganz auf diesen Umstand gerichtet gewesen, so hätte die Verzweiflung ihre Gemüter ergriffen, und es wäre vielleicht zur Meuterei, jedenfalls aber zu einem unangenehmen Auftritt gekommen.

Am Abend dieses Tages rief Kolumbus durch Signale die Brüder Pinzon und die Steuerleute und Bootsmannsmaaten auf das Admiralschiff. Er erklärte ihnen, daß nun die eigentliche Fahrt über das Westmeer begänne, er gab ihnen genaue Weisungen über den Kurs, den sie einzuhalten hätten, über die Entfernungen, die sie zwischen sich und der „Santa Maria" beobachten sollten, und über ihr Verhalten, falls sie einander einmal aus den Augen verlören.

„Das Ziel unserer Reise," sprach er, „ist Cataja, ein Land, das bekanntlich die äußerste Ostgrenze Asiens bildet, und nach meiner Schätzung kann dieser Kontinent nicht weiter als fünfundzwanzig bis dreißig Tagereisen fern sein. Nach Berichten des venetianischen Reisenden Marco Polo, der Indien zu Lande erreichte, ist dieses Land reich an Gold und Silber, an Edelsteinen und Schätzen. Für einen jeden von euch und euern Leuten wird daher unsere Reise von großem Vorteil sein. Hier bietet sich für alle eine Gelegenheit, für den Rest des Lebens zum vermögenden Manne zu werden. Dazu kommt noch die Ehre, den heidnischen Bewohnern das Kreuz Christi zu bringen. Ihr werdet also nicht nur zeitlichen, sondern auch ewigen Segen ernten."

Mit diesen Worten entließ er sie. Und in dieser Nacht träumte gar mancher von Goldminen, von Diamanten und Juwelen; andere

aber sahen sich auch in finstere, schreckliche Wälder versetzt, in todbringende Wüsten, die von Dämonen, von reißenden Tieren wimmelten.

Die Rede Christovals hatte immerhin einen guten Eindruck gemacht; das Interesse der Unterführer war sehr nachdrücklich erweckt worden. Die Aussicht, durch eine einzige Fahrt, wenngleich sie gefahrvoller war als alle, die man bisher gemacht, zu einem reichen Manne für alle Zeiten zu werden, dünkte doch die meisten verlockend genug, um ihr zuliebe das Leben in die Schanze zu schlagen.

„Bis jetzt haben die Pinzons ihre Leute gut im Zaume gehalten," sagte Colon zu Don Luis, als sie in dieser Nacht allein in der Kajüte saßen. „Ich hoffe, es wird ihnen auch fernerhin gelingen, obgleich ich überzeugt bin, es wird nun mit jedem Tage schwerer werden."

„Sie sind tüchtige Seeleute, Admiral," meinte Bobadilla, „unternehmend und mutig, und da sie viel Geld verdienen können, werden sie alle Kräfte ans Werk setzen."

„Dennoch möchte ich ihnen beiden nicht das Geheimnis anvertrauen, in das ich Euch jetzt einweihen will. Seht auf dieses Blatt Papier, Don Luis," sagte der Seefahrer. „Ich habe hier genau den Weg berechnet, den wir seit heute morgen zurückgelegt haben. Es ist ein erfreuliches Stück; doch da ich auf noch größere Tagesleistungen hoffe, so habe ich mich entschlossen, Euch allein die wahre Entfernung, die wir durchmessen, wissen zu lassen, für die anderen aber immer weniger Meilen zu notieren, als wir tatsächlich zurücklegen. Ich denke, ich erhalte sie auf diese Weise länger in Ruhe. Auf Euch aber kann ich mich verlassen, und sollte mir ein Unglück zustoßen, so werdet Ihr im Falle der glücklichen Rückkehr die wirkliche Meilenzahl der Reise bekanntgeben können."

Sechstes Kapitel.

Im westlichen Weltmeer.

Kolumbus schlief von dieser Nacht an immer nur wenige Stunden, dann stand er auf und ging auf Deck, um nach dem Rechten zu sehen und vor allem zu untersuchen, ob der Steuermann den vorgeschriebenen Kurs innehielt. Darauf legte er sich wieder auf kurze Zeit nieder. Dies blieb seine Gewohnheit Nacht für Nacht, und die strenge, nie ermüdende Kontrolle, die er dadurch ausübte, erstickte von vornherein jede Absicht, ihn zu hintergehen. Die Nacht und der ganze folgende Tag verstrichen, ohne daß ein Segel in Sicht kam. Man konnte nun also mit Bestimmtheit annehmen, daß man von den Portugiesen

nichts mehr zu befürchten hatte. Bei dem flotten Winde und der raschen Fahrt mußte man sie weit hinter sich gelassen haben. Die zurückgelegte Entfernung war ziemlich bedeutend. Allein nun schienen sich die Matrosen bewußt zu werden, wie weit sie sich jetzt schon auf das unbekannte Meer hinausgewagt hatten, und die Furcht vor der Zukunft glomm wie die verborgene Glut eines Vulkans im Innern fort. Einstweilen äußerte sie sich nicht, weil der Anblick der See nichts Beunruhigendes oder Ungewöhnliches hatte und der lebhafte Wind, die flotte Fahrt den Seemannsherzen wohltaten. An diesem Tage und in der Nacht drangen die Schiffe um weitere hundertundachtzig Meilen in die pfadlose Öde des Ozeans hinein, und Kolumbus setzte in der öffentlichen Berechnungstabelle die zurückgelegte Strecke mit hundertundfünfzig Meilen an. Am 11. September — einem Dienstag — wurde der Wind noch kräftiger und wehte fast ganz genau in westlicher Richtung. Die Schiffe kehrten an diesem Tage zum ersten Male der Alten Welt voll den Rücken zu.

Am anderen Morgen meldete der Ausguck, ein Walfisch nähere sich dem Schiffe. Alles eilte auf Deck, das Ungetüm zu sehen, dessen Erscheinung man als eine angenehme Abwechslung in der unendlichen Einsamkeit des Meeres empfand. Während man noch Ausschau hielt, ließ sich Sancho Mundo vernehmen: „Du blöder Schreier dort oben, was hältst du uns zum Narren? Was du für einen Walfisch hältst, ist eine Spiere, die wahrscheinlich von einem versunkenen Schiffe über den Meeresspiegel hinausragt."

Indem man näherkam, ward es deutlich, daß Sancho recht hatte, und der Ausdruck der Trauer malte sich alsbald auf allen Gesichtern; war doch diese Stange, die sich im Spiel der Wellen zitternd schüttelte, das klägliche Wahrzeichen eines Schiffbruchs. Wer waren die Unglücklichen, die der Tod hier ereilt hatte, wie lange lagen sie in dem unergründlichen Bette, von wannen waren sie gekommen, wohin strebten sie? Diese Fragen wurden laut, und wieder riefen die Kleinmütigen, Gott warne sie aufs neue, weiterzufahren.

„Sagt lieber, Gott ermutige uns!" sprach Sancho dagegen. „Denn seht ihr nicht, daß der obere Teil der Spiere einem Kreuz gleicht? Gott hat es hier aufgerichtet zum Zeichen, daß wir nicht ermüden sollen, das Symbol seiner Herrschaft über das Meer zu tragen."

Dieser glückliche Gedanke fand Anklang und löste die bange Spannung, die sich der Mannschaft bemächtigen wollte.

Zwei Tage und zwei Nächte lang verfolgten nun die Karavellen ihre einsame Bahn, immer noch begünstigt von Wind und Wetter. Am Abend des 13. September hatte man die Höhe der Azoren bereits überschritten.

Sancho, der mehrere Stunden hindurch das Steuer geführt hatte, wurde abgelöst; doch statt zu seinen Kameraden zu gehen, näherte er sich dem Admiral und bat um Gehör.

„Euer Gnaden wissen," begann er, „ich bin kein Süßwasserfisch und kümmere mich wenig darum, ob der Schnabel des Schiffes nach Westen oder nach Osten gerichtet ist, aber ich muß dennoch sagen, diese Reise vollzieht sich unter seltsamen Zeichen, die selbst mich wundernehmen."

„Du hast letztens, als wir jene Spiere erblickten, den Beweis geliefert, daß du kein Dummkopf bist. Laß mich wissen, was dein Bedenken erregt hat," antwortete Christoval Colon. „Sprich ohne Scheu, denn dieser Herr ist in alle meine Pläne eingeweiht," setzte er mit einem Blick auf Don Luis hinzu.

„Euer Gnaden, ein alter Seemann hat die Gewohnheit, des Nachts einen alten Freund zu betrachten, auf den er sich verlassen kann: das ist der Polarstern," sprach Sancho. „Ich habe ihn gestern nacht im Auge behalten und auch heute. Da ist mir aufgefallen, daß dieser zuverlässige Führer und mein Kompaß nicht mehr miteinander übereinstimmen."

„Was sagst du da?" rief Kolumbus mit einem Nachdruck, der erkennen ließ, wie wichtig ihm diese Mitteilung erschien.

„Sennor Admiral, vierzig Jahre lang schaue ich nun schon nach Stern und Kompaß, allein wenn Ihr Euch selbst überzeugen wollt — der Stern steht noch, wohin Gott ihn gesetzt hat, und dort hängt Euer Kompaß. Vergleicht beide!"

Colon trat auf Deck hinaus, und ein Blick genügte ihm zu erkennen, daß Sancho sich nicht geirrt hatte. Er war erstaunt, ja beunruhigt über diese seltsame Entdeckung, die ganz unerwartet kam, und die er sich zunächst gar nicht erklären konnte. Sein erster Gedanke war, daß diese rätselhafte Wahrnehmung neue Unruhe unter den Matrosen stiften könne; denn da alle Seeleute, die des Nachts am Steuer standen, nach dem Polarstern schauten, welchen man für ein bewegungsloses Licht hielt, so mußte Kolumbus damit rechnen, daß auch noch anderen außer Sancho diese Erscheinung auffallen würde.

Nach wiederholter Untersuchung stellte Kolumbus fest, daß seine beiden Kompasse übereinstimmend von ihrer gewöhnlichen Richtung um beinahe sechs Grade nach Westen abwichen. Diese neue, unbegreifliche Störung der damals bekannten Naturgesetze bedrohte den Seefahrer um so schwerer, als dadurch mit einem Male die Matrosen eines sicheren Führers beraubt wurden, an den sie sich gewöhnt hatten, und dem sie blind vertrauten.

„Einstweilen wirst du reinen Mund halten, Sancho," sagte er zu dem Steuermann.

„Das werde ich, Sennor Admiral, obwohl ich glaube, es wird nicht lange Geheimnis bleiben. Vielleicht hat der Teufel dabei seine Hand im Spiele, weil Ihr doch zur Bekehrung der Heiden ausfahrt, und er will uns nun in die Irre führen, damit wir ihm die armen Seelen nicht entreißen sollen."

Kolumbus entließ den Mann und blieb allein mit Don Luis.

„In diesem Phänomen," sprach er, „erblicke ich ein neues Zeichen dafür, daß unsere Entdeckungsfahrt von manchem wichtigen Geheimnis den Schleier lüften wird. Vielleicht gehören dazu auch einige unbekannte Eigenschaften der Magnetnadel. Es ist ja möglich, daß wir uns in der Nähe einer aus Magnetstein gebildeten Insel befinden."

„Hat man schon früher beobachtet, daß solche Inseln einen derartigen Einfluß auf den Kompaß ausüben?" fragte Don Luis.

„Noch nie. Auch will es mich nicht recht wahrscheinlich bedünken. Wir müssen in Geduld abwarten, ob die Erscheinung bestehen bleibt, ehe wir sie durch Hypothesen aufzuklären suchen."

In der Nacht fand der Admiral wenig Schlummer. Immer wieder trieb es ihn empor, den Blick auf den Kompaß und auf den Polarstern zu werfen, und fast wollte es ihm erscheinen, als wenn die Abweichung noch deutlicher würde. Ehe der Tag graute und das Licht des Gestirns verblaßte, stellte er noch eine Beobachtung an und fand den Unterschied in der Tat verstärkt. Doch schien es noch niemand von der Mannschaft der „Santa Maria" und der beiden anderen Schiffe aufgefallen zu sein, an Bord blieb alles ruhig, und die Karavellen legten bei gutem Wind und schönem Wetter in den nächsten vierundzwanzig Stunden fast hundert Meilen zurück, so daß Kolumbus sich jetzt bereits sechshundert Meilen westlich von Ferro zu befinden glaubte. Außer ihm und Luis ahnte jedoch niemand, daß die Entfernung schon so groß sei.

Am folgenden Tage — es war ein Sonntag, und der 15. des September — begann der sechste Morgen, seit man das Land aus oen Augen verloren. Die Fahrt war so ruhig verlaufen, daß, durch keine Störungen genährt, die Befürchtungen der Mannschaft einzuschlummern begannen. Dennoch keimte die Saat des Aberglaubens noch immer fort und harrte nur eines günstigen Anlasses, um wiederum üppig emporzuwuchern. Kolumbus wußte das und schwebte in größter Sorge, da die Abweichung der Magnetnadel mit jedem Tage beträchtlicher wurde. Seine Hoffnung beruhte nun jedoch vor allem auf der bereits durchmessenen Entfernung, und er glaubte, im Notfalle die Mannschaft davon überzeugen zu können, daß der Weg zum Ziele jetzt schon nicht mehr so weit sei wie der Rückweg zur Heimat. Er ließ sich durch die

veränderte Stellung der Magnetnadel aber nicht im mindesten von dem Kurse abbringen, den er für den richtigen hielt, und so kam es, daß er, statt genau nach Westen zu steuern, wie er vermeinte, infolge der Abweichung der Nadel einen etwas südwestlichen Kurs innehielt, der überdies durch die ebenfalls in dieser Richtung streichenden Meeresströmungen noch verstärkt wurde. Im Laufe des 15. und 16. September rückte die kleine Flotte um weitere zweihundert Meilen vor, und seiner Gewohnheit gemäß setzte der Admiral diese Strecke in der öffentlichen Tabelle bedeutend niedriger an. Die Mannschaft war froh gestimmt, und diese Heiterkeit steigerte sich am Morgen des 17. zu hellem Jubel; denn man erblickte rings um die Schiffe her eine dichte Masse von Tang. Das Kraut sah zum großen Teil noch so frisch aus, als wenn es vor kurzem erst von der Erde, die es ernährt, losgerissen und ins Meer gespült worden sei. Man zweifelte nun nicht mehr daran, daß Land in der Nähe sei. In dem Seegrase sah man ganze Scharen von Tunfischen, und es glückte den Leuten, einige zu fangen — eine willkommene Abwechslung in dem ewigen Einerlei von Zwieback und Rauchfleisch. In der Zuversicht, daß die Seefahrt nun bald zu Ende sein würde, umarmten sich die Matrosen lachend und weinend. Colon selbst aber blieb unberührt von der allgemeinen Begeisterung.

„Die Leute täuschen sich, wenn sie sich dem Ziele so nahe wähnen," sagte er zu Don Luis. „Cataja muß noch sehr weit sein. Nach meiner Berechnung haben wir wenig mehr als ein Drittel unseres Weges zurückgelegt. Aristoteles erzählt von Schiffen, die durch schwere Stürme nach Westen verschlagen worden und in ein von Gras bedecktes Meer geraten wären, darin sie sehr viele Tunfische gefunden hätten. Die Seeleute glaubten damals, sie seien in der Nähe von versunkenen Inseln. Nun können wir bestätigen, daß der alte Grieche wahr berichtet hat. Wir sehen das Gras zu unseren Füßen. Es ist möglich, daß eine Insel nicht mehr weit entfernt ist, aber es liegt mir wenig daran, sie aufzufinden. Ich suche keine Insel, sondern ein Festland, nämlich Cataja, die Ostküste von Indien."

Obwohl die Grasmassen sehr dicht waren, bereiteten sie doch den Schiffen kein Hindernis, die noch immer mit einer Schnelligkeit von fünf Meilen in der Stunde vorwärts kamen. Da der Wind günstig blieb und die See spiegelglatt war, hielten sich die drei Schiffe dicht nebeneinander, wobei die „Pinta", das schnellste von ihnen, einen Teil ihrer Segel reffte. In den nächsten vierundzwanzig Stunden kam die Flotte wiederum volle hundert Meilen weiter nach Westen und befand sich nun ziemlich in der Mitte zwischen den Meridianen, die die äußerste Westgrenze der beiden Kontinente berühren, nur daß sie dem

Breitengrade nach, unter welchem sie segelte, immer noch näher an Afrika als an Amerika war.

Am siebzehnten September rief Alonzo Pinzon, der die „Pinta" führte, das Admiralschiff an und teilte mit, daß er mit seinen Steuerleuten, die Sonnenweite aufnehmen wolle, um festzustellen, ob die Magnetnadel nichts von ihren Eigenschaften verloren hätte. Es sei das Beste, diese Beobachtung gleichzeitig auf allen drei Fahrzeugen anzustellen, um jeden Irrtum auszuschließen.

„So steht der Aufruhr vor der Tür," sprach Don Luis. „Denn in wenigen Minuten schon wird der Westen so goldig erglänzen wie der Helm eines maurischen Sultans."

Kolumbus konnte von seinem Standpunkt aus die beiden Begleitschiffe übersehen, und es währte nicht lange, so sah er Alonzo Pinzon auf der „Pinta" und Vincenz Pinzon auf der „Nina" in großer Unruhe von einem Kompaß zum anderen eilen. Die Steuerleute gestikulierten heftig, die Mannschaft drängte sich herzu, alles verriet große Aufregung, die sich, je mehr die Beobachtung bekannt wurde, zu fassungslosem Staunen, zu grenzenlosem Entsetzen steigerte.

Die „Pinta" und die „Nina" setzten nun Boote aus, und die Brüder Pinzon ließen sich, begleitet von einigen ihrer Steuermänner, zur „Santa Maria" hinüberrudern.

Kolumbus empfing sie mit unerschütterlicher Ruhe. „Ihr kommt so eilig zu mir, ihr Herren, als hättet ihr sehr Erfreuliches von Cataja bemerkt," sagte er, obwohl ein Blick in die Gesichter all dieser Männer ihn eines anderen belehrte.

„Nicht Freude führt uns her," erwiderte Alonzo Pinzon, „sondern Furcht und Bestürzung. Denn Gott allein mag wissen, ob jemals einer von uns das Land von Cataja oder überhaupt ein Gestade erblicken wird, das ein Seemann mit Hilfe des Kompasses auffinden kann. Wir haben alle den Stand des Polarsterns mit der Richtung der Magnetnadel verglichen und wahrgenommen, daß sie nicht mehr richtig nach Norden zeigt."

„Das wäre in der Tat ein Wunder, sofern ihr euch nicht geirrt habt," sprach Kolumbus und sah fragend von einem zum anderen.

Sie beteuerten, ein Irrtum sei nicht möglich.

„Sennor Admiral," rief Vincenz Pinzon mit Ungestüm, „selbst die Magnete werden uns untreu. Wir alle haben es schon in den letzten Nächten bemerkt, nur. daß wir unseren Augen nicht trauten!"

„Nun, ihr Herren, auch ich habe es bemerkt, und ich hätte euch längst davon Mitteilung gemacht, wenn ich dieser Erscheinung irgendwelche Bedeutung beimäße," antwortete Kolumbus. „Wir alle wissen,

daß die Himmelskörper in ständiger Bewegung sind. Einige von ihnen beschreiben einen regelmäßigen Kreis, andere jedoch ziehen unbestimmte, wechselnde Bahnen. Die Sonne läuft zwar in vierundzwanzig Stunden einmal um die Erde, aber sicherlich macht sie daneben noch andere Bewegungen, welche wir infolge der großen Entfernung nur nicht sehen können. Ich glaube daher, die ganze Sache, die euch so sehr beunruhigt, erklärt sich auf höchst einfache Weise. Der Polarstern ist um ein kleines Stück nach Westen gerückt; diese für uns gerade noch erkennbare Wanderung wird er noch eine Zeitlang fortsetzen, um alsdann wieder auf seinen alten Standort zurückzukehren. Laßt ihn uns in den kommenden Nächten im Auge behalten. Allein statt darüber zu erschrecken, wollen wir uns freuen, daß wir die Schätze der Wissenschaft um eine wichtige Entdeckung bereichert haben, die zum Ruhme unserer Reise beitragen wird."

Die Brüder Pinzon und die Steuerleute begnügten sich mit dieser Erklärung. Sie wußten auch keine andere anzugeben, und indem sie ihre Gedanken über die Worte des Admirals und die Naturerscheinung austauschten, kehrten sie zu ihren Schiffen zurück. Die Mannschaft war nicht so leicht zu beruhigen, und Leute wie Sancho Mundo und Sebastian mußten allen Witz aufbieten, den Tumult zu beschwichtigen. Der erstere wußte sich dabei nicht anders zu helfen, als daß er ohne Umstände beschwor, er habe eine solche Abweichung der Magnetnadel auf andern Fahrten wohl schon zwanzigmal beobachtet — ein fahrlässiger Eid, der ihm eine Rüge von seiten des Admirals eintrug.

Von neuem befiel tiefe Mutlosigkeit die Matrosen. Einige unter ihnen erklärten rundheraus, man müsse den Admiral zur Umkehr zwingen. Viele verbrachten die Nacht im Gebet, auf den Knien liegend, andere standen auf Deck, den Blick zum Polarstern emporgerichtet, als wollten sie mit dem bloßen Auge die Bahn verfolgen, die er nach der Erklärung des Admirals beschreiben sollte, als erwarteten sie, den alten sicheren Leitstern plötzlich gleich einem Meteor über den Himmel hinwegschießen zu sehen.

Noch immer flutete Tang um die Schiffe her, und nur dieser Umstand, der noch immer für ein Zeichen nahen Landes gehalten wurde, vermochte die Furchtsamen einigermaßen zu beruhigen. Es wurde behauptet, das Gras gliche durchaus demjenigen, das an der Mündung großer Ströme oft bis weit in das Meer hineinwachse, und diese Ansicht fand allgemein Glauben, als einer der Matrosen einen kleinen Krebs aus dem Kraut auffischte. Das Tier wanderte von einer Hand zur anderen, bewundert gleich einem seltenen Funde, und die Erfahrenen beteuerten, diese Art von Seebewohnern hielte sich stets in der Nähe

der Küsten auf, und man habe sie noch nie weiter als achtzig Meilen vom Lande entfernt angetroffen.

Während man noch die zappelnde Krabbe betrachtete, wies ein Matrose zum Himmel hinauf, und vor den staunenden Blicken der Leute zeigte sich ein breitbeschwingter weißer Vogel.

„Seht dorthin, seht dorthin!" riefen viele Stimmen. „Das ist einer jener Vögel, die des Nachts nie auf dem Wasser schlafen."

„Wahrlich, Gott ist mit uns!" riefen andere. „Kommen doch all diese Zeichen von Westen her!"

Nun war der Polarstern vergessen, und die Leute, die eben noch am Rande der düstersten Verzweiflung schwebten, gaben sich der freudigsten Hoffnung hin.

„Laßt uns doch einmal das Wasser kosten!" schlugen mehrere vor. „Gebt acht, es wird Süßwasser sein."

Sogleich glitten Eimer am Bord hinab, und sie schöpften sie voll und steckten die Zunge hinein. Auch war die Selbsttäuschung so allgemein, daß fast ein jeder laut beteuerte, es schmecke weit weniger salzig als sonst auf hoher See. Man setzte alle Leinwand aus, und selbst Kolumbus ließ sich von der Begeisterung, die rings um ihn erbrauste, soweit hinreißen, daß er die Entdeckung einer Insel zwischen Europa und Ostindien für wahrscheinlich hielt und demjenigen Schiffe eine besondere Belohnung versprach, welches zuerst das Gestade erreichen würde. So entstand denn ein Wetteifer zwischen den Karavellen, und da die „Pinta" bedeutend schneller zu segeln vermochte als die „Santa Maria", und die „Nina" bedeutend langsamer war als die letztere, so sahen sie sich bald voneinander getrennt. Allein der Abend sank hernieder, ohne daß Land erblickt wurde, so emsig man auch vom Ausguck gen Westen spähte.

Die Sonne verschwand im Meere, und ihre letzten Gluten beleuchteten nichts weiter als die endlose Wasserfläche. Finsternis sank hernieder, und der Polarstern zeigte sich am Himmel und erinnerte die Seeleute an die Gefahren, die sie in ihrer Freude vergessen. Als der Morgen kam, war das Gras verschwunden und mit ihm die Tunfische, und noch immer war ringsum keine Spur von Land zu erblicken. Die Folgen der Enttäuschung blieben nicht aus, doch stellte sich, ehe noch der Mißmut aller Herzen wieder ergriff, ein neues günstiges Zeichen ein. Man sah einen großen Schwarm von kleinen Vögeln und fand, daß die Wolken im Nordwesten so schwer und dicht aussahen, als ob sie über einem großen Lande oder einer Insel lagerten. Doch Colon gab auch dieser Andeutung kein Gehör, sondern befahl, scharf westlichen Kurs innezuhalten. Er war entschlossen, sich durch keinerlei

Zeichen von dem vorgesetzten Wege ablenken zu lassen. Hätte er sich ein wenig gen Norden gewendet, so würde er erst die genaue Westrichtung erreicht haben und in Karolina oder, wenn der Golfstrom in der Nähe der Küste ihn erfaßt hätte, in einem noch nördlicheren Teile der Vereinigten Staaten von Amerika gelandet sein. So aber näherte er sich mit jedem Tage mehr und mehr der großen, dem Golf von Mexiko vorgelagerten Inselgruppe der Antillen, die man zum bleibenden Andenken an den Irrtum des großen Seefahrers noch heute Westindien nennt.

❖❖❖

Siebentes Kapitel.

Kritische Tage.

Indem nun wiederum Morgen für Morgen anbrach, ohne daß die Hoffnung einer baldigen Landung sich erfüllte, wurde die Mannschaft aufs neue die Beute tiefster Verzweiflung. Die Brüder Pinzon drangen in Kolumbus, nach Norden zu steuern, da aus dieser Richtung mehrere Pelikane über die Schiffe hingeflogen waren, und als der Admiral sich hartnäckig weigerte, diesem Wunsche nachzugeben, wurde Murren an Bord der „Pinta" und der „Nina" laut. Nur mit Mühe gelang es den Pinzons, ihre Leute zum Gehorsam anzuhalten. Die Matrosen verlangten, man solle sich vom Admiralschiff trennen und auf eigene Faust Land suchen. Das Unglück wollte es, daß die bisher so flotte Fahrt durch wiederholte Windstillen unterbrochen wurde, und nun erklärten mehrere Matrosen, man nähere sich einem Teile des Meeres, wo es überhaupt keinen Wind gäbe. Selbst der günstige Umstand, daß sich immer wieder Ostwinde erhoben, wurde als ein Unglückszeichen ausgelegt, indem man sagte, der Himmel schicke ihnen nur solche zur Strafe für ihren Vorwitz, um sie weiter und weiter ins Verderben zu treiben, nachdem sie sich in frevelndem Übermut so weit gewagt hätten.

„Diese ewige Mutlosigkeit macht mich wild," erklärte Don Luis. „Ich glaube, das Beste wäre, einmal mit der flachen Klinge zwischen die Schurken zu schlagen. Wovor fürchten sie sich? Wo drohen uns Gefahren? Dies ist allerdings das weite Meer, und wir sind wohl noch weit vom Lande entfernt, aber es fehlt uns an nichts, und volle Sicherheit umgibt uns. Bei Sankt Peter! ich habe in den Schlachten gegen die Mauren mehr Leben draufgehen sehn, als diese drei Karavellen insgesamt fassen, und das Blut floß dabei in solchen Strömen, daß sie darin hätten schwimmen können."

„Dennoch sind die Gefahren, von denen wir hier umringt sind,

nicht minder schrecklich, junger Freund," entgegnete Kolumbus. „Laß diesen armen Kerlen Gerechtigkeit widerfahren! Wo ist die Quelle, die uns Trinkwasser liefern könnte, wenn unsere Fässer leer sind, wo ist das Feld, uns Brot und Nahrung zu spenden, wenn wir unsere Vorräte verbraucht haben? Es ist das Entsetzlichste, mitten auf dem Meere an Hunger und Durst Zoll für Zoll hinzusterben und nicht einmal den Trost der Kirche und ein christliches Begräbnis zu finden."

„Daran wollen wir doch nicht eher denken, als bis der letzte Tropfen getrunken, die letzte Zwiebackrinde verzehrt ist!" rief Luis.

Nach diesen Worten stürmte er hinaus, um sein heißes Blut an der kühlen Nachtluft zu beschwichtigen. Er trat auf Deck — still und klar standen die Sterne am ebenholzfarbenen Himmel — kein Luftzug ging — träge, unbewegt hingen die Segel an den Masten. Tiefe Ruhe herrschte ringsum, nur leise murmelte das Wasser. Die gedämpften Stimmen von Matrosen schlugen an das Ohr des jungen Edelmanns, und der Ton, in welchem die Leute sprachen, bewog ihn, an die Luke zu treten, durch welche der trübe Lichtschein der Lampen aus der Mannschaftsback heraufschimmerte.

Don Luis sah hinab. Er unterschied mehrere Männer, die noch wach waren, während der größere Teil schlief. Sie saßen dicht beieinander, steckten die Köpfe zusammen und schienen eine geheime Beratung zu pflegen. Die lautlose Stille der Nacht ließ Don Luis einige Brocken verstehen, aus welchen er heraushörte, daß sie einen Anschlag gegen den Admiral planten, den sie entweder gefangennehmen oder, wenn es nicht anders ginge, totschlagen wollten, um sich zu Herren des Schiffes aufzuschwingen und heimwärts zu fahren. Zitternd vor Zorn und vor Sorge um das Leben des verehrten Führers, lehnte Don Luis an dem Geländer der Treppe, unschlüssig, was er beginnen sollte. Da erhoben sich mehrere der Matrosen und schickten sich an heraufzukommen. Der junge Mann zog den Degen, ohne den er nie die Kajüte verließ, und eilte zurück zum Hüttendeck, fest entschlossen, den Admiral bis zum letzten Tropfen seines Blutes zu verteidigen.

Die Nacht war sehr finster, doch das unmerklichste Geräusch ließ sich vernehmen, da das Wasser nicht rauschte, die Segel und die Taue nicht knarrten. Die Schritte der Matrosen kamen näher, Don Luis faßte den Degen fest und schlang den Mantel um den linken Arm, um damit die Dolchstöße abzuwehren, die er von den Angreifern erwartete.

Da plötzlich machten die Schritte halt.

„Was ist das für ein Surren in der Luft?" fragte eine leise Stimme. „Horcht! Hört ihr nichts?"

„Meiner Treu, ist es ein Flattern wie von Schwingen," sagte ein anderer. „Vielleicht lassen sich Engel hernieder, den Admiral zu schützen. Wir wollen umkehren, denn wir sind auf schlechten Wegen."

„Du Memme!" murmelte ein dritter. „Eh ich nicht Gewißheit habe, was das ist, kehre ich nicht zurück. Mich können Ammenmärchen nicht abschrecken."

Sie blieben stehen und lauschten, da erhob sich über ihnen ein liebliches Pfeifen und Zwitschern aus unzähligen Vogelkehlen, und gleich darauf huschte und wirbelte es auch um ihre Füße her. Ein großer Schwarm von kleinen Waldvögeln hatte sich auf dem Schiffe niedergelassen, um hier der Ruhe zu pflegen. Die süße Musik dieser Tierchen erfüllte die nächtliche Stille und weckte die Schläfer. Die Verschwörer schlichen in die Back zurück, und Don Luis ging in die Kajüte, um Kolumbus zu wecken und ihm zu erzählen, in welcher Gefahr sein Leben geschwebt und durch welche wunderbare Fügung des Himmels er errettet worden.

Mit dem grauenden Morgen erhob sich der Vogelschwarm und flog in südwestlicher Richtung von dannen. Kolumbus traf an diesem Tage alle Vorsichtsmaßregeln, um vor einem Überfall sicher zu sein. Er berief diejenigen Matrosen zu sich, auf die er sich verlassen konnte, offenbarte ihnen, daß ein Teil der Mannschaft zur Meuterei geneigt sei, und versprach ihnen doppelten Sold, wenn sie treu zu ihm hielten. Sancho und Sebastian, den zuverlässigsten von allen, befahl er, stets um seine Person zu bleiben. Er war nicht mehr in Zweifel darüber, daß die Dinge sich jetzt sehr ernst und bedrohlich gestalteten, die finstern Mienen der meisten Matrosen verrieten nichts Gutes, die Langsamkeit, mit der seine Befehle vollzogen wurden, das dumpfe Murren, mit dem man ihm oftmals antwortete, deuteten auf Unheil.

Ein paar Tage hielt diese Gewitterstimmung an, ohne daß etwas geschah. Die Winde blieben flau, und man kam nur langsam vorwärts. Die Pinta und Nina hielten sich in unmittelbarer Nähe, und die Matrosen tauschten, ohne sich Zwang aufzuerlegen, von Bord zu Bord ihre Gedanken über die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage aus. Manche wagten es sogar, ganz offen zu erklären, man müsse einen Entschluß fassen, man dürfe sich nicht von einem einzigen Menschen ins Verderben führen lassen, der Wille der Mehrheit sei maßgebend, und was dergleichen unbotsmäßige Reden mehr waren. Kolumbus hatte nicht übel Lust, dem Rate Bobadillas zu folgen und einen der Aufrührer herauszugreifen, um eine warnende Strafe zu vollziehen. Allein er befürchtete, die Matrosen zu offenem Widerstande zu reizen und die Katastrophe zu beschleunigen. Daß aber in diesem Falle die kleine Schar der Zu-

verlässigen nicht imstande sein werde, es mit der Überzahl der Unzufriedenen aufzunehmen, daran konnte er nicht zweifeln. Er stellte sich daher taub gegen die rebellischen Äußerungen und war zufrieden, daß einstweilen seine Befehle noch vollzogen wurden. Die Frage, wie lange dies noch geschehen werde, erfüllte ihn allerdings mit wachsender Sorge.

Die Dinge nahmen am andern Morgen eine unerwartete Wendung. Ein Freudenruf, der von der „Pinta" herüberklang, lenkte aller Augen nach diesem ein Stück vor den beiden andern herfahrenden Schiffe. Der Matrose im Mastkorbe schwenkte die Mütze und rief, so laut er vermochte: „Land! Land!"

„In welcher Richtung?" hörte man Alonzo Pinzon mit bebender Stimme rufen.

„Im Südwesten!" antwortete der Matrose. „Berge im Nebel!"

Alles sah nach Südwesten, und in der Tat glaubte man dort einen in blauem Dämmerschein verborgenen Höhenzug zu erkennen. Kolumbus schien den Horizont mit den Augen zu verschlingen, und sein Antlitz strahlte vor Freude und frommer Begeisterung. Er nahm die Mütze ab, schaute gen Himmel und kniete nieder, um seinen Gefühlen in einem heißen Gebet des Dankes Luft zu machen. Da ergriff Reue die meuterischen Männer, und sie folgten seinem Beispiele. Tränen rannen über ihre Wangen, sie glaubten sich am Ziele, und ihr Groll gegen den Führer verwandelte sich in Bewunderung. Er hatte sich nicht geirrt, er war im Recht gewesen, seine Weisheit triumphierte über ihre Torheit. Man hörte auf allen drei Schiffen, von rauhen Seemannsstimmen gesungen, das Gloriam in exelsis Deo *) in die stille Morgenluft emporsteigen. Langsam zogen die Karavellen ihre Bahn, und alle erklärten einstimmig, je weiter man gen Westen käme, um so deutlicher trete das Gebirge hervor. Der Anblick veränderte sich jedoch während des ganzen Tages nicht. Dennoch ging die Mannschaft in der frohen Zuversicht zur Ruhe, am folgenden Morgen die Küste zu erreichen. Alle, auch Kolumbus, fanden nur wenig Schlaf; das in seliger Hoffnung klopfende Herz hielt fast alle bis zum Morgen wach. Man sah von Zeit zu Zeit vereinzelte Matrosen auf Deck gehen und in die Strickleitern hinaufsteigen. Dort strengten sie die Augen an, den Schleier der Nacht zu durchdringen, wohl in der Hoffnung, ein Licht vom Strande herüberschimmern zu sehen. Noch ehe der Morgen dämmerte, war auf allen drei Schiffen die Mannschaft vollzählig versammelt und harrte des Augenblicks, da die Sonne das Zwielicht durchbrechen und den Dunst zerteilen würde.

*) Ehre sei Gott in der Höhe.

Doch wie groß war das Entsetzen aller, als es nun hell wurde und in der Richtung, wo man das Land vermutete, nichts weiter zu erblicken war als weithin gedehnte See, die in der Ferne mit dem Horizont verschwamm. Von jenem Höhenzuge aber ließ sich keine Spur mehr unterscheiden. Tödliches Schweigen lag über den Schiffen, und auf der „Santa Maria" richteten die Blicke sich nun auf den Admiral, der sich rasch faßte und mit deutlich vernehmbarer, ruhiger Stimme die Worte sprach:

„Solche Sinnestäuschungen hat jeder, der schon mehrere Reisen zur See gemacht hat, erfahren müssen. Ich halte mein Unternehmen für ein Werk zur Ehre Gottes und sehe in dem scheinbaren Auftauchen von Land eine Ermunterung auszuharren. Der himmlische Vater hat uns damit andeuten wollen, daß unsere Anstrengungen bald von Erfolg gekrönt sein werden."

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, und die Mannschaft verhielt sich ruhig. Doch als der Tag zur Neige ging und es nun außer allem Zweifel war, daß man sich durch Wolkengebilde hatte täuschen lassen, da brach finsterer Mißmut von neuem aus. Am folgenden Morgen stand Kolumbus auf dem Hüttendeck und erteilte seine Befehle, ruhig und zuversichtlich wie immer. Da näherten sich ihm drei Matrosen, blieben auf dem Vorderteil des Decks stehen, und einer von ihnen, einen Schritt vortretend, sprach also: „Wir kommen zu Euch, Sennor Admiral, als Abgesandte der Mannschaft. Wir bitten Euch, verlangt nicht länger von uns, daß wir Euch in diesem Kurse folgen sollen. Mehrfach schon ist unsere Hoffnung, daß wir Land erreichen werden, getäuscht worden. Wir glauben Euch nicht mehr. Wir wissen nun, wir sind dem Rande der Erde nahe, wo der Tod uns gewiß ist. Wendet daher die Schiffe gen Osten, oder wir werden Euch fürder nicht mehr Gehorsam leisten."

„Kein Wort mehr!" rief Kolumbus, und seine Stimme rollte wie der Donner. „Sonst lasse ich dich, der du dich zum Sprachrohr der andern aufwirfst, für sie alle büßen! Hinweg mit euch und versehet euern Dienst! Den ersten, der sich widersetzt, lasse ich in Eisen legen!"

Auch diesmal siegte das sichere, hoheitsvolle Auftreten Christovals über den rebellischen Geist. Die Leute gingen ruhig zurück; doch als sie ihren Kameraden die Antwort des Admirals überbrachten, erscholl Geschrei in der Mannschaftsback. Es gab keinen Zweifel mehr, die Meuterei war im Zuge, und Colon zauderte nun keinen Augenblick. Begleitet von Luis, trat er raschen, festen Schrittes auf das Hauptdeck und rief die Leute herzu. Sie sammelten sich um ihn her, und wohin er blickte, sah er drohende Mienen, tückische Blicke und geballte Fäuste. Die Mehrzahl derer, die er

für zuverlässig gehalten, blieb im Hintergrund, und nur Sancho Mundo und Sebastian wagten es noch, offen auf die Seite des Führers zu treten.

„Ruhe für mich!" rief Colon in das Stimmengewirr. „Ihr habt euch erkühnt, einen Willen kundzutun, der dem meinem entgegenläuft. Vergeßt ihr, wessen Person ich hier vertrete, wer mich und euch auf die Reise geschickt hat? Es ist euer König, es ist eure Königin. Ihnen habt ihr Gehorsam gelobt, und wenn ihr euch gegen mich auflehnt, so brecht ihr euern Treueid und macht euch des Hochverrats schuldig. Keiner von euch dürfte je wieder den Fuß auf spanischen Boden setzen, der Galgen wäre jedem sicher, der ergriffen wird. Das überlegt euch! Wir sind ausgesandt worden, die Ostküste Indiens zu erreichen, und haben den Auftrag des Königs zu vollenden — einer wie alle! Tut eure Pflicht bis zum letzten Augenblick, wie ich die meine tun werde! Dorthin ist unser Weg!"

Und mit majestätischer Gebärde gen Westen deutend, wandte er ihnen den Rücken und schritt, ohne sich nach ihnen umzusehen, zum Hüttendeck zurück. Wohl hatte er nicht vergessen, daß drei von den Matrosen nächtlicherweile sich auf den Weg gemacht hatten, ihn zu ermorden, aber ebenso wußte er auch, daß sie diesen Versuch nicht erneuern würden, seitdem das an ein Wunder grenzende Erscheinen eines Vogelschwarms mitten in der Nacht sie an der Ausführung ihres schändlichen Plans gehindert hatte.

Lautes Murren klang hinter ihm her, aber niemand folgte ihm. Hätten die Matrosen sich, bevor sie zum Aufruhr schritten, mit den Leuten der beiden andern Schiffe verständigt, so würde vielleicht Colons sicheres Benehmen nichts mehr erreicht haben; so aber waren sie nicht über die Stimmung unterrichtet, die in diesem Augenblick auf der „Pinta" und der „Nina" herrschte, und da man diese ruhig dahinsegeln sah und die Brüder Pinzon als tüchtige sachverständige Schiffsführer kannte, so glaubte man, diese ständen noch auf der Seite des Admirals. Man hatte zu dieser Annahme um so mehr Veranlassung, als von der „Pinta" erst vor kurzem die Meldung gekommen war, daß sich in ihrem Kielwasser wieder frisches, dichtes Gras zeige, das von Tunfischen bevölkert sei.

Die Nacht kam heran. Kolumbus ging auf Deck. Furchtlos machte er die Runde und trat zu dem Steuermann. Ein Blick auf den Kompaß genügte ihm, um zu erkennen, daß der Kurs des Schiffes nicht mehr westlich, sondern fast nördlich war. Anscheinend bestand die Absicht, die Karavelle allmählich nach Osten umbiegen zu lassen. Zur Rede gestellt erklärte der Steuermann, er handle so im Einverständnis mit der ganzen Mannschaft. In diesem Augenblick, das fühlte Kolumbus, mußte sich alles entscheiden. Ohne ein Wort zu sprechen, ergriff er den Mann, schlang die Arme um seinen Leib, hob ihn empor und schleuderte ihn ein Stück weit von sich. Dann packte er mit eiserner Faust das Steuer, riß es herum und

wandte den Schnabel des Schiffes wieder gen Westen. Auf das Geschrei des Steuermanns stürmten die Matrosen herbei, und vom Hüttendeck eilten Luis, Sebastian und Sancho herzu.

Der Mond stand am Himmel, sein Licht beleuchtete das weiße Haar Colons, das im Winde flatterte. Don Luis sprang an seine Seite, das Schwert zückend. Sancho und Sebastian traten den Matrosen entgegen. Geschrei erfüllte die nächtliche Stille, alle andern Stimmen aber übertönte die des Admirals.

„Heran, wer von euch es wagt, sich an mir zu vergreifen! Gen Westen ist mein Weg, solange Blut in meinen Adern ist. Heran ihr, die ihr während der Nacht mich töten wolltet! Heran und werdet zu Mördern an euerm Führer, den Gott über euch gesetzt hat! Schlagt die Hand ab, die das Steuer hält, schlagt den Kopf ab, der sich euch nicht fügen wird — das aber wisset, ihr werdet nimmer Spanien erreichen, denn Gott ist nur mit den Getreuen!"

Sie hielten halbwegs inne, zaudernd, von Schauder ergriffen angesichts dieses todesmutigen Mannes, der allein sich gegen sie alle stellte. Und als er das Schiff gewendet hatte, da sprang plötzlich ein heftiger Wind auf, mit einem prallen Ruck flogen die Segel, soweit die Taue ihnen Raum gewährten, und schneller als je auf der ganzen Fahrt schoß die „Santa Maria" durch die Fluten. Abergläubische Furcht erfüllte die Matrosen, schienen doch selbst die Elemente dem Admiral zu gehorchen. Sie sprachen leise miteinander, Sancho und Sebastian mischten sich unter sie, und nach einer Weile trat einer vor und sprach: „Gut, Sennor Admiral, bis zum Morgen mögt Ihr noch gen Westen steuern. Werdet Ihr dann aber, wenn noch immer kein Land in Sicht ist, in die Umkehr willigen?"

„Nimmermehr!" rief Kolumbus, und in diesem Augenblick ging etwas Göttliches von seiner Willenskraft aus, die übermenschlich schien. Man erinnerte sich der Hindernisse, die er bereits überwunden, und man fühlte, für ihn gab es nichts Unmögliches. Den Blick in die Nacht hineingerichtet, als sei er allein auf seinem Schiffe, ließ er, baren Hauptes, sein weißes Haar im Winde flattern. Fest lag das Steuer in seiner Hand, und niemand, der ihn also sah, konnte daran zweifeln, daß man ihn totschlagen müsse, um es ihm zu entreißen.

Stunden verstrichen — die Mannschaft hatte sich zurückgezogen — Don Luis blieb an Colons Seite, entschlossen, mit ihm zu sterben. Der fahle Schimmer des Morgens huschte am Himmel auf. Heller und heller ward es, doch noch hing dichter Dunst über den Wassern, weiß und schwer brodelte der Nebel um die Karavelle her. Wie von unsichtbaren Händen geschoben, zerteilte sich die zähe Masse und bewegte sich, gewaltigen Klumpen von Watte vergleichbar, am Fahrzeug vorbei nach Nordwesten

zu. Die ersten Strahlen der Sonne trafen das Deck, und nun zerriß auch der leichte Schleier des Frührauchs und trieb in Fetzen durch die aufklärende Luft. Ein frisch zugreifender Wind blies die letzte Wand hinweg — der Horizont enthüllte sich den Blicken.

Ein Schrei entrang sich zugleich dem Admiral und seinem Freunde. Vor ihnen — ob auch noch in weiter Ferne — beleuchtet von der herben Morgensonne, dehnte sich Land aus.

„Indien!" das war alles, was Kolumbus hervorbringen konnte, dann entglitt ihm das Steuer, er sank in die Knie, Tränen entströmten seinen Augen, und seine bisher so festen Hände zitterten, als er sie ausstreckte und zum Gebet faltete.

So fand ihn die Mannschaft, die auf Deck kam, bereit, ein Ende zu machen. In demselben Moment zerriß der Klang eines Kanonenschusses die Luft. Die vorausseglende „Pinta" gab das verabredete Signal, daß man Land gesichtet habe. Mit flottem Winde kam man näher, und immer deutlicher hob sich die Küste empor. Diesmal war es keine Täuschung. Man erkannte nicht nur Strand und Höhenzüge, man unterschied auch Wälder, ja einzelne Bäume.

„Land! Land!" ertönte es auf allen Schiffen, und gleich darauf scholl brausend der Dankgesang gen Himmel. Auf der „Santa Maria" aber war es nicht nur das Gefühl des Dankes, das die Abenteurer überwältigte, sondern vor allem tiefe Reue. Sie eilten alle zu dem großen Manne hin, dessen Genius sie über die Wasserwüste hinüber zum sicheren Port geleitet hatte, sie warfen sich vor ihm nieder, küßten seine Hände, seine Schuhe, den Saum seines Kleides; sie erflehten seine Verzeihung für den gräßlichen Frevel, den sie an ihm hatten verüben wollen, und wohl war kein Augenblick geeigneter, das Wort der Liebe und Versöhnung über Colons Lippen gehen zu lassen.

Nun sah man Land, soweit das Auge reichte, und zwischen Wassergürteln, die mit Silberschaum die Küsten säumten, zeigte sich eine Insel neben der andern, alle bestanden von üppigstem Pflanzenwuchs, gleich riesigen Smaragden in der türkisblauen See. Palmen von gewaltiger Größe breiteten ihre gefiederten Fächer aus, schwangen ihre breitgeschweiften Wedel. Von hochragenden Laubbäumen hingen gleich buntgestickten Mänteln dichte Gewebe von blühenden Schlingpflanzen hernieder. Würziger Duft wehte herüber, und das Geschrei von Vögeln ließ sich vernehmen. Von Menschen sah man vorerst keine Spur.

Achtes Kapitel.

Der Triumph.

Die Anker rasselten in den Küstensand hernieder. Von allen drei Schiffen wurden Boote ausgesetzt. Kolumbus, in großer Admiralstracht, in der einen Hand die Flagge Spaniens, in der andern das Symbol Christi, betrat als erster das Land. Die Gebrüder Pinzon mit der Flagge des Geschwaders und eine Abteilung bewaffneter Matrosen folgten ihm. Kolumbus stieß die Fahne in den Sand, dann kniete er nieder und küßte den Boden. Alle folgten seinem Beispiel, und ein paar Minuten feierlichen Schweigens verflossen, bis Christoval aufstand und das Kruzifix hoch emporhob.

„In Christi Namen ergreife ich Besitz von diesem Lande für die Krone von Castilien. San Salvador soll es heißen, da es uns aus großen Gefahren gerettet hat!"

Während diese kleine Feier mit aller Förmlichkeit vollzogen wurde, die die kargen Umstände erlaubten, sah man aus den Wäldern Menschen hervorkommen, deren bräunliche Haut an die der Bewohner Kanariens erinnerte. Sie waren unbekleidet und am ganzen Körper bunt bemalt. Ihre bartlosen Gesichter hatten einen sehr gutmütigen, harmlosen Ausdruck. Sie trugen keine andern Waffen in den Händen als Stöcke, an deren Enden Kieselsteine festgebunden waren. Scheu und furchtsam betrachteten sie die Wesen mit weißen Gesichtern, blonden und schwarzen Bärten und bunten, nie gesehenen Kleidern. Sie mochten sie wohl nicht für Menschen, sondern für Götter halten, darum knieten sie nieder und berührten mit den Köpfen die Erde. Nachdem sie sich untereinander beraten, kam einer näher heran und gab durch Gebärden zu verstehen, daß man die fremden Ankömmlinge, welche vom Himmel gekommen seien, willkommen heiße und Frieden und Gnade von ihnen erwarte. Kolumbus gab zur Antwort, daß ihn keine feindseligen Absichten hergeführt hätten, und daß er in der Tat ein Gesandter Gottes sei, der ihnen Heil und Segen bringen wolle. Darauf kamen andere herbei und legten Früchte und duftende Kräuter vor den Weißen nieder. Darunter befanden sich braune, starkriechende Blätter, welche zu Rollen zusammengewickelt waren. Einige der Eingeborenen hatten solche Rollen zwischen den Lippen, zündeten die Spitzen an und bliesen leichte, bläuliche Wölkchen in die Luft. Sie forderten die Matrosen auf, ihrem Beispiel zu folgen und das köstliche Kraut zu kosten. Es fanden sich auch einige, die den Versuch wagten, darunter Sancho Mundo, der vorlaute; allein es bekam ihnen schlecht. Mit Mienen des Ekels warfen sie die Rollen von sich und taumelten wie trunken. Der „tabacco", wie die Wilden es nannten, übte auf die ersten europäischen Raucher die gleiche Wirkung, mit der noch heute jeder Jüngling den Genuß der ersten Zigarre zu büßen hat.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Erzählung, bei den Begebenheiten, die dieser Landung folgten, zu verweilen und die Abenteurer auf ihren Fahrten zu den andern Inseln zu begleiten. Es zeigte sich bald, daß man kein Festland, sondern einen weit ausgedehnten Archipel gefunden, damit aber doch eine überaus wichtige und wertvolle Entdeckung gemacht hatte. Colon zweifelte nicht daran, daß diese Inselgruppe der Ostküste Indiens vorgelagert sei und die gleichen Schätze an Gold, Edelsteinen und seltenen Gewürzen enthalten müsse wie das Mutterland. Tag für Tag wurden die Nachforschungen fortgesetzt, man fuhr durch die Kette der Bahama-Inseln hindurch und gelangte zu den Antillen, von denen Cuba und Haiti besucht wurden. Überall fand man die gleiche üppige Vegetation und denselben verhältnismäßig ansehnlichen, harmlosen Menschenschlag, der in Hütten aus Holz und Laub wohnte. Seltsame Pflanzen wurden gesammelt, fabelhafte Tiere fing man ein, und von den Eingeborenen tauschte man gegen wertlose Glasperlen, gegen bunte Tücher und anderen Flitter schwergoldene Platten und Ringe ein, die sie als Zierat trugen. In Cuba glaubte Colon die Insel Cipango gefunden zu haben, und er bezeichnete sie damals schon als die schönste von allen, die man entdeckt hatte. Überall nahmen die Eingeborenen sie mit andächtiger Ehrfurcht auf und schienen sie für göttliche Erscheinungen zu halten. Überall brachten sie bereitwillig Proben von den Schätzen ihres Landes. Nirgend war es nötig, von den Waffen Gebrauch zu machen.

Bei der Fahrt am Strande von Haiti entlang geriet die „Santa Maria" auf eine Sandbank und barst mitten entzwei. Die Mannschaft mußte sich auf die „Nina" begeben, die nun natürlich fast über ihre Tragfähigkeit belastet war. Vergebens schaute man nach der „Pinta" aus; sie hatte sich nächtlicherweile entfernt. Neid und Gewinnsucht bewogen Alonzo Pinzon, auf eigene Faust weiterzufahren, um das Goldland zu finden, nach welchem man bisher noch immer vergebens gesucht. Er erreichte jedoch nichts und traf nach wenigen Tagen, als Colon Haiti verlassen, wieder mit der „Nina" zusammen. Glücklicherweise war bei dem Schiffbruch die ganze Ladung geborgen worden. Das Genie des Admirals wußte selbst aus diesem Unglück einen Nutzen zu ziehen. Er ließ aus den Trümmern des Schiffes ein Fort am Strande erbauen, dem er den Namen der Königin gab. Dort blieb ein Teil seiner Mannschaft, mit Waffen und Munition versehen, zurück. Des größten seiner Schiffe beraubt, entschloß sich Colon zur Heimfahrt, um in den unbekannten Meerengen nicht etwa noch eine zweite Karavelle zu verlieren. Insgeheim hatte man sieben Eingeborene gefangengenommen — ein Schritt, der sich durch die Gebräuche jenes Zeitalters rechtfertigt, da man damit sowohl den König ehren als auch für das Seelenheil der Wilden sorgen wollte.

Mit günstigem Winde verließen die Schiffe Haiti und legten einen großen Teil des Weges ungefährdet zurück. Dann aber erhob sich ein furchtbarer Sturm. Verzweiflung ergriff die Seeleute, denn sie sahen den Tod vor Augen. Selbst Kolumbus erbebte, obwohl ihn sein festes Gottvertrauen nicht verließ. Unmöglich konnte der Himmel ihn hier scheitern lassen, ehe er die Kunde von den Wundern der neuen Welt nach Castilien gebracht. Die Lage der Schiffe ward indessen so hoffnungslos, daß er einen genauen Bericht über seine Reise und die gemachten Beobachtungen und Entdeckungen, sorgsam auf Pergament geschrieben und mit Wachsleinwand umschlossen, mitsamt einigen Proben der Gewürze, Metalle und andern Funde in ein leeres Faß tat, das man versiegelte und dem Meere übergab.

Jahrhunderte sind seit jenem denkwürdigen Sturme verflossen, und noch hat man nichts von jenem Faß erfahren. Vielleicht treibt es noch heute, von Muscheln bedeckt, in der Öde des Weltmeers umher. Vielleicht ist es auf eine Küste geworfen und vom Sande bedeckt worden.

Die kleine „Nina", kaum mehr als eine Feluke, kämpfte wacker gegen den Orkan. Die Matrosen konnten nichts weiter tun, als für ihr Leben sorgen, indem sie sich an den Masten festbanden, denn kein Augenblick verging, ohne daß das Schiff, einer Nußschale gleich, zwischen den bergeshohen Wogen verschwand. Man glaubte, es müsse zerbrechen, zersplittern, so wuchtig schlugen die Wassermassen gegen die Planken und auf das Deck. Hin und her geworfen von der Willkür des Elements, taumelte das Schiff pfadlos und ziellos durch das Chaos. Einen Tag und eine Nacht währte der Sturm, dann kehrte schönes Wetter wieder.

Es zeigte sich, daß man in der Nähe der Azoren war, die unter portugiesischer Bootsmäßigkeit standen. Die Leute am Strande nahmen die dem Tode entronnenen Seefahrer hilfsbereit auf und gingen ihnen bei den Ausbesserungen, die vorzunehmen waren, eifrig zur Hand. Sie wunderten sich, daß ein so kleines Schiff einen so entsetzlichen Sturm überstanden hatte. Die Nachricht von der Entdeckung Westindiens erweckte lebhaftes Interesse, entfachte aber auch den Neid des Gouverneurs, der treuloserweise die Mannschaft gefangennahm und sich auch der Person des Admirals zu bemächtigen versuchte. Doch Colon hatte schlimmeren Gefahren getrotzt und war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen. Er vereitelte nicht nur die böswillige Absicht des Portugiesen, sondern erlangte durch seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart sogar die Freilassung seiner Mannschaft, indem er drohte, daß die Königin von Castilien und der König von Aragonien strenge Rechenschaft für die ihrem Gesandten zugefügte Unbill fordern würden.

Mancherlei Drangsale waren noch bis zur Ankunft in Europa zu bestehen. Kurz vor der Küste überraschte noch einmal ein Sturm die Schiffe.

Sie konnten nicht nach Spanien weiterfahren, sondern mußten in die Tajomündung einlaufen, um sich in Sicherheit zu bringen. Kolumbus benachrichtigte sofort den König von Portugal und sandte gleichzeitig Boten nach Kastilien. Die Antwort Johannes II. von Portugal lautete unerwartet günstig. Er lud Colon ein, nach Lissabon zu kommen und ließ sich von ihm Bericht über die große Reise erstatten. Kolumbus folgte dieser Aufforderung und wurde vom König sehr freundlich aufgenommen. Nach kurzem Aufenthalt setzte er seine Fahrt nach Spanien fort.

Dort hatte sich inzwischen schon die Kunde von seiner glücklichen Heimkehr und von dem glorreichen Erfolg seiner Reise verbreitet. Im Hafen von Palos stand seit Tagen schon eine nach Tausenden zählende Menschenmenge und hielt Ausschau nach den Schiffen, die die verwegenen Seefahrer heimbringen sollten. Diejenigen unter den Einwohnern, von denen Angehörige mitgefahren waren, hatten nicht mehr gehofft, sie jemals wiederzusehen. Gattinnen und Mütter glaubten ihre Männer und Söhne unwiederbringlich verloren und fluchten dem Narren von Genua, der sie ins Verderben gezogen. Und als nun die Nachricht kam, die Karavellen hätten die portugiesische Küste erreicht, da erfüllte unbeschreiblicher Jubel das Städtchen und drang landeinwärts, bis ganz Spanien von heller Begeisterung entflammt war. Dann kam die denkwürdige Stunde, wo die „Nina" und die „Pinta" sich vor Palos zeigten. Kanonenschüsse donnerten an Land und an Bord der Fahrzeuge. Die Stadt war festlich geschmückt, alle Läden waren geschlossen, alles Volk versammelte sich, die Heimkehrenden zu empfangen. Zweihundertundvierundzwanzig Tage waren seit ihrer Ausfahrt verflossen — Tage unsagbaren Schreckens, furchtbarer Ungewißheit und beständigen Kampfes. Doch nun war die Aufgabe erfüllt, und die Helden von Westindien genossen den süßen Lohn ihrer Leidenszeit.

Der erste Weg des Seefahrers und seiner Leute war nach dem Kloster La Rabida, wo er Juan Perez und seinen Sohn Diego wiederfand. Hier erfüllten sie die Dankespflicht für ihre Rettung aus schweren Stürmen und mannigfachen Gefahren und lösten die Gelübde ein, die sie in Stunden der Not der Mutter Gottes oder den Heiligen geleistet hatten.

Auch das Königspaar hatte das Geld, das man an die Ausrüstung der Flotte Colons gewendet, schon verloren gegeben, als wider alles Erwarten dessen Boten eintrafen und seine Heimkehr meldeten. Isabella öffnete mit zitternder Hand den Brief und las ihn Zeile für Zeile. Die versammelten Höflinge standen stumm und ergriffen um sie her, und jedes Auge suchte in ihren Zügen den Inhalt der Mitteilungen zu erraten. Man sah die Fürstin vor Freude und Überraschung erröten, dann vor Staunen erglühen, vor Begeisterung erstrahlen. Als sie zu Ende gelesen, faltete sie die Hände und rief inmitten eines feierlichen Schweigens: „Lob und Preis sei Dir, o

Herr, für diese wunderbare Entdeckung und alles Gute, das aus ihr fließen wird!" Nach diesen Worten sank sie auf den Sessel und weinte. Nun ergriff Ferdinand den Brief und las ihn, doch auf seinen Zügen malte sich nicht Begeisterung, sondern lebhafte Begierde und Entzücken über den Gewinn, der von dem Neuland seines Reiches zu erwarten war.

Man sandte nun Boten an Colon zurück mit der Aufforderung, so rasch wie möglich zu Hofe zu kommen. Der Weg, den der einst so geschmähte Genueser von Palos nach Barcelona zurücklegte, wo das Königspaar damals weilte, glich einem Triumphzuge. Allerorten umsäumten Scharen von Schaulustigen die Straße und jubelten dem großen Entdecker zu. Aus den entlegensten Dörfern eilten die Spanier in die Städte, die der Zug berührte, um den Mann zu sehen, der eine neue Welt gefunden hatte.

Voran marschierte die Mannschaft der „Nina", bewaffnet, die Flagge des Geschwaders tragend. Dann kamen die Matrosen von der „Pinta", welche unbekannte Pflanzen, riesiges Schilfrohr, fremdartige Blumen, Kokosnüsse, rohe Baumwolle, Ingwer, Pfeffer und Tabak trugen; ihnen folgten andere mit goldenen Kronen und Armbändern, mit schönfarbigen Muscheln und bunten Vogelfedern, mit Waffen der Wilden. Wieder andere hielten ausgestopfte Tiere in den Armen, grünlich schillernde Häute, farbenprächtige Fische. Dann sah man in Käfigen mehrere Papageien und herrlich gefiederte Vögel. Hinter diesen Merkwürdigkeiten schritt die größte von allen: eine Gruppe von Indianern, die bräunliche Haut rot und weiß bemalt, nach der bizarren Weise ihres Vaterlandes gekleidet. Fast ebenso braun von der Sonnenglut und dem Seewind folgten ihnen die Offiziere und Kapitäne, angeführt von Luis. Den Schluß bildete der Admiral selbst, zu Wagen, an seiner Seite sein Sohn Diego und Juan Perez von La Rabida.

So merkwürdig und fremdartig auch all die Dinge waren, die diesen abenteuerlichen Zug belebten, so vergaß über ihnen doch niemand des Helden, des Auserwählten, der das dunkle, unbekannte Meer bezwungen hatte, der dem lebenden Geschlecht bewies, daß es seine Begriffe über dem Umfang der Erde verändern und erweitern müsse. Man erhob die Hände, man entblößte die Häupter bei seinem Nahen. Die Frauen hielten die Kinder empor, damit sie sich das Antlitz des Unsterblichen einprägen sollten. Der jubelnde Willkommen eines ganzen Volkes schallte ihm entgegen. So dicht war die Menge ringsum und überall, daß man nur langsam und in kurzen Etappen weiterreisen konnte.

Vor den Toren von Barcelona erwarteten ihn Abgesandte des Hofes und holten ihn im Triumph ein. Der Himmel selbst verherrlichte diesen festlichen Tag, so klar und glanzvoll wölbte sich sein Dom über der begeisterten Menge. Im Empfangssaal des königlichen Palastes stand vor den beiden Thronsesseln ein reich verzierter Armstuhl. Herolde, Edelknaben,

Höflinge und Hofdamen, die ganze prunkvolle Zahl der weltlichen und kirchlichen Würdenträger, Abgesandte aus allen Städten und Vertreter der Wissenschaft füllten den Raum. Das Königspaar nahm auf dem Thronsessel Platz, und als Kolumbus eintrat, geleitete man ihn zum Lehnstuhle. Sitzend — eine bei Hofe ganz ungewöhnliche Ehrung — durfte er seinen Bericht abstatten. Er legte Proben der mitgebrachten Schätze — Bernstein, Ambra, Muscheln, bunte Steine, Perlen, Diamanten, Goldstaub und verarbeitetes Gold, Gummi, Harze, Gewürze und medizinische Kräuter, Mais, Zuckerrohr und anderes mehr zu Füßen der Majestäten nieder, Pagen hoben die Gegenstände auf, die nun von Hand zu Hand gingen. Die Augen der staunenden Menge hingen an diesen Beweisen der großen Tat, während die Ohren erbrausten von den Schilderungen, die der Seefahrer nun zu entwerfen begann.

Als er geendet, erhob sich die Königin und kniete nieder. Alle Anwesenden folgten ihrem Beispiel, und die gewaltige Melodie des „Te deum laudamus“ erklang, von tief ergriffenen Stimmen gesungen. Von draußen scholl wie ein Echo der brausende Jubel des versammelten Volkes dumpf herein.

Die Kunde von Colons Entdeckung flog wie ein Lauffeuer durch Europa, und alle Menschen hatten das Gefühl, einen Wendepunkt der Erdgeschichte miterlebt zu haben und Zeugen eines der größten Ereignisse aller Zeiten gewesen zu sein. Man glaubte noch immer, Indien sei durch diese Westfahrt erreicht worden, und betrachtete daher das Problem von der Kugelgestalt der Erde schon jetzt für gelöst, denn die Entdeckung des Stillen Ozeans durch Balboa geschah erst einige Jahre später. Die Frommen freuten sich der Hoffnung, die Religion des Kreuzes weiterzuverbreiten, die Phantasie der Habsüchtigen wühlte in Haufen von Gold und Diamanten, die Politiker berechneten die Zunahme der spanischen Macht, und die Gelehrten jubelten über den Sieg, den die Vernunft über die Unwissenheit und das Vorurteil errungen hatte.

Kolumbus aber war der populärste Mann seiner Zeit; sein Name tönte von aller Munde; sein Ruhm erfüllte die ganze zivilisierte Welt. So endete die erste und denkwürdigste Reise des großen Entdeckers: ihr folgten noch drei andere; doch blieb die erste der Höhepunkt in seinem Leben, die späteren stellen, obwohl er seine Verdienste noch mehrte und den Kreis seiner Entdeckungen immer weiter zog, einen traurigen Beitrag zur Geschichte königlichen Undanks dar, insofern als Ferdinand seine Versprechungen nicht erfüllte, sondern ihn mehr und mehr beiseiteschob, um die Früchte seiner Bemühungen allein zu genießen.

Die Reihe jener Ehrungen, die Kolumbus in Barcelona erfuhr, schloß mit dem berühmten Festessen, das der Kardinal Mendoza ihm zu Ehren

veranstaltete. Bei diesem prächtigen Bankett war es, wo der Graf von Navarro die Frage an Kolumbus richtete: „Glaubt Euer Exzellenz, daß kein anderer Mann als Ihr je imstande gewesen wäre, Westindien aufzufinden?"

Christoval ließ sich von einem Diener ein Ei geben, das er dem Grafen mit den Worten reichte: „Habt die Güte, edler Herr Graf, dieses Ei auf Euern Teller zu stellen."

Weder der Angeredete noch die ganze Tafelrunde vermochte dieser Aufforderung zu entsprechen. Das Ei fiel bei jedem Versuche um. Endlich gelangte es wieder zu Kolumbus. Dieser stieß es so heftig auf den Teller, daß die Spitze eingedrückt wurde, worauf es fest und ruhig stehenblieb. Lächelnd sprach er: „Mit diesem Ei ist es wie mit der Entdeckung der neuen Welt. Wenn man erst weiß, wie die Sache angefaßt werden muß, dann ist sie für jedermann zu begreifen. Solange aber das Wie nicht bekannt war, wußte niemand, wie es ausgeführt werden könne."

Alle Gäste gaben lächelnd ihre Zustimmung zu verstehen, denn es gehörte zum guten Tone, allem Beifall zu zollen, was Kolumbus sagte und tat, welchen fortan niemand mehr den Narren von Genua nannte.

Von der Sammlung „Helden" sind bis jetzt folgende fesselnde Erzählungen erschienen:

Heft 1. **Das Blutbad von Teutoburg.**
Heft 2. **Die Blume der Katakomben.**
Heft 3. **Ellak, der Steppenwolf.**
Heft 4. **Kniva, der König der Sterbenden.**
Heft 5. **Um Freiheit und Glauben.**
Heft 6. **Der Narr von Genua.**
Heft 7. **Der weiße Schrecken.**
Heft 8. **Bei den Kanibalen der Südsee.**
Heft 9. **Tausend Kilometer im Kanu.**
Heft 10. **Der Todesgang der Karawane.**

Preis jedes Heftes 25 Pf.

Heft 1—5 können auch zusammen als Band I der Sammlung,
Heft 6—10 als Band II der Sammlung
auf besserem Papier gedruckt, jeder Band mit fünf Vollbildern geschmückt, hochelegant in Ganzleinen gebunden, zu dem außerordentlich **billigen Preise von je 2.25 Mark** bezogen werden.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Der weiße Schrecken. Von Walter Heichen.

(Mit freier Benutzung eines amerikanischen Vorbilds.)

1.

Die Seherin von Tenochtitlan.

Der Tag dämmerte. Mit ausgestreckten Händen begrüßte Mualox, der Priester, die aufgehende Sonne. In seinen tiefliegenden Augen glühte ein Feuer, greller als das, welches am fernen Horizont aufflammte. Sein weißes langes Haar flatterte im frischen Morgenwinde, und in dem wehenden Kleide zeichneten sich seine hageren, skelettartigen Glieder ab. Sobald die Sonne emporstieg, breitete er die Arme aus; seine eingesunkene Brust hob sich in tiefem Seufzer, und mit einer Stimme, die aus einer Gruft emporzuklingen schien, rief er aus:

„Wie oft noch, du leuchtende Scheibe, wirst du über Tenochtitlan erscheinen? Gezählt sind die Tage dieser Stadt, und nicht fern mehr ist der Morgen, da wirst du auf ein Feld von Trümmern herabblicken, und kein Stein wird mehr auf dem andern stehen! Stürzen werden die stolzen Paläste, die jetzt die ersten Strahlen deines Lichts berühren, das Häusermeer, über dem du dich erhebst, wird in Staub versinken, die Wellen des Sees werden darüber hinfluten, und all die Tausende von Menschen, die jetzt ihr Tagewerk beginnen, werden den Tag des Gerichts nicht überleben."

Sein Blick flog bei diesen Worten über die große, prächtige Stadt. Von der glatten, durch keine Zinnen oder Türme gekrönten Plattform des Tempels, auf dem er stand, konnte er sie in ihrer ganzen Größe übersehen: ein überwältigend schönes Bild, das jeden andern Beschauer in Bewunderung und Staunen versetzt haben würde, statt Gedanken an Tod und Untergang auszulösen. Ein großer See, dessen weite Fläche in diesem Augenblick wie eine riesige Platte von Silber er-

glänzte, beherrschte die Landschaft, dichtes Grün umsäumte das Ufer, und unzählige Kähne lagen, dicht aneinandergeschmiegt, in einem hafenartigen Becken. Schmale und breite Kanäle erstreckten sich in das Innere der Stadt hinein, ein Labyrinth von Wasserarmen, die allenthalb zwischen den Straßen und den Häusern heraufleuchteten, von kleinen und großen Brücken überspannt. Landeinwärts dehnte die Stadt sich noch ebenso weit aus wie in den See hinein, der den schönsten, vornehmsten Teil von ihr zu tragen schien. Die Grundmauern gewaltiger Paläste, die viereckig und nüchtern emporragten, nur an den Fronten mit plumpen, riesenhaften Reliefs geschmückt, badeten sich im Wasser; die Füße imposanter Treppen, die bis zu den flachen Dächern von Tempeln oder Türmen hinaufführten, versanken in der Flut, die die untersten Stufen liebkosend umspielte; Gärten, durch steile Wälle geschützt, ließen die Fächer von Palmen, das Laub von Sykomoren, die blütenschweren Zweige von Orchideen bis auf den Spiegel des Sees herniederhängen. Hier und dort führten breite Straßen hart am Rande von Kanälen hin, hoch über der Wasserlinie angelegt; auf weite Strecken hin verschwand die glitzernde Fläche zwischen den Reihen von Häusern, die alle in ihrer wuchtigen, viereckigen Bauart an steinerne Sarkophage erinnerten. Sie hatten etwas von den kantigen, aller Rundung entbehrenden Formen, die an den altassyrischen Architekturen auffallen. An den vornehmeren Häusern reicher Einwohner hob sich ein ornamentaler Zierat hervor, der an vielen Stellen nur aus parallel geführten Linien, aus Punkten, aus Dreiecken bestand; an einigen, besonders groß angelegten Bauwerken, sah man Ornamente in Zickzackform oder wohl auch in der gefälligeren Form der Raute, des Kreises und der Spirale. Wo sich die Verzierung zur Darstellung von Tieren oder Pflanzen verstieg, da war sie fratzenhaft verzerrte Karikatur. Das fiel am meisten an den Tempeln, Gerichts- und Verwaltungsbauten auf, die einen großen Markt fast im Herzen der Stadt umschlossen.

Die vorherrschende Farbe war Weiß. In ihr erstrahlten die Fronten der Häuser, die flachen Dächer, das Pflaster der Straßen. Wie schwarze Löcher gähnten dazwischen die viereckigen Tore und Türen. Hier und dort leuchteten gleich wahllos verstreuten Farbenklecksen Quadrate oder Kreise in Rot oder Braun an den Wänden von Tempeln, an den Mauern von Wällen.

So sah Tenochtitlan aus, das Venedig von Mexiko, die Hauptstadt des alten Aztekenreiches, die Metropole von Aztlan, dem Lande des weißen Reihers. So sah sie aus, die Stadt, in der die Kunst und Kultur eines hochintelligenten Volkes ihre höchste, bewundernswerte Blüte erreicht

hatte, die Residenz, von der aus Montezuma, der Letzte seines Geschlechts und der letzte Kaiser der Azteken, über Millionen kluger, gewerbstüchtiger und tapferer Untertanen herrschte. So sah Tenochtitlan aus im Jahre des Heils 1519, als von Cuba her Fernando Cortez herannahte, um mit einem Häuflein furchtloser Abenteurer das ganze Riesenreich zu unterwerfen, in welchem sich die Stämme und Länder von Aztlan, von Tepaneca, Tezcoco, Tlacopan, Chalco, Xochimilco, Huazteca, Zapoteca und Totonac zu einer europäischen Nationen um nichts nachstehenden Staatseinheit zusammengeschlossen hatten.

Und die Herankunft des Vernichters vorauskündend, weissagte Mualoz, der Priester, der blühenden Stadt, über die sein flammender Blick hinflog, den nahen Untergang. Sein Herz erfüllte darob keine Trauer. Nein, er frohlockte in der Gewißheit, daß seine Prophezeiung sich erfüllen werde, denn er erblickte in dieser Zerstörung eine gerechte Strafe für den Frevel, den Tenochtitlan, die Hauptstadt, und Aztlan, das Land, mit Montezuma, dem Kaiser, an der Spitze, der Gottheit Quetzal angetan hatte, die bis vor einigen Jahren allgemein als oberster Gott in der Religion des Volkes gegolten. Nun war sie verdrängt worden durch andere Götter, die Montezuma, irregeleitet von Priestern und Staatsräten und wohl auch bewogen durch die unter den Einwohnern herrschenden Stimmungen, über Quetzal stellte. Mualoz aber war ein Priester Quetzals gewesen und fast als einziger im Lande seinem Gotte treu geblieben. Er bewohnte noch den Tempel — denselben, auf dessen Dache er stand und Ausschau hielt und dessen Hallen und Altäre nun verödet waren. Hätte Mualoz nicht das Feuer am Opferherde erhalten, die Säule geweihten Rauches wäre nie mehr dort aufgestiegen.

Das war der Schmerz des alten Priesters, das war der Gram, der ihn in wenigen Jahren zum Greise gemacht, der seine Kraft gebrochen und ihn mit Volk und Kaiser entzweit hatte. Ihm galten die Menschen nichts mehr, die abtrünnige Brut, die blind dem Verhängnis entgegentaumelte, ihm war der Glanz der Stadt, der Reichtum des Landes nichts mehr, seit Quetzal, der Gott des Lichts und der Freude, vergessen war.

Mualoz kniete nieder und betete. „Quetzal, mein Gott, Liebe und Wohltat war dein Amt, als du hier walteteſt, Strafe und Tod wirst du bringen, wenn du wiederkehrst! Nicht mit der segnenden Hand, sondern bewehrt mit Feuer und Schwert wirst du herfahren über Aztlan, und Vernichtung wird deine Spur bezeichnen. Der Stolz der Menschen wird in den Staub sinken, und zu spät werden sie erkennen, was sie an dir und durch dich verloren!“

Er sprach diese Worte laut, im Tone eines Predigers, der zu versammmeltem Volke redet, mit dem Eifer eines Mannes, der auf die Menschen einwirken will. Aber er war allein auf der weiten Plattform des riesigen Tempels; die Stadt zu seinen Füßen lag noch im Morgenschlummer; kein Laut unterbrach die Stille. Hoch wölbte sich zu Häupten der blaue Himmel, an dem die letzten Sterne erloschen.

„Doch du verdienst die Strafe, verworfene Stadt," fuhr der Priester fort und hob die knochigen Fäuste. „Zu lange schon hat der Gott mit dir Geduld! Zu lange schon hat er es zugelassen, daß du mit Schmähungen, mit Verachtung auf alle meine Bemühungen antwortest, dich ihm wieder zuzuführen. Beuge dich jetzt noch, damit wenigstens ein Ende in Demut dir die furchtbarsten Schrecken der Verdammnis erspare!"

„Zu lange währt unsere Geduld und beuge du dich endlich, halsstarriger Eiferer!" erklang eine harte, schneidende Stimme hinter ihm, und Mualoz erhob sich und wandte sich um. Aber er beugte sich nicht, er blieb hochaufgerichtet stehen und sah dem Manne, der vor ihm stand, furchtlos ins Auge. Das war der Ankömmling nicht gewöhnt, jähe Röte schimmerte durch seine bronzefarbene Haut, aus den Falten seines grünseidenen, mit weißen Federn besetzten Mantels reckte sich ein Arm, dessen einst prachtvolle Muskulatur schon von Wohlleben geschwächt zu sein schien. Am oberen Teil und am Handgelenk glänzten breite Spangen aus schwerem Golde, an den Fingern beider Hände Ringe mit kostbaren Edelsteinen.

„Verweigerst du die Ehrung, die jeder Untertan dem König schuldet?" rief der Ankömmling, und seine Hand riß den Mantel auseinander und griff an einen Gurt aus Schlangenhaut, der mit nußgroßen Edelsteinen geschmückt war. Dabei teilte sich das lange Gewand, das bis zu den Füßen herniederwallte, und ließ eine weiße, mit grünen Rändern umgebene Tunika sehen, an der eine Reihe von rundgeschliffenen Saphiren die Knöpfe bildete. Seine Beine, die von den Knien ab unter der Tunika hervorkamen, waren über die Waden hin mit feinem Golddraht umsponnen, an welchem die Sandalen befestigt waren, deren Sohlen aus Goldplatten bestanden. In der ganzen Erscheinung mit ihrem Reichtum an Juwelen und ihrer majestätischen Haltung, mit dem wie aus Erz gemeißelten Antlitz, hätte man den König erraten, auch wenn er sich nicht als solchen zu erkennen gegeben hätte. Die Hand erfaßte den aus Eichenholz gefertigten Schaft einer Streitaxt, die er wie jeder edle Azteke, obwohl er sie kaum jemals noch gebrauchte, am Gürtel trug und deren Klingen aus scharfgeschliffenem dicken Glase waren.

Der Priester folgte dieser Gebärde und antwortete: „Ich kniee nur vor meinem Gott, Montezuma. Erschlage mich — mir liegt nichts an meinem Leben, das ich doch bald für Quetzal hingeben werde."

Montezuma schlug den Mantel wieder zusammen, legte die Hände über dem Leibe aufeinander, wie um sie festzuhalten, und heftete einen kalten Blick auf das glühende Antlitz des fanatischen Greises.

„Ich bin gekommen, dich zur Rechenschaft zu fordern, allein, unter vier Augen, ehe ich dich vor Gericht rufe," sprach er, mit der scharfen Betonung eines Mannes, der gewohnt ist, kein Wort zu viel und kein Wort umsonst zu sagen. „Du reizest das Volk auf, deine Weissagungen nahenden Unheils beunruhigen alle Welt und stören die öffentliche Ordnung. Steh Rede und Antwort! Worauf gründen sich diese Prophezeiungen?"

„Komm mit, König!" erwiderte Mualox und schritt quer über die Plattform des Daches. Er stieg die nach unten immer breiter werdende Treppe hinab und folgte dann einer in halber Höhe des ganzen Bauwerks verlaufenden Galerie bis zu einer mannshohen viereckigen Öffnung, die ohne Tür direkt in das Gemäuer des Innern hineinführte. Nach wenigen Schritten stand man am Rande einer ziemlich steilen, stockfinsteren Treppe. Mualox betrat sie, und Montezuma, obwohl er niemals die Geheimnisse dieses Tempels erkundet hatte, ging ohne Zaudern hinter ihm drein. Unzählige Stufen legten sie zurück. Nacktes, feuchtes Gemäuer war um sie her. Ein schmaler Gang öffnete sich zur Seite, der abermals in einer Treppe endete, die wieder in einer anderen Richtung hinunterleitete. Nach Montezumas Ermessen lag dieser Gang bereits in gleicher Höhe mit dem Erdboden, so daß die Treppe, auf der er sich jetzt befand, ins Unterirdische führen mußte. Er sprach jedoch kein Wort zu Mualox, denn obwohl er alt geworden war und durch lange Jahre des Friedens alle kriegerische Übung verlernt hatte, so kannte sein Herz doch keine Furcht und etwas von dem kühnen Heerführer, der er ehemals gewesen, von dem siegreichen Kämpfer, als der er in den Liedern seines Volkes lebte, war noch immer in seinem Blute. Er erinnerte sich all der Schrecken, die der Priester verkündet hatte, Tod und Grausen standen vor seines Geistes Augen, als die kalte, nasse Finsternis immer dichter, der Kreuz- und Quergänge, die sie durchwandelten, immer mehr wurden, aber sein Fuß wankte nicht, seine Schritte blieben fest und gleichmäßig. Endlich war es ihm, als rausche neben ihm das Wasser des Sees, und der Gedanke, er sei nun in der Gewalt des Alten, dem er mit dem Tode gedroht hatte, durchzuckte seine königliche Seele. Nimmermehr hätte er allein durch das Labyrinth dieses Tempels an die Außenwelt

zurückgefunden. Wenn der Priester einen Stein beiseitegeschoben und eine Kluft eröffnet hätte, um sich und seinen Begleiter in den Abgrund oder in die Flut zu stürzen, wer hätte ihn daran hindern können? Und hatte er nicht gesagt, ihm gelte das Leben nichts?

Mualox blieb stehen, hob den Arm, wie um Ruhe oder Vorsicht zu gebieten, und öffnete eine Tür. Der Gang führte als Korridor noch ein Stück weiter, dann stand man vor einem Vorhang, den der Priester zur Seite schob, wobei das Klingeln von silbernen Glöcklein ertönte.

Hätte eine Hölle voll Feuersgluten oder zischendem Gischt sich vor Montezuma eröffnet, er wäre kaum erstaunt gewesen, denn nichts anderes erwartete er. Der Anblick aber, der sich seinen Augen bot, bannte ihn auf der Schwelle. Er stand wie angewurzelt. Der Ruf grenzenloser Verwunderung, den er ausstoßen wollte, blieb halb auf seinen Lippen zurück. Was er vor sich sah, war eine Kammer, gleich allen anderen Hallen, die er durchmessen, von den kahlen, kalten Mauern des alten Tempels gebildet, aber sie war zum Garten verwandelt, in den versteckt angebrachte Lampen ein süßes träumerisches Licht warfen. Dieser Dämmerschein war das erste, was den Augen des Königs auffiel, während liebliches Vogelgezwitscher, das von der Decke herab und aus allen Winkeln hervorscholl, an sein Ohr schlug. Zugleich ward er einen würzigen, milden Duft gewahr, der nur von ganz frischen Blumen herrühren konnte. Die dumpfe Kellerluft, die ihn bis jetzt umfangen, war nicht mehr zu verspüren; ein kühler, wohltuender Hauch wehte ihn an, und als er, Mualox folgend, an ein paar Lorbeer- und Orangesträuchern vorbei weiter in das Innere dieser Grotte trat, sah er, daß eine bis zu Mannshöhe aufsprudelnde Fontäne, die in ein rundes Marmorbecken fiel, die belebende Atmosphäre schuf. Er schritt daran vorbei und sah silberne und goldene, rote und grüne Fischchen in dem kristallklaren Wasser hin und her schießen, während Vögel von buntem Gefieder auf dem Rande saßen und die zierlichen Schnäbelchen nippend eintauchten. Nun erblickte Montezuma Tischchen und Ruhesitze, die zwischen Gruppen von Sträuchern standen. Blühende Pflanzen oder Schnittblumen in prachtvollen Vasen waren überall angebracht. Hier und dort lag ein Gerät, dessen Frauen sich zu kunstvollen Handarbeiten, zum Nähen, zum Malen, zum Musizieren bedienten, und der König ließ seine Blicke umherschweifen, den Engel suchend, dem dieses seltsame Paradies gehören mochte. Mualox bemerkte diese forschenden Blicke des Königs, und mit einem Lächeln, das den fanatischen, grimmigen Ausdruck seines Gesichts verklärte, legte er abermals den Finger auf den Mnnd und trat hinter eine

Reihe von Zwergtannen und strauchartigen Cedern. Das Staunen des Monarchen erreichte hier seinen Höhepunkt.

Auf einer mit Seide gepolsterten Ruhebank lag ein Mädchen, jung wie ein Wesen aus der Märchenwelt, schön, wie kein Erdenkind, zart wie eine Nixe. Sie trug ein Gewand aus weißen Schleiern, in ihrem schwarzen Haar schimmerten geschliffene Steine gleich Tautropfen. Sie schlief und hörte die Eintretenden nicht. Ihre Schönheit verlor, wenn man sie näher betrachtete, denn es war ein kranker, leidender Zug darin; eine gewisse Spannung vermochte auch der Schlummer nicht von ihr zu nehmen. Montezuma betrachtete sie mit einem Gefühle des Bangens. Er wußte sich diese Erscheinung nicht zu erklären und heftete den fragenden Blick von ihr auf den Priester, der, im Anschauen des Mädchens versunken, seinen kaiserlichen Gast zu vergessen schien. War sie die ständige Bewohnerin dieser unterirdischen Welt, oder war sie nur ein Geist, auf kurze Zeit dort eingekehrt? Stand sie in Beziehung zu den Weisſagungen des Alten, sah man in ihr vielleicht eine Vorläuferin Quetzals, dessen Nahen Mualox verkündete, oder war sie nur eine Tochter des priesterlichen Sonderlings, die dieser vor der Welt verbarg?

Mualox selbst gab ihm die Aufklärung. „Als ein kleines Kindlein fand ich dieses Mädchen, mutterlos, dem Tode preisgegeben. Niemand wußte, wem es gehörte. Da nahm ich es an mich und betrachtete es als ein Geschenk Gottes. So wuchs es auf — hier unten, wo ich ihm diesen Garten baute, diese kleine Oase. Ich gab ihm Vöglein und Fische zu Spielgefährten. Das Tageslicht hat es nie erschaut. Es weiß nichts von der Welt da droben und all ihren Tücken, ihrem Jammer, ihren Lastern. Bald ward ich gewahr, daß der Gott in ihm wohnte und ihm Sehergabe verliehen. Das Mädchen zuerst kündete mir Quetzals Zorn und seine Absicht, Rache zu üben. Durch dieses Mädchens Mund sprach der Gott mit mir."

„Laß das Kind vor mir sprechen," antwortete Montezuma und zog erschauernd den Mantel dichter um den Leib. Er sah nichts mehr von der Schönheit der Schlummernden, nichts mehr von den Herrlichkeiten, die sie umgaben — ihm war, als wehe der Hauch des Schreckens, des Todes durch diese blütenreiche Gruft.

Mualox bemerkte dies und nickte. „Ich habe dich hergeführt, daß du aus ihrem Munde die Zukunft hören sollst. Bereite dich, nichts Gutes zu vernehmen."

Er erhob die Hand und strich leise über die Stirn und die Augen des Mädchens. „Tecetl, Tecetl!" sprach er in zärtlichem, eindringlichem Tone, wobei er sie unverwandt ansah. Da öffnete sie die Lider. Sie bewegte den Kopf hin und her, doch schien sie noch im Traume be-

fangen, und ehe sie ganz zu sich kam, versank sie in einen anderen Zustand des Schlummers, wie wenn die Hände des Priesters, die über ihrem Antlitz seltsame, beschwörende Bewegungen machten, einen geheimnisvollen Zauber über sie ausströmen ließen. Die Augen blieben dabei halb geöffnet, die Hände hoben sich, wie ein Blinder sie hebt, der den Weg tastend sucht.

„Tecetl, Tecetl!" sprach der Priester. „Sage mir, siehst du den Gott? Richte den Blick in die Ferne der Wolken, richte den Blick in den Glutraum der Sonne, siehst du den Lichtgott?"

Es währte lange, ehe eine Antwort kam — schon zeigte sich ein spöttisches Lächeln auf den Lippen des Herrschers. Die Seherin rang nach Atem, ihre Brust hob und senkte sich stürmisch — in ihren Zügen sprach sich der leidende Zug noch heftiger aus als zuvor. Plötzlich hielt sie inne und sprach in dem gepreßten Tone eines Menschen, der sich umsonst angestrengt hat:

„Ich sehe ihn nicht in der Luft, Strahlen schießt die Sonne, aber Quetzal ist nicht in ihnen, Wolken segeln, aber Quetzal ist nicht auf ihnen."

Montezuma stieß unwillkürlich einen Laut der Erleichterung aus. Mualox drang von neuem in Tecetl. „Suche den Gott, mein Kind, suche ihn!"

Der hypnotische Zustand des Mädchens dauerte fort, ja er verstärkte sich. Nach langem, peinvollem Schweigen sprach sie: „Ich sehe — vor meinen Augen breitet sich eine unendliche Fläche — es ist nicht die Erde, wie mein Vater sie mir beschrieben, denn ich sehe weder Gras noch Baum, weder Tal noch Berg, weder Haus noch Getier. Endlos ist die Fläche, keine Grenzen sind zu erkennen, im Sonnenlicht glitzert sie wie Silber, und sie wallt hin und her, wie ein Tuch, mit dem der Wind spielt."

„Du siehst das Meer," sprach Mualox, „das unbekannte Meer. Was weiter?"

„Wolken schweben darüber hin," fuhr Tecetl fort, „aber sie sind nicht von der Art, wie mein Vater sie mir beschrieben. Flügel haben sie, die laut im Winde rauschen, aber es sind keine Flügel, wie meine Vöglein sie haben. Groß sind diese Schwingen, doch stehen sie steif und bewegungslos, nur der Wind bläht ihre großen, weißen Federn auf. Und nun sehe ich, es sind gar keine Wolken, es sind auch keine Vögel, es sind auch keine Flügel. Es sind Häuser, große schwimmende Häuser, auf denen diese weißen, bauschigen Gebilde sitzen, welche weder Wolken noch Flügel sind."

Montezuma neigte sich lauschend vor, die Seherin sprach leise,

mühsam, in abgebrochenen Sätzen, und er mußte gespannt aufpassen, um sich keines ihrer Worte entgehen zu lassen. Seine Neigung zum Spott erlosch wieder, er zitterte vor Aufregung; der ganz neue Anblick einer von der Gottheit besessenen Person übte eine tiefgreifende Wirkung auf ihn.

„Leben ist auf diesen Häusern," sprach Tecetl weiter. „Gestalten schreiten darauf hin und her; sie haben blitzende Waffen in den Händen, und ihre Leiber sind in schimmerndes Erz gekleidet. Sie sind nicht wie wir, denn ihre Gesichter sind weiß, und ihr Haar ist schwarz wie Ebenholz, bei einigen auch gelb wie Mais. Einer steht unter ihnen höher als sie alle, seine Blicke schweifen leuchtend über das Meer, und die anderen gehorchen seinen Befehlen."

„Quetzal! Quetzal!" rief Mualox außer sich.

Montezuma grub die Finger so tief in die Falten seines Gewandes, daß die grüne Seide zerriß.

„Quetzal!" rief Tecetl verzückt. „Sein Blick dringt mir in die Seele — mir ist, als berührte mich der Hauch seines Odems — ich fühle sein Kommen — seine schwimmenden Häuser nähern sich der Küste von Aztlan — schon sucht Quetzals Auge, durch die Ferne spähend, das Gestade und die Stelle, wo er den Fuß an Land setzen kann."

„Laß sie noch einmal in sein Gesicht schauen!" flüsterte Montezuma, indem er die bebende Hand auf den hageren Arm des Priesters legte.

„Näher kommt die Gottheit," sprach Mualox. „Deutlicher kannst du sie erkennen — siehst du ihr Antlitz genau?"

„Finster ist seine Braue gefaltet, nichts von der leuchtenden Milde und Heiterkeit sehe ich, die sonst sein eigen ist. Ein unabwendbarer Entschluß verdüstert seine Züge, Zorn oder Kampfeslust lodert in seinem Auge, und seine Hand ruht auf dem Schwerte!"

„Für dich, Aztlan, ist es geschliffen!" setzte Mualox im Tone grimmiger Freude hinzu. „Der Tag des Gerichts ist herangekommen!"

Er drückte die Seherin auf ihr Lager zurück und verließ sie. Montezuma, noch immer von dem Mädchen nicht bemerkt, schritt hinter ihm her, abermals durch die finsteren, feuchten Hallen und Gänge, die Stufen zahlloser Treppen hinauf. Doch auf diesem Rückweg ward er sich seiner Umgebung nicht mehr bewußt, und es dünkte ihn, als sei nur ein Augenblick verflogen, so stand er in freier Luft, auf der obersten Stufe der breiten Haupttreppe, hoch über der Straße. Die Fürsten und Staatsräte, die er unten zurückgelassen, um allein zu dem Priester zu gehen, kamen ihm entgegengeeilt und geleiteten ihn zu der Sänfte, die auf der Straße seiner harrte. Er stieg ein, ohne ein Wort zu den Höflingen zu sprechen, die ihn mit fragenden Blicken empfingen. Ge-

wohnt, aus den Mienen des Monarchen die Stimmung des Tages zu lesen, erkannten sie an dem kummervollen Ausdruck, mit dem er den Tempel verließ, an den Spuren heftiger Aufregung, die noch seine Lippen, seine Augen verrieten, daß etwas Ungewöhnliches sich in dem geheimnisvollen Hause Quetzals zugetragen haben müsse und sie besser daran tun würden, nicht mehr verächtlich von diesem Gott und seinem Priester zu sprechen.

2.

Quetzal kommt.

Das Reich Aztlan wurde von vielen Einzelstaaten gebildet. Die Fürsten waren Vasallen und erkannten Montezuma als ihr Oberhaupt an. Als solches war er zugleich höchster Heerführer, erster Richter und, seit eine Neigung zur Weichheit sein einst so kriegerisches Wesen in Bann geschlagen, auch oberster Priester. Er war der letzte einer Reihe gewaltiger, berühmter Herrscher, die in Jahrhunderten von Kriegen ein Reich nach dem andern unterworfen und zur Tributpflichtigkeit gezwungen hatten, bis alle einst selbständigen Staaten Provinzen von Aztlan waren. Nur eine Völkerschaft, die Tlaxkalteken, hatten sich ihre Unabhängigkeit bewahrt, und es waren viele Jahre verflossen, seit Montezuma zum letzten Male gegen sie zu Felde gezogen war. Sie wohnten nach der Ostküste zu, und zwischen ihnen und den Azteken bestand eine tödliche Eifersucht und eine nie erlöschende Uneinigkeit, die denn auch für Montezumas Reich verhängnisvoll werden sollte, indem die Tlaxkalteken sich mit den ersten gefährlichen Feinden, die sich zeigten, — mit den Spaniern — gegen die Azteken verbündeten. Einstweilen stand Montezuma auf dem Höhepunkt seiner Macht und im Zenith seines Ruhms. Die Nation hatte die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreicht, Aztlan war reich und glücklich. Das Volk fühlte sich wohl unter seiner Regierung und liebte ihn. Handel und Wandel waren lebhaft und vielfältig, die Städte stark bevölkert, das Land fleißig bebaut und von gutem Ertrag. Noch viele Hunderte von Jahren hätte dieses Volk bestehen können, ohne von seiner Höhe herabzusinken, wenn das Schicksal nicht die golddurstigen Europäer hierher geführt hätte.

Allein nach den Gesetzen, nach dem Volksglauben und nach der allgemeinen Lebensführung war Montezuma oder vielmehr die Persönlichkeit des Monarchen der Höhepunkt und zugleich die Grundlage des ganzen Staates. Mit ihm stand und fiel alles. Er ward gleich einem Gott geachtet, der über Leben und Tod nicht nur jedes einzelnen, sondern des gesamten Volks entschied. Wenn seine Laune ihn verleitet

hätte, tausend seiner Untertanen willkürlich in den Tod zu schicken, so wäre kein Widerspruch dagegen laut geworden. Ging doch jeder willig zum Sterben, der zur Opferung für die Götter auserlesen wurde, und die furchtbare Sitte, Menschenopfer darzubringen, hatte gerade unter Montezumas Regierung einen entsetzlichen Aufschwung genommen. Das war die traurige Kehrseite seiner Verweichlichung. Nicht mehr von seiner Faust und seiner Tatkraft erwartete er Segen und Heil für sein Land, sondern nur noch von den Göttern, und um diese freundlich zu stimmen, mußten Menschen an den Altären bluten.

In diesem Grundsatz, alles auf die Person des Herrschers zu setzen, lag der Keim des Verderbens. Montezuma wankte und ward kraftlos, und sogleich wankte das ganze Reich. Zu viele Jahre hindurch war das Volk gewöhnt gewesen, nur auf ihn zu schauen, von seiner Weisheit, seinen Entschlüssen alles zu erwarten. Auch war es eigentlich niemals in die Lage gekommen, selbständig zu handeln und zu denken. Dem gemeinen Manne ward in Fragen der Regierung niemals eine Stimme vergönnt; der Kaiser und allenfalls die Fürsten besorgten das. Blindlings folgte ihnen die große Masse. Die Person Montezumas hielt kraft einer ruhmreichen Vergangenheit und einer an Vergötterung grenzenden Verehrung noch immer den gewaltigen Bau von Aztlan zusammen; aber schon klafften tiefe Risse im Innern; Intrige und Haß untergruben den inneren Zusammenhalt. Es bestand die Sitte, daß der Dienst um die Person des Herrschers nur von Fürsten versehen wurde. Kammerdiener gab es nicht. Um die Ehre, Montezuma zu bedienen, führten die Söhne der höchsten Adelshäuser erbitterte Fehden, und das oberste Ziel des Ehrgeizes war, den Söhnen eine Stelle als Pagen bei Hofe zu verschaffen. Die Posten des Mundschenks, des Kammerherrn oder anderer Ämter, deren Träger zum allernächsten Umgang des Monarchen zählten, waren die begehrtesten, und Söhne der ältesten Geschlechter, kaum minder königlich als Montezuma selbst, hatten sie inne. Das trug natürlich viel dazu bei, den Hof von Aztlan zu einem Schauplatz des wildesten Ränkespiels zu machen. Niemand gönnte dem andern den höheren Posten, einer suchte den andern zu verdrängen und sich selbst immer näher zur Person des Kaisers vorzuschieben — eine Interessenwirtschaft schlimmster Art, welcher die Wankelmütigkeit Montezumas noch Vorschub leistete. Der letzte große Triumph des Hofklatsches war die Verbannung Guatamozins gewesen, des vornehmsten, beliebtesten aller Fürsten. Dieser Mann war der Abgott des Volkes, welches ihn mehr liebte als den Kaiser, wenngleich man dies offen kaum zu bekennen wagte, und galt lange Zeit auch für die rechte Hand Montezumas und für den geheimen Leiter der Staats-

geschäfte. Nun hatte man ihn verdächtigt, er trachte nach dem Throne und habe bereits eine Verschwörung angezettelt, um den Kaiser absetzen zu lassen. Montezuma hielt seine Stellung mit vollem Recht für vollkommen sicher, und Guatamozin hatte es nicht allzu schwer, ihn von seiner Unschuld zu überzeugen; dennoch verhängte der Monarch die Verbannung über ihn und verbot ihm bei Todesstrafe, Tenochtitlan zu betreten. Guatamozins Feinde, denen er zu mächtig geworden war, frohlockten, allein die Liebe des Volkes hatten sie ihm doch nicht entwenden können.

Der Brauch, zu den persönlichen Dienern des Königs nur Fürsten des Landes zu ernennen, trug viel dazu bei, diese an den Thron zu fesseln, aber in den letzten Regierungsjahren Montezumas, als seine Hand schwach, sein Geist unbeständig wurde, wechselten seine Stimmungen so rasch und so heftig zwischen Gnade und Ungnade, zwischen Bevorzugung und Verstoßung, daß eine tiefe Erbitterung sich mehr und mehr unter den Fürstenhäusern verbreitete. Diejenigen, die in Ungnade fielen, dachten nun nicht daran, sich an der Person des Herrschers zu rächen, allein ihr Haß wandte sich um so glühender gegen die, welche an ihrer Stelle sich der kaiserlichen Gunst erfreuten. Die öffentlichen Kampfspiele, welche zu den beliebtesten Volksbelustigungen gehörten, gaben die willkommene Gelegenheit, solche Feindseligkeiten auszutragen. Die Fürsten forderten einander zum Zweikampfe, der vor den Augen des versammelten Volkes vor sich ging und gewöhnlich mit dem Tode eines der Kämpfenden endete. Auch das war eine Sitte, die den Bestand des Reiches nicht eben förderte. Denn zu den Kampfspielen waren nur Söhne des Adelsstandes zugelassen, und auf diese Weise schlachteten sich tapfere Krieger, kraftvolle Männer, die ihrem Lande viel hätten nützen können, ganz zwecklos ab.

In den Tagen, die auf Montezumas Besuch im alten Tempel Quetzals folgten, hatten die Dinge sich noch verschlimmert. Der Kaiser war so unberechenbar, daß ihm niemand etwas recht machen konnte. Er mißtraute aller Welt, er verlor allen Glauben an die Treue seiner Umgebung, und die beständige Furcht vor unerwarteten Ereignissen, vor dem plötzlichen Hereinbruch eines furchtbaren Unglücks, ließ ihn in ganz belanglosen Zufällen Gefahr wittern. Was er aus dem Munde der Seherin vernommen, das behielt er sorgsam für sich; er teilte davon kein Wort seinen Regierungsräten mit. Was wäre denn auch zu tun? Wenn Feinde nahten, so würde man sich verteidigen — was aber sollte man gegen einen Gott unternehmen, der mit einem Winke der Hand alles vernichten konnte? Jeder Zweifel an den Weissagungen des Priesters war ihm genommen, seit er mit eigenen Augen

gesehen, mit eigenen Ohren gehört, aus welcher Quelle sie ihm flossen. Er wartete von Tag zu Tag auf Quetzals Ankunft und setzte alle Hoffnung darauf, ihn zu versöhnen, durch reuige Umkehr Gnade zu erhalten. So kam es, daß tägliche Andachten und Opferungen im alten Quetzaltempel angeordnet wurden, und Mualox sah sich in seiner Einsamkeit gestört. Auch ward er jetzt mehrmals zu Hofe befohlen und hatte dann lange Unterredungen mit dem Monarchen, der ihn stets nach weiteren Nachrichten von Quetzal befragte. Allein der alte Sonderling fand gar kein Gefallen an diesem kaiserlichen Interesse; er war nicht zum Hofmanne geboren. Für ihn hatte diese Reue Montezumas, die nur aus Furcht vor der Strafe herrührte, gar keine Bedeutung, und immer wieder versicherte er ihm, durch diese Sinnesänderung ließe Quetzal sich nicht beirren, viel zu schwer habe man sich an ihm versündigt. Auch das glaubte Montezuma, und es stimmte ihn ganz verzagt. Dennoch ließ er nicht nach in dem heißen Bemühen, um die Verzeihung des Gottes zu werben, und befahl, ein prachtvolles Kampfspiel zu Ehren des Zürnenden zu veranstalten. Es sollte das größte werden, das je in Tenochtitlan gesehen worden, und alsbald meldete sich auch eine große Anzahl von Jünglingen und Männern aus den stolzesten Fürstengeschlechtern, die bereit waren, um Tod und Leben miteinander zu streiten.

Der große Tag war vorüber; heiß brannte die Nachmittagssonne auf den Sand der Arena hernieder, der weiß und blendend erstrahlte. Hier und dort unterbrachen dunkle Pfützen von Blut die leuchtende Fläche. Die Leichen der Gefallenen lagen umher, die Sieger schritten rings um den Platz, vom Jubelgeschrei des Volkes begrüßt, das bis zu den höchsten Reihen der Zuschauertribünen Kopf an Kopf gedrängt saß.

Montezuma lehnte sich befriedigt zurück. Die Kämpfe waren gut gewesen; man hatte sich wacker geschlagen zu Ehren Quetzals, die Todesverachtung und Ausdauer der Streiter mußte den Gott erfreut haben. Kein Opfer im Tempel kam diesen blutigen Kämpfen zwischen ebenbürtigen Helden gleich, die einander mit Streitäxten, mit Messern, mit Pfeil und Speer zu Leibe gingen. So viel Blut konnte nicht vergebens geflossen sein, so viel blinde Ergebenheit mußte den grollenden Gott besänftigen.

Die Gefallenen und Verwundeten wurden hinausgetragen, die Überlebenden verließen die Arena, das Volk schickte sich an, von den Tribünen herabzusteigen, schon drängte man den Ausgängen zu, als plötzlich der Ruf: „Mualox, der Priester!“ laut wurde und von Mund zu Munde lief. Wie ein Strom vor einem Hindernis, so staute sich plötzlich

die wallende Volksmasse und flutete zurück. Alles drängte den unteren Reihen zu, einer fragte den andern, was denn geschehe.

Unten, unmittelbar vor der kaiserlichen Loge, stand Mualox. Sein weißes Haar, seine dürre Gestalt, seine knöchernen Arme, das zerschlissene Gewand bildeten einen krassen Gegensatz zu den jugendlichen Streitern, den kraftvollen Figuren, den funkelnden Rüstungen, die man eben noch dort gesehen hatte. Doch nicht minder furchtbar als jene erschien dem Volke dieser Greis, den viele für wahnsinnig hielten, an dessen Prophezeiungen viele jedoch auch glaubten. Tiefe Stille bemächtigte sich bei seinem Anblick der aufgeregten Menge. Man schrieb sein Erscheinen an dieser Stelle weltlicher Lust sogleich einem ungewöhnlichen Ereignis zu, man wußte, nur ein Befehl der Gottheit oder ein Eindruck, den er für einen solchen hielt, könne ihn veranlaßt haben, zu dieser Zeit hierherzueilen. Es war ruchbar geworden, Montezuma habe ihn aufgefordert, als Vertreter Quetzals in der kaiserlichen Loge den Kampfspielen beizuwohnen, und die Antwort des Priesters sei gewesen, er wisse seinem Gott auf bessere Weise zu dienen.

Daran dachte man in diesem Augenblick, und viele richteten voll Neugierde den Blick auf den Kaiser, der sich erhoben hatte und, ein wenig über die Brüstung geneigt, zu dem unerwarteten Ankömmling hinunterstarrte, der die Arme nach ihm ausstreckte.

Inmitten der tiefen Stille hörte man die kreischende Stimme des Greises.

„Umsonst, Volk von Aztlan und Tenochtitlan," schrie er, „wähntest du den Zorn Quetzals zu beschwichtigen! Mache dich bereit, ihn zu empfangen, rüste dich zu deinen letzten Stunden — er naht! Schon hat er den Fuß an die Küste gesetzt! Nur Tage noch, so wird sein Flammenschwert über euren Häuptern schweben!"

Montezuma sank zurück. Sein erstes Gefühl war eine grimmige Wut, denn er hatte Mualox befohlen, nur ihm Mitteilung zu machen, wenn durch die Seherin weitere Kunde gegeben würde. Am liebsten hätte er den treulosen Priester, der sich seiner Gnade so unwürdig zeigte, gefangennehmen und in den Kerker werfen lassen. Das Volk wogte durcheinander. Viele hatten nicht verstanden, was der Priester gesprochen. Man wiederholte seine Worte, und die Namen „Quetzal" und „Mualox" schwirrten durch die Luft gleich dem Kriegsgeschrei eines Heerhaufens. Aber das Volk blieb unberührt von der Weissagung selbst. Manche riefen laut hinunter, Mualox wiederhole immer nur dasselbe, er solle doch einmal etwas Neues verkünden. Einige erklärten auch, die Kriegsspiele müßten dem Gott gefallen haben, und man solle dem Alten nicht glauben, der ja doch nicht mehr richtig im

Kopfe sei. Als er darauf mit der Drohung eines furchtbaren Strafgerichts antwortete, wurde Unwille laut. Man rief nach der kaiserlichen Loge hinüber, Montezuma solle dem ewigen Unglücksraben Schweigen gebieten. Auch in der Umgebung des Kaisers wurden solche Äußerungen getan. Mehrere Fürsten, deren Söhne mitgefochten hatten, sprachen es offen aus, eine solche Herabwürdigung der vom Kaiser befohlenen Festlichkeiten dürfe nicht ungestraft bleiben. Der Hochmut des Priesters ginge zu weit.

Von der allgemeinen Stimmung ließ Montezuma sich hinreißen. Ringsum hörte er Worte des Zornes oder Spottes gegen den Priester fallen. Zum erstenmal gewann er bei dieser Gelegenheit die Überzeugung, daß das Volk Mualoz nicht glaubte, sondern im Gegenteil seine immer wiederkehrenden Litaneien schließlich als Schmähungen empfand. Das Wort: „Volkesstimme — Gottesstimme" galt auch am Throne des Aztekenreichs, und angesichts der Aufnahme, die die versammelte Menge dem Priester bereitete, vergaß Montezuma den tiefen Eindruck, den die Seherin auf ihn gemacht hatte, und es erschien ihm ganz unmöglich, daß dieser eine Greis, der allgemein für schwachsinnig galt, gegen das ganze Volk recht haben solle.

„Es soll dein letztes Wort sein, wahnwitziger Eiferer!" rief er aus. „Greift ihn, der uns und unser Volk so tief beleidigt. Es kann Quetzals Wille nicht sein, daß all unser Bemühen nichts gelten solle!"

Leute aus Montezumas Umgebung eilten die Stufen hinab. Mualoz, der die Worte des Kaisers gehört hatte, blieb ruhig stehen und sah die Häscher herankommen, ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Wußte er, daß Quetzal ihm helfen werde? Wußte er, daß Montezuma ebenso wenig Gewalt über den Auserkorenen des Gottes habe wie über diesen selbst? Man sah die kaiserlichen Boten zu ihm eilen, man sah ihn regungslos ihrer harren, man schrie durcheinander. Die Mehrzahl schien des Kaisers Befehl mit Freuden zu begrüßen.

Plötzlich sah man in der Arena eine neue Gestalt erscheinen. Sie kam durch das gen Osten gelegene Tor in wildem Laufe herein, hielt inne, sah sich verstört im Kreise um und lief dann weiter nach der Stelle, wo Mualoz stand. Doch nicht dem Priester galt ihr Lauf, sondern der kaiserlichen Loge, an der ihr suchender Blick haften blieb.

Es war ein Krieger. Sein Gewand war zerrissen und über und über von Staub bedeckt; mit allen Zeichen der Abspannung stürzte er heran; in der tiefen, atemlosen Stille, die auf sein Erscheinen folgte, hörte man ihn keuchen, vernahm man seinen hastenden Schritt im Sande, den seine schon strauchelnden Füße aufwirbelten. Er trug keine

Waffen; sein Haupt war ohne Helm. Er bot ganz das Bild eines Soldaten, der aus einer unglücklichen Schlacht geflüchtet ist.

Seine Stimme klang heiser, als er mühsam zu sprechen begann, und nur in seiner Nähe konnte man die Worte verstehen, die sich seiner vom Staub der Wege und vom raschen Laufe ausgedörrten Kehle entrangen.

„Kaiser von Aztlan, ich komme von Tempoalla. Dort sind Fremdlinge in riesigen Kähnen gelandet, sie haben weiße Gesichter und Waffen aus unbekanntem Metall, tödlicher als unsere Klingen aus Kieselstein, sie führen große Rohre von gleichem Metall mit sich, die auf Rädern laufen und Blitz und Donner speien. Und sie sitzen auf riesigen Tieren mit langen Haaren und feurigen Augen und Nüstern. Noch niemals hat man Menschen oder Tiere solcher Art geschaut."

„Es sind keine Menschen!" schrie nun Mualox außer sich, warf sich auf die Kniee und hob die Arme gen Himmel, „es ist Quetzal. Er kommt mit Feuer und Schwert, mit Donner und Blitz, Tenochtitlan und Aztlan zu vernichten!"

„Ruhe!" rief Montezuma. „Laß jenen berichten!"

Alsbald trat wieder tiefe Stille ein, und man hörte den Krieger erzählen.

„Kaiser von Aztlan, wir sahen ihre ungeheuren Kähne herannahen, wir sahen das Funkeln ihrer Rüstungen und konnten nicht bezweifeln, daß sie in feindlicher Absicht kämen. Fürst Tezka rief uns zusammen, und wir zogen hinaus, in Wehr und Waffen, die Feinde fernzuhalten. Aber sie schleuderten riesige Steine nach uns, die ganze Reihen unserer Mannen niederwarfen, und spieen Rauch, Feuer und glühendes Erz. Da war kein Widerstand. Die furchtbaren Bestien, auf denen sie saßen, rasten wie ein Wirbelwind auf uns ein und zerstampften unter ihren schweren, in Erz gepanzerten Füßen alles, was nicht rasch genug entfloh. Und während sie so über uns herfielen, kamen immer mehr und mehr aus den großen Kähnen hervor und schlossen sich ihnen an, eine Flut von weißen Gestalten, manche mit schwarzen, manche mit gelben Haaren, riesengroß und funkelnd von Erz. Wir ergriffen die Flucht, viele von uns blieben tot zurück, viele auch verloren vor Entsetzen die Besinnung. Fürst Tezka aber hat mich hergeschickt, die Kunde zu überbringen. Zehn Tage und zehn Nächte bin ich unterwegs. Was inzwischen von den Fremdlingen unternommen worden ist, kann ich nicht sagen."

Das Entsetzen, das diese Meldung verbreitete, schien allen die Sprache zu rauben. Man hörte in dem weiten Umkreise kaum einen Atemzug. Mualox war der erste, der das Schweigen brach.

„Wehe über Aztlan!" schrie er. „Wehe über Aztlan! Nun seid

ihr mit den Waffen in der Hand wider Quetzal gezogen — nun ist die letzte Hoffnung auf Versöhnung dahin! Wehe dir, Montezuma, du wußtest um sein Kommen, du konntest alles herrichten, ihn freundlich und friedlich zu empfangen! Du tatest es nicht! Schreibe dir die Folgen zu!"

Die Aufregung war furchtbar. Wohin man sah, fiel der Blick auf fassungslose, entsetzte Menschen, die jeden Augenblick eine Katastrophe zu erwarten schienen. Frauen fielen in Ohnmacht, Männer knieten nieder und beteten. Schon oft hatte man an dieser Stätte blutige, grausame Szenen geschaut und sich daran ergötzt, doch noch nie war die Menge so ergriffen gewesen, wie jetzt durch die Kunde des Mannes von Cempoalla. Und an der Seite dieses Boten sah man noch immer Mualoz stehen, den Propheten, der das Volk längst gewarnt hatte, dessen Weissagung sich nun erfüllte. Was anders konnten die Fremdlinge sein als Götter, da ihnen Blitz und Donner zu Gebote standen, da sie keine Ähnlichkeit mit den Menschen hatten, da sie in nie gesehenen Kähnen von der Größe der Häuser über das Meer gekommen waren, das für die Azteken ebenso schreckhaft und geheimnisvoll war wie der Luftraum oder das Innere der Erde!

Montezuma verließ die Loge inmitten des Tumults. Er eilte zu seiner Sänfte und ließ sich in den Palast tragen. Dem Sendboten wurde befohlen, sich alsbald zum Kaiser zu begeben, um ihm noch einmal und ausführlicher alles zu berichten, was sich in Cempoalla zugetragen hatte.

Das Ereignis war schon vor zehn Tagen geschehen. Was mochte der zürnende Gott inzwischen über das Land verhängt haben, wo er es durchzog? Wie lange würde es noch währen, dann stand er vor Tenochtitlan, Verwüstung, Tod und Untergang vor sich her verbreitend?

In wilder Unordnung zog das Volk aus der Arena, und an diesem Tage gab es keine Ruhe für die Stadt und ihre Bewohner. Auf allen Straßen, in allen Häusern, in allen Trinkstuben, wo man das aus Agavensaft bereitete Pulque oder die braune, zu Schaum geschlagene ‚Chocolatl' genoß, auf allen Plätzen und in allen Booten, die sich auf dem See hin und her bewegten, war die Rede von Quetzals Ankunft. Da zu dem Kampfspiele viele Leute aus den gleichfalls am Ufer des Sees gelegenen Städten Iztapalapan und Xoloc herübergekommen waren, so verbreitete sich die Kunde am folgenden Tage auch dort mit Windeseile. Das ganze Land war in Aufruhr. Täglich erwartete man die Ankunft Quetzals. Indessen verstrichen viele Tage, ohne daß man etwas erfuhr. Auch Mualoz ließ sich nicht mehr sehen in Tenochtitlan. Wissende behaupteten, er bereite sich in seinem Tempel

durch Gebet und Kasteiung auf einen würdigen Empfang seines Gottes vor. So oft Montezuma Boten zu ihm schickte, um ihn vor sich zu entbieten, sie kamen immer ohne ihn zurück. Mualoz war zufrieden, daß der Gott sein Wort gehalten. Nun mochte er keine Gemeinschaft mehr mit den Menschen haben, und vor allem mochte er nicht, wenn Quetzal kam, im Palast Montezumas betroffen werden, über dessen Haupt sich vor allem der Zorn des Gottes entladen mußte.

So standen in Aztlan und in Tenochtitlan die Dinge, als Fernando Cortez heranrückte. Und so war es gekommen, daß er eigentlich sein Eroberungswerk von dem Augenblick schon zur Hälfte beendet hatte, da sein Eisenschuh bei San Juan de Ulua — wie der Punkt heute heißt — die Küste von Mexiko betrat.

3.

Guatamozin.

Im Palast von Montezuma ging in diesen Tagen alles drunter und drüber. Der Kaiser schwankte von einem Extrem ins andere. Tiefe Niedergeschlagenheit wechselte mit besonnener Erwägung, ganz fassungslose Furcht mit Entschlossenheit, Rettung zu finden. Die Höflinge wußten nicht mehr, wie sie sich ihm gegenüber verhalten sollten; und da man nie ahnen konnte, ob ein Ratschlag ihm Gefallen oder Verdruß bereiten würde, so enthielt man sich jeder eigenen Meinung, und vergebens berief der unglückliche Fürst täglich seinen Staatsrat, um über die Lage zu sprechen, niemand wagte sich frei zu äußern, jeder erklärte, was der Kaiser beschlösse, das allein würde das Beste sein und dem Volk und dem Lande zum Heile gereichen. Nun zeigte es sich, das Montezumas Energielosigkeit und sein Wankelmut schon jetzt alle besseren Elemente vom Hofe entfernt hatte; charakterlose Ohrenbläser und Achselträger waren um ihn, die das Mäntelchen nach dem Winde hängten und je nach der Laune des Kaisers voll Hoffnung waren oder verzagten.

Eines Tages saß Montezuma allein und in niedergeschlagenster Stimmung in seinem Gemache, inmitten all des Prunks und der Pracht, welche die unter seinem Zepter vereinten Reiche spendeten. Möbel aus kostbarsten Edelhölzern, Tische, deren Platten aus Gold waren, mit Juwelen am Rande verziert, Stühle mit aus feinster Seide gefertigten Polstern und Füßen aus massivem Silber, eine Fülle von herrlichen Blumen und dazwischen silberne Käfige, in denen buntfarbige Vögel saßen: das war die Einrichtung des Zimmers. All diese Schätze hatten für ihren Besitzer keinen Wert, keinen Reiz mehr. Er war gebrochen;

die Stunde, da er von seiner Höhe herabstürzen sollte ins Nichts, warf schon ihren Schatten über ihn.

Die Tür öffnete sich, und ein Mann kam herein, hochgewachsen, von stolzer Haltung, straff und gerade wie eine Ceder auf den Höhen von Anahuac. Mit raschen, elastischen Schritten trat er auf den Herrscher zu, ließ sich auf ein Knie nieder, neigte ehrerbietig das Haupt und berührte mit der rechten Hand den Boden. Dann erhob er sich und stand, ein Bild vollster Jugendkraft, vor dem Herrscher, der ihn im ersten Augenblick nicht zu erkennen schien, so sehr war all sein Sinnen auf das drohende Unheil gerichtet. Der Ankömmling trug alle Abzeichen eines Fürsten aus königlichem Geblüt: das grüne Gewand, die gelbe Tunika, den Reiherstutz auf dem Haupte und die goldenen Sandalen an den Füßen. Doch auch ohne diese äußeren Merkmale hätte man seine hohe Herkunft erraten können, denn eine unverkennbare Majestät sprach sich in seinen Zügen aus. Die angeborene Eignung, zu befehlen und sich Gehorsam zu verschaffen, lag in dem stahlharten Glanze seiner Augen, in dem herrischen Schwung seiner Brauen, in dem unnahbaren Schnitt seiner dünnen, herben Lippen.

„Du hier, Guatamozin!" rief der Kaiser, zu traurig, um des Zornes fähig zu sein. „Entgegen meinem Befehl — trotz der Verbannung."

„Und Zeit ist's, daß ich komme, ich sehe es," antwortete Guatamozin ruhig. „Bruder meines Vaters, was tust du? Vermagst du nichts weiter als den Kopf zu hängen, diese Wände anzuseufzen? Nichts weiter, da doch der Feind naht?"

Montezuma sah ihn an, als zweifelte er, recht gehört zu haben. „Der Feind?" stieß er hervor. „Was für ein Feind? Quetzal, der Gott!"

„Es ist kein Gott!" antwortete Guatamozin im Tone fester Überzeugung. „Die da kommen, sind Menschen wie wir."

„Was sprichst du da?" rief Montezuma entsetzt. „Kommst du, um zu freveln und mein Unheil zu mehren?"

„Ich komme, dich aus dem unseligen Banne des Priesters zu erlösen, dich von der Furcht zu befreien, das kriegerische Blut, das in dir schlummert, zu wecken, dich an deine Pflichten als Kaiser deines Reiches zu erinnern — deshalb komme ich! Hier gilt es nicht, zu zagen und Trübsal zu blasen! Nicht die Hände in den Schoß zu legen, frommt uns, sondern zu handeln! Und ich sage dir, noch ist nichts verloren. Nur auf uns kommt es an! Noch sind wir, wenn wir wollen, stark genug, um es mit diesen Fremdlingen aufzunehmen, diese fremden Menschen dorthin zurückzujagen, von wannen sie gekommen sind."

„Menschen, sagst du?" versetzte Montezuma, und die glühende

Energie des jungen Fürsten entfachte leise Hoffnung im Herzen des zerschmetterten Kaisers. „Menschen? Und alle Welt glaubt doch, es seien Götter? Woher willst du wissen, daß es Menschen seien?"

„Darauf will ich hier nicht antworten," entgegnete Guatamozin. „Aber ich habe Beweise dafür in meinem Palast. Willst du mir folgen, so zeige ich sie dir. Hier sind weiter keine Worte, sondern nur triftige Beweise am Platze, an denen nicht zu rütteln ist."

Montezuma warf einen mißtrauischen Blick auf den Fürsten. Guatamozin war des Hochverrats verdächtigt worden. Vielleicht trachtete er danach, den Kaiser in seine Gewalt zu bekommen. Der junge Mann bemerkte diesen Blick und erriet die Gedanken des Monarchen.

„Ich schwöre dir beim Blute meines Vaters, der dein Bruder war, in mir ist kein Falsch," beteuerte er. „Bis auf den letzten Tropfen will ich zu jeder Stunde mein Blut für dich und mein Vaterland hingeben. Du hast keinen treueren Diener als mich. Vertraue mir! Du weißt, ich dränge mich dir nicht auf. Lange blieb ich deinem Hofe fern, und wenn ich jetzt komme, so geschieht es nur aus Sorge um dich und das Reich. Nicht als Verräter komme ich, sondern als Helfer und hoffentlich als Retter."

Montezuma erhob sich. Sein Argwohn war beschwichtigt. Von Natur ein edler Mensch, entsprach es seinem Charakter weit mehr Vertrauen zu hegen als zu mißtrauen. „Laß uns gehen," sprach er. „Ich will sehen, womit du mir beweisen kannst, daß die Ankömmlinge Menschen seien. O, wären sie es, wären sie es, sie sollten es nicht lange mehr sein!"

Und er hob die Faust und ließ sie so schwer auf die Onyxplatte eines Tisches niederfallen, daß ein Goldreif, den er am kleinen Finger trug, zersprang und klirrend über den Boden rollte. Wenige Minuten später saßen sie im Kahne Guatamozins, und die Ruderer setzten kraftvoll ein. Wie ein Pfeil flog das leichte Fahrzeug gen Iztapalapan, die Residenz Guatamozins. Sie fuhren mehrere Stunden. Vor den Leuten sprachen sie kein Wort über den Gegenstand, der sie beide beschäftigte. Sie unterhielten sich über ganz nebensächliche Dinge. Als sie sich dem Ziele näherten, überraschte Guatamozin seinen kaiserlichen Begleiter noch mehrmals über einem zweifelnden, unsicheren Blick, mit dem jener den jungen Fürsten musterte. Dann glitt das Boot knirschend an den Rand der großen Treppe, die unmittelbar vom Wasser aus zum Palast des Tzins hinaufführte.

Nach wenigen Minuten befand sich der Kaiser in einem ganz mit Waffen, Trophäen und Beutestücken angefüllten Gemach. Felle von Silberlöwen, Jaguaren, Bären und Büffeln lagen auf dem Boden, an

vielen sah man die Köpfe mit fletschenden Zähnen. Geweihe von Hirschen und Antilopen, Häute von Schlangen und Alligatoren hingen an den Wänden. All das aber war dem Kaiser nichts Neues, er kannte es von seinen eigenen Jagdzügen her. Eine andere fremdartige Trophäe fesselte seinen Blick. Mitten in dem Raume stand ein ausgestopftes Tier, hoch und wuchtig auf vier Beinen. Lange, strähnige Haare hingen am Nacken und vom Hinterteil herab. Rumpf und Brust waren breit, stark und von weißer Farbe. Der Hals war hoch und gebogen. Auf ihm thronte ein langer Kopf mit großen dunklen Augen und geblähten Nüstern. Aus dem offenen Maule sahen große, gelbliche, doch stumpfe Zähne hervor, und die mächtigen Beine endeten in dicken Hufen, an denen eine breite Einfassung aus einem Montezuma unbekannten Metall saß.

Guatamozin sprach kein Wort, während der Kaiser dieses Ungetüm betrachtete, dessengleichen er noch nie gesehen. Er umschritt es langsam, befühlte die Hufe, strich über das Fell, das aus kurzem, derbem Haar bestand, und hob den langen Schweif auf, der bis auf den Boden herabhing.

„Auf welcher Jagd hast du das erbeutet?" fragte er erstaunt. „Ich habe alle Wälder und Berge meines Landes durchstreift, doch noch nie ist mir ein solches Wild vor den Bogen gekommen."

„Wenn du nur willst, mein Kaiser, so kannst du in diesen Tagen genug davon erbeuten," antwortete Guatamozin. „Denn dies ist eins der Beweisstücke, die ich dir zeigen will. Wisse, auf solchen Tieren reiten die Fremdlinge."

Montezuma trat entsetzt zurück.

„Erschrick nicht," fuhr der junge Fürst fort, „du siehst, es hat nichts Göttliches an sich. Hier", und er legte den Finger auf die Brust des Tieres, wo das Fell einen breiten Riß zeigte, „hat meine Streitaxt es getroffen. Da stürzte es hin und verendete, gleich einem gemeinen Büffel, wenn man ihm den Schädel spaltet."

„So hast du gegen die Fremdlinge gefochten?" fragte Montezuma.

„Ja, bei Tlascala. Wir verloren, und unsere Krieger ergriffen nach kurzem Widerstand die Flucht. Zu wild rannten diese Bestien auf sie ein, mit schnaubenden Nüstern und mit einem schrillen Gebrüll, das wie ein unheimliches, höhnisches Lachen klang. Dazu kamen noch schwere, alles zerschmetternde Kugeln, die im Feuer und Donner der Feinde zwischen uns flogen, alles zerschmetternd, wohin sie fielen. Doch das will nichts besagen, Kaiser," setzte er hinzu, als er Montezumas entsetztes Gesicht erblickte. „Man muß sich daran gewöhnen.

Die Zahl der Feinde ist verhältnismäßig klein, der Unserigen aber sind Millionen. Sieh hierher!"

Er trat an einen Tisch und reichte Montezuma ein Schwert. Der Monarch nahm die Waffe in die Hand und prüfte die Schneide kopfschüttelnd.

„Es ist kein Gold und kein Silber und auch kein Kieselstein," murmelte er. „Wer soll gegen solches Werkzeug aufkommen?"

„Unsere Streitäxte sind schärfer," versetzte der Tzin, „ich will es dir beweisen." Und er ergriff das Christenschwert und führte damit einen Hieb gegen eine dicke seidene Schnur, die lose vom Griff eines offen stehenden Fensters herniederhing. Die Klinge durchschnitt sie nicht. Darauf nahm er eine Streitaxt zur Hand, und das Ende der Schnur fiel, wie mit der Schere abgetrennt, zu Boden.

„Du vergißt, daß du besonders sorgsam gearbeitete Klingen an deiner Waffe hast," meinte Montezuma. „An den Waffen unserer Krieger sind sie nicht halb so gut."

„Wird das bei den Waffen dieser Fremden nicht auch so sein?" versetzte der Tzin. „Diese hier entriß ich einem Manne, der ein Häuptling zu sein schien. Doch das triftigste meiner Beweisstücke mußt du erst noch sehen. Folge mir."

Er schlug einen dunkelroten Vorhang zur Seite und schloß eine Tür auf. Sie traten in einen Raum, der leer und bei verschlossenen und verhüllten Fenstern von einem düsteren Zwielicht erfüllt war. Es stand nichts darin als ein Tisch mit einer runden Platte aus tiefschwarzem Holze, auf die eine kleine rote Decke gelegt war, welche einen großen Teil des Randes frei ließ. Und auf dieser Decke lag — ein Bild des Grauens — ein menschliches Haupt, offenbar durch das Schwert vom Rumpfe getrennt. Montezuma blieb mit einem dumpfen Laut des Schreckens stehen. Der Kopf hatte keinem Sohne seines Landes gehört, denn die Haut war nicht braun, sondern gelblich weiß. Das über den ganzen Schädel hin kurzgeschorene Haar schimmerte an einigen Stellen silbergrau; Lippen und Kinn bedeckte ein struppiger, dunkler Bart — ein ganz ungewohnter Anblick, da die Azteken bartlos waren. Nicht minder ungewohnt war die Farbe der Augen — ein fahles, wässeriges Blau, das ihrer Todesstarre einen ganz besonderen Ausdruck der Hilflosigkeit verlieh. Der Monarch betrachtete die gräßliche Reliquie lange und mit Abscheu. Dann sah er fragend Guatamozin an. Der nickte und sprach:

„Das ist einer von denen, die du für Götter hältst. Sage mir, sterben Götter?"

Montezuma schwieg betroffen.

„Ich hörte noch nie, daß Götter sterben können," fuhr der Tzin fort. „Nennt nicht alle Welt sie die Unsterblichen? Diesen da erschlug ich bei Tlascala. Als ich unsere Sache verloren sah, dachte ich bei mir: Nur einen Gefangenen! Nur einen von ihnen, daß ich dem Kaiser und allem Volke zeigen kann, was an ihnen ist! Und ich warf mich ins Getümmel, und lieber wäre ich in diesem Moment tot auf dem Platze geblieben, als ohne den da zurückzukehren. Aber ich mußte mich mit dem Kopfe begnügen, ganz wollten seine tollköpfigen Brüder ihn mir nicht lassen. Nun, mein Kaiser, was sagst du dazu?"

„Mualox hat Beweise dafür, daß es Götter sind," murmelte der Monarch.

„Und habe ich nicht einen Beweis, daß es Menschen sind?" versetzte der Fürst. „Kann es einen triftigeren Beweis geben als dieses Totenhaupt? Und habe ich einen von ihnen erschlagen, warum soll ich sie nicht alle töten können? Nie wieder werden diese Lippen sprechen, nie wieder werden diese Augen Blicke schleudern, nie wieder wird dieses Gehirn einen Gedanken fassen. Sieh, mein Kaiser, es ist schon im Verwesen. Was ist daran göttlich?"

Montezuma wendete sich ab. Ein schwerer Kampf schien sich in seinem Innern abzuspielen.

„Ich habe Kunde erhalten," sprach er nach langem Schweigen, „die Fremdlinge ständen bei Cholula und rüsteten jetzt zum Marsch auf Tenochtitlan."

„Und keiner von ihnen soll hierherkommen!" rief der Tzin. „Gib Befehl, mein Kaiser! Ich habe insgeheim alle Zurüstungen getroffen; Tausende von Kriegern können in wenigen Tagen kampfbereit sein! Gib Befehl, und wir empfangen sie in Wehr und Waffen und erschlagen sie oder treiben sie zurück zur Küste."

„Zu spät!" stöhnte Montezuma. „Ich habe die Fremden eingeladen, nach Tenochtitlan zu kommen."

„O, Schmach über uns!" rief der Tzin uud schlug die Hände vors Gesicht.

Sie schwiegen beide.

„Daran ist nichts zu ändern," sprach endlich der Kaiser, „sie werden meine Gäste in meiner Residenz sein. Beruhige dich und ehre die Beschlüsse des Herrschers. Dein Sinn neigt immer dem Kriege zu, der meine jetzt dem Frieden. Wer gibt dir ein Recht zu glauben, des Reiches Würde sei bei mir schlecht bewahrt?"

„Das wird die Zeit lehren," entgegnete Guatamozin kalt. „Doch erwäge folgendes: ein Herrscher, der über Millionen von Menschen gebietet, der Armeen tapferer und wohlbewaffneter Krieger aufbieten

kann, sollte wahrlich nicht ein paar Hundert hergelaufene Fremde um Frieden bitten. Nicht das heuchlerische, demütige Wort, sondern der Schlag mit der Streitaxt ist hier am Platze. Aztlan, das Land der Helden und des Ruhms, das alle anderen Länder im weiten Umkreise sich untertan gemacht hat, das sollte seinen Vasallen ein anderes Beispiel geben. Friedfertigkeit heißt in diesem Falle Furcht und Unterwürfigkeit. So sehe ich die Dinge an. Und ein Kaiser, der ein Häuflein von Eindringlingen ungehindert in seine Hauptstadt einrücken läßt, statt sie zu Paaren zu treiben, ein Kaiser, der seine Übermacht nicht ausnutzt, der handelt würdelos und verdient nicht, Kaiser genannt zu werden. Laß mich ausreden, Montezuma, Bruder meines Vaters!" rief der Tzin, als der Herrscher ihn unterbrechen wollte. „Selbst wenn du im Sinne hättest, die Fremdlinge nur zu dem Zwecke in Freundschaft zu empfangen, um sie hier zu haben und keinen lebendig wieder fortzulassen, so würde ich auch dieses Verfahren verurteilen. Es ist unser nicht würdig. Eine offene Schlacht — ein ruhmreicher Sieg! Das allein geziemt den Azteken!"

„Du frevelst an der Majestät!" rief Montezuma.

„Wir sind allein, und niemand hört uns," antwortete der Tzin. „Du stehst an einem Wendepunkte deines Lebens, stolzer Kaiser! Gib acht, daß du dich auf deiner Höhe erhältst! Und glaube mir, wenn ich in diesem Augenblick die Ehrfurcht vor dir zu vergessen scheine, es geschieht nur zu deinem und des Landes Bestem! Sieh mich vor dir auf den Knien! Widerrufe deine Einladung — es bleibt dir keine andere Wahl! Befiel den Fremden, dein Land zu verlassen, widrigenfalls du sie mit Waffengewalt hinausjagen würdest! Bekehre dich von deinem Wahn, es seien Götter! Gib jeden Gedanken an Frieden auf und setze dich an die Spitze deiner Heere, wie du es früher getan! Laß dein Volk noch einmal seinen alten Montezuma sehen!"

Der Zorn des Monarchen war erwacht. Noch nie hatte ein Mensch so kühn, so stolz zu ihm gesprochen. Jeder andere hätte eine solche Rede augenblicklich mit dem Tode gebüßt. Montezuma verschloß sich gegen die Einsicht, daß die Worte des Tzins berechtigt seien, daß sein Rat der beste und richtigste wäre; er verschloß sich selbst gegen das Eingeständnis, daß er nach allem, was er hier gesehen, nicht mehr an die Göttlichkeit der Fremden glauben könne. Er wollte eben nicht auf ihn hören, er wollte sich nicht von ihm lenken lassen.

„Genug!" rief er. „Ein Kaiser widerruft sein Wort nicht! Du aber hüte dich, daß dich nicht noch Schlimmeres treffe als meine Ungnade! Überschreite die Grenzen nicht, die dir wie jedem Untertan gesetzt sind!"

Er drehte sich um und verließ das Zimmer. Guatamozin begleitete ihn nicht.

4.

Cortez in Tenochtitlan.

Zwei Wochen verstrichen — Wochen der Qual für Montezuma. Planlose, unersprießliche Beratungen füllten die Tage — schlaflos waren die Nächte. In allen Tempeln wurde geopfert, aber die Priester vermochten in dem Befund der Opfer keine Winke für die Zukunft zu lesen. Das Volk war von Staunen und Furcht ergriffen, und im ganzen Reiche Aztlan sprach man von nichts als von den Fremden. Auf den Marktplätzen standen die Kaufleute und tauschten ihre Meinungen aus; vor allen Häusern, auf allen Straßen sah man schwatzende Gruppen, und wer irgendeine Geschichte von der Stärke und Wildheit der Fremden zu erzählen wußte, der hatte nicht lange nach Zuhörern zu suchen. Jeder Bootsmann auf dem See forschte bei seinem Fahrgast nach den neuesten Nachrichten. Die erste Frage war immer, was die Fremdlinge tun würden, die zweite, was der große Kaiser im Sinne hätte.

Cortez hatte inzwischen seinen Siegeszug über Cholula fortgesetzt. Dort war eine furchtbare Schlacht geschlagen worden, die mit einer völligen Niederlage der Eingeborenen endete und das Eroberungswerk der Spanier seiner Vollendung entgegenführte. Der neue blutige Sieg, den Cortez errungen, machte ihn zu einem nationalen Schrecken, und der Weg nach Tenochtitlan hätte ihm auch ohne die Einladung Montezumas offen gestanden. Dennoch wußte noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen, ob er wirklich kommen würde. Nicht lange blieb die Antwort aus.

Eines Tages rannte ein Läufer durch die Hauptstraße der Residenz nach dem Palaste des Kaisers. Das war das Zeichen für die Bevölkerung, zum Tor hinauszupilgern und sich zu lebendigen Mauern am Rande der Straße zusammenzudrängen. An diesem Tage, so lautete die Kunde, die der Läufer brachte und die mit Blitzesschnelle den Weg aus dem Schlosse hinaus unter das Volk fand, trat Cortez seinen Marsch nach der Hauptstadt an. Er kam also — er war schon unterwegs! Die Tausende von Menschen zitterten, als sie dies hörten.

Nun trafen fast allstündlich Boten ein, die über das Vorrücken der Spanier Bericht erstatteten. Immer wieder wurde geschildert, in welcher Weise sie marschierten, wo und wie sie Rast machten, und mit Mißtrauen, mit Neugierde beobachtete man jeden Schritt der geheimnisvollen Gäste. Die Reiter und das Fußvolk wurden gezählt; man beschrieb aufs ausführlichste die persönliche Erscheinung eines jeden

Führers; ja die Boten wußten sogar ganz genau anzugeben, wie die Wappen auf den Schilden und Fahnen aussahen. Und wenn auch die Rüstungen der Abenteurer durch mehrere Schlachten und lange Märsche an Glanz verloren hatten, wenn auch die Federn und Schärpen schmutzig und staubig, die Waffen und das Zaumzeug rostig waren, wenn auch die Pferde durch ungewohntes Futter und große Strapazen an Kraft und Feuer Einbuße erlitten, so war doch alles, was von ihnen mitgeteilt wurde, eindrucksvoll und schrecklich genug, um das Volk in Furcht zu erhalten.

Man eilte Cortez voraus. Ganze Tage blieb die Einwohnerschaft von Tenochtitlan auf den Beinen und bewegte sich immer weiter vorwärts, um ihn eine möglichst große Strecke auf seinem Zuge zu begleiten. In Iztapalapan, durch das ihn der Weg führen mußte, schloß sich das Volk dieser Stadt an. Die Menge zählte nach Tausenden und wäre allein zahlreich genug gewesen, gleich einer von den Bergen brausenden Lawine, das Häuflein von Spaniern zu begraben, wenn sich an dem entscheidenden Tage ein Mann gefunden hätte, ihr seinen Willen aufzuzwingen. Doch der einzige, der dazu imstande gewesen wäre, verschloß sich in seinem Palaste in Iztapalapan, um nicht Zeuge zu sein des traurigen Possenspiels, das der Kaiser und alles Volk von Aztlan an diesem Tage vollführten. Und vielleicht war er überhaupt der einzige unter allem Volk, der zu Hause blieb.

Man sah es indessen Tenochtitlan nicht an, daß ein großer Teil seiner Bewohner die Stadt verlassen hatte; denn mehr als hinausgezogen waren, strömten herein. In Scharen eilten Männer, Weiber und Kinder, Fürsten, Bauern und Sklaven, Handelsleute und Handwerker aus den umliegenden Ortschaften, aus den Wäldern und von den Bergen der Residenz zu. Die Straßen, die Tempel, die Gastwirtschaften waren Tag und Nacht dicht besetzt von Menschen, deren Furcht, je näher die Fremden rückten, immer mehr der Neugierde Platz machte.

Ein Soldat schlenderte die Straße entlang und war sofort von Bürgern umringt.

„Was gibt es Neues, Sohn Huitzils?"

„Nichts," antwortete jener. „Wir werden unsere Schilde in keine Schlacht zu tragen haben. Die Götter — so sagen die Priester — befehlen dem Kaiser, Malinche keinen Widerstand zu bieten."

„Vielleicht wollen die Götter, daß wir sie in unsere Stadt lassen, weil wir innerhalb der Mauern ihrer leichter Herr werden könnten," meinte einer der Bürger.

Kein Mensch hätte sagen können, wer unter dem Volke die

Meinung verbreitet hatte, die Fremden seien in Wahrheit keine Götter; aber niemand hielt sie noch für solche. Die Kunde, daß viele von ihnen in den Kämpfen der letzten Tage gefallen waren, mochte viel dazu beigetragen haben, ihnen den Nimbus der Göttlichkeit zu rauben. Dennoch hielt man sie noch allgemein für Abgesandte Quetzals, für Vollstrecker seines Willens. Der Bürger, der so kühn zu sprechen wagte, war einer von den Leuten Guatamozins; denn wenn dieser auch persönlich nicht an dem Empfange der Fremden teilnahm, so schickte er doch eine große Zahl von zuverlässigen Männern aus, denen er auftrug, allerorten gegen die Eindringlinge Stimmung zu machen. Bei der großen Beliebtheit Guatamozins konnte es nicht wundernehmen, daß er solche Leute in allen Klassen der Bevölkerung besaß, unter den Adeligen sowohl wie unter den Bürgern und den Arbeitern.

„Ist es denn wahr, daß Fürst Cacama in vollem Staatsornat Malinche entgegenzieht, um ihn nach Tenochtitlan zu geleiten?" fragte jemand.

„Er hat sich eben auf den Weg gemacht," war die Antwort.

„Und dabei hat er am lautesten für den Krieg gestimmt," rief der Mann des Tzins.

„Dann gibt es nur zwei noch, denen ein Krieger seine Liebe schenken darf: Cuitlahua und Guatamozin. Beide sind noch immer für den Krieg," sagte der Soldat.

„Cuitlahua!" rief der Mann des Tzins verächtlich. „Er hat schon alles zu einem Festmahl für die Fremdlinge herrichten lassen."

„Also ist nur der Tzin noch!"

„Und er ist verbannt!"

Als die Spanier Iztapalapan erreichten, war die Aufregung in Tenochtitlan unbeschreiblich. Die Entfernung zwischen beiden Städten betrug auf dem Landwege am Seeufer entlang nur einen Tagemarsch. Eine Heerstraße, die in gutem Stande war, verband sie miteinander. Sie war von den frühen Morgenstunden an von unzähligen Menschenmassen überflutet. Auf dem See stauten sich in der Nähe des Ufers die Kähne zu einer geschlossenen, festgekeilten Kette.

In Iztapalapan hatte in dieser Nacht kein Mensch ein Auge zugetan. Auf dem Marktplatz standen die Leute Kopf an Kopf, und man wußte nicht, sollte man sich auf das Schauspiel freuen, das der Tag bringen würde, oder sich ängstigen. Die Trinkstuben machten gute Geschäfte und hatten vom Abend bis zum Morgen Gäste. Die Zaghaften tranken sich Mut in Pulque. Die Schwarzseher vergaßen ihre Not unter dem berauschenden Einfluß dieses Nationalgetränks.

Es gab im alten Mexiko genau so viele und genau so eifrige Wirtshauspolitiker wie in Europa.

In einer der vornehmsten Trinkstuben saß ein Kreis von Fürsten beisammen. Viele waren schon berauscht. Sklaven schritten hin und her, nahmen die leeren Becher weg und stellten gefüllte auf. Ein paar Sänger schlugen die Harfe und trugen alte Heldengesänge vor. Alle Augenblicke kamen neue Gäste, und wenn einer aus Iztapalapan hereintrat, so war er sofort von Neugierigen umringt, und man ließ ihm nicht Zeit, sich zu verschnaufen. Er mußte erst erzählen, was er gesehen und gehört hatte.

„Gewiß, ich habe Malinche gesehen, ganz aus der Nähe," sagte ein eben hinzugekommener Fürst, der an dem Festmahl teilgenommen, welches Fürst Cuitlahua am verflossenen Tage den Spaniern in Iztapalapan gegeben hatte. „Ich muß dem Tzin beistimmen. Wenn Malinche und seine Leute Götter sind, so sind wir es nicht minder. Meiner Treu, es juckte mir die Hand, meinen Wurfspieß an einem von ihnen zu erproben."

„Haben sie sich denn unmanierlich betragen?"

„Wie man's nimmt. Ich war beim Gefolge, als der Fürst sie durch seine Gärten führte. Ohne um Erlaubnis zu fragen, brachen sie Früchte von den Zweigen und rissen Blumen ab, als wenn das alles ihr Eigentum wäre. Dabei lag auch in ihren Mienen und in ihren Bewegungen ein unerträglicher Hochmut."

„War der Tzin da?"

„Nein, aber seine Kundschafter."

„Was gab es denn zu essen?" fragte einer von den Berauschten.

„Ah, was hat es auf sich, ob man Malinche Wolfsfutter oder Wachteln vorgesetzt hat?" rief ein anderer dazwischen. „Sagt uns lieber, was gesprochen worden ist."

„Die Unterhaltung war schwerfällig und mühsam. Ein Weib, das sie aus der Provinz Painalla mitgebracht haben, diente als Dolmetsch. Marina heißt sie. Malinche stellte viele Fragen nach dem Kaiser und erkundigte sich über die Verfassung, die Größe des Landes und die Einwohnerzahl von Tenochtitlan. Er sagte, sein Gebieter, der Beherrscher des Weltalls, habe ihn hergeschickt. Auch sprach er viel über die Religion seiner Heimat. Denkt euch nur, sie beten ein Weib an."

„Hört, hört, ein Weib!"

„Ein Weib, das sie Jungfrau Maria nennen! Hat nicht der Tzin recht, wenn er sagt, daß dies nicht göttlich sei?" rief der Berichterstatter.

„Er hat recht, er hat recht. Menschen sind sie wie wir, ja noch geringere. Hat je ein Azteke ein Weib angebetet?"

„Ich hätte gern mehr von der Unterhaltung verstanden, aber sie rasselten zu sehr mit ihren Waffen. Denn sie kamen in voller Rüstung zur Tafel. Doch kann einer von euch mir sagen, was der große Kaiser zu tun gedenkt?"

„Die Frage ist verfänglich," antwortete ein alter Häuptling. „Ihr fragt im Namen des Tzins, und es hat seine Gefahren, darauf zu antworten. Laßt uns vorerst wissen, wann Malinche aufbrechen wird, um nach Tenochtitlan zu kommen."

„Übermorgen. Er wird Iztapalapan bei Sonnenaufgang verlassen und auf der Straße am Strande marschieren."

„Nun, so vernehmet denn," sprach der alte Häuptling, der zum Staatsrate Montezumas zu gehören schien, „der Kaiser hat alles angeordnet. Die Fürsten Cuitlahua, Cacama und Tecuba gehen Malinche bis zum Xoloctor entgegen. Der Kaiser folgt ihnen in vollem Staatsornat. Was den Festzug anbetrifft, so wäre es Sünde, ihn sich nicht anzusehen. Er wird das glänzendste Schauspiel werden, das je auf der Straße zwischen den beiden Städten stattgefunden hat."

Im allgemeinen waren die Azteken leidenschaftliche Verehrer prunkvoller Veranstaltungen, und sie zeigten sich niemals so lustig und heiter, als wenn die Kriegsmusik erklang, die Fahnen einhergetragen wurden und das Heer im vollen Waffenschmuck zur Parade ausmarschierte. Doch diesmal schien sich niemand sonderlich auf die verheißene Augenweide zu freuen, und einer von den Fürsten — ein hünenhafter Kazike — gab der vorherrschenden Mißstimmung Ausdruck mit den Worten:

„Wir sind dem Kaiser untertan, sind Staub zu seinen Füßen, und es kommt uns nicht zu, über seine Beschlüsse zu murren. Aber unsere Vorfahren haben ihre Feinde nicht mit geschmückten Tafeln, sondern mit Pfeilen empfangen."

„Diese aber kommen als Gesandte des Gottes," antwortete ein anderer.

Darauf schwiegen alle, bis einer fragte:

„Würde man nicht besser tun, einen Kahn zu nehmen? Ich glaube, vom See aus sieht man mehr, als auf der überfüllten Straße."

„Das schon. Doch wenn du irgend im Gefolge Platz finden kannst, dann versäume es nicht. Nur dort wird man hören, was Malinche dem Kaiser zu sagen hat."

„Wird der Tzin zugegen sein?"

„Der Kaiser hat ihn nicht berufen, sondern seine Verbannung vielmehr noch verschärft."

„Malinche wird uns bald zur Last fallen, denn sein Gefolge ist sehr zahlreich. Vielleicht quartiert man ihn in einem von den Tempeln ein?"

„Wo denkt ihr hin? Hat er nicht schon in Tempoalla die Götterbilder von den Altären gestürzt und die Priester ermordet? Man hat den alten Palast Axayas für die Fremden hergerichtet."

„Wie lange werden sie wohl bleiben?"

„Still, still!" ließ sich wieder jener alte Häuptling vernehmen. „Der Kaiser würde die Hälfte seines Reiches hingeben, um das zu erfahren."

„Potzblitz!" rief der riesenhafte Kazike, „hängt denn die Dauer ihres Aufenthalts nicht nur von dem Kaiser ab? Ist er nicht der Herr?"

„Er allein, bei den heiligen Göttern!" stimmte der Mann ein, der die Nachrichten von Iztapalapan hergebracht hatte. „Er braucht nur den Mund aufzutun, so werden aus den Gästen Opfer!"

„Tapfere Worte, lieber Fürst," rief der Riese. „Sie geben uns Hoffnung."

„Der Kaiser wird sie gnädig behandeln," sprach der alte Häuptling. „Hat er sie doch eingeladen. Wenn er ihnen aber befiehlt zu gehen und sie ihm nicht gehorchen, dann wird er als Kaiser aufzutreten wissen. Wer wagt es zu sagen, er könne diesem Besuch nicht durch ein einziges Wort ein Ende machen?"

„Niemand! niemand!" riefen alle.

„Die Becher sind leer," setzte der Riese hinzu. „Laßt uns noch einen trinken und über ihm Malinche vergessen."

„Wenn es nur möglich wäre!" sagte der Mann von Iztapalapan.

Es war der 8. November — ein Tag, den keiner von den spanischen Eroberern und auch niemand unter den Mexikanern jemals hat vergessen können. Der Morgen dämmerte. Der Monarch schickte sich an, den Palast zu verlassen und Cortez entgegenzugehen. Vier Männer vom Adel traten vor ihn hin, in voller Rüstung. Ihre Helme waren von glitzerndem Silber, ihre Röcke aus hellgrüner Seide. Schnüre kostbarer Perlen trugen sie um den Hals. Auf ihrer Brust schimmerten Orden und militärische Auszeichnungen, und von den Schultern hingen prachtvolle Mäntel aus weißen Federn herab. An den nackten Armen und Beinen funkelten goldene Schienen. Montezuma musterte sie sorgsam; seine Abgesandten sollten Ehre vor dem Fremdling einlegen.

„Ich wünsche Malinche hier eine Macht und eine Pracht zu zeigen, wie er nie erschaut hat, er müßte denn von der Sonne selbst herniedergestiegen sein," sprach der Kaiser. „Die Erde hat nur ein Land, das ist Aztlan, nur eine Stadt, das ist Tenochtitlan. Malinche soll das erkennen."

Das Antlitz des Monarchen leuchtete. Er sah durch das Fenster

seines hochgelegenen Palastes weit über die Straße hin, die durch die Stadt hinausführte und dem Ufer des Sees folgte. Auf diesem Wege mußten die Fremden kommen.

„O, wenn sie Menschen sind mit menschlichen Schwächen," sprach er, wie zu sich selbst, „dann sollen sie staunen über Tenochtitlan und Montezumas Kaisertum. Auf Schritt und Tritt sollen sie die Zeichen meines Reichtums und meiner Gewalt erblicken: Städte, auf den Wogen des Sees erbaut, Tempel, so hoch und fest wie die Berge, ein Volk, so zahlreich wie die Grashalme auf der Wiese, Krieger ohne Zahl und Gold in Mengen, gleich dem Staub der Straße. Ihre Augen sollen geblendet werden, und richten sie den Sinn auf Eroberung, treten sie mir feindselig gegenüber —"

„Was dann, mein Kaiser?" fragte Fürst Cuitlahua, als Montezuma abbrach.

Der Herrscher senkte das Haupt und schwieg eine Weile, dann setzte er in leiserem Tone hinzu: „Ich werde die Götter um Rat fragen. Zieht hin nach dem Xoloctore," fuhr er fort. „Empfangt Malinche mit Achtung und geleitet ihn hierher. An der ersten Brücke innerhalb der Stadt werde ich ihn erwarten. Cuitlahua und Cacama, wenn er vortritt, mich zu begrüßen, dann stellt euch an meine Seite, daß ich mich auf eure Schultern stützen kann. Nun geht! Und vergeßt nicht, ganz Aztlan schaut auf euch!"

Die Fürsten machten sich auf den Weg, ein zahlreiches, stattliches Gefolge, kaum weniger prunkvoll gekleidet als sie selbst, ging mit ihnen. Die Dächer der Häuser und Tempel, die Bürgersteige, die Plätze und alle Fenster waren schon von Schaulustigen besetzt. Doch kein Jubelgeschrei wurde laut, das doch sonst der Gruß der Menge für einen kaiserlichen Zug zu sein pflegte; eine merkwürdige Stille lagerte über allem Volk. Die Gesandten zogen zur Stadt hinaus, und noch immer waren sie zu beiden Seiten zwischen einer ununterbrochenen Kette von Menschen. So erreichten sie das Xoloctor, an welchem sich die beiden auf künstlichen Dämmen angelegten Straßen, die eine von Iztapalapan, die andere von Cojohoaca mit der Heerstraße von Tenochtitlan vereinigten. Hier machten sie halt und warteten auf Cortez.

Eine Stunde später verließ ein anderer Zug den kaiserlichen Palast: Sklaven in der grünen Leibtracht, auf den Schultern einen grünen Tragsessel. Zwei Frauen saßen darin: Nenetzin, die Tochter Montezumas, und eine Hofdame.

„O, ihr gepriesenen Götter!" rief das junge Mädchen erstaunt, als die Sänfte die Straßen passierte, „hat man je solche Menschen-

massen gesehen? Nichts als Volk! Ich sehe keinen einzigen vom Adel, ja nicht einmal einen Krieger!"

„Der gesamte Adel ist am Xoloctor, und die Krieger sind in den Tempeln untergebracht worden," erwiderte die Hofdame.

„Warum das?" fragte Nenetzin und lehnte sich zurück, um nicht länger diese buntscheckigen, im Sonnenlicht schwitzenden Menschen zu sehen.

„Es soll alles recht friedfertig aussehen," antwortete die Begleiterin. „Vielleicht denkt man auch, man könnte sie gebrauchen."

„Ei, wittert man denn Gefahr hinter diesem Possenspiel? Doch sieh, was ist das!"

Ein Krachen und Poltern erscholl, und die Sänfte machte halt. Ein Handelsmann, der kleine aus Stein oder Metall gefertigte Götzenbilder feilhielt, war quer über die Straße gelaufen und von den Trägern umgerannt worden. Nun lag seine Ware am Boden, und die Trümmer der zerschmetterten Hausgötter bedeckten das Pflaster. Der Mann erhob ein Jammergeschrei und warf sich vor der Sänfte nieder, die durch ihre Farbe als kaiserliches Fahrzeug kenntlich war. Die Hofdame beugte sich heraus, erkundigte sich nach dem Vorfall und reichte dann dem armen Kerl einen kostbaren Ring. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie fuhren nie aus, ohne solche Wertsachen zur Verwendung bei derartigen Vorfällen bei sich zu tragen. Der Handelsmann — ein Kenner in Juwelen — überzeugte sich rasch davon, daß das Geschmeide doppelt so viel wert war, wie sein Korb voll Figuren. Mit Gebärden des Danks und der Ehrfurcht zog er sich zurück. Die Bruchstücke seiner Kunst blieben unbeachtet auf der Erde liegen, um später von den Hufen und Stiefeln des Cortezschen Zuges vollends zerstampft zu werden.

Am Tore des Tempels, der Huitzil, dem Kriegsgott, geweiht war, verließen die Damen die Sänfte. Hier war auf dem weiten Platze eine Tribüne errichtet, zu der nur die Frauen der vornehmen Gesellschaft Zutritt hatten. Ein Dach aus feinstem Federwerk schützte gegen die Sonnenstrahlen. Man empfing Nenetzin mit aller Feierlichkeit, die der Kaisertochter zukam, und sie nahm auf der vordersten Reihe in einer mit grüner Seide ausgeschlagenen Loge Platz.

Der Morgen war schon weit vorgerückt, als Montezuma aufbrach, seinen Gästen entgegenzugehen. Unter diesen Massen von Menschen waren viele, die ihn noch nie gesehen hatten, die hergekommen waren, nicht nur um die Fremden zu schauen, sondern auch einen Blick des Kaisers zu erhaschen. Von den politischen Fragen, die diese Tage bewegten, verstanden die wenigsten etwas. Allein tausenderlei Gerüchte hatten sich doch unter allem Volke verbreitet, und schlimme Ahnungen

erfüllten manches Herz, das im Kittel eines Arbeiters, eines Sohnes der Berge schlug. Zog Montezuma den Ankömmlingen als Kaiser oder als Sklave entgegen? Diese Frage regte sich jetzt in mehr als einer Brust, während die Augen unzähliger Menschen auf die goldene und grüne Sänfte gerichtet waren, die langsam, funkelnd im Sonnenglanz, ihre Straße zog. Sie wurde von vier Fürsten getragen, die reich verziert waren und in ihrem Schmuck von bunten und weißen Federn, von Gold und Edelsteinen die kaiserliche Pracht würdevoll verkörperten. Es war eine Sänfte mit niedrigen Wänden, so daß man die Person des Kaisers gut sehen konnte. Er trug eine goldene Krone mit einem Reiherstutz, der Mantel, der seine Schultern umfloß, blitzte von Juwelen, Schnüre von Perlen hingen über seiner Brust; der seidene Rock wies die herrlichste Goldstickerei auf. So bildete er eine echt königliche Erscheinung, die überall Staunen und Bewunderung erregte. Ein Baldachin spendete ihm Schatten, welcher auf goldenen Stäben ruhte und wie die Sänfte von vier Fürsten getragen wurde. Der Stoff des Thronhimmels strotzte von Gold, und dicke goldene Schnüre hingen neben den Stäben hernieder. Hinter der Sänfte schritt ein zahlloses Gefolge von Hofleuten, Fürsten, Befehlshabern und Würdenträgern, alle in prunkvolle Gewänder gekleidet, alle mit wallenden Federn auf den Häuptern, schillernd von Gold und Edelgestein. Als die Sänfte den Platz erreichte, wo der Kaiser seinen Gast begrüßen wollte, wurde ein weißer Teppich ausgebreitet; denn wenn Montezuma ausstieg, durfte sein Fuß nicht mit dem gemeinen Erdenstaub in Berührung kommen.

Schlagbecken und Muschelschalen schmetterten ihm zum Gruße. Die Musik erfreute ihn. Es lag in diesen kriegerischen Klängen etwas Aufmunterndes, und die Huldigung, die die Tausende von Menschen ihm darbrachten, erinnerte ihn an die ruhmvolle Vergangenheit, ließ ihn erkennen, daß sein Kaisertum noch immer auf stolzer Höhe stand. Zum erstenmal seit langer Zeit sah er sein Volk in so großer Menge um sich versammelt; zum erstenmal seit langer Zeit wurde alle Pracht des Hofes öffentlich entfaltet, fanden sich die Fürsten von Aztlan in voller Zahl und in allem äußeren Gepränge ihres Reichtums in Tenochtitlan ein. So unangenehm der Anlaß war, der der Schaustellung zugrunde lag, so wohltuend war diese selbst für das Herz des Kaisers. Er fühlte sich wie ein Gott, dem Weihrauch gespendet wird. Er ließ seine Blicke umherschweifen und sättigte sich noch einmal — ein letztesmal, wie er bald erkennen sollte — an seiner Würde und Macht.

Wenn Montezuma durch diesen pomphaften Empfang den Fremden imponieren wollte, wenn er sie dadurch nicht nur mit Staunen, sondern

auch mit Furcht zu erfüllen gedachte, so hatte er richtig gerechnet. Die Spanier glaubten, als sie von Iztapalapan gen Tenochtitlan marschierten, in einem Lande der Wunder zu sein. Bei ihrem Aufbruch von Hispaniola oder Cuba, wie es heute heißt, waren sie der Meinung, nichts anderes zu finden, als was sie auf den Inseln von Westindien gefunden: harmlose Wilde, die sich wehrlos abschlachten und plündern ließen, unkultiviertes Land, wo man auf Schritt und Tritt Schätze einheimsen konnte. Daß sie sich hierin gründlich geirrt hatten, wurde ihnen klar, sobald sie den Fuß auf mexikanisches Land setzten. Disziplinierte Krieger stellten sich ihnen in den Weg, und wenn diese auch keinen wirksamen Widerstand leisten konnten, so lag das doch nicht an Unfähigkeit oder Feigheit, sondern nur an dem ungewohnten Anblick der Feinde, denn die Eingeborenen kannten weder Pferde noch Menschen mit weißen Gesichtern. Sie kamen durch wohlangelegte Städte, in denen ein betriebsames, kluges Volk Handel und Wandel trieb, sie zogen an sorgsam bebauten Feldern vorüber, die reiche Ernte zeitigten, sie sahen Häuser, Tempel und Paläste von großer Pracht und eindrucksvoller Anlage; kurz, sie konnten nicht daran zweifeln, in einem Lande zu sein, dessen Bewohner auf nicht geringerer Stufe der Zivilisation standen, als Spanien, ihr Heimatland.

Als sie nun gar in das Herz des Landes vorrückten, ward ihre Verwunderung immer größer, und als sie vor Iztapalapan ankamen, wo sie den gewaltigen See vor sich hatten und, mit großer Kunst und Umsicht mitten in ihn hineingebaut, drei große Städte in malerischem Halbkreis sich ausbreiteten, da erreichte ihr Staunen seinen Höhepunkt. Wortlos, wie in einem fieberhaften Traum befangen, marschierten sie ihres Weges, und von den Wundern der Landschaft richteten sie den Blick auf die lebende Mauer, die sich zu beiden Seiten der Straße entlangzog: eine unzählbare Menschenmasse, Männer in jeder Größe, Weiber und Kinder, Städter, kenntlich an dem sauberen Schnitt ihrer Kleider, Landleute in schmutzigen Kitteln und halbnackte Bergbewohner.

Was war das Häuflein von 500 Mann gegen diese Völkerflut? Viele von ihnen hatten unter den Wällen von Granada gegen die Mauren gefochten, manche hatten auch an der blauen Donau gegen die Türken gekämpft, einige waren unter der Mannschaft gewesen, die Columbus auf seiner ersten Fahrt über das unbekannte Weltmeer mitgenommen. Doch was bedeuteten diese Taten gegen das Unternehmen, an dem sie jetzt teilhatten? Wenn dieser Ozean von Menschen über ihnen zusammenschlug, so waren sie rettungslos verloren. Ein jeder von ihnen hatte das Gefühl, als bedeute weiteres Vordringen den Gang zum Tode, und doch begriff auch de Geringste, daß ihnen

gar nichts weiter übrigblieb, als eben vorzudringen. Jede Hand umklammerte die Waffe fester, mit der sie ausgerüstet war, und die Reihen schlossen sich unwillkürlich enger zusammen.

Diese Menschen kannten keine weichen Gefühle. Durch ein Leben voll Krieg und Abenteuern waren ihre Herzen hart geworden, wie das Eisen, das ihre Brust bedeckte. Sie sahen täglich dem Tode ins Auge und waren zu jeglicher Stunde bereit zu sterben. Aber sie wollten im Kampfe sterben, sie wollten im Sterben ihre Feinde mit in die Gruft reißen. Die Friedfertigkeit, die sie hier umgab, war ihnen unheimlich, dünkte sie schreckensvoller als das wildeste Schlachtgetümmel. Einen Fluch, einen Schrei der Entrüstung aus diesen Menschenmassen zu hören, wäre ihnen Erlösung gewesen. Allein tiefe Grabesstille war ringsumher. Sie hörten, obwohl kein Zoll breit Erde unbesetzt war, nichts als ihre eigenen Tritte, das Klirren ihrer Waffen, den Hufschlag ihrer Pferde. Und als sie das Xoloctor durchschritten hatten und sich in Tenochtitlan befanden, da konnte keiner sich der Empfindung verschließen, als ob diese prachtvolle Stadt mit den märchenhaften Wasserfluten, mit den ragenden Tempeln und den Myriaden von Menschen ihr Grab werden solle.

Cortez, dem nichts von allem entging, was um ihn her geschah, bemerkte auch diese Stimmung unter seinen Mannen und befahl klingendes Spiel. Nun dröhnten die Pauken, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, und die Soldaten atmeten auf.

„Bei meinem Gewissen, meine Herren," sprach Cortez zu den Offizieren, die an seiner Seite ritten, „ich glaube, noch niemals haben Christen in einem Lande der Ungläubigen derartige Städte gesehen, weder Richard von England noch Gottfried von Bouillon. Keine von den Städten, die sie eroberten, weder Antiochia, noch selbst die Stadt des heiligen Grabes können sich mit diesem Heidennest messen."

Sie waren in voller Rüstung; nur Pedro von Alvarado ließ sich den Helm von seinem Knappen Orteguilla nachtragen und zeigte den Mexikanern seine langen, goldblonden Locken. Die spanischen Waffenschmiede hatten alle Panzer, Halsberge und Beinschienen blankgeputzt und poliert, jede Schnalle am Zaumzeug, jede Kette, jeder Steigbügel blitzte wie neu. Nun funkelten die ganz in Eisen gekleideten Gestalten der Ritter hell im Sonnenlicht, und auch die Fußsoldaten sahen mit ihren für den Einmarsch in Tenochtitlan ebenfalls frisch hergerichteten Waffen und Kleidungsstücken imposant genug aus. Den Pferden war hinreichende Rast gegönnt worden; sie trugen die Köpfe stolz auf den kraftvollen Hälsen und sogen schnaubend die frische Luft ein, die der Wind vom See herübertrug. In ihren Panzerdecken, aus denen nur

die tänzelnden Beine, die geblähten Nüstern, die blitzenden Augen und der wehende Schweif hervorschauten, erschienen sie den Azteken als fabelhafte Ungetüme, die den Tod in ihren klirrenden, stampfenden Hufen trugen.

Cortez ritt zwischen seinen Lieblingsführern, Pedro von Alvarado und Gonzalo von Sandoval. Sein Visier war aufgeschlagen, er lächelte und sah zuversichtlich drein. Doch die Gefühle, die sein Herz bewegten, machten, daß sein Gesicht aschfahl und blutleer war. Das schwarze Haar des Hauptes und des Bartes erhöhte noch die Blässe seiner Züge. Die durch eine tiefe Schmarre gespaltene Unterlippe zuckte heftig — bei diesem ruhelosen Manne stets ein Zeichen der Erregung. Er war groß, breitschulterig und überaus hager, doch von stahlharten Muskeln und einer nimmer erschlaffenden Ausdauer. Seine dunklen Augen blitzten unstet hin und her, und während er alles beobachtete und in seinem Geiste tausend Erwägungen über seine Lage und die Zukunft seines Unternehmens anstellte, unterhielt er sich mit seinen Begleitern in der ungezwungenen, heiteren Weise eines von lustigem Waffengange heimkehrenden Ritters.

Zu seiner Linken ritt Gonzalo von Sandoval, der kaum dreiundzwanzig Jahre alt war: eine frische, jugendliche Erscheinung mit vollem, breitem Gesicht, gebräunten Wangen und etwas stutzerhaft gekräuselten Locken. Noch stattlicher als dieser sah Pedro von Alvarado aus, rechts neben Cortez. Er schaute mit unverhohlener Geringschätzung auf die Heidenbrut hernieder und wäre am liebsten mit dem Pferde, das silberne Hufe trug, mitten zwischen sie gesprengt. Sein Gesicht war fast von weibischer Schönheit; doch jetzt hatte es einen unsäglich grimmigen, feindseligen Ausdruck, und die hellblauen, großen, tiefen Augen, die in Stunden der Ruhe einen sonnenähnlichen Glanz hatten, blitzten hart und grausam.

Hinter diesen beiden folgte eine große Zahl von Offizieren: Christobal von Oli, Juan Velasquez von Leon, Francisco von Monteja, Luis Marin, Andreas von Tapia, Alonzo von Avila, Francisco von Lugo, die Brüder Andreas und Gregorio Manjarezes, Diego von Ordas, Francisco von Morla, Christobal von Olea, Gonzalo von Dominguez, Rodriguez Margarino, Alonzo Carrero, Bernal Diaz von Castillo, der später der Chronist der Eroberung wurde, Bartolomeo von Olmedo, der Priester und erste christliche Missionar der neuen Welt; die meisten unter ihnen von adligem Geschlecht. Das waren die sechzehn Berittenen, die außer den Schwertern lange Lanzen trugen, mit einem Fähnlein an der Spitze.

Hinter den Offizieren kam unter der Obhut einer auserlesenen

Ehrenkompanie die spanische Fahne. Dann rasselten, von Kriegsknechten gezogene größere Geschütze, zehn an der Zahl, und vier Feldschlangen einher, begleitet von der Bedienungsmannschaft, die brennende Lunten in den Händen trugen. In engen Rotten schritten nach ihnen die Fußsoldaten wuchtigen Trittes, teils mit Armbrüsten, teils mit Arkebusen ausgerüstet. Den Nachtrab bildeten zweitausend Tlaxkalteken, die ersten Verräter von Mexiko, welche sich zur Eroberung von Aztlan und zur Vernichtung Montezumas mit den Spaniern verbündet hatten: bunt und pomphaft aufgeputzte Gestalten.

So marschierten die Christen in Schlachtordnung, etwa 500 Mann stark, in eine Reichshauptstadt ein, deren Einwohnerschaft allein dreimalhunderttausend Seelen zählte, und in der sich an diesem Tage, von allen Teilen des Landes herbeigeströmt, Millionen von Menschen befanden.

Mit einem Staunen, das keiner der Ritter zu verbergen suchte, betrachteten sie die Mauern und dichten Häuserreihen, die Tempel und Tempeltürme, die zahlreicher waren, als die Kirchen im päpstlichen Rom, die breiten Straßen und großen Plätze, die hohen Uferdämme und die zahllosen Brücken, die über die Kanäle führten. Sie sagten sich, daß, wenn sie nach glücklicher Heimkehr von dieser Pracht in Europa erzählten, kein Mensch ihnen Glauben schenken würde. Und in der Tat gab es unter den ungebildeten Fußsoldaten gar manchen, der im innersten Herzen alles, was er um sich her sah, für Teufelsspuk, für eitel Zauberei und Blendwerk hielt.

Nun nahte sich ihnen der Herr dieser Welt von Wundern, Montezuma, der Kaiser von Aztlan. Die Söldner reckten den Hals, die Offiziere hoben sich in den Steigbügeln, doch so groß die Neugierde aller war, den Erzketzer zu sehen, so wich doch kein einziger aus Reih und Glied. Cortez allein ritt dem Monarchen entgegen, begleitet von der Dolmetscherin Marina. Dann befahl er zu halten, und während das Heer in gemessener Entfernung blieb, sprang er vom Pferde und schritt zu Fuß auf den Kaiser zu.

„Jesus!" rief Alvarado. „Sieh dir seine Sänfte an, Gonzalo. Es ist Gold genug daran, um eine ganze Kathedrale damit zu füllen."

„Die Juwelen auf seinem Mantel sind mir noch lieber," meinte Sandoval.

Ein großer weißer Teppich wurde über die Straße gerollt. Montezuma entstieg der Sänfte und stützte sich auf die Schultern der Fürsten Cuitlahua und Cacama. So tat er ein paar Schritte, dann blieb er stehen, ein eindrucksvolles Bild der Würde und Majestät. Cortez

machte dicht vor Montezuma halt. Der Kaiser und der Abenteurer sahen sich ins Auge. Der Spanier breitete die Arme aus, wie um den Azteken an die Brust zu drücken; dieser aber rührte sich nicht. Doch Fürst Cuitlahua rief mit einem Schrei den Kriegsgott Huitzil an und drückte einen der erhobenen Arme herab. Lange noch erinnerte sich Cortez des Blickes, den der Kazike in diesem Moment auf ihn geworfen hatte, des dunkelbraunen, von Zorn und Schrecken verzerrten Gesichts. Alvarado griff zum Schwerte.

„Gemach, Don Pedro!" sprach Cortez gelassen. „Dieser Barbar weiß nichts von Höflichkeit. Anstatt das Schwert zu ziehen, danke der heiligen Jungfrau, daß ein christlicher Ritter vor der Sünde bewahrt geblieben ist, einen Ketzer zu umarmen. Marina, tritt her!"

Die Indianerfrau verdolmetschte nun mit ihrer weichen Stimme die Worte, die die beiden Männer zueinander sprachen. Der Monarch gab seiner Freude über den ehrenvollen Besuch Malinches Ausdruck und hieß ihn und sein Gefolge in Tenochtitlan willkommen. Sein freundliches Wesen und seine höfliche Rede flößten allen Vertrauen ein. Cortez zollte unverhohlen der Schönheit und Größe der Stadt Bewunderung und erklärte, er werde sich für die Gastfreundschaft eines so mächtigen Herrschers dankbar erzeigen. Damit war die Zeremonie zu Ende. Montezuma rief zwei Fürsten aus seinem Gefolge herbei und befahl ihnen, die Gäste in ihre Quartiere zu geleiten. Er selbst ging so weit mit ihnen, bis ihre Wege sich schieden.

Die Christen hatten die unregelmäßigen Straßen von Tlaxcala, die barbarische Schönheit von Cholula und die kunstvolle Anlage von Iztapalapan gesehen; Tenochtitlan aber überbot alles bisher Erschaute. Reichtum und Macht, Zeit und Fleiß hatten hier, angeleitet vom Genie, Werke von unerhörter Vollkommenheit geschaffen, die sich auf Schritt und Tritt dem Auge darboten. Hallende Brücken, breite, schön gepflasterte Straßen ohne Staub und ohne jede Spur von Hufen oder Rädern, hohe, bemalte Portale, vorspringende Erker, imposante Hallen, getragen von marmornen Säulen, Paläste und Tempel, pyramidenartige Türme, auf denen hochgestapelte Scheiterhaufen brannten, daneben niedrigere Dächer, von denen gleich buntgestickten Schleiern Blumengewinde herniederwallten, die Luft mit Wohlgeruch erfüllend. Und überall — auf dem Wasser in dicht aneinandergedrängten Booten, auf den Straßen längs der Häuserfronten, auf den Plätzen, in den Fenstern und Türen, auf den Stufen, auf den Mauern, auf den Dächern — überall Menschen! Und diese Menschen blieben noch immer stumm, als seien sie ohne Sprache.

Der Zug passierte die Tribüne, auf der die Damen von Tenochtitlan

saßen. Nenetzin beugte sich weit herüber. Ihre Blicke verschlangen die seltsamen Erscheinungen, die Fähnlein an den Lanzen, die Schilde und die wehenden Federbüsche auf den blitzenden Helmen, die Rüstungen aus fremdartigem Metall, auf dem die Sonne gleichsam mit feuriger Liebe zu spielen schien, und vor allem die Rosse, die ihr wie Geschöpfe, für den Dienst von Göttern gezähmt, erschienen. Dann blieb ihr Blick wie gebannt auf dem schönsten unter den Rittern haften, auf Pedro von Alvarado. Seine blonden Locken spielten im Winde, seine strahlenden Augen glitten über die Tribüne hin und streiften sie, daß ihr Herz erbebte. Ja, das mußte ein Gott sein, klang es in ihrem Innern. Die Kavalkade war vorüber, und das arme Königskind lehnte sich zurück. Die Welt um sie her entschwand ihren Blicken — alles schien in Nebel, in Nacht zu versinken. Sie hatte einen Gott gesehen. Sein leuchtendes Antlitz, seine sonnigen Augen, sein goldiges Haar, seine ganze funkelnde Gestalt auf dem stolzen Dinge, das mit seinen vier Beinen klirrend die Erde schlug, Funken aus dem Gestein erweckend: all das würde sie nimmermehr vergessen können.

Wie verschieden auch der Eindruck war, den die Fremdlinge auf die Zuschauer vom Kaiser bis auf den niedrigsten Sklaven herab gemacht hatten, Nenetzin allein hatte nicht nur mit den Augen, sondern mit dem Herzen gesehen, und ihre Seele blieb im Zauber dessen, was sie gesehen. Der blonde Alvarado war der erste Spanier, der in Mexiko eine vollendete Eroberung gemacht hatte.

Der Axaya-Palast lag auf einem großen Platze, dem Tempel des Kriegsgottes gegenüber. Hier hatte Montezuma den Gästen ein Quartier herrichten lassen, und kurz nach ihrem Eintreffen erschien er, um sie in ihrer Wohnung willkommen zu heißen. Sie erinnerten sich noch lange der Höflichkeit und ungekünstelten Majestät, die er bei dieser Zeremonie an den Tag legte. Doch trotzdem begann Cortez, sobald Montezuma den Rücken gekehrt hatte, den Palast in eine Festung zu verwandeln. Rings um die steinernen Mauern wurden Schildwachen aufgestellt, vor jedem Tor eine Kanone postiert, und eine strenge Manneszucht sorgte vom ersten Augenblick dafür, daß jeder einzelne aufs peinlichste seine Pflicht tat.

Und nun arbeitete Cortez mit großer Vorsicht und mit feiner Diplomatie, die dem gewiegtesten Staatsmann Ehre gemacht hätte, auf sein Ziel los, Montezuma zu Vertragsabschlüssen zu bewegen, durch die die Oberherrschaft Spaniens anerkannt werden sollte. Kein Tag verging, ohne daß Botschaften gewechselt wurden, Besuche im Kaiserschloß oder im Axaya-Palast erfolgten. Wenn Montezuma eine Sendung an Cortez abschickte, so bediente er sich meistens seines Bruders, des Fürsten

Cuitlahua, während Cortez in der Regel den Pagen Orteguilla, einen aufgeweckten, schlagfertigen Burschen, sandte. Noch war Montezuma des Glaubens, die Fremden seien Abgesandte der Götter, aber bald stand er mit dieser Überzeugung ziemlich allein; nur die Höflinge, die zu jedem kaiserlichen Ausspruch Ja und Amen sagten, teilten noch seine Meinung. Das Volk glaubte nach kurzer Frist schon nicht mehr daran, sondern sah in den Spaniern Eindringlinge, die gekommen waren, um zu rauben und das Land für sich in Besitz zu nehmen. Mehr und mehr verbreitete sich tiefe Erbitterung, und immer lauter regte sich das Verlangen, die Fremden fortzujagen, statt sie freundschaftlich zu bewirten.

5.

Der Kaiser gefangen!

Das Hauptverdienst an der kriegerischen Stimmung, die sich über Montezumas Kopf hinweg Bahn brach, kam Guatamozin zu. Systematisch verstand er den Fremdlingen den Nimbus der Göttlichkeit zu rauben. Er war die treibende Kraft, die die Bürger zum Widerstande, zum offenen Aufruhr anspornte, und die einzelnen kleinen Reibereien, die den Anfang ernsterer Zwistigkeiten bildeten, waren durchaus sein Werk. Es war in Aztlan etwas Unerhörtes, daß der Volkswille abseits vom kaiserlichen Willen seine eigenen Ziele verfolgte. Aber man wußte, daß Montezuma Guatamozin verbannt hatte, und schon darüber war das Volk, das den Tzin vergötterte, ungehalten gewesen. Jetzt, wo man den Kaiser Freundschaft mit den Fremden halten sah, wo man alle Ursache hatte, ihn der Feigheit, ja der knechtischen Gesinnung zu verdächtigen, hielt man es ganz offen mit dem Tzin, der allein die Würde des Reiches wahrte, niemals bei den Empfängen oder Besuchen zugegen gewesen, die Montezuma und die Spanier austauschten, und, wie alle Welt wußte, eigenhändig einen von den Feinden erschlagen hatte.

Eines Tages ließ der Tzin das ausgestopfte Pferd und das spanische Totenhaupt auf offenem Markte ausstellen. Neben dem toten Haupte hing an einer Stange gleich einer Fahne ein großes Plakat, in der hieroglyphenhaften Bilderschrift der Azteken verfaßt. Der Text lautete: „Bürger von Tenochtitlan, Volk von Aztlan! Kinder des weißen Reihers! Also befiehlt, wie die Priester aus den Herzen der geopferten Gefangenen gelesen haben, Huitzilpochtli, der Gott des Krieges: Ergreift die Waffen, ehe es zu spät ist! Malinche und seine Leute sind keine Götter, sondern Menschen wie wir. Schlagt sie nieder, und ihr werdet sehen, daß sie alle sterben, wie dieser eine hier schon gestorben ist. Seht ihn euch an, diesen Toten! Erschlagt sie alle und auch die Bestien, auf denen sie reiten! Bewahrt euer Vaterland vor Schmach und Knechtschaft!“

Nun brach der letzte Bann, und selbst die, die inzwischen noch gezaudert hatten, stimmten in das Kriegsgeschrei mit ein, das immer dringender, immer gebieterischer allerorten erklang.

Unmöglich konnte sich Montezuma dieser Forderung seines Volkes länger verschließen. Er mußte einen Entschluß fassen — er mußte sich entweder für Aztlan oder für die Spanier entscheiden. Die Wahl ward ihm schwer. Er mochte die Götter nicht erzürnen, aber er wollte auch nicht die Liebe seines Volkes verlieren. Er entbot Mualox zu sich. Aber am selben Tage ging Guatamozin, der sich im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei den Bürgern längst nicht mehr an das Verbannungsurteil seines Oheims kehrte, in den Quetzaltempel und sprach lange und ernst mit Mualox. Der Alte war auf dem Markt gewesen und hatte das gräßliche Haupt des spanischen Kriegers gesehen. Das versammelte Volk verhöhnte den Priester, rief ihm zu, vor seinem Gotte niederzuknien und ihn anzubeten. Vielleicht würde er wieder lebendig, erklärten einige. Andere sagten, er möge doch nun prophezeien, wann dieses blutige Haupt völlig verwest sei, damit wenigstens eine seiner Weissagungen sich erfülle. Tief bedrückt, an allem irre, flüchtete der Greis in seinen Tempel und kam nicht wieder zum Vorschein. Der Besuch Guatamozins vervollständigte seinen Zusammenbruch. Der Tzin setzte ihm auseinander, die Fremden seien keine Götter, sie hätten mit Quetzal nichts zu tun, denn sie wüßten nichts von ihm, nicht einmal sein Name sei ihnen bekannt; sie seien nur gekommen, Mexiko den Azteken zu entreißen, die Schätze des Landes nach ihrer Heimat zu schleppen und das Volk ihrem Kaiser untertan zu machen. Der Tzin sprach ruhig und bedacht, mit der festen Überzeugung eines Mannes, der seiner Sache ganz gewiß ist. Er fuhr fort, die Meinung des Volkes darzulegen, sagte, ganz Tenochtitlan sei entschlossen, die Fremden zu vertreiben, und schloß mit der Versicherung, die Bürger würden, wenn Mualox noch ein Wort zugunsten der Eindringlinge spräche oder noch ein einzigesmal Montezuma zu beeinflussen suchte, den Quetzaltempel dem Erdboden gleichmachen und ihn selbst am Altar Huitzils, des Kriegsgottes, opfern. Nach diesen Worten ging der Tzin, und Mualox blieb, zerschmettert, zurück, mit dem Gefühl eines Mannes, der von stolzer Höhe in jähem Falle in einen tiefen Abgrund gestürzt ist.

Montezuma schickte vergebens zu ihm und mußte auf den Rat des alten Priesters verzichten. Er zog seine Entscheidung aufs neue hin und griff zu diplomatischen Verhandlungen mit Cortez, der sich jedoch rundheraus weigerte, Tenochtitlan zu verlassen. Nun sah sich Montezuma auf totem Gleis; es gab keinen Ausweg mehr, und er entschloß sich zum Kriege. Allein soweit war dieser heldenhafte Geist von seiner früheren Höhe herabgesunken, daß er zum Verrat griff, statt eine offene Schlacht zu wagen.

Er versammelte zehntausend Krieger, die auf ein bestimmtes Zeichen des Kaisers über die Fremden herfallen sollten, und gab Befehl, diesen keine Nahrungsmittel mehr zu liefern. Man erwartete, daß daraufhin eine Abteilung der Spanier oder eine Deputation zum Kaiserpalast ziehen würde, um Genugtuung zu fordern, und mit der Niedermetzelung dieser Abteilung sollte der Kampf beginnen.

Das Mißgeschick aber wollte es, daß, ehe noch die zehntausend Krieger beisammen waren, dieser Plan verraten ward, und zwar durch niemand anders, als durch Nenetzin, Montezumas eigene Tochter, die ihr Herz an Pedro von Alvarado verloren hatte, an den blonden, sonnigen Pedro. Sie hörte von dem Anschlag des Kaisers, sie erfuhr, daß die Ermordung der Fremden beschlossene Sache sei, und sie erschrak zu Tode. Der Gedanke, der Mann, dessengleichen sie noch nie auf Erden erblickt hatte, solle erschlagen werden, war ihr furchtbar und drohte ihr den Verstand zu rauben. Eigenwillig, launenhaft, wie sie war, kannte sie es nicht anders, als daß ihr Wille für ihre Umgebung Gesetz war; sie wußte nichts von Widerspruch und hatte sich nie einen Wunsch zu versagen brauchen. Nun handelte sie auf eigene Faust, ohne sich Gedanken über die Tragweite ihres Beginnens hinzugeben. Sie befahl ihre Sänfte und ließ sich zum Axaya-Palast tragen, tief verschleiert, durch die Kleidung eines Bürgermädchens unkenntlich gemacht. Sie verlangte den Hauptmann zu sprechen, und da Cortez selbst auf einem Rundgange durch das Lager seiner Soldaten begriffen war, so führte man sie vor Pedro von Alvarado, dem sie alles offenbarte. Doch obwohl er als vollendeter Kavalier wohl erkannte, was dieser freiwillige Besuch einer kaiserlichen Dame zu bedeuten habe und was eigentlich die Triebfeder ihres Handelns sein müsse, so blieb er kühl bis ans Herz hinan; denn er war viel zu christlich gesinnt, um sich für ein Heidenmädchen zu erwärmen, sei es auch noch so schön und noch so hoher Herkunft. Nenetzin erntete nur ein paar kalte Worte des Dankes, dann war sie entlassen, ohne daß ihr auch nur ein Lächeln oder ein freundlicher Blick von dem stolzen spanischen Grande zuteil geworden wäre.

Cortez war nicht der Mann zu zaudern. Eine halbe Stunde später war er unterwegs zum kaiserlichen Palast, begleitet von Alvarado, Sandoval, Leon, Alvila und Lugo. Außer diesen ging nur noch Marina, die Dolmetscherin, mit. In tiefem Schweigen ritten sie durch die Straßen, ganz in Eisen gekleidet, das gezückte Schwert in der Hand.

„Als wir das erstemal hier hindurch kamen," sagte Sandoval, „da wimmelte es von Menschen. Und jetzt? Kein Kirchhof kann einsamer sein, als diese Straße!"

„Wir sind den Leuten langweilig geworden," sprach Alvarado, „sie haben sich satt an uns gesehen."

„Sicherlich sind gestern Nacht Patrouillen von Haus zu Haus gegangen und haben alle Bürger aufgefordert, die Wohnungen zu verlassen, um nicht im Kampfgedränge ums Leben zu kommen," meinte Avila.

Cortez schwieg und kaute an seinem Schnurrbart. Er überlegte, auf welche Weise das kühne Unternehmen ausgeführt werden solle. Denn diese lachenden, plaudernden Ritter hatten nichts Geringeres vor, als Montezuma, den Kaiser von Aztlan, mitten aus seinem Palaste herauszuholen und in Gefangenschaft zu nehmen. Sie gelangten in das Schloß und wurden vorgelassen. Montezuma empfing sie so freundlich wie sonst. Sie tauschten die üblichen Begrüßungsworte, dann ging Cortez auf sein Ziel los. Der Monarch war nur von einigen alten Räten umgeben, der einzige Krieger, der bei ihm weilte, war sein Sohn, Prinz Jo, den die Spanier natürlich nicht für voll ansahen. Cortez begann dem Kaiser Vorwürfe zu machen, er zieh ihn in harten, unumwundenen Worten der Treulosigkeit, des Verrats.

„Ich kenne dich jetzt, falscher König, und durchschaue deine Heuchelei," rief er aus. „Nicht deinem Schutze, sondern unseren Waffen verdanken wir, daß wir heute noch am Leben sind. Du hast Befehl erlassen, uns keine Lebensmittel mehr zu bringen. In diesem Augenblick sammelt sich ein Heer, um auf ein kaiserliches Zeichen uns zu überfallen. Das ist deine Gastfreundschaft! So hältst du dein Wort!"

Montezuma richtete sich bleich und starr empor.

„Wer hat das getan?" rief er. „Nicht ich, nicht ich! Fürst Maxtla," wandte er sich an einen seiner Räte, „eile hinaus, suche Fürst Cuitlahua auf und zeige ihm dieses Siegel, auf daß er ohne Säumen zu mir eile."

Cortez vertrat dem Fürsten mit eisigem Lächeln den Weg, während seine Hauptleute die Schwerter vor der Tür kreuzten. „Keiner verläßt dieses Zimmer," sprach der kühne Spanier. „Montezuma, ich glaube dir nicht mehr. Willst du dich reinwaschen von den Vorwürfen, die ich eben gegen dich ausgesprochen habe, die dir alles Königliche nehmen und dich zu einem gemeinen, niedrigen, falschen Schurken stempeln, dann folge mir. Begleite mich in den Axaya-Palast, auf daß alles Volk erkenne, daß du noch mein Freund bist. Kein anderes Mittel gibt es für dich, mich von deiner Aufrichtigkeit zu überzeugen. Weigerst du dich, so fällst du hier und jetzt durch mein Schwert. Geht es zum Tode, so sollst du den Reigen eröffnen. Und dann sprechen meine Kanonen und schießen zuvörderst deinen Palast in Grund und Boden!"

Montezuma zitterte wie Espenlaub, doch nicht vor Furcht, sondern vor ohnmächtiger Wut. „Das heißt, du nimmst mich gefangen," stieß er hervor.

Cortez lächelte verbindlich und hob abwehrend die Hand. „Keines-

wegs, Montezuma," antwortete er. „Du bleibst frei, die Ehrfurcht vor der Majestät wird dir nicht versagt, du sollst nur ein paar Tage mein Gast sein!"

„Nimm diesen hier, meinen Lieblingssohn, als Geisel," antwortete der Herrscher, auf Jo weisend, „doch erspare mir die Schmach."

„Genug, ihr Herren!" schrie jetzt Alvarado und trat ungestüm mitten in das Zimmer. „Wozu noch länger Worte wechseln? Es gibt kein Zurück mehr. Laßt uns den heidnischen Hund erschlagen und dann um unser Leben kämpfen."

Cortez warf seinem Hauptmann einen befehlenden Blick zu, doch blieb der Jähzorn Pedros nicht ohne Wirkung. Der Aztekenkaiser sah ein, daß ihm nichts weiter übrigblieb, als sich zu fügen; dennoch kleidete er seine Ohnmacht noch in die Geste kaiserlicher Würde. „Die Götter wollen es," sprach er feierlich. „Wer kann gegen ihren Willen ankämpfen? Ich gehe mit dir, Malinche."

Da sprang Prinz Jo zwischen den Monarchen und die Spanier. „O, laß uns lieber sterben, Vater, als diese Schmach erleiden," rief er. Doch niemand achtete auf ihn.

Cortez und seine Hauptleute umringten Montezuma. „Deine Räte und wir Spanier," sprach Cortez mit höfischer Verneigung, „werden dir allzeit bezeugen, daß du aus freiem Willen mit uns gehst, bewogen durch die Liebe zum Frieden und zu deinem Volke, nicht als Gefangener, sondern als Gast, der Gastfreundschaft erwidert."

„Jo, mein Sohn, und ihr, meine Fürsten!" sprach Montezuma und versuchte vergebens, seine Niedergeschlagenheit zu verbergen, „wenn ihr mich liebt, so sprecht zu niemand über das, was jetzt hier vorgefallen. Ich befehle euch, vergeßt es, solange ich lebe! Meine Sänfte! Ich habe mich entschlossen, Malinche einige Zeit im alten Palast Gesellschaft zu leisten."

So ward Montezuma gefangengenommen. Die Spanier führten ihn auf offener Straße fort, und niemand trat ihnen in den Weg. Sie waren entschlossen, ihm das Schwert in die Kehle zu stoßen, wenn ein Befreiungsversuch unternommen worden wäre. Prinz Jo aber stürzte wie von Sinnen hinweg und lief ohne Aufenthalt nach Iztapalapan, um Guatamozin zu berichten, was geschehen war.

Rasch ward es ruchbar, daß Montezuma bei den Spaniern weilte; aber gerade die Behauptung, er sei aus freien Stücken gegangen, trug am meisten dazu bei, das Volk zu erbittern. Hätte man offen zugegeben, er sei mit Gewalt fortgeführt worden, so würde das Volk ihm gewiß nie verziehen haben, daß er nicht den Tod der Gefangenschaft vorgezogen habe; allein der Gedanke, er mache gemeinsame Sache mit den Feinden

des Landes und würdige sie nicht nur seines Schutzes, sondern seines Umganges, brachte ganz Tenochtitlan außer sich. Cortez hatte Montezumas Bedeutung für das Volk zu hoch eingeschätzt, als er glaubte, in seiner Person bemächtige er sich des ganzen Reiches. Er erkannte bald, daß der kühne Handstreich ihm gar nichts genutzt hatte. Ja die Dinge wurden nur noch schlimmer, das Unheil ging nur noch einen schnelleren Lauf. Das Volk verlangte nun nicht nur den Krieg, wie schon zuvor, sondern es verlangte einen neuen Herrscher, indem es ganz offen erklärte, der Freund oder Gefangene der Eindringlinge dürfe nicht mehr Kaiser sein. Man trug Guatamozin die Krone an, der aber lehnte ab mit dem Bemerken, daß Montezumas Bruder, Fürst Cuitlahua, der nächste Anwärter sei; und Fürst Cuitlahua nahm die Wahl des Volkes an. So rasch und so völlig war der große Montezuma von seiner Höhe herabgestürzt, auf die Liebe des Volkes war die Verachtung gefolgt, auf die Kaiserwürde die Gefangenschaft — nun blieb ihm nur noch der Tod. Er wünschte ihn herbei und sollte auch nicht lange mehr darauf warten.

Cortez wußte hiervon noch nichts, als sich ihm eine neue, furchtbare Schwierigkeit in den Weg stellte. Der Gouverneur der neuen spanischen Kolonie Westindiens, die Columbus entdeckt hatte, mißgönnte dem kühnen Konquistador den Ruhm, Mexiko zu erobern, und berief ihn zurück. Cortez, nicht gesonnen, das so erfolgreich begonnene Werk unvollendet zu lassen, gehorchte dem Befehl nicht. Darauf erschien eine Expedition an der Küste, um ihn gefangenzunehmen. Er zog ihr entgegen, indem er in Tenochtitlan 140 Mann unter Pedro von Alvarado zurückließ, in der festen Zuversicht, daß nach der Ergreifung Montezumas nichts mehr zu befürchten sei und das Volk lieber Frieden halten werde, statt den geliebten Herrscher in Gefahr zu bringen. Er traf bei Tempoalla mit der Expedition zusammen und schlug sie, nachdem er sich durch die Besatzung des Forts von Veracruz verstärkt und insgeheim einen Teil der feindlichen Truppe auf seine Seite gebracht hatte. Der Rest folgte ihm willig, und mit einem bedeutend größeren Heer, als er ausgezogen, kehrte er nach Tenochtitlan zurück.

Hier war die Lage inzwischen ganz unhaltbar geworden. Pedro von Alvarado, ein toller Draufgänger, wollte die rebellische Stimmung der Einwohnerschaft mit Waffengewalt unterdrücken, ließ viele Fürsten und Bürger gefangennehmen und hinrichten, Priester erschlagen und Tempel zerstören. Dabei war die Plünderung aller Verhafteten erlaubt. Begreiflicherweise war der Aufruhr die rasche Folge. Der Krieg tobte durch die Straßen von Tenochtitlan.

6.

Verirrt im Quetzaltempel.

„Greift ihn! greift ihn! Zu den Göttern mit ihm!"

Dieser Schrei hallte, von hundert Stimmen ausgestoßen, einige Tage vor dem Beginn offener Feindseligkeiten durch die Straßen und über die Plätze hin, und der Volkshaufe, von dem der Lärm ausging, wuchs mit jedem Augenblick. Aus den Häusern, um die Ecken kleiner Gassen stürzten Menschen hervor und schlossen sich der wilden Jagd an. Und vor der Menge her, kaum achtzig Schritt von ihr getrennt, lief ein Spanier um sein Leben: der Page Alvarados, der kleine, vorwitzige Orteguilla.

Er hatte sich viel auf seine Popularität bei den Mexikanern eingebildet und war furchtlos und ganz allein vom Axaya-Palast zum Kaiserpalast gegangen. Tausend Botschaften hatte er schon ausgerichtet, ohne daß ihm jemals etwas geschehen war. Mit raschem Begriffsvermögen und gutem Mutterwitz begabt, war er in kurzer Zeit der Sprache von Aztlan so weit mächtig, daß er sich mit jedem Packträger, mit jedem Mann aus dem Volke unterhalten konnte, und er fühlte sich fast heimisch auf auf dem Boden von Tenochtitlan, der doch allen anderen Spaniern so heiß wurde.

An diesem Tage war er auf dem Markte gewesen, wie schon oft zuvor, als ihm plötzlich auffiel, daß die Leute nicht so freundlich zu ihm waren wie sonst. Niemand grüßte ihn, niemand knüpfte ein Gespräch mit ihm an, und wenn er selbst Fragen stellte, erhielt er keine Antwort. Ohne noch eine Gefahr zu ahnen, war er in eine Trinkstube gegangen und hatte sich dort ein Weilchen niedergelassen. Da vernahm er ein Getöse von Muschelschalen und Blechpauken. Er kannte das — es war die Kriegsmusik der Azteken. Er sah auf den Platz hinaus. Da nahte vom Kaiserpalast her ein Zug mit Bannern, Fahnen und Wappenschilden. Die Leute auf dem Markte ließen ihre Arbeit liegen und eilten nach der Seite hin, wo der Zug vorüberkam. Er näherte sich der Trinkstube, und Orteguilla konnte die einzelnen Krieger zählen. Sie hatten den Helm auf dem Kopfe, den Schild aus Holz am Arm, den Speer in der Hand. In wohlgeordneten Reihen kamen sie einher.

An der Spitze schritt ein Häuptling, der alle seine Mannen an Größe weit überragte. Sein riesenhafter Leib steckte in einem Wams aus Federn, das ihm bis an die Knie reichte. Die Arme und Beine waren nackt, und an den Knöcheln flimmerten breite Bänder von Silber. Er trug einen Schild aus Kupfer, dessen Rand mit wehenden Haarlocken geziert war und dessen Mitte der Kopf einer schneeweißen Eule einnahm. An beiden

Schläfen prangten, in dem goldenen Kopfreifen befestigt, smaragdgrüne Papageienflügel. Während er dahinschritt, warf sich das Volk, wohin er kam, auf die Knie nieder: eine Ehrenbezeugung, die, wie Orteguilla wußte, nur Personen der kaiserlichen Familie zukam.

„Ah, jetzt erkenne ich ihn," sprach der Page zu sich selbst, als die majestätische Erscheinung an den Fenstern der Trinkstube vorbeischritt. „Es ist Guatamozin, der Neffe Montezumas."

Der Zug folgte dem Führer, und der junge Spanier betrachtete aufmerksam die Bewaffnung der Leute, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Er wandte sich um und erblickte den Prinzen Jo, den jüngsten Sohn Montezumas. Fast täglich war er ihm im Audienzgemach begegnet, und beide kannten sich gut. Der Prinz erwiderte das Lächeln nicht, mit dem Orteguilla ihn begrüßte, sondern runzelte finster die Stirn und sprach:

„Du warst gut zu meinem Vater. Er liebt dich, und ich sehe, du bist in seinem Auftrag hier. Sein Siegelring an deiner Hand sagt es mir. Deshalb will ich dir helfen. Verweile keinen Augenblick länger hier, mach, daß du fortkommst, und sieh zu, daß du unbemerkt bleibst. Wenn dich einer der Häuptlinge erblickt, die an diesem kriegerischen Umzug teilnehmen, so wird Huitzil vor Sonnenuntergang ein Opfer haben. Und nimm dich vor dem Volk in acht, vertrau nicht auf das kaiserliche Siegel, lauf, was dich die Beine tragen! Mein Vater ist wohl noch Kaiser, aber die Fürsten haben sich vereinigt und einem anderen seine Macht verliehen. Von heute ab ist Guatamozin der wahre Herrscher von Aztlan!"

Der Page hatte bei den Konquistadoren gelernt, furchtlos zu sein. Er war kein Soldat von Beruf, doch er war es der Erfahrung, der Gewohnheit nach. In diesem Moment aber stockte ihm der Atem, sein Herz stand still. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er war allein, und bis zum Axaya-Palast war es noch weit.

Der Kriegerzug war vorüber — das Volk blieb in heller Begeisterung zurück. Nun endlich sollte es ernst werden — endlich griff Aztlan zu den Waffen — endlich war der richtige Mann am Ruder: Guatamozin, der Held, der Liebling aller. So dachten und sprachen die Azteken, während sie ihre Arbeit vergaßen und zu Gruppen zusammentraten, um von der Zukunft zu reden.

Orteguilla, dem die Ohren noch von Jos Worten summten, wagte sich aus der Trinkstube heraus, um zu entkommen, solange die Leute noch dem Zuge nachschauten und an nichts als an Guatamozin und seine Mannen dachten. Er mußte zuvörderst das Häuserviereck durchschreiten, zu welchem die Trinkstube gehörte. War er dann zur Hauptstraße gelangt, die unmittelbar zum Axaya-Palast führte und weniger belebt war als der Markt und seine Umgebung, so konnte er hoffen, sein Ziel zu er-

reichen. Er bemühte sich, ruhig und zuversichtlich dreinzuschauen, wie gewöhnlich; dennoch beflügelte er die Schritte, soweit es irgend anging, ohne Aufsehen zu erregen, und warf hin und wieder verstohlene Blicke nach rechts und links. Einstweilen beachtete ihn jedoch niemand. So hatte er fast schon die Hauptstraße erreicht und wollte sich eben über sein Glück freuen und aufatmen, als ein gellendes Geschrei hinter ihm erklang. Er sah sich um und erblickte eine Schar von Kriegern, die in vollem Laufe auf ihn zukam. Er konnte über ihre Absichten nicht im Zweifel sein und ergriff alsbald die Flucht. Zum Glück war er eben auf einem großen, freien Platze, wo die Häuser ziemlich weit von ihm entfernt lagen. Hätte er sich noch in den engen Straßen befunden, so wäre er nach kurzer Zeit aufgehalten worden. So aber konnten sich die Leute, die aus den Häusern hervorstürzten und in das Geschrei einstimmten, nur dem Kriegerhaufen anschließen. Die Schar der Verfolger wuchs rasch, das Geschrei wurde lauter, die Entfernung zwischen den Jägern und dem Wild verringerte sich.

Orteguillas Lage war verzweifelt. Er sah sich von Zeit zu Zeit um und bemerkte, daß er seinen Vorsprung rasch verlor. Die Azteken, die noch keine Beförderungsmittel kannten und es gewöhnt waren, jede Entfernung zu Fuß zu durchmessen, waren weit bessere und ausdauernde Läufer als jeder Europäer, und wäre nicht die Todesangst gewesen, die dem Pagen Flügel lieh, so hätte der Wettlauf überhaupt nicht so lange währen können. Die Mütze flog dem Jüngling vom Kopf und tanzte, von den Samtbändern festgehalten, an seinem Nacken auf und ab; sein rotseidenes Mäntelchen flatterte im Winde; er preßte die Fäuste auf die Brust und röchelte laut, nach Luft ringend. Zwischen seinen Lippen, die alles Blut verloren hatten, erklangen die bebenden Worte: „O heilige Mutter Jesu, hilf mir, hilf mir!"

Zu seinem Entsetzen sah er vor sich eine Schar von Azteken auftauchen. Die Leute, die anscheinend zum See unterwegs waren, blieben stehen, als das Geschrei an ihr Ohr schlug. Sie begriffen sofort, was vorging, und stürzten mit Geheul Orteguilla entgegen. So lange hatte das Volk danach verlangt, einen dieser Fremdlinge zu fangen und zu opfern, daß es jetzt keines Wortes, keiner Erklärung bedurfte; die beiden getrennten Abteilungen handelten ganz übereinstimmend.

Der Gehetzte lief langsamer, denn er hatte keine Aussicht mehr zu entkommen. Mit der Hoffnung auf Rettung verließ ihn auch die Kraft. Vor sich den Feind — hinter sich den Feind — und zur Seite — doch halt! Zu seiner Linken erblickte er den alten Quetzaltempel! Er fragte in diesem Augenblick nicht danach, ob Leute darinnen wären, ob er dort ein Versteck, eine Zuflucht finden könne. Er handelte ganz instinktiv, warf sich nach links, erreichte die Treppe, flog die Stufen hinan und verschwand in dem Hauptportal, ehe noch einer seiner Verfolger unten angelangt war.

Ohne innezuhalten, ohne sich umzuschauen, raste Orteguilla durch einen dunklen Gang, um ein paar Ecken herum, flog eine Reihe von Stufen hinab, rannte wieder durch mehrere Kreuz- und Quergänge und kam schließlich an einer scharf vorspringenden Ecke, gegen die er in vollem Laufe anprallte, zu Fall und von Besinnung.

Als er erwachte, war ihm im ersten Moment die Erinnerung an das Vorgefallene abhanden gekommen. Er glaubte zu träumen, als er tiefe Finsternis um sich her sah. Er rieb sich die Augen, aber es wurde nicht anders. Er streckte die Hände aus und fühlte feuchte, kalte, harte Mauern zu beiden Seiten. Nun besann er sich und erschrak heftig. Er richtete sich auf und lauschte angstvoll. Dann kam ihm der Gedanke, die Verfolger hätten ihn, während er besinnungslos gewesen, in einen Kerker geschleppt. Er faltete die Hände und betete, am ganzen Leibe zitternd. Ein wenig ruhiger geworden, erinnerte er sich nun, daß er in den alten Tempel geflüchtet und, bevor er hinstürzte, durch mehrere finstere Gänge gelaufen sei. Sicherlich befand er sich noch jetzt in einem solchen. Die Verfolger hatten ihn also nicht gefunden, war er doch auch nicht gefesselt.

Er stand vollends auf und suchte sich zu vergegenwärtigen, von welcher Seite her er gekommen sei. Er horchte gespannt, ob nicht ein Geräusch ihm einen Fingerzeig gäbe, wo der Ausgang zu suchen sei. Doch ringsum herrschte Todesstille. Das war nicht die Ruhe, die uns wohltut, die uns stärkt nach dem Lärm des Tages, das war das Grabesschweigen, das in Bergwerken, in Grüften oder in den Verließen alter Ritterburgen herrscht: eine bedrückende, atemberaubende, nerventötende Lautlosigkeit.

Von neuem Schrecken erfaßt, raffte er sich auf und suchte tastend seinen Weg. Doch schon nach wenigen Schritten blieb er ratlos stehen. Zwei Gänge öffneten sich neben ihm. Doch vergebens strengte er hier sein Gedächtnis an, sich der Richtung zu erinnern, aus der er gekommen war. Er wußte nichts mehr davon. Und doch war ihm klar, daß es jetzt vor allem darauf ankam, sich nicht zur falschen Seite zu wenden, da ihn sonst jeder Schritt vom Ausgange weg und vielleicht dem Grabe entgegenführen müsse. Er bog nach rechts ab, und die rechte Hand an die Mauer legend, ging er weiter. Der Gang machte eine Krümmung und schien sich zu verbreitern, wie er aus dem ein wenig dumpferen Widerhall seiner Schritte schloß. Er streckte nun den linken Arm aus, und sich vorsichtig zur Seite bewegend, suchte er festzustellen, ob er sich überhaupt noch in einem Gange befände. Er kam auf keine Mauer. Also war hier eine Halle, und sehr geräumig schien sie zu sein, denn noch immer fand er nicht die andere Seite, obwohl er viele Schritte seitwärts gemacht hatte. Er gab es auf und bewegte sich in der gleichen Weise nach rechts zurück. Doch nun nahm hier der Weg kein Ende, keine Mauer zeigte sich. Verwirrt hielt er inne. Offenbar hatte

er ein wenig die Richtung verändert und war nun auf eine noch tiefer ausgebuchtete Stelle der Halle geraten. Nun fing er an den Kopf zu verlieren und lief aufs Geratewohl drauf los. Er hielt sich nicht mehr damit auf, die Mauer zu suchen und sich an ihr entlangzutasten.

Die pfadlose Finsternis lähmte all seine Kraft. Bei seinen Kameraden hatte er oft erzählen hören, in den Opferhallen der mexikanischen Tempel befänden sich Löcher am Boden, durch die die Leiber der Opfer dem See zugeführt würden. Wie wenn er in solch ein Loch stürzte? Kaum war dieser Gedanke durch sein zermartertes Hirn gehuscht, als sein Fuß den festen Halt unter sich verlor. Mit jähem Ruck hielt er inne. Dann kniete er nieder und fühlte mit den Händen vorwärts. Er befand sich am Rande einer nach unten führenden Treppe. Sollte er weitergehen? Noch tiefer hinab in die unterirdische Nacht dieses höllischen Götzenhauses? Wieder faltete er die Hände und betete. Er schluchzte, und Tränen schossen aus seinen Augen. Er war so jung, so lebensfroh — sollte er nun in Nacht und Einsamkeit lebendig begraben sein?

Er entschloß sich umzukehren — doch ohne es zu merken, geriet er in eine ganz andere Flucht von Gängen. Und nun war keine Hoffnung, aus diesem Labyrinth wieder hinauszufinden. Das Entsetzen nahm ihn völlig gefangen. Er wankte nur noch mit schlotternden Knien weiter. Bisweilen hallten seine Tritte, wenn er wieder in ein breiteres Gewölbe kam, so laut und so unheimlich, daß er glaubte, es ginge jemand neben ihm her. Dann faßte er nach dem Dolchmesser und hielt den Atem an. Gleich darauf war der Spuk vorüber, und er hörte kaum noch das Geräusch seiner Füße. Er konnte sich schließlich gar keine Vorstellung mehr machen, welche Entfernung er zurückgelegt oder wie lange er sich schon im Tempel befände.

„Ola! ola!" schrie er in die Nacht hinein. Er lauschte. Sein Schrei hallte von der entgegengesetzten Wand wider, floh gleich einer verirrten Seele durch die Gänge und erstarb in der Ferne. Dieses gespenstische Spiel seiner Stimme, die gleich ihm hin und her zu jagen schien, ohne einen Ausweg zu finden, erschütterte ihn so tief, daß er zu Boden sank, sich furchtsam in einen Winkel kauerte und mit leisem Wimmern zu beten begann. Sein ganzes Leben huschte gleich einem blitzartig erleuchteten Bilde in diesem Moment an seinem geistigen Auge vorüber. Er sah das trauliche Elternhaus auf lieblicher, von Orangenbäumen beschatteter Au, an der Seite eines klaren, sprudelnden Bächleins. Er sah sich als Pagen im Schloß eines Grafen, der ihn mit zu Hofe nahm, er sah sich auf dem Schiffe Cortez', auf der Insel Hispaniola, im Schlosse Montezumas. Und nun war es vorbei! Hier endete sein Leben! Hier sollte er sterben, sterben, ohne je die Sonne wiederzusehen!

Er sprang auf und lief weiter, die Hände vorgestreckt, und ohne Unter-

laß schrie er nun um Hilfe, und seine Stimme füllte die toten Hallen und Gänge gleich einem Heer erwachter Geister, bis er heiser geworden war und nur noch röcheln, ächzen konnte. Er sank abermals zu Boden, und da er nicht imstande war, wieder aufzustehen, so kroch er auf allen Vieren weiter, winselnd, mit gebrochener Stimme schluchzend. Dann brach auch die Kraft seiner Arme, er hatte sich die Hände am Gestein zerrissen, fiel aufs Gesicht und blieb wie tot, lang ausgestreckt, liegen.

Als er erwachte, fühlte er heftigen Hunger und Durst.

„Mut! Mut!" murmelte er. „Noch habe ich Kraft, noch kann ich Stunden, ja Tage leben! Ich werde den Ausgang finden. O, heilige Mutter Jesu, wenn du mich die Tür finden läßt, so will ich meinen ganzen Anteil an der Beute meines Herrn dafür hingeben, dir einen Altar aus Gold und Silber zu bauen!"

Er erneuerte sein Suchen, doch ohne jeden Erfolg. Vergebens all sein Mühen! Kein hellerer Fleck tauchte vor seinen Augen auf — die Nacht um ihn her blieb undurchdringlich. Mit der Ausdauer der Verzweiflung irrte er umher, bis ihn wieder die Kräfte verließen und Ohnmacht seine gemarterten Sinne umfing. Und als er nun erwachte, stand er nicht mehr auf — matt, von Hunger und Durst verzehrt, keiner Hoffnung mehr fähig, blieb er sitzen. Er betete noch, aber seine Sinne begannen sich zu verwirren — er plapperte unzusammenhängende Worte vor sich her. Der einzige klare Gedanke, der ihm noch vor der Seele stand, war, daß er ohne Absolution, ohne Abendmahl, ohne die letzte Ölung sterben müsse — an ungeweihter Stätte.

„O, Mutter Gottes, hilf mir! hilf mir!" flüsterte er.

Und er sah ihr holdes Antlitz vor sich — ja er sah den Glorienschein um ihre Locken spielen — ein wunderliebliches Leuchten, ein Schimmer gleich der Morgenröte.

Doch nein! das war kein Glorienschein — das war ein Licht — ein Licht — das näherkam!

Orteguilla schnellte empor — mit einem Male war ihm alle Kraft wiedergegeben. Da verschwand das Licht, und er stürzte vorwärts, erreichte eine Ecke und sah es wieder. Es bewegte sich einen schmalen, niedrigen Gang hinab, dessen Gemäuer es deutlich erhellte, und in seinem Schein erkannte der Spanier den Rücken eines Mannes, der in der Linken den Leuchter, in der Rechten einen Korb trug.

Während der Page auf den Zehenspitzen hinter ihm herschlich, kreuzten vielerlei Gedanken sein Gehirn. Der Mann war ein Mexikaner, also ein Feind, vielleicht ein Sklave der Priester. Orteguilla durfte sich nicht sehen lassen und mußte gleichwohl dieses einzige Mittel zur Rettung ausnützen. Er trug Speisen in dem Korbe, denn der Geruch gebratenen Fleisches und

dampfender Schokolade wehte durch den Gang. Jedenfalls kam er von außen und versah jemand, der im Tempel wohnte, mit Lebensmitteln.

Der Mann ging etwa hundert Schritte, dann blieb er stehen und kniete nieder. Er setzte den Korb auf den Boden, und Orteguilla vernahm gleich darauf das Läuten einer Glocke. Dann befestigte der Mann den Korb an ienem Seile, worauf er ihn in die Tiefe hinabließ. Ein dumpfer Laut bekundete, daß die Speisen, die schon dem hungrigen Burschen den Mund wässrig gemacht hatten, den unteren Boden erreichten. Der Mann stand auf, nahm das Licht wieder zur Hand und trat den Rückweg an. Und nun mußte er mit dem Spanier zusammentreffen — es gab für Orteguilla kein Ausweichen. Im Schimmer des Lichts erkannte der Page einen Greis von abschreckend häßlichen, verfallenen Zügen. Er brauchte sich nicht zu fürchten, dieser Mann war viel zu alt, um ihm gefährlich zu werden. Was sollte er aber tun? Sollte er zurückweichen und ihn vorbeilassen, um wieder hinter ihm herzuschleichen? Sollte er ihn anhalten und mit dem Dolche zwingen, ihm zum Führer zu dienen? Noch während er überlegte, blieb der Alte plötzlich stehen, hob das Licht, erblickte den jungen Spanier, stieß einen Schrei des Entsetzens aus und ließ den Leuchter fallen. Finstere Nacht war wieder um Orteguilla her. Er hörte nur noch eilende Schritte, die sich in wilder Flucht entfernten.

Orteguilla machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er ihn hatte fliehen lassen, aber alles war so rasch geschehen, daß er erst zur Besinnung kam, als es schon zu spät war. Er sagte sich, daß die heilige Gottesmutter ihm diese Gelegenheit, sich zu retten, beschert habe, und daß sie ihm wohl nicht noch einmal die Hand reichen werde.

Das Hungergefühl, das sich wieder regte, erinnerte ihn an den Korb, den der Greis getragen. Wohin waren die Speisen gegangen? Wohin führte die Glocke, die Orteguilla vernommen, wohin das Seil, das der Sklave hinabgelassen hatte? Der Spanier eilte vorwärts und war nach wenigen Schritten vor einem viereckigen Loch. Er zauderte, und die Frage, ob er einen Sprung in die Tiefe wagen dürfe, war nicht so leicht zu entscheiden, da er nicht das Geringste sehen konnte. Endlich entschloß er sich, seinen Dolch hinabfallen zu lassen, um an dem Geräusch des Falles die Tiefe abzuschätzen. Die Waffe schlug unten auf, und Orteguilla tat einen Seufzer der Erleichterung. Es konnten höchstens drei, vier Meter sein. Und im nächsten Augenblick hing er an der steinernen Einfassung des Loches, ließ los und rutschte hinunter.

7.

Orteguilla und Tecetl.

Er befand sich in einer Halle, die nur um die Höhe eines Stockwerks unterhalb der Öffnung lag. Sie war finster, doch vom Ende her schimmerte

Licht. Dort also wohnten Menschen. Zu seinen Füßen aber stand der Korb, den der Sklave hinabgelassen hatte, noch unberührt. Orteguilla kniete nieder. Die Speisen dufteten so süß, der Hunger quälte ihn so furchtbar, daß er an nichts weiter dachte. Er nahm und aß. Fisch, Weißbrot und gebratenes Fleisch, dazu ein Becher voll schaumiger Schokolade, ein Krug voll Wein und eine Schale voll Früchten; das war der Inhalt, und der junge Spanier ließ nichts davon übrig. Niemand störte ihn bei diesem köstlichen Mahle, das ihm alle verlorene Kraft wiedergab. Als er gesättigt war, gedachte er seiner Christenpflicht, hob die Arme und sprach ein inbrünstiges „Ave Maria!"

Dann erhob er sich und spähte nach dem Lichtschein. „Soy salvado! ich bin gerettet!" murmelte er vor sich hin. „Dort sind Menschen, die mir einen Ausweg zeigen können." Er hob seinen Dolch vom Boden auf, schob ihn zwischen die Zähne und schritt nach der Tür, hinter der der erhellte Raum lag. Ein dicker Vorhang verbarg sie fast ganz. Er schlug ihn leise zurück, klinkte auf und trat behutsam ein.

Er stand wie geblendet. Aus der Finsternis der dumpfen Gänge, aus dem Zwielicht der unteren Halle sah er sich unmittelbar in ein helles, freundliches Paradies geführt, das er hier in der höllischen Nacht des labyrinthartigen Tempels nimmermehr erwartet hätte. Sein Erstaunen war nicht minder groß, als das des Kaisers Montezuma, als er die Kammer Tecetls, der Seherin von Tenochtitlan, kennen lernte. Der Anblick des von duftenden Blumen und herrlichen Gewächsen, von der kühlen Luft eines Springbrunnens und von lustigem Vogelgesang erfüllten Gewölbes übte auf den jungen Spanier, der im ritterlichen romantischen Geiste seiner Heimat großgeworden war, fast eine noch tiefere Wirkung als auf den ältlichen, übersättigten Herrscher der Azteken.

Zunächst sah er keine Bewohner dieser märchenhaften, unterirdischen Welt. Als er durch die Pflanzen schritt, schwirrten bunte Vöglein, aufgescheucht, aus dem Gezweig, zwitschernd und kreischend. Der feine Sprühregen einer Fontäne, die er zwischen dem Grün sprudeln sah, netzte ihm die Wangen. Da er aber keine menschliche Stimme noch irgendein Geräusch hörte, so zweifelte er schon daran, jemand hier unten zu treffen, als er plötzlich ganz dicht vor sich, nur noch durch ein paar Orangenbäumchen von ihm getrennt, die Gestalt eines Mädchens am Boden knien sah, vor welchem, lang ausgestreckt, ein alter weißhaariger Mann lag, regungslos, die Augen geschlossen, gleich einem Toten.

In Tecetls Leben war eine große, tiefe Veränderung eingetreten. Zwei Tage vor dem Erscheinen Orteguillas war Mualox zu ihr herabgekommen, ohne die Heiterkeit, die ihn sonst erfüllte, sobald er den Fuß in Tecetls Welt setzte. Stumm und anscheinend völlig erschöpft saß der

Greis neben ihr. Kein Lächeln, kein Gruß, kein Kuß ward der Seherin zuteil. Sie machte sich um ihn zu schaffen, fragte, was ihn bedrücke, und war unermüdlich in liebevoller Hilfeleistung. Doch er blieb teilnahmslos, und nach einer Weile schloß er die Augen, als wenn er einschliefe. Dennoch schlief er nicht, denn seine Hand strich müde und mit zitternden Fingern den langen weißen Bart. Sie trug die duftigsten Blumen herzu, lockte die niedlichsten Vögel herbei und stellte — ein Thema, für das Mualoz stets zu haben war — tausend Fragen nach Quetzal.

Doch diesmal unterbrach er sie fast unwirsch. „Sprich nicht von Quetzal!" rief er in schmerzlichem Tone. Und er rang die knöchernen Hände und zerriß sich den Bart. Sein Herz war gebrochen. Die letzten Ereignisse hatten den großen, gewaltigen Glauben seiner Seele erschüttert, und er war zu alt, um diesen Zusammenbruch seines Ideals zu überleben. Die Erkenntnis, daß die Fremden Menschen seien, keine Götter, daß sie nichts von Quetzal wüßten, folglich auch keine Abgesandten von ihm sein könnten, hatte weit mehr als die furchtbare Drohung Guatamozins den letzten Rest seiner Kraft gebrochen. Tecetls Weisjagungen, sein ganzes Leben im Dienste Quetzals, seine Hoffnung auf die glorreiche Wiedergeburt dieses Gottes: das alles erschien ihm nun leer und bedeutungslos. Als er auf dem Marktplatz die Gestalt des Pferdes und das Haupt des toten Fremdlings gesehen, als die Leute ihn verlacht und verlästert und der Tzin ihn bedroht hatte, da war er zum Tempel gewankt, in eine Zelle geschlichen und nicht mehr in die Stadt gegangen. Zwei Tage verstrichen ihm in dumpfem Brüten.

Dann erinnerte er sich Tecetls. Wenn alles um ihn her zusammenbrach, sie war ihm doch geblieben: sein Kind, sein Schützling, der einzige Bewohner der Welt, die er selbst geschaffen. Und er erhob sich, um zu ihr zu gehen. Nun merkte er erst, wie sehr er von Kräften gekommen war. Die Beine wollten ihn kaum noch tragen. Das Seltsamste aber war, er fand sich nicht mehr zurecht im Tempel; alles schien ihm fremd geworden zu sein. Nur mit Mühe gelang es ihm, die Halle Tecetls zu erreichen.

Mit Speise und Trank war sie durch den Sklaven, den Mualoz mit ihrer Bedienung betraut hatte, pünktlich versehen worden; aber ihre Blumen erneuerte niemand, und ein großer Teil welkte nun, verlor Duft und Farbe und siechte hin. An den Pflanzen und Sträuchern begannen die Blätter herniederzuhängen, das Zwitschern der Vögel schien nicht mehr so lustig zu klingen, und Tecetl war traurig, zum erstenmal in ihrem Leben traurig, weil ihr Vater, wie sie ihn nannte, so lange fernblieb.

Dann kam er, und sie erkannte ihn nicht wieder. Sie begriff nicht, was in ihm vorging. Instinktiv, ohne eigentlich die Wirkung ihrer Handlungsweise zu verstehen, flößte sie ihm von dem Wein ein, den der Sklave

für sie herbrachte, träufelte ihm den Saft von Orangen auf die bleichen Lippen und benetzte seine Stirn mit dem Wasser des Springbrunnens. Doch er sank mehr und mehr in sich zusammen, und als zwei Tage verflossen waren, blieb er eines Morgens regungslos auf dem Boden liegen, antwortete auf ihre Fragen nicht mehr, atmete nicht mehr und schlug die Augen nicht mehr auf.

Draußen an der Oberwelt sahen die Bürger von Aztlan verwundert nach den ragenden Türmen des Quetzaltempels aus und sprachen zueinander: „Die Feuer sind tot, dann ist auch Mualox tot!" Und sie hatten recht. Mualox hatte den Geist aufgegeben; der alte Mann, den Orteguilla neben dem knienden Mädchen liegen sah, war eine Leiche.

Tecetl wußte nichts vom Tode. Sie hatte nicht einmal ihre Blumen sterben sehen. Unwillkürlich aber erschrak sie heftig über die Umwandlung, die mit Mualox vor sich gegangen war, über sein starres, von bitterem Schmerz verzerrtes Gesicht, über die eisige Kälte seiner Glieder, seines Leibes. Noch ein Tag verstrich, und Mualox erwachte nicht. Tecetls Angst ward größer.

„O Quetzal, gütiger Gott!" sprach sie. „Warum behältst du meinen Vater so lange bei dir? Laß ihn zu mir zurückkehren! Ich weiß, dein Finger ist auf seinen Lippen, sonst würde er mir antworten, dein Schleier liegt auf seinen Augen, sonst würde er mich anschauen. O Quetzal, du gütiger Gott, ich habe niemand als ihn, ich bin sein Kind, ich kann nicht ohne ihn sein — gib ihn mir wieder, und ich will dich noch mehr lieben als bisher!"

Sie richtete die weinenden Augen empor — und vor ihr im vollen Licht stand Orteguilla.

Der Spanier war ein großer, hübscher Bursche, ein echtes Kind seines Landes, schwarzlockig, glutäugig, mit leichtgebräunten Wangen und roten, stolzen Lippen. Die Freude über die Errettung von schrecklichem Tode, die belebende Wirkung des eben genossenen Mahls erhöhten noch die Schönheit seines Antlitzes, den Glanz seines Blickes, die Frische seiner Farbe und die Straffheit seiner Haltung. Wenn auch sein Barett mit den gelben Federn, sein purpurnes Mäntelchen und die goldgestickte Schärpe bei der wilden Flucht vor den Azteken arg gelitten hatten, so war sein Anzug doch immer noch stattlich genug, um in Tecetls Augen, die noch nie einen Menschen von dieser Art erblickt hatte, überaus prächtig und seltsam zu erscheinen. Was Wunder, daß sie vom ersten Moment an überzeugt war, Quetzal selbst stände vor ihr. Entsprach die Gestalt doch ganz der Vorstellung, die sie sich von dem Gotte gemacht hatte! Sie faltete die Hände, hob sie zu Orteguilla empor und flüsterte:

„Du hast mich erhört, du kommst auf meinen Ruf, Quetzal, gütiger

Gott! Du willst mir meinen Vater zurückbringen — siehe, hier liegt er und schläft."

Orteguilla sah sich um, blickte das Mädchen an, musterte den am Boden liegenden Alten, in welchem er Mualox erkannte, und wußte nicht, was er sagen sollte. Ritterlich wie jeder Spanier, verneigte er sich schließlich und sprach:

„Ich bitte um Verzeihung, holde Donna! Mich hungerte, und ich habe die Speisen aufgegessen, die für Euch bestimmt waren. Vielleicht seid Ihr nicht allein hier mit diesem Alten, sondern es sind noch mehrere Personen bei Euch, die nun alle um ihre Mahlzeit gekommen sind. Allein, ich habe mich in diesem Tempel verirrt und war mindestens seit zwei Tagen ohne Nahrung."

Sie hielt noch immer die gefalteten Hände zu ihm empor. „Quetzal weiß, ich bin seine Magd," antwortete sie. „Möge er so sprechen, daß ich ihn verstehe. Dieses Haus und alles, was hier ist, gehört ihm!"

„Por cierto!" rief er. „Was weiß sie von meiner Muttersprache?" Darauf begann er ihr auf Aztekisch sein Erscheinen zu erklären, doch sie schien ihn noch immer nicht ganz zu verstehen. — „Ich freue mich, daß du gekommen bist," flüsterte sie, „daß du mein Gebet erhört hast, Quetzal, du gütiger Gott."

Nun ging ihm ein Licht auf. Von Quetzal und von Mualox' Anhänglichkeit an diese bei den Mexikanern in Vergessenheit geratene Gottheit hatte er schon viel gehört. Er unterließ es zuvörderst, sie ihrem Irrtum zu entreißen, und widmete sich dem Greise. Er erkannte sofort, daß er einen Toten vor sich hatte, und war erstaunt, daß das Mädchen das nicht zu wissen schien. Er sah sie prüfend an, doch entdeckte er keinerlei Zeichen des Wahnsinns an ihr. Wohl hatten ihre Augen einen seltsamen Glanz, ihre Wangen und Arme eine wachsartige Blässe, ihre Gestalt eine elfenhafte Zartheit — aber ihre Redeweise war klar, ihre Stimme süß, ihre Bewegungen ruhig und bewußt.

„Armes Mädchen," sprach Orteguilla. „Dein Vater wird nie wieder erwachen, denn er ist gestorben."

Sie sah ihn erstaunt an, und da sie ihn nicht verstand, nahm er eine Blume zur Hand und fragte: „Sahest du schon einmal solch ein Blümlein welken? Dieses hier war, als man es dir brachte, schön und frisch. Was ist nun daraus geworden? Und sahest du je, daß solch eine Blume, wenn sie verwelkt war, von neuem zu duften und zu blühen begann? Ebenso steht es mit deinem Vater. Er ist wie eine Blume, die verwelkt ist. Er ist tot, er wird zu Staub werden."

Sie betrachtete die Blume und sah dann den Toten an. Sie schien nun zu verstehen, denn sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte heftig.

Dann warf sie sich über ihn nieder, legte den Kopf auf seine Brust und überließ sich ihrem tiefen Schmerze.

Orteguilla hielt es für das Beste, sie nicht mehr zu stören. Er trat zu der Ruhebank, deren weiche, seidene Polster ihm köstlich erschienen, und legte sich nieder, um sich in einem langen, festen Schlafe von den Qualen zu erholen, die er im Tempel ausgestanden.

Als er erwachte, war Tecetl aufgestanden und saß in seiner Nähe auf einem Schemel. Eine Schar von Vögeln umflatterte sie, denen sie Körner streute. Er betrachtete sie eine Weile, dann erhob er sich. Lange genug hatte er nun in dem alten Tempel geweilt, dachte er bei sich. Was nützte es ihm, daß dieses Mädchen schön und anmutig, die Welt, in der es lebte, märchenhaft und interessant war — er mußte wieder an das Tageslicht — zurück zu seinen Kameraden. Er trat vor sie hin, um sich von ihr hinausführen zu lassen.

„Du lebst hier an einem seltsamen Orte," begann er. „Bist du schon lange hier?"

„Ich weiß nicht, wie lange," war ihre Antwort.

„Erinnerst du dich, früher anderswo gewesen zu sein?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie? Dann mußt du als ganz kleines Kind hierher gebracht worden sein," sprach er. „Und warst nie wo anders? Kennst die Erde nicht, nicht den Himmel, nicht die Berge, die Felder, die Wälder und Flüsse, die Seen und das Meer?"

„Doch — doch — das alles habe ich auch gesehen."

„Wo denn?"

Sie strich mit der Hand über die Augen. „In meinen Träumen," sagte sie leise.

Nun setzte er sich abermals zu ihr und belehrte sie, er sei nicht Quetzal, sondern ein Mensch, wie sie selbst, erzählte ihr von der Welt über ihr, von ihrem und seinem Volke, von ihrem und seinem Glauben, und machte ihr zum Schluß begreiflich, daß sie beide hier nicht bleiben dürften, wenn sie nicht Hungers und Durstes sterben wollten. Sie begriff nichts von dem allem und sträubte sich durchaus dagegen, ihre Kammer zu verlassen. Orteguilla ermüdete nicht, in sie zu dringen. Gewiß war er so wenig sentimental veranlagt, daß er getrost ohne sie an die Oberwelt zurückgekehrt wäre und sie ihrem Schicksal überlassen hätte; allein der Gedanke, der Mutter Gottes eine Seele zu gewinnen, war für einen Spanier jener Zeit stets verlockend, und er unternahm es, von Maria und Jesus zu sprechen, von der Religion des Kreuzes und der Liebe, vom Leben und Leiden des Heilands und von den Segnungen des Glaubens und des Himmels. Da fand er zu seiner Überraschung mehr Verständnis, und seine

Darstellungen deckten sich mit manchen Begriffen, die Tecetl in ihrer Einsamkeit sich ausgesponnen hatte. Als er ihr dann die Gotteshäuser seiner Heimat beschrieb, in welchen man zu der Jungfrau und ihrem Sohne beten könne, da erwachte die Begierde in ihr, ein solches Gotteshaus zu sehen, und sie fand sich allmählich bereit, auf seinen Vorschlag einzugehen und mit ihm ans Tageslicht hinaufzusteigen.

Zwei Tage waren verflossen, seit er bei ihr eingetreten. Von Mualoχ nicht erneuert und begossen, waren die Pflanzen abgestorben, die Blumen welk geworden, und die Vögel begannen in der vermoderten Stickluft zu kränkeln und zu sterben. Die süße Welt Tecetls ging zugrunde. Sie sah es mit Schmerz und begriff, daß sie gehen müsse, wenn sie nicht gleichfalls sterben wollte. Und so kalt und starr und häßlich zu werden wie ihr alter Vater, davor graute ihr.

Am Mittag des dritten Tages entkleidete Orteguilla den Leichnam des Mualoχ und zog das schmutzige Priestergewand über seinen schmucken Pagenanzug. — „So," sprach er, „ich wäre fertig. Der Sklave wird keinen Anstoß an mir nehmen, sondern mich für einen echten Mexikaner halten. Doch was machen wir mit dir, Tecetl? Ei was, es wird gehen. Die Mutter Gottes wird uns helfen. Nimm hier diesen Rosenkranz, halte ihn fest in der Hand und sprich die Worte vor dich hin: O du gebenedeite Mutter, errette und bewahre uns um unsers Heilands Jesu Christi willen."

Darauf ging er mit ihr in die Vorhalle, wo er eine Leiter fand, und sie stiegen beide zu der Öffnung in der Decke empor. Tecetl weinte um ihre Blumen, um ihre Vögel, um ihren Vater. Das Herz brach ihr, aber Orteguilla zog sie mit sich fort und kehrte sich nicht mehr an ihre Tränen. Der Sklave, ein alter, schwacher, fast nackter Mensch, kam zur gewohnten Zeit mit dem Korbe. Diesmal erschrak er nicht vor Orteguilla, den er in der Tat für einen Priester hielt, und als der Spanier ihm befahl vorauszuschreiten, machte sich der Alte keine Gedanken darüber, sondern ging und führte ihn, apathisch, stumpfsinnig, den Kopf zur Erde gebeugt nnd ohne ein Wort zu sprechen. Tecetl, die im Schatten geblieben war, schlich unbemerkt hinterdrein. So ging es nun durch die finsteren Hallen und Gänge, in denen Orteguilla fast den Tod gefunden hätte. Jetzt jubelte es in seinem Herzen, kam er doch mit jedem Schritt der Oberfläche näher! Und nun brach das Tageslicht herein — der letzte Gang zum Portal wurde durchschritten — Orteguilla schrie auf — doch nicht er allein! er vor Freude — Tecetl vor Schmerz.

Betroffen sah der Spanier sich nach ihr um; sie schlug die Hände vors Gesicht und sank in die Knie. „O, meine Augen, meine Augen!" wimmerte sie. „Ich bin blind!"

„Madre de dios!“ schrie Orteguilla. „Wie dumm, daß ich das nicht bedacht habe! Sie hat nie die Sonne geschaut, sie ist zeit ihres Lebens im Lampenlicht gewesen. Ich will sie in den Schatten tragen.“

Im Begriff, sie zu umfassen, hielt er inne. Ein furchtbares Getöse erscholl auf dem Platze zu seinen Füßen. Er erblickte die ihm wohlbekannten Rüstungen der Spanier, ihre Fahnen, ihre Lanzen, ihre Schwerter. Sie kamen heran, umringt von einem Meer von Mexikanern, die mit Pfeilen auf sie schossen und gleich einer wild wogenden Brandung gegen sie anliefen. Orteguilla war bei Tabasco, bei Tempoalla, bei Cholula mitgewesen und wußte, das war eine regelrechte Schlacht. Seine Landsleute bewahrten vollständige Ordnung. In Reih und Glied rückten sie heran; aber auch der Feind ging systematisch vor, nicht, wie Orteguilla dies bisher bei den Azteken gesehen, in wirren Haufen, in blinder Wut. Ein Feldherr schien sie zu befehlen, der militärischen Geist besaß und die Vorteile der Situation auszunutzen wußte. Die wilde Musik der Eingeborenen erfüllte die Luft und vereinte sich mit dem Geschrei der Kämpfenden zu einem furchtbaren Lärm. Die scharfen Kommandoworte der spanischen Hauptleute übertönten bisweilen das Getöse. Die Mexikaner trugen Schilde mit Messingrand, rotgefärbte Panzer aus Wolle und Helme mit Federn.

Jetzt kamen die ersten Reihen der Spanier an der Treppe vorbei, und Orteguilla stand noch immer, erstaunt, ohne Verständnis für die Lage. Wußte er doch nicht, was sich in Tenochtitlan zugetragen, seit er sich im Tempel verirrt hatte. Ein flüchtiger Blick über die Menge der Spanier belehrte ihn, daß ihrer jetzt viel, viel mehr waren als zuerst, und das war ihm das Unbegreiflichste. So stand er da, die halb ohnmächtige, weinende Tecetl in den Armen, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Die Rotten der Soldaten zogen vorüber, in ihrer Mitte rollten die Kanonen, und dann kamen die breiten den ganzen Raum des Platzes sperrenden Reihen der Kämpfenden heran — Fußsoldaten mit Lanzen und Schwertern und die berittenen Offiziere, die Elitetruppe des Konquistadors, deren stählerne Klingen auf und ab sausten und in den Schwarm der Mexikaner fuhren, gleich Sensen, die Getreide schneiden.

Nun flogen die Pfeile der Mexikaner bis zu den Tempelstufen herauf, wie Hagelsturm erfüllten sie die Luft und prasselten klirrend auf die Steine. Da plötzlich hörte er einen neuen Schrei neben sich. Tecetl breitete mit jäher Gebärde die Arme auseinander und entfiel seinen Armen. Er sah zu ihr hernieder. Ein Pfeil hatte sie mitten in die Brust getroffen, ihr Blut befleckte das weiße Hemd, das sie trug.

„O Jesu Christo!“ rief der Page. „Wohl ihr, daß sie blind ward und die Gräuel dieses Tages nicht erschaute — wohl ihr, daß sie starb und die Schrecken dieser Welt nicht kennen lernt!“

Er ließ sie sanft auf die Stufen nieder, sie regte sich nicht mehr. Dann war es höchste Zeit für ihn, an seine eigene Rettung zu denken. Er flog mit ein paar Sätzen die Treppe hinab, durchbrach die auf dieser Seite zu seinem Glück dünne Kette der Eingeborenen und erreichte die Reihen der Spanier dicht vor dem Pferde Alvarados, der schon sein todbringendes Schwert über ihm schwang. Der Don erkannte ihn und riß ihn zu sich auf den Sattel hinauf. Orteguilla war gerettet.

Aber während er sich hinter Alvarados breitem Rücken barg, dachte er an Tecetl und an ihr seltsames Schicksal. Aus den Zellen des Tempels, aus dem Frieden ihres Gewölbes hatte er sie in die laute, große Welt geführt, mitten in das sündhafte Kampfgetöse hinein, und aus dieser Erdenwelt war sie zur Ruhe des Paradieses eingegangen: ein weiter Weg in kurzer Frist!

8.

Die Nacht des Todes.

„Wo zum Teufel hast du gesteckt, Orteguilla?" fragte Alvarado, während er sein Schwert spielen ließ.

„Davon später, Euer Gnaden," antwortete Orteguilla. „Sagt mir um der Barmherzigkeit Gottes willen, was geht hier vor?"

„Was hier vorgeht? Mein Gott, wir verlassen Tenochtitlan. Oder vielmehr wir werden hinausgejagt. Ich selbst bin schuld daran. Ich habe es ihnen zu toll getrieben — meine Faust hat zu schwer auf ihnen geruht. Doch nun sollen sie mir tausendfach jedes Wort des Vorwurfs bezahlen, das ich von Sennor Fernando einstecken mußte."

„Und Sennor Fernando?" fragte Orteguilla. „So ist er zurückgekehrt? Ich sehe, es sind der Unsern jetzt viel mehr als früher."

„Ja, er hat die Leute, die ihn gefangennehmen sollten, einfach mit hergebracht, nachdem er sie besiegt. Aber es hilft uns nichts, daß wir fast noch einmal so viel geworden sind. Wir müssen doch das Feld räumen."

„Und Montezuma?"

„Er ist tot. Gestern versuchten wir das äußerste Mittel und zwangen ihn, sich dem Volke zu zeigen und zu unseren Gunsten zu sprechen. Er wollte erst nicht, aber die Klinge verschaffte uns Gehorsam. Es nutzte nichts. Das rasende Volk überschrie ihn, und Guatamozin — möge das Fegfeuer ihn verschlingen! — spannte den Bogen und schoß dem Kaiser einen Pfeil in die Kehle. Jetzt ist dem Namen nach Cuitlahua Kaiser, in Wahrheit aber herrscht der Tzin über ganz Aztlan. Er ist's auch, der die Höllenhunde anführt, und die Pest über ihn! er versteht seine Sache!"

„Warum aber haben wir uns nicht im alten Palast verschanzt?"

„Du Narr, weil wir nichts mehr zu beißen hatten! Wir bekommen keine Lebensmittel mehr, weder Brot noch Wasser! Und was das Aller-

schlimmste ist! Bei den Leuten, die von Hispaniola kamen, um Cortez zu verhaften, befand sich ein Sklave, ein Neger, der einer furchtbaren Krankheit verfiel und im Palast starb. Im Handumdrehen waren mehrere unserer Soldaten ebenfalls krank und starben wie die Fliegen. Die Krankheit hat sich nun auch unter den Azteken verbreitet und lichtet ihre Reihen rascher, als unsere Schwerter je vermöchten. Das wäre eine Wohltat des Himmels, wenn nicht auch unsere Mannen ebenso dahinsänken. Wir haben die Krankheit nach der Art, wie sie sich zeigt, die schwarzen Pocken genannt."

Die Spanier konnten nur langsam vorrücken. Der Himmel bewölkte sich, und es begann heftig zu regnen. Trotz heißesten Ringens gaben die Mexikaner ihnen die Landstraße nicht frei, und Cortez mußte sich entschließen, auf dem Damme weiterzuziehen, der quer über einen Teil des Sees führte. Als sie ihn erreichten, war es Abend geworden, und den ganzen Tag über hatte der Kampf keine Minute ausgesetzt. Die Taktik des Tzins bestand darin, die Feinde müde zu machen, indem er ihnen, auf seine große Übermacht fußend, immer neue Scharen entgegenwarf. Die Mexikaner gehorchten ihrem Helden und gingen mit tollem Opfermut in den Tod. Sie wußten, jetzt oder nie war das Vaterland zu retten.

Als nun die Nacht hereinbrach, bemächtigte sich Schrecken und Mutlosigkeit der bisher so tapferen Spanier. Sie hatten schon große Verluste erlitten, und auf dem Damme wurde ihre Lage nun noch schlimmer. Der Regen prasselte hernieder und machte sie blind, neben ihnen schwoll das vom Sturm gepeitschte Wasser empor und überflutete Teile des Dammes. Wo kleinere Dämme den Hauptdamm kreuzten, da brach der Feind in ihre Reihen ein, und nur nach furchtbarem Kampfe war der Weitermarsch zu erzwingen.

Die Artilleristen, die ihre Geschütze retten wollten, gerieten allmählich an das Ende des Zuges. Die Söldner hasteten an ihnen vorbei, schoben sich zwischen den Kanonen hindurch, verbrannten sich die Kleider an den Lunten und gerieten wohl gar unter die Räder. Der Wirrwar erreichte ein solches Maß, daß die Leute, die die Haubitzen zogen, sich nicht damit aufhalten konnten, denjenigen, welche stürzten, aufzuhelfen. Die Kanonen rasselten über die Unglücklichen hinweg, und viele Spanier wurden von den Werkzeugen zermalmt, die zu ihrer Verteidigung da waren.

„Schiebt die Dinger zur Seite und laßt sie zurück!" befahl Cortez. „Sie nützen uns nichts mehr und hindern nur den Marsch!"

„So sollen unsere guten Kanonen den Hunden in die Hände fallen?" rief der Hauptmann der Artillerie. „Nimmermehr! Packt an, Leute! Hinein mit den Geschützen in den See!"

Knirschend rollten die schweren eisernen Rohre über die Böschung des Dammes, und gleich unförmigen Tieren, die vor dem Jäger ins Wasser flüchten, stürzten sie in die Flut, die hoch aufspritzte. Die großen Feldschlangen,

die man vor allem nicht dem Feinde überlassen wollte, waren nicht so leicht zu regieren wie die kleineren Haubitzen. Während man sich bemühte, sie an den Rand des Dammes zu ziehen, stürmten die letzten der Spanier vorüber, und im selben Moment sahen die Artilleristen sich der mit Macht andrängenden Schar der Azteken gegenüber. Mit wildem Kriegsgeschrei umringten die Mexikaner die versprengte Abteilung.

„Auf, Leute!" schrie der Hauptmann. „Die Feldschlangen dürfen sie nicht haben! Hinunter mit ihnen!"

Aber die Azteken drängten so dicht von allen Seiten auf die Artilleristen ein, daß diese keinen Schritt mehr tun konnten. Der Hauptmann sah ein, daß er mit seinen Mannen verloren sei. Mit ihren brennenden Lunten stießen und schlugen sie in die Masse der anstürmenden Feinde und trieben sie für den Augenblick zurück. Doch gleich darauf wälzten sich neue Fluten heran.

Da sprang der Hauptmann an eine Feldschlange, entriß einem Bombardier die Lunte und stieß sie von vorn tief in die Mündung. Die Spanier schrien auf, die Mexikaner drängten, als sie das Angstgeschrei vernahmen, nur noch wütender auf sie ein.

Im nächsten Augenblick zerriß ein furchtbarer Knall die Luft, die Feldschlange barst wie Glas, das zu Boden fällt. Weithin prasselten die Eisenstücke, eine lodernde Flamme zischte nach allen Seiten, und dicker Rauch hüllte die Szene der Vernichtung ein. Als der Qualm sich verzog, sah man ein Knäuel von Toten und Verwundeten. Spanier und Azteken lagen durcheinander rings am Boden, zerrissen von zersprengtem Eisen, verbrannt von Pulver. Von den Artilleristen, die sich dicht um die Geschütze geschart hatten, war keiner mit dem Leben davongekommen. Doch sterbend hatten sie in das Heer der Feinde eine furchtbare Bresche geschlagen. Wie ein Strom an einer Klippe brandend zurückprallt, so stockte an dieser Stätte des Grausens die nachstürmende Masse der Azteken.

Es war Mitternacht, und noch immer befand man sich in Hörweite von Tenochtitlan, denn man vernahm ganz deutlich von einem Tempel herab die Stimme eines Priesters, der die Stunde verkündete.

Zugleich mit dem Regen hagelten Pfeile unaufhörlich auf die Spanier ein. Der Tzin hatte eine dichte Reihe von Booten längs des Dammes zu beiden Seiten verankern lassen, und von hier aus wurde der Feind beschossen, was um so entmutigender auf die Spanier wirkte, als sie ganz wehrlos dagegen waren, ja in der Finsternis nicht einmal die Schützen erkennen konnten. Sie stolperten über ihre eigenen Leichen, Verwundete wurden unter den Füßen der Marschierenden, unter den Hufen der Pferde zertreten, niemand hatte Zeit, sich der Unglücklichen anzunehmen, die, getroffen oder entkräftet, zu Boden sanken. Manchmal scheute auch ein

Pferd, in dessen Fleisch sich ein Geschoß gegraben, und setzte mit wildem Sprunge von dem Damme in die Fluten. Von ihm und seinem Reiter sah man nichts wieder.

Cortez ritt unermüdlich hin und her, hielt im dichten Pfeilregen seitwärts und ließ die Truppe an sich vorüberziehen. Seine metallisch klingende Stimme feuerte die Verzagenden zu neuem Mute an; er verlor keinen Augenblick die Ruhe und den Überblick über die furchtbare Lage seiner Mannen. Was Menschengeist ersinnen konnte, die grausige Bedrängnis zu lindern, das geschah von seiner Seite. Jetzt war er bei der Nachhut. „Ola! Kameraden!" schrie er. „Steht und kämpft! Erkauft mit eurem Leben die Rettung eurer Gefährten! Ihr sterbt für Christo!" — Dann war er wieder bei der Vorhut. „Drauf und dran, Leute!" klang seine Stimme. „Werft die Hundsbrut nieder! Vorwärts, vorwärts! Jesus mit uns!"

Die Konquistadoren taten Wunder an Tapferkeit. Alvarado und Sandoval, Avila und Leon, Oli und Morla und alle anderen schienen zu Titanen geworden zu sein, für die es keine Müdigkeit, keine Furcht gab. Ein jeder von ihnen war Hunderte von Mexikanern wert und tötete in dieser einen Nacht auch Hunderte von ihnen.

Stellenweise durchbrachen die Heiden immer wieder die lange Kette der Spanier. Dann kam es zu gräßlichem Gemetzel, das stets erst nach schweren Verlusten auf beiden Seiten endete. Der Tag graute, als die Vorhut das Ende des Dammes erreichte. Doch hier begann erst der eigentliche Entscheidungskampf. Eine dichte Masse von mexikanischen Kriegern hielt das Ufer besetzt. Allen voran warf sich Cortez vom Damme hinab in die Flut und trieb sein Pferd dem Lande zu. Seine Getreuen folgten ihm, und auf dem flach verlaufenden Strande sprengten sie heran, daß das Wasser unter den Hufen der Rosse wie schäumender Gischt hoch aufspritzte. Unaufhaltsam brachen sie in das Gedräng der Azteken und wühlten sich gleich einem Pfluge eine Bahn. Fußvolk stürmte hinter ihnen her. Eine Bresche entstand. Cortez und die, die ihm folgten, sahen jetzt nicht mehr rückwärts. Die Not war so groß geworden, daß der Ruf: „Rette sich, wer kann!" die Reihen der Spanier durchflog, und alle wußten, daß Rettung nur in der Nähe des Führers oder der berittenen Hauptleute zu hoffen war. Der tolle Mut der Verzweiflung ergriff nun diese um ihr nacktes Leben ringenden Menschen, und jeder einzelne ward zu einem Löwen, dem die Todesangst übermenschliche Kräfte verlieh. Sie stürzten vorwärts, sie stießen alles, was ihnen in den Weg trat, vor sich her — keiner dachte mehr an die andern, jeder stand für sich selbst. Rings hörte man nichts als Schreien, Wimmern, Beten und Fluchen — die Schwerter sausten knirschend hernieder, Eisen klirrte, Blut und Wasser spritzte durcheinander. Und über dieser Szene des Grausens stieg feuerrot die Sonne auf über dem herrlichen

See von Texcoco, über den ragenden Türmen von Tenochtitlan. Die Anstrengung der Christen war von Erfolg. Sie gewannen die Oberhand über die Heiden, sie konnten sich, so viele ihrer diese Nacht überlebt hatten, in kurzer Entfernung vom Ufer sammeln, und endlich durften sie aufatmen. Der Feind ließ von ihnen ab. Cortez warf einen Blick über den Rest seines Heeres. Zwei Drittel der Leute waren gefallen, von den Geschützen war keines mehr da. Doch der weitere Rückzug war ihm nun frei. Guatamozin, ob zufrieden damit, Tenochtitlan befreit zu haben, ob in der Absicht, den Azteken Zeit zu lassen, sich von ihren furchtbaren Verlusten zu erholen, trat ihm nicht mehr in den Weg.

Wohl hatte der Tzin durch diese Schlacht sein Vaterland befreit, doch diese Freude sollte nicht lange währen. Schon zu Ende desselben Jahres kehrte Cortez mit weit größerer Heeresmacht zurück und eroberte Tenochtitlan aufs neue. Cuitlahua war an den Pocken gestorben, und Guatamozin saß auf dem Kaiserthrone. Er war nicht müßig gewesen und hatte mit großer Umsicht ein mexikanisches Heer zusammengezogen und ausgebildet. Er machte es Cortez sauer und leistete in einer Reihe von äußerst blutigen See- und Straßenkämpfen erbitterten Widerstand. Doch das Schicksal hatte den Fall von Aztlan beschlossen, und der Tzin selbst geriet in Gefangenschaft. Cortez dehnte seinen Eroberungszug weit über die Hauptstadt ins Innere des Landes aus und schleppte Guatamozin als Geisel mit. Von dem Tode des Tapferen erzählt die folgende Anekdote *):

Guatamozin, der Nachfolger des mexikanischen Kaisers Montezuma, ward von den Spaniern überwunden, gefangengenommen und nebst seinem Staatsminister über glühende Kohlen gelegt. Man wollte durch diese Marter ein Geständnis von ihnen erpressen, wo die kaiserlichen Schätze verborgen lägen. Guatamozin ertrug die Marter mit der Gelassenheit eines Helden, der Minister schrie endlich vor Schmerzen. Guatamozin fragte ihn um die Ursache. „Siehst du nicht," antwortete jener, „daß ich auf glühenden Kohlen liege?" Der unglückliche Kaiser versetzte: „Und liege ich denn auf Rosen?"

Man weiß nicht, was aus Nenetzin geworden ist. Prinz Jo aber, völlig gebrochen durch den Untergang des Vaterlands und des Kaisertums, nahm schließlich die christliche Religion an und wurde von Karl V. als Graf von Mexiko zum Vizekönig der Kolonie ernannt. Der letzte nachweisliche Nachkomme Montezumas war Marsilio de Teruel, Graf von Mexiko, spanischer Grande, welcher, vom König von Spanien wegen aufrührerischer Gesinnung verbannt, 1836 in Neuorleans in Amerika gestorben ist.

*) In der „Fabellese" des alten deutschen Dichters Ramler enthalten (Bd. 1).

Bei den Kannibalen der Südsee. Von Walter Heichen.

Erstes Kapitel.

Der Sohn des Ackerknechts.

„Nun sieh nur den Jungen an! Sitzt er nicht wieder da und träumt!" So rief ein Knecht, der einen von zwei schweren Shorthorn-rindern gezogenen Pflug lenkte, seiner Frau zu, die hinter ihm herschritt und Kartoffeln in die aufgeworfene Erde legte.

Die Frau wandte sich um und rief: „James, du Tunichtgut, an die Arbeit!"

Der kleine Junge, dem dieser Zuruf galt, saß auf dem Raine und vergaß ganz des ihm zugeteilten Amtes, die Engerlinge aufzulesen, die unter der Pflugschar zum Vorschein kamen. Sein Blick war zum Himmel emporgerichtet, und der Ausdruck stiller Träumerei lag auf seinem spitzen, etwas vergrämten Kindergesicht. Er hörte den Ruf der Mutter nicht, sein Auge folgte einer weißen Wolke, die quer über den tiefblauen Frühlings-himmel zog.

„Ei, laß ihn doch!" sprach der Vater mit gutmütigem Lachen. „Was kommt's drauf an, ob ein paar der verwünschten Larven am Leben bleiben. Sage, James, was gibt's da oben zu sehen?"

Jetzt sah sich der Knabe nach seinem Vater um, erschrak, stand rasch auf und eilte zum Pfluge.

„Nach der Wolke dort hab' ich geschaut," antwortete er schüchtern. „Sieht sie nicht aus wie ein Schiff, das mit vollen Segeln über das Meer fährt?"

Der Knecht sah zum Himmel empor, kratzte sich hinter den Ohren und brummte: „Hm, ich weiß nicht. Mir wär's lieber, die Wolke wäre schwarz und dick und recht groß und schüttete einen derben Regen herunter, denn das Feld ist wie eine Scherbe."

Das heckenartige Gebüsch zur Seite öffnete sich, und ein großer alter Herr trat hervor. Er trug ein braunes Wams, einen Jägerhut und hohe gelbe Stiefel. Die Hand stützte sich auf einen Stock mit silberner Krücke.

„Ihr habt da einen aufgeweckten Buben, Großknecht," sprach er. „Er hat die Gestalt der Wolke sehr treffend gekennzeichnet."

„Zu dienen, Euer Gnaden," erwiderte der Knecht. „In solchem Firlefanz hat er was los. Allerlei dumme Gedanken spinnen und bei hellem Tage Gespenster sehen, das ist seine Art. Er ist nicht ein bißchen nach mir, Euer Gnaden, und seine Mutter ist doch wahrlich auch eine ruhige, fleißige Frau."

Der alte Herr wandte sich statt aller Antwort an den kleinen Buben, legte ihm die Hand auf den blonden Kopf und fragte: „Hast du denn schon einmal ein wirkliches Schiff gesehen, daß du die Wolke dort mit einem solchen vergleichen konntest?"

Der Knabe sah ängstlich zu seinem Vater und seiner Mutter, denn ihm war beklommen zumute, als er so dicht vor dem gnädigen Herrn stand.

„Gib nur Antwort, Junge," sprach die Mutter, „bist ja sonst nicht auf den Mund gefallen."

„Ein wirkliches Schiff hab' ich noch nicht gesehen," sagte er nun. „Aber des Pastors Sohn hat ein Bilderbuch, da sind welche drinnen. Ich wollte, ich könnte lesen, denn es sind auch Geschichten dabei."

„Meiner Seelen," rief der Knecht, „so ist es, Euer Gnaden, wenn die Rangen über ihren Stand hinaus wollen. Was geht dich Lesen und Schreiben an, du Schlingel? Was nicht gar! Soll dich dein armer Vater wohl gar noch in die Dorfschule schicken, wo das Leben so schon schwer und teuer genug ist? Hätt' Geld dazu übrig, freilich!"

Die Mutter betrachtete ihren Jungen liebevoll und wischte mit dem Tuche ein paar verstohlene Tränen ab.

„Zankt nicht mit ihm, Knecht," sprach der Gutsherr, „freut Euch, daß er strebsam veranlagt ist. Solche Gaben hat Gott in unser Herz gelegt, und wir sollten sie nicht vernachlässigen. Euer Junge soll in die Dorfschule kommen, ich bezahl's."

Der Knecht sperrte Mund und Augen auf, nahm die Mütze ab, drehte sie verlegen in den Händen und fand doch keine Worte. Die Frau aber haschte nach der Hand des alten Herrn, küßte sie und rief unter Tränen: „O tausend Dank, Euer Gnaden, ich hab's längst gemerkt, es steckt was Besonderes in dem Jungen, und ich hab' mich oft gegrämt, daß wir ihm nichts antun können. Aber wir haben's doch nicht dazu, man muß sich nach der Decke strecken. Doch nun — wo der gnädige Herr — ei, so sag' doch ein Wort, James, bedank' dich doch."

James vermochte nichts zu sagen, er sah von einem zum andern, seine

großen blauen Augen leuchteten. Über sein schmales Gesicht, dem eine etwas lange, spitze Nase und schmale, dünne Lippen einen gewissen Zug der Strenge und Energie verliehen, huschte helle Freude.

„Schon gut, schon gut," brummte der alte Herr, „ich sehe, es freut dich, zur Schule zu kommen, das genügt. Ich spreche morgen mit dem Pfarrer."

Darauf ging der Gutsherr von dannen. Der Knecht ließ seinen Pflug stehen und legte den bis zum Ellenbogen nackten, von der Sonne verbrannten Arm um den Hals seiner Frau.

„Siehst du, Lizzie," sagte er, „im Grunde unsers Herzens haben wir dem James das immer gewünscht. Nun soll er's haben. Das will ich dem gnädigen Herrn nicht vergessen, und ich will von heute ab für fünf arbeiten."

Die Frau schwieg. Neue Tränen traten ihr in die Augen. Dann raffte sie sich auf und rief: „Na, so pflüg weiter, daß was geschafft wird. Und du, James, paß auf die Engerlinge auf."

Darauf gingen sie wieder ihrem Tagewerk nach.

Eine Woche später zog allmorgendlich ein kleiner Junge mit einem hübschen Ränzlein auf dem Rücken, daraus man an einem kleinen Bindfaden einen kleinen Schwamm baumeln sah, von dem Bauernhäuschen am Waldesrande zum Dorfe Marton, das etwa eine halbe Stunde entfernt war, und lernte mit den Knaben und Mädchen der besser gestellten Dörfler Lesen, Rechnen und Schreiben. So bescheiden der Unterricht in jener Zeit auch war, so bedeutete es doch für den armen Bauernjungen einen großen Schritt vorwärts, daran teilzunehmen; denn es gab noch keine öffentlichen Gemeindeschulen, der Staat kümmerte sich noch nicht um die Belehrung der Jugend, und die Zahl derer, die keinen Buchstaben und keine Zahl kannten, war noch sehr groß.

Und nun begann das Bilderbuch des Pastorssohns dem wissensdurstigen James seine Geheimnisse zu enthüllen. Mit ganz andern Augen sah er die Bilder an, als er nun die Unterschriften und den dazu gehörigen Text entzifferte. Wie glücklich war er aber erst, als er in den Schulkentnissen so weit vorgeschritten war, daß er auch die kleinen Geschichten, die in diesem Wunderbuche standen, fließend lesen konnte. Ein unvergeßlicher Tag war es für ihn zeitlebens, als er das Büchlein mit nach Hause nehmen durfte. Der Pastorssohn borgte es ihm. Nun nahm James es mit hinaus ins Feld und lag im Schatten der Bäume und Sträucher und las Seite für Seite. Jetzt mochten die Wolken am Himmel dahinziehen, die Grillen neben ihm zirpen, die Schmetterlinge um ihn her flattern — er hatte nur Sinn für bedruckte Blätter, deren Inhalt ihm nun fürder kein unergründliches Rätsel mehr war. Und wie groß war erst seine Freude, wenn Vater und Mutter am Sonntag Zeit hatten, sich von ihm etwas vorlesen zu lassen!

„Die weite, weite Welt" nannte sich das Buch, und es ward darin erzählt von allen Erdteilen, soweit sie damals den Menschen bekannt waren, von den fremden Ländern, soweit man sie erforscht hatte, von dem Meer und seinen Schrecken. Da war zu lesen von kühnen Männern, die auf Schiffen weit über die wilde See fuhren in Gegenden, die noch kein Mensch erblickt hatte, von Reisenden, die quer durch unbekannte Zonen wanderten, in furchtbarem Kampfe mit wilden Tieren und wilden Menschen, mit Hunger und Durst, mit Urwald und Wüste. Da waren die Leiden von Seeleuten geschildert, die im Sturm ihr Schiff verloren und auf dem Wrack wochenlang hin und her getrieben wurden, einem grausamen Tode preisgegeben. Da war die Rede von den Sitten und Gebräuchen fremder Völker, die im fernen Asien, im wilden Afrika oder auf einsamen, weltentlegenen Inseln mitten im Ozean hausten.

In all diese Beschreibungen vertiefte sich James mit aller Glut seiner Phantasie und aller Sehnsucht seines in die Weite drängenden Herzens. Die Welt um ihn her ward klein und unzulänglich; die Umgebung, in der er lebte, befriedigte ihn nicht mehr. Seine Blicke flogen weit hinweg über das kleine Dorf, dessen Bewohner sich wahrlich wenig um die Erforschung der Erde und der Meere kümmerten.

Was er las, erzählte er nun weiter. Es war ihm das größte Vergnügen, die Dorfjugend um sich zu sammeln und den Knaben und Mädchen die phantastischen Dinge mitzuteilen, die in dem Buche enthalten waren. Hin und wieder setzte sich wohl auch ein altes Mütterlein oder Bäuerlein mit hinzu und lauschte mit derselben Aufmerksamkeit wie die Kinder. Man glaubte', James ersänne all diese Geschichten selbst, und betrachetete ihn infolgedessen mit einem gewissen Mißtrauen, wie wenn man ihn insgeheim für „nicht ganz richtig" hielt. Weil er so viel und so gern von fremden Ländern und Meeren schwärmte, hieß er im ganzen Dorfe nur „James, der kleine Seefahrer".

Drei Jahre waren verflossen — die Dorfschule konnte ihm nichts mehr geben —, da starb der alte Gutsherr, und seine Erben, weniger wohltätig gesinnt als er, kümmerten sich nicht mehr um den Bauernjungen, den der alte Herr auf seine Kosten in die Schule geschickt hatte. James war indessen in den Kenntnissen so weit vorgeschritten, daß er sich nun allein fortbilden konnte, und er tat dies mit größtem Eifer. Wenn er mit der Mutter in die nächste größere Ortschaft zum Markte fuhr, dann brachte er sich immer etwas Schreibpapier mit, hin und wieder auch einen für billiges Geld käuflichen Kalender, um sich im Schreiben und Lesen zu üben.

Zweites Kapitel.

Der Kaufmannslehrling.

Ein Wendepunkt in seinem Dasein trat ein, als seine Mutter einen Bruder besuchte, der in einer kleinen Hafenstadt als Schuhmacher lebte. James sollte dort in die Lehre kommen; allein als der biedere Schuhmacher entdeckte, was für Fähigkeiten der Junge besaß, da erklärte er mit großer Begeisterung, er sei für den Schusterschemel zu schade. Der Kaufmannsladentisch sei das Wenigste, auf was er bei seinen Kenntnissen Anspruch erheben dürfe.

„Ich habe einen guten Freund," sagte er, „der betreibt hier ein Kolonialwarengeschäft, sogar in ziemlich großem Umfange. Seine Kundschaft sind vor allem die Fischer, die in den Hafen kommen. Die verproviantieren sich bei ihm, ehe sie wieder auf die Reise gehen. Er wird den James als Lehrling annehmen, wenn ich ihn empfehle."

Und so geschah es. James, der Dorfjunge, wurde Kaufmannslehrling. Das entsprach nun freilich an sich nicht seinen Wünschen und Hoffnungen, aber es bereitete ihm doch eine große Freude, aus dem armen, vergessenen Weiler in eine Stadt zu kommen. Wenn diese auch klein war, so war sie doch ein Hafen und lag unmittelbar am Strande des unermeßlichen Meeres. Das war für James die Hauptsache, und den Genuß, ein paar Stunden am Kai zu stehen und in die Ferne hinauszuschauen, wo Himmel und Wasser ineinander verschwammen, erkaufte er sich gern gegen die trockene, langweilige Arbeit im Kaufmannsladen.

Tagsüber stand er nun hinter dem Tische und wog Zucker und Kaffee ab, griff in die Herings- und Gurkentonnen und pries mit nimmer ermüdender Geduld den Kunden die Ladenhüter an, die der Herr Prinzipal gern los sein wollte. Rosinen und Wurst, Zwiebeln und Mandeln, Branntwein und Öl, Mehl und Salz: das alles ging durch seine Hände, wurde in Tüten oder Flaschen gefüllt und wanderte in die Körbe von Bauersfrauen oder wohl gar in die riesigen Taschen eines Fischers. Im letzteren Falle geschah es nie, ohne daß James einen schüchternen Versuch machte, ein Gespräch auzuknüpfen. Meistens hatte er dabei kein Glück; denn Fischer sind wortkarge Menschen, und besonders diejenigen, die in Staith, der kleinen Hafenstadt, an Land gingen, schienen von den Tieren, unter denen sie ihr Leben zubrachten, die Stummheit geerbt zu haben.

Meistens eröffnete Mr. Saunderson, der Geschäftsinhaber, das Gespräch, wenn solch ein nach Teer und Fischen duftendes Individuum hereintrat.

„Na, alter Junge, wieder mal an Land gegangen?" war seine erste Frage.

„Ja, freilich wohl," lautete gewöhnlich die Antwort.

„Lange auf See gewesen?"

„Ja, 'ne ganze Weile."

„Sollt's auch meinen. Wart wenigstens acht Wochen nicht bei mir."

„Kann stimmen."

James machte nun schon große Augen. Acht Wochen ununterbrochen auf dem Meere! Das imponierte ihm ganz gewaltig. Nun wagte er wohl auch, eine Frage einzufügen, „Und inzwischen kein Land gesehen?"

„He?"

Mr. Saunderson lachte hell auf. „Er fragt," rief er, „ob Ihr inzwischen nicht irgendwo mal an Land gewesen seid; denn er wundert sich, daß Ihr so lange hintereinander auf dem Wasser bleibt."

Die Teerjacke musterte den Lehrling mit einem Blick unsäglichen Mitleids und bequemte sich in der Fülle dieses Gefühls zu einem längeren Satze. — „Wir fangen Heringe, Junge, gibt's die etwa auf dem Lande?"

Darauf wußte James nichts zu sagen. Er wurde rot bis über die Ohren, kam sich furchtbar klein und unbedeutend vor neben dem Seemanne und schwieg beklommen. Erst nach einer ganzen Weile wagte er die Frage: „Da fahrt Ihr wohl bald wieder aus?"

„He?" versetzte der Seemann, der außer der schwerfälligen Zunge auch etwas beschlagene Ohren zu haben schien.

„Was hast du danach zu fragen, James?" rief Mr. Saunderson ärgerlich. „Willst du denn etwa mitfahren?"

„O, das tät' ich gern mal?" stieß James hervor.

Der Fischer, der sich einem hölzernen Mohrenknaben zugewendet hatte und die Tabakblätter musterte, die auf dessen braunen Armen lagen, drehte sich herum mit einer Schnelligkeit, die man bei seiner Trägheit nicht erwartet hätte. Erst starrte er mit weit offenen Glotzaugen James an, als sei derselbe ein überaus seltenes Tier, das plötzlich, vom Himmel herabgefallen, Staunen und Schrecken hervorriefe. Dann sah er Mr. Saunderson an, und als dieser sein landläufiges Lachen anschlug, mit dem er alle Kunden zu erheitern beflissen war, verzerrte der Fischer seine dünnen, bartlosen Lippen zu einem breiten Grinsen, die Ohren hoben sich ein Stück in die Höhe, die pergamentartige, lederfarbene Haut des Gesichts zog sich in unzählige kleine Falten, die Augen kniffen sich so weit zusammen, daß man sie kaum noch sah, und während der graue Bart, der seine Kehle umfloß, zu zittern begann, wurde ein heiseres, schnarrendes Geräusch laut, das nur nach einem Blick auf sein grinsendes Gesicht als Lachen gedeutet werden konnte. Dabei wies er mit dem Zeigefinger auf James, schlug sich mit der Handfläche auf die Schenkel und verrenkte seinen Oberkörper in der absonderlichsten Weise.

Als er dies lange genug getan hatte, hustete er, daß man fürchten

mußte, seine Backen würden platzen, und spie mit fabelhafter Treffsicherheit einen bräunlichen Strahl in den am Fußboden stehenden Spucknapf.

Was sollte James nun dazu sagen? Natürlich fühlte er sich beleidigt, aber er schluckte seinen Groll hinunter, denn wie hätte er sich ein böses Wort gegen einen Kunden des Herrn Saunderson erlauben sollen?

So ging es ihm sehr oft mit den Fischern. Warum sahen sie ihn nicht für voll an? Warum erschien ihnen der Gedanke so ungeheuerlich, daß er, der Lehrling des Herrn Saunderson, eine Seefahrt machen wollte, daß es ihn vom Ladentisch wegzog in die weite Welt, auf das pfadlose Meer, daß es ihn gelüstete, Gefahren zu bestehen, statt Tüten zu füllen.

Diese Fischer wußten nichts von seinen hochfliegenden Gedanken. Sie sahen ja nur seine hagere, etwas engbrüstige Gestalt. Von der Kraft seines Geistes, von der Festigkeit seines Willens ahnten sie nichts.

Und der Entschluß, ein Seemann zu werden, schlug immer tiefer Wurzel in der Seele des Knaben. Wenn er Sonntags nicht im Geschäft zu sein brauchte, dann ging er zum Hafen hinaus, und hier verbrachte er die freien Stunden. Nur zu den Mahlzeiten ging er ins Haus seines Brotherrn zurück. In Staith gab es nun freilich nur Fischerschaluppen, die großen Segelschiffe kamen fast niemals dorthin; nur ab und zu sah man eins weit draußen auf der See vorüberfahren. Aber diese Schaluppen waren nicht minder große, imposante Fahrzeuge in James' Augen. Sein Blick folgte ihnen voller Sehnsucht, wenn sie die Anker lichteten, wenn der Wind ihre Segel blähte und sie sich langsam entfernten, eine Schleppe silbernen Schaums hinter sich herziehend.

Nicht minder herrlich war es, wenn sie ankamen, wenn die Anker rasselnd herniedergingen, Bretter zum Kai hinübergeschoben wurden und die Fischer anfingen, ihre Ladung an Land zu schaffen. Wenn auch all diese Schiffe sich nicht allzu weit von der englischen Küste entfernten, so erschienen sie doch dem Kaufmannslehrling als Wunderdinge, die viel von der Welt, von fremden Ländern und Menschen gesehen haben müßten. Kam gar einmal eins mit geknickten Masten, die Segel vom Sturm zerfetzt, das Tauwerk in wilder Unordnung, dann war sein Staunen ohne Grenzen, und er eilte zu den Seeleuten hin, sobald sie an Land kamen, und drang mit Fragen in sie, suchte von ihren Erlebnissen, von dem überstandenen Unglück so viel zu erfahren, als sich irgend aus den mürrischen, durch Gefahr und Not verbitterten Menschen herausholen ließ.

Manchmal auch liefen dunkle Gerüchte durch die kleine Stadt. Man erzählte von einem furchtbaren Unwetter und von vielen Fischerbooten, die untergegangen seien. Dann schlug dem Knaben das Herz rascher, seine Wangen röteten sich, und in ihm regte sich das seltsame, törichte Verlangen, auch einmal solch einen Sturm zu bestehen, mit der wilden See um sein Leben zu kämpfen, tagelang auf einem Wrack umherzutreiben, den Tod vor Augen.

Ein Jahr war verflossen, da geschah ein Wunder: es kam ein Seemann ins Geschäft, der gesprächig war, der sich nicht jedes Wort durch lange Fragen entlocken ließ, sondern aus sich selbst heraus von seinen Fahrten und Erlebnissen zu erzählen begann, und das um so mehr, als er merkte, wie sehr sich der junge Bursche hinter dem Ladentische dafür interessierte. Ob er bei seinen Geschichten von Sturm und Schiffbruch, von Weltfahrten und Kämpfen mit Korsaren auch immer bei der Wahrheit blieb oder ihm hier und da ein gut Stück aus dem Seemannslatein mit unterschlüpfte, das vermochte sein begeisterter Zuhörer nicht zu unterscheiden.

Um das Wunder vollzumachen, so hatte dieser Seemann einen Jungen, der fast im gleichen Alter stand wie James; denn jener zählte sechzehn, dieser fünfzehn Jahre. Da der Seemann längere Zeit in Staith liegen blieb, um auf neue Fracht zu warten, so traf es sich, daß die beiden Knaben öfters zusammenkamen und Freundschaft schlossen, wobei begreiflicherweise der Seemannsjunge den Gönner und überlegenen Weltmann spielte, der der unerfahrenen Landratte die Gnade erwies, sie unter seine Fittiche zu nehmen.

Was das Erzählen anbetrifft, so war der Sohn seinem Vater sogar noch über. Für diesen halbflüggen Patron gab es kein Abenteuer, das er nicht bestanden hätte, keine Lebensgefahr, der er nicht mit Not entronnen wäre, kein Land, das er nicht besucht, keinen Seewind, der nicht um seine Nase gebraust. James hatte gewaltigen Respekt vor ihm und schätzte sich überglücklich, eine so wertvolle Bekanntschaft gemacht zu haben. Daß dieser junge Bursche ein steinalter Mann mit eisgrauem Haar und zerrüttetem Leibe hätte sein müssen, wenn er wirklich das alles überlebt hätte, was er seinem leichtgläubigen Freunde auftischte, darüber gab dieser sich keine Rechenschaft.

Als einige Wochen verstrichen waren, fand sich Ladung für den Kapitän. Er sollte mit einer Fracht bunten Seidenpapiers nach Westindien gehen. Das war eine große Sache, und wurde auch viel Aufhebens davon gemacht. Westindien! dachte James bei sich. Das lag ja am andern Ende der Welt! Welche gewaltige Reise! — Selbst sein Freund war ganz aus dem Häuschen, obwohl doch, nach seinen Erzählungen zu schließen, eine solche Fahrt gar nichts Neues für ihn hätte sein dürfen.

James ließ den Kopf hängen. Die Glücklichen konnten nun fort, und er mußte hinterm Ladentisch bleiben. Sie sollten die weite Welt sehen, die fremden Meere, und mit eignen Füßen das Land betreten, das einst Kolumbus, das große Vorbild des kleinen James, entdeckt hatte. Er aber sollte mit diesem Lande nur insofern in Beziehung bleiben, als er die Gewürze und den Tabak verkaufen durfte, die es nach England lieferte.

Fred Turner bemerkte den Kummer seines Schützlings, und als die

Abreise nahe bevorstand, rückte er eines Abends mit dem Vorschlage heraus: „James, wie wäre es, wenn du mitkämst?"

James machte große Augen. Seine Wangen röteten sich, sein Herz klopfte schneller. — „Aber wie kann ich denn?"

„Du hast recht, das ist die große Frage," entgegnete Turner. „Mein Alter ist eine gemütliche Haut und macht auch gern seinen Scherz, aber in solchen Dingen versteht er keinen Spaß, und einen Jungen ohne gehörigen Kontrakt und ohne Einverständnis der Eltern oder des Vormunds an Bord zu nehmen, darauf würde er sich nie einlassen. Wenn es also gemacht werden soll, dann muß es heimlich gemacht werden."

James machte noch größere Augen. Turner fuhr fort: „Sieh mal, hier in der Herings- und Tabaksbude gefällt es dir schon lange nicht mehr. Denkst du, das hätte ich nicht gemerkt? Und Mr. Saunderson scheint auch nicht recht zufrieden mit dir zu sein, weil du zu sehr an andere Dinge denkst. Du vernachlässigst das Geschäft, dieser stille Vorwurf liegt in der Art, wie er dich über seine Brille hinweg anguckt. Jawohl, ich kenne das, verlaß dich drauf. Also er würde dir keine Träne nachweinen. Kämen deine Eltern in Betracht. Nun, ich will dir was sagen, ich habe vor meinem Vater allerhand Hochachtung und verüble es keinem Menschen, wenn er seinen Eltern gegenüber das gleiche Gefühl hegt, wenn er Vater und Mutter lieb hat. Aber deine Eltern haben dich hierher geschickt, damit du dir dein Geld verdienst, und weil sie nichts Besseres für dich gewußt haben. Wenn du mehr verdienen kannst, und wenn du dich ihnen eines Tages als wohlbestallter Bootsmannsmaat oder gar als Kapitän eines Kauffahrers vorstellst, so werden sie darüber nicht böse sein. Und das sage ich dir, wer den Fuß auf die Planken eines Schiffes setzt, der hat, wie die Dinge heute liegen, den Admiralsstab in der Tasche. Ich habe gesprochen."

Er blies eine mächtige Rauchwolke in das enge Stübchen unterm Dache, das James zur Wohnung diente, kreuzte die Arme über der Brust und sah zur Decke hinauf. James schwieg. Fred Turner klopfte die Asche aus seiner langstieligen Tonpfeife in den leeren Kohlenkasten, zog einen kleinen Lederbeutel hervor, füllte das Köpfchen aufs neue und rauchte weiter. Tiefes Schweigen herrschte eine Zeitlang zwischen den beiden jungen Burschen.

Ein heftiger Kampf vollzog sich in James' Brust. Hier war wirklich eine Gelegenheit, die Laufbahn anzutreten, nach der es ihn mit allen Fibern seines Herzens zog. Wer konnte wissen, ob es sich jemals wieder so glücklich fügen würde? Alles, was Fred Turner ihm vorstellte, erschien ihm richtig und vernünftig. Er konnte nichts dagegen sagen.

„Wenn aber dein Vater mich nicht mitnehmen will, wie sollte es dann gemacht werden?" fragte er schließlich.

„Über seinen Kopf hinweg," versetzte Fred mit einer Handbewegung, als wenn nichts einfacher wäre.

James verstand ihn nicht und sah ihn fragend an.

„Ich mache dir im Innern des Schiffes tief unten zwischen den Vorratsfässern eine Wohnung zurecht aus einer Kiste, weißt du, die ich mit Säcken und Seegras auspolstere, damit du es hübsch mollig drin hast," sprach Fred. „Dann bringe ich dir einen Matrosenmantel und eine Teerkappe, und so verkleidet, kommst du eines Abends, wenn mein Vater an Land ist, um seine letzten Geschäfte zu erledigen, mit mir an Bord. Wir gehen beide durch eine Falltür, die ich in meiner Kajüte anbringe — denn ich habe immer meine eigene Kabine neben der meines Vaters —, ins Schiffsinnere hinab, und ich führe dich in deine Kiste. Dort hältst du dich ein paar Tage lang verborgen, mit Essen und Trinken versehe ich dich. Sind wir erst so weit auf See, daß mein Vater nicht mehr umkehren kann, dann trage ich ihm die Sache vor, und was soll er weiter tun? Er wird fluchen und zanken, aber er muß doch eben gute Miene zum bösen Spiel machen."

Das war eine neue, große Versuchung für James. Das Abenteuerliche, das Romantische hatte immer Reiz für ihn. Und wie eigenartig war das alles! Tief im Schiffsraum in einer Kiste, während das Fahrzeug die hohe See gewann — von ihrem gewaltigen Wogenschwall nur durch ein paar Planken getrennt — ein Wesen, von dessen Gegenwart außer Fred kein Mensch an Bord wußte, und dann plötzlich aufzutauchen, gleich einem Gespenst aus dem Bauche der Schaluppe hervorzukommen!

„Ich habe gesprochen," fuhr Fred fort. „Überlege dir's und sage mir morgen mittag, ob ja, ob nein. Eile tut not, denn in vier Tagen lichten wir die Anker. Gute Nacht!"

James fand bis zum frühen Morgen keinen Schlaf. Doch als die Sonne in sein Dachstübchen hereinschien, war es auch in seinem wildbewegten Gemüt Licht geworden, und als sein Freund Turner vor ihn hintrat, wußte James, welchen Weg er einzuschlagen hatte.

„Ich danke dir für deinen Vorschlag und für die Hilfe, die du mir leisten willst," sagte er zu ihm, „aber ich kann nicht darauf eingehen."

Fred trat ein paar Schritte zurück. Das hatte er am allerwenigsten erwartet.

„Sieh, Fred," fuhr James ruhig fort, „was meine Eltern betrifft, da hast du recht, sie würden nichts dagegen haben. Aber an Mr. Saunderson bin ich durch schriftlichen Kontrakt zwei Jahre gebunden, und davon ist eines erst vorbei. Und dann ist da dein Vater! Diesen beiden würden wir einen schlechten Streich spielen. Ich gebe zu, ich würde für mein Leben gern die Reise mitmachen, und mein innigster Wunsch ist, ein Seemann zu

werden, aber ich will meine Laufbahn nicht mit Falschheit und Heimlichkeit, nicht mit Treulosigkeit und Verrat anfangen."

„Papperlapapp!" unterbrach ihn sein Freund. „Feige bist du — der Mut ist dir durch die Lappen gegangen. Diese Reise ist dir zu weit, zu gefahrvoll. Haha! du schnöde Landratte, bleib hinterm Ladentisch, du hast nicht das Zeug zum Seemann!"

Nach diesen Worten wandte er ihm den Rücken und verließ stolz den Laden. James blieb traurig zurück, wog Zucker und Kaffee ab, kniffte fein säuberlich die Tüten, zählte die Tabaksrollen und dachte dabei an seinen Freund, der in wenigen Tagen nach Westindien in See ging. Schließlich faßte er sich ein Herz und sprach mit Mr. Saunderson. Der schob die Brille auf die Stirn und sah von seinem Kontobuche auf.

„Wenn du durchaus willst," meinte er die Achsel zuckend. „Geh in Gottes Namen, wir sind nicht verheiratet. Da hast du deinen Lehrkontrakt, suche dein Glück, wo du es zu finden hoffst. Mir, das sage ich dir offen, gefällst du schon lange nicht mehr. Du bist ein Windbeutel, ein Träumer, ein Guckindieluft. Aus Rücksicht auf deinen Onkel habe ich dich zu mir genommen, nicht etwa weil ich dich durchaus brauchte. Um einen Jungen als Lehrling in einem guten, soliden Geschäft anzubringen, rennen sich die Leute die Hacken ab. Du kannst morgen gehen."

Rascher und leichter, als James es erwartet hätte, war dieser Fall erledigt, und früh am Morgen des nächsten Tages verließ der Knabe das Haus des Mr. Saunderson. Seine geringen Habseligkeiten hatte er in ein Bündelchen zusammengeschnürt. Aber so klein, so leer dieses Päcklein auch war, so groß, so voll war ihm das Herz von Träumen und Hoffnungen. Er begab sich schnurstracks zum Hafen und hielt Ausschau nach Fred Turner und der Schaluppe seines Vaters. Da machte ein Schiff vom Kai los, reckte die Leinwand dem Winde zu und entfernte sich langsam vom Lande. Und am Steuer stand der alte Turner. James kam zu spät! Fred und sein Vater hatten ihre Reise nach Westindien angetreten.

Da war nun guter Rat teuer. Zu Mr. Saunderson zurückzukehren und ihn wieder um Aufnahme zu bitten, das war ganz unmöglich. Das hätte James nimmermehr fertiggebracht. Er hatte sich diese bittere Suppe eingebrockt, nun mußte er sie auch ausessen. Sollte er seinen Onkel, den Schuhmacher, aufsuchen? Nein, der hatte sich gar nicht um ihn gekümmert, seit er ihn zu dem Kaufmann gebracht. Und James begann nun von einem Schiff zum andern zu gehen und fragte überall, ob ein Schiffsjunge gebraucht würde. Aber es war nicht so leicht, wie er es sich gedacht hatte. Der erste Kapitän, den er antraf, war furchtbar betrunken, schimpfte über

seine Mannschaft, drohte, sie alle zusammen in Eisen zu legen, und schleuderte, als James sein Anliegen vorbrachte, ein leeres Grogglas nach ihm hin. Der zweite Kapitän musterte ihn aus kleinen, stechenden Augen und fragte, ob die Polizei hinter ihm her sei, und wo er ausgerissen wäre. Er sah sich dabei um, als ob er einen Mann der öffentlichen Ordnung suche, um den vermeintlichen Durchbrenner festnehmen zu lassen. Der dritte war nicht an Bord, und der Maat, dem die Aufsicht über das Schiff anvertraut worden war, zuckte die Achseln und meinte, wenn man einen Schiffsjungen brauchte, dann würde man sich ein anderes Kerlchen aussuchen, aber nicht solch einen Knirps mit hohlen Backen und schmaler Brust. Der vierte war endlich einer, der ihn von Mr. Saunderson her kannte. Er sprach freundlich mit James, machte ihn aber darauf aufmerksam, daß ein Schiffsjunge schwere, harte Arbeit zu leisten hätte, daß das Leben auf See eine starke, gesunde Natur verlange, und bezweifelte, ob James dazu geschaffen sei. Schließlich erklärte er, es sei an Bord seines Schiffes keine Stelle frei, und er wisse auch keinen Kapitän zu nennen, der zurzeit einen Schiffsjungen gebrauchen könne.

Da stand nun James da und starrte die vielen Masten an, die gleich einem entblätterten Walde rings am Kai entlang in die Luft ragten. Der Tag begann sich seinem Ende zuzuneigen. Sollte er zu guter Letzt doch zu Mr. Saunderson oder zu seinem Onkel zurückkehren müssen? Oder sollte er sich auf den Weg machen nach einer andern Hafenstadt? Er besaß ein wenig Geld — in diesem Punkte hatte es keine Not —, ein paar Tage lang konnte er sich durchschlagen.

Während er so suchend umherschaute, sah er, daß ein Segelschiff eben losmachte. Die Matrosen zogen die Laufplanken ein. Da schoß ein rascher Entschluß durch die Seele des Knaben, und ohne eigentlich zu wissen, was er tat, rannte er auf dieses Fahrzeug zu, lief über die letzte Planke, die noch auf den Steinen des Kais lag, und sprang an Bord. Ein großer, dicker Mann, einen mächtigen Südwester auf dem Kopfe, stand vor ihm.

„Bitte, bitte, nehmt mich als Schiffsjungen!“ rief James.

Der Mann pfiff durch die Zähne.

„Woher weht dich der Wind, Dreikäsehoch?“ rief er. „Fort mit dir, dort hinter den Haufen Segeltuch, daß dich niemand sieht! Hollah, Leute!“ Und er schrie seinen Matrosen mehrere Befehle zu, die Segel blähten sich mit vollem Rauschen, die Masten knarrten, das Tauwerk rasselte, und unter verheißungsvollem Plätschern der Flut fuhr das Schiff ab.

Das Land entschwand den Blicken.

„Nun komm mal vor da, du kleiner Tunichtgut!“ rief der Kapitän seinem neuen Schiffsjungen zu. „Was ist's mit dir? Warum bist du den Deinen ausgerissen?“

„Ich bin nicht ausgerissen'" antwortete James. „Meine Eltern haben nichts dagegen, mein Onkel ist damit einverstanden, und mein Lehrherr hat mich entlassen."

„Larifari," lachte der Kapitän. „Ich hab's auch nicht anders gemacht, als ich so alt war wie du. Doch ich frage nicht danach. Ich brauche einen Schiffsjungen und wußte bis zu dieser Stunde nicht, wo ich einen hernehmen sollte. Aber das sage ich dir, mach mir keine Mätzchen vor, und wenn wir von Hamburg zurück sind, dann bringst du deine Sache mit den Deinen in Ordnung und schaffst mir nachträglich ihre Genehmigung zur Stelle. Das laß dir gesagt sein. Ich heiße Walker."

Er nannte seinen Namen wohl nicht in der Absicht, sich seinem Schiffsjungen vorzustellen, sondern nur in der Überzeugung, daß er weit und breit als strenger, gewissenhafter Mann bekannt sei, von dem der Junge schon gehört haben müsse. Der neugebackene Schiffsjunge aber faßte es wirklich als einen Akt der Höflichkeit seitens seines Kapitäns auf und antwortete mit einer zierlichen Verbeugung:

„Und ich heiße James Cook."

Und so begann die Laufbahn James Cooks, des Entdeckers und Weltumseglers, der einer der berühmtesten Seefahrer werden sollte, welche England, das an hervorragenden Männern auf diesem Gebiete so reiche Land, jemals hervorgebracht hat.

Drittes Kapitel.

Der Schiffsjunge.

Es ging nun freilich nicht nach Westindien, sondern nur nach Hamburg, und die Schaluppe hatte keine exotische Fracht, sondern nur ganz simplen englischen Weizen, der nach Deutschland ging. Doch gleichviel! James hatte die Planken eines Schiffes unter seinen Füßen, die geblähten Segel zu seinen Häupten und das weite, wogende Meer um sich her.

Die Fahrt ging ruhig vonstatten; ein günstiger Wind war dem Schiffe beschieden, und James litt nur die ersten Tage an der Seekrankheit. Dann besserte sich sein Zustand rasch, und fortan blieb er davon verschont. Der Kapitän war leutselig, und die Matrosen waren verhältnismäßig gutmütig. James konnte sich freuen, daß er bei der etwas unüberlegten Art, sich zu verheuern, einen so guten Griff getan hatte. Der „Pfau" war ein festes, tüchtiges Schiff, das schon viel weitere Reisen zurückgelegt hatte, als die, auf welcher nun James Cook sein Seemannsdebüt ablegte. Bald merkte er den stärkenden Einfluß des Lebens auf dem Meere. Die derbe Seeluft festigte seine Gesundheit, die schwere Arbeit stählte seine Kräfte. Aus dem

schmalen, etwas hohlwangigen Jungen ward ein straffer Mensch, schlank wie eine Gerte, doch sehnig und ausdauernd, tatkräftig und geistesgegenwärtig.

Mr. Walker brachte seinen Weizen an Ort und Stelle und wartete auf Rückfracht. Es fand sich ein sehr einträgliches Geschäft für ihn, nämlich eine Ladung Heringe nach Neapel zu schaffen. Als James hörte, daß es bis nach Neapel gehen sollte, war seine Freude groß. Die Reise verlief sehr glücklich, und nach sechs Wochen war man am Ziele. Diesmal aber fand Mr. Walker nichts für die Rückfahrt. Dagegen boten sich viele kleine Aufträge zwischen den Häfen des Mittelländischen Meeres, und der „Pfau" trieb sich nun volle zwei Jahre zwischen Gibraltar und Alexandria herum, von einem Hafen zum anderen fahrend, bald mit Kokosnüssen, bald mit Palmöl, bald mit Baumwolle beladen.

Eine bunte, vielgestaltige Welt eröffnete sich den staunenden Augen des jungen Seefahrers; aber sein Hauptaugenmerk blieb gleich bei diesen ersten Fahrten auf das Meer selbst, auf die Bildung der Küsten, auf die Tiefen und Untiefen gerichtet. Er suchte sich so viel Kenntnisse wie möglich anzueignen, prägte sich die Lage von Sandbänken und Riffen ein und saß oftmals in der Kajüte des Kapitäns über den Karten und Atlanten. Zwischen ihm und Mr. Walker bildete sich bald ein Verhältnis wie zwischen Sohn und Vater aus. Die aufgeweckte Art dieses Jünglings gefiel dem Seemanne, der selbst von der Pike auf gedient hatte und auch seinen Eltern entlaufen war, was er nach wie vor hartnäckig von James glaubte. Er nahm sich seiner mit Liebe und Eifer an, sobald er den Wissensdurst, die Strebsamkeit des Knaben entdeckt hatte. Unter der Anleitung des biederen Mannes lernte nun James die Anfangsgründe der Schiffahrt und des seemännischen Berufs auf das gründlichste. Die Bedeutung des Kompasses, der Magnetnadel, des Tieflots, der Windrose, des Sextanten, des Oktanten und des Logs war ihm bald kein Geheimnis mehr, und vor allem benutzte ihn der Kapitän gern zu allerlei schriftlichen Arbeiten, da er sehr sauber und zierlich Lineal und Feder zu führen wußte. So wies ihm von Anfang seiner Laufbahn an die große Strebsamkeit und die rege Intelligenz, die ihm innewohnte, eine bevorzugte Stellung unter der Mannschaft an.

Sie waren ihrer acht Mann an Bord: der Kapitän, der Maat, vier „Mann vorm Mast" und zwei Schiffsjungen. Als sie von Gibraltar aus mit einer Ladung spanischer Apfelsinen nach London unterwegs waren, hatten sie mehrfach sehr schweres Wetter zu bestehen. Doch noch schlimmer, als es ihnen in der Bai von Biskaya ergangen war, kam es dicht vor der englischen Küste. Sie verloren einen der Matrosen, den eine Sturzwelle über Bord riß. Mr. Walker beförderte James zum Vormastmatrosen. Das war am 17. März nachts um zwei Uhr. Nachts

um drei Uhr lief das Schiff auf eine Klippe, die etwa vier Seemeilen vom Lande entfernt war.

Der Sturm war furchtbar. Die See türmte haushohe Wogen. Der „Pfau", zwischen zwei Felsen eingeklemmt, wurde hin und her geschoben, und das Gestein bohrte sich gleich Stemmeisen in seine Planken, die krachend zersplitterten. Das eindringende Wasser vollendete das Vernichtungswerk. Die Mannschaft konnte zum Glück noch das große Boot aussetzen; doch als sie drinnen saßen, entdeckten sie, daß sie nur noch ihrer sechs waren. Der Maat fehlte. Er war verschwunden, und da es sehr finster war, konnte man auch rings um das Wrack her nichts mehr von ihm sehen.

„Wenn Gott uns das Land gewinnen läßt," sprach Walker, „dann sollst du, James, auf der nächsten Ausfahrt mein Maat sein."

So rückte James an einem Tage vom Schiffsjungen zum Maat auf. Ihn freute das in dieser Stunde wenig, denn er hatte seine Schuhe verloren beim Hinabsteigen in das Boot. Es war kalt, und ihn fror entsetzlich. Die See warf ihr eisiges Wasser ununterbrochen in das Boot, und James konnte seine erstarrenden Füße nicht davor schützen. Sie ruderten mit Leibeskräften, um das Land zu gewinnen; allein der Sturm war so heftig, daß sie nicht vorwärtskamen. Als die Nacht hereinbrach, war noch immer die Küste nicht zu erblicken. Das Unwetter ließ nun ein wenig nach, der Himmel hellte sich auf, und ein mattes Zwielicht folgte der tiefen Dunkelheit. So hielten sie sich im Boote, bis der Morgen graute. Da erkannte Mr. Walker, daß sie die Scillyinseln ganz dicht auf der Leeseite hatten, und er steuerte auf sie zu, da er dieses Fahrwasser sehr genau kannte. Er gedachte, durch eine Enge, genannt der „Krähensund" einen kleinen Hafen zu erreichen, aber er irrte sich in der Einfahrt und lenkte in einen falschen Kanal. Zum Unglück war eben Flut, und die Riffe waren alle bedeckt. Die Brandung tobte noch gewaltig in dem schmalen Fahrwasser, und die zweite Welle, die das Boot nach seiner Einfahrt faßte, warf es um und ließ es an einem steil aufspringenden Felsen in Stücke gehen.

James wurde mit voller Wucht gegen das Gestein geschleudert, besaß aber die Geistesgegenwart, sich mit Händen und Füßen an der Klippe festzuklammern. Es gelang ihm auch, höher hinaufzuklimmen, so daß er die Spitze des Felsens erreichte, wo er vor den Sturzwellen sicher war. Er sah nun seine Gefährten mit den Wogen ringen und um ihr Leben kämpfen, ohne ihnen helfen zu können. Es gelang aber nur einem, sich an dem Felsen zu halten und ihn zu erklettern, und das war Mr. Walker, der Kapitän. Und er verdankte das nur der Geschwindigkeit, mit der er sich im Moment des Kenterns seiner Schuhe entledigt hatte. Die Matrosen trugen alle schwere, große Wasserstiefel, die im Nu vollliefen, und deren Gewicht sie hinabzog. Der Verlust der Schuhe, den James vor kurzem

noch als ein großes Mißgeschick beklagt hatte, erwies sich nun als ein Glück, dem er geradezu seine Rettung verdankte.

Sie warteten auf der unwirtlichen Klippe, bis der Sturm sich gelegt hatte, und litten in diesen Stunden viel durch die Kälte, durch Hunger und Durst. Dann gewannen sie bei Ebbe bald watend, bald schwimmend den Strand. Aber wäre James nicht gewesen, so hätte Mr. Walker das rettende Gestade nicht erreicht, denn ihn drohten die Kräfte zu verlassen.

Darauf diente James noch zwei Jahre lang unter Mr. Walker als Maat, dann wurde er zum Kapitän befördert und übernahm selbst die Führung eines Schiffes.

Seine ersten Fahrten standen unter dem Stern des Glücks. Er lernte die Wässer um England und Frankreich herum kennen. Er fuhr einmal auch bis zu den Kapverdischen Inseln und bis zu den Azoren. Dann wurde er auf Walfischfang in die nördlichen Meere geschickt. Das war im Jahre 1754. Cook zählte damals 26 Jahre. Er hatte eine erstaunlich schnelle Laufbahn gemacht, welche nun in Gefahr geraten sollte, ein rasches und schreckliches Ende zu nehmen.

Unfern von Island hatte er drei Prachtexemplare von Walfischen gefangen, welche hundertundfünfzig Tonnen Tran lieferten. Ein vierter zeigte sich, und da der Maat beim Einfangen des dritten sich die rechte Hand verstaucht hatte, so übernahm Cook selbst die Führung des Bootes, das nun dem vierten nachgeschickt wurde. Man harpunierte ihn, und er schwamm noch etwa sechs Seemeilen weit, das Boot hinter sich herziehend. Dann verendete das Ungetüm und ward an Bord gezogen. Die Sonne war untergegangen, und man sah das Schiff nur noch ganz schwach am fernen Horizont. Man hißte die Laterne am Bootsmast, um vom Schiffe aus gesehen zu werden, und hielt, während die Nacht hereinbrach, scharf Ausschau nach den Lichtern des „X. Y. Z." — so hieß der Walfischfahrer —, welche denn auch, als man sie das letztemal erblickte, dem Boote näherzukommen schienen.

Man ruderte in der gleichen Richtung weiter bis gen Mitternacht. Da ging die Kerze in der Laterne aus, und da die Leute alle rechtschaffen müde waren, ließ Cook die Ruder einziehen und eine Ruhepause machen. Die Matrosen nickten alsbald auf den Bänken ein, während der Kapitän nach seinem Schiffe spähte, ohne eine Spur von ihm zu sehen. Man trank ein wenig Grog, aß ein wenig Zwieback und griff dann wieder zu den Rudern, in der Richtung steuernd, in der man den „X. Y. Z." zuletzt erblickt hatte.

So ging es bis zum Anbruch des Tages, und als die Sonnenstrahlen schräg über den Meeresspiegel hinwegschossen und Nebel und Dunst sich zerteilten, da war weit und breit kein Segel auf der regungslosen Fläche

zu erblicken. Die Ruderer stellten ihre Arbeit ein — tiefe Enttäuschung malte sich auf allen Zügen, die bald in Entsetzen, bald in Todesangst überging. Cook allein bewahrte die Ruhe, und wie er es nun schon gewöhnt war, selbständig zu handeln und für andere zu denken, so befahl er nun, das Segel zu setzen, denn es wehte ein leichter Wind, und nordwärts zu steuern, in der Hoffnung, in dieser an Walfischen reichen Gegend binnen kurzem entweder sein eigenes Schiff oder ein anderes anzutreffen.

Sechs Mann befanden sich in dem Boote, und da man auf keine lange Fahrt gerechnet hatte, so bestand der ganze Vorrat aus einem Fäßchen voll Wasser, das etwa sechs Gallonen halten mochte, einer Pinte voll Rum und zwölf Zwiebacken. In der Erwartung, mit Tagesanbruch auf das Schiff zurückzukehren, war man nicht eben sparsam damit umgegangen.

Die einzige Hoffnung war daher, ein Schiff zu treffen; denn eine längere Fahrt in dem Boote konnte für die Insassen nur zu einer Todesfahrt werden. Es hatte keinen Zweck, Klagelieder anzustimmen; man mußte die Dinge nehmen, wie sie waren, und Gott um rasche Erlösung aus der Not bitten.

Drei Tage und drei Nächte waren verflossen, da wurde der letzte Tropfen Wasser getrunken. Sie waren sehr hungrig, und einige von den Matrosen schnitten ein Stück vom Schwanze des Walfisches ab und aßen davon. Cook riet ihnen, es nicht zu tun, aber sie kehrten sich nicht an seine Warnung, und die Folge war, es wurde ihnen furchtbar übel, und sie erbrachen noch das Wenige, was sie im Magen hatten.

Am nächsten Morgen, dem vierten Tage, fanden sie einen der Matrosen tot. Sie sprachen über der Leiche ein kurzes Gebet und versenkten sie dann traurigen Herzens in die Flut. Am selben Tage, gegen 4 Uhr nachmittags, wurde ein anderer der Matrosen wahnsinnig, sprang über Bord und ward nicht mehr gesehen. Nun waren nur noch vier übrig, und sie litten schrecklich unter dem Durst. Von diesen war am folgenden Morgen wieder einer tot. Die drei Lebenden mußten alle Kraft aufbieten, um nur seinen Leichnam über Bord zu befördern, denn sie waren so schwach, daß sie kaum noch auf den Füßen stehen konnten. Sie leckten den Tau von den Rudern und den Planken, um den Durst zu lindern, und verbrachten den fünften Tag.

In der darauffolgenden Nacht starb noch einer. Cook und der andere hörten ihn stöhnen und jammern, konnten ihm aber nicht helfen. Als am Morgen der Tag graute, sahen sie ein Schiff ganz in der Nähe, aber sie waren nicht mehr imstande, sich bemerkbar zu machen. Nur mit größter Anstrengung vermochte Cook eine der Bootsflaggen in die Höhe zu halten. Das wurde jedoch zum Glück an Bord des Schiffes gesehen, es setzte ein Boot aus und holte die Unglücklichen herüber. Doch beide konnten sich später nicht mehr erinnern, wie sie an Bord gekommen seien.

Es war ein Walfischfahrer, der nach London unterwegs war. Als Cook zu sich kam, erfuhr er, daß sein Kamerad wenige Stunden nach seiner Rettung den Geist aufgegeben, und daß er selbst den ganzen Tag und die ganze Nacht in todesähnlichem Schlafe gelegen habe. Der Arzt erklärte, er sei nun außer Lebensgefahr, sofern kein Fieber hinzuträte. Er war entsetzlich matt und konnte nicht auf den Füßen stehen. Aber seine kerngesunde Natur trug den Sieg davon. Unterwegs begegnete man dem „X. Y. Z.", der tagelang nach seinem Kapitän gesucht.

Dies war die letzte Fahrt, die James Cook als Kapitän eines Privatreders machte. Im Jahre 1755 — es war eben zu Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich gekommen — trat er in den Staatsdienst. In der königlichen Marine hoffte er sich zu einer geachteteren Stellung aufzuschwingen, und vor allem hielt er es einfach für seine Pflicht, seine Fähigkeiten dem Vaterlande zu widmen, das zu dieser Zeit wahrlich all seiner tüchtigen Männer dringend bedurfte. Das war ihm um so höher anzurechnen, als damals der Subalterndienst bei der Marine kein eben beneidenswertes Los bildete, wurden die Matrosen doch in der Mehrzahl noch durch Pressung rekrutiert, das heißt mit Waffengewalt aus den Trinkstuben der Hafenstädte oder von Handelsschiffen auf die Kriegsschiffe geholt.

✣✣✣

Viertes Kapitel.

Der Schiffsleutnant.

Das erste Schiff, auf dem Cook diente, war der „Aigle", eine Fregatte von 66 Kanonen. Der Kapitän hieß Palliser. Auch dieser wurde sogleich auf den jungen Mann aufmerksam, der sich bei jeder Gelegenheit als zuverlässig, selbständig und unerschrocken erwies. Daß er eine gewisse Bildung hatte, lesen, schreiben und rechnen konnte, war unter Seeleuten damals ein bedeutender Vorteil, den angeborene Intelligenz und Strebsamkeit noch erhöhten. Der „Aigle" wurde zu einer Kreuzfahrt an der französischen Küste befohlen und sollte möglichst viele französische Privatfahrzeuge kapern. Die Fahrt verlief nicht sehr glücklich. Man trieb sich wochenlang umher, ohne auch nur einen Fetzen Tuch zu erblicken. Dann kam ein furchtbarer Sturm, der das Schiff schwer beschädigte und die Kräfte der Mannschaft aufrieb. Und als der Sturm gegen Morgen sein Ende nahm, zeigte sich endlich ein Schiff, in welchem man einen französischen Kauffahrer erkannte.

Er ergriff jedoch nicht die Flucht, sondern hielt kühn auf den Engländer zu. Und wohl konnte er das auch, denn er hatte sechzehn Geschütze und hundertundzwanzig Mann, während der „Aigle" einen Teil seiner Kanonen beim Sturm in die See hatte werfen müssen, um das Schiff zu retten, und

die englische Mannschaft durch harte Arbeit an den Pumpen völlig erschöpft war. Kapitän Palliser hätte es daher weit lieber gesehen, der Franzose wäre ruhig seines Weges gefahren. Er wäre ihm zum Schein ein Stück nachgesegelt, hätte ihn aber dann unbehelligt laufen lassen. Statt dessen aber rückte der Franzose heran und eröffnete ein wohlgezieltes Feuer auf den „Aigle."

Palliser leistete wacker Widerstand, allein er war dem Feinde nicht gewachsen. Der „Aigle" wurde geentert. Der Kapitän, Cook und der größere Teil der Mannschaft wurden an Bord des französischen Schiffes gebracht, während das englische von einer Anzahl französischer Matrosen unter Führung eines Maats besetzt wurde.

Das war nun freilich ein böses Ende der ersten Fahrt und damit wahrscheinlich auch der ganzen Laufbahn Cooks, kaum daß sie begonnen hatte. Er mußte damit rechnen, Gefangener zu bleiben, solange der Krieg dauerte, und die besten Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, waren also dahin. Er lag gefesselt im Schiffsraum mit einigen seiner Kameraden und dachte über sein Unglück nach, als ein Mann zu ihm trat, um ihm Speise und Trank zu reichen.

Er sah auf, der mit Wasser gefüllte Krug und das Brot entfielen den Händen des Mannes, der einen Schrei ausstieß und dann, sich rasch beherrschend, mit leiser Stimme sprach: „Alle Wetter, wir kennen uns doch."

„Fred Turner!" murmelte Cook. „Ist's möglich?"

Ja, er war es. Fred, der Maulheld, Fred, der Weitgereiste! Aber wie kam er an Bord des französischen Kauffahrers? Cook brauchte nicht danach zu fragen. Sein ehemaliger Freund erzählte es ihm. Das Schiff des Vaters war vor Jahren gekapert worden, der alte Turner hatte im Kampfe den Tod gefunden, und Fred war seitdem in französischer Gefangenschaft geblieben. Eine Gelegenheit, in seine Heimat zurückzukehren, hatte sich ihm niemals geboten, und schließlich ausgesöhnt mit seinem Schicksal, war er Diener, Sekretär, Koch und Dolmetsch des Kauffahrer-Kapitäns geblieben.

Sofort blitzte in Cooks Seele der Gedanke auf, mit Turners Hilfe einen Rettungsversuch zu machen. Und Fred, noch immer romantisch, noch immer abenteuerlich, war sofort Feuer und Flamme dafür. Die Gelegenheit war überaus günstig, wie er sagte, denn die Franzosen feierten ein tolles Siegesfest, war dies doch das erste englische Kriegsschiff, das sie erobert hatten. Und wenn sie einmal ins Trinken kämen, versicherte er, so hörten sie nicht eher auf, als bis sie schwer bezecht am Boden lägen. Die Matrosen ständen bei solcher Gelegenheit ihren Vorgesetzten nicht nach, und der Rum flösse auch in der Mannschaftsback in Strömen.

„So geh, Turner, und sieh zu, was du tun kannst," sprach Cook.

Wenn du uns ein paar Waffen verschaffen kannst, so wäre uns damit viel geholfen. Jedenfalls kehre zurück und befreie uns von den Fesseln, wenn der Augenblick gekommen ist."

Das versprach Turner, und er hielt auch Wort. Gegen Mitternacht verstummte der Lärm in der Kapitänskajüte; in der Mannschaftsback sangen sie noch. Auf Deck war alles ruhig. Turner kam herangeschlichen und zerschnitt zuerst Cook die Fesseln, dann gingen beide von einem zum andern. Viele von den Engländern schliefen schon und waren nicht wenig verwundert als sie sich befreit sahen. Kapitän Palliser und die Offiziere waren in einen andern Raum gebracht worden, wo sie ihrem Stande gemäß besser aufgehoben waren, als die Matrosen im Schiffsraume. Leise versammelte Cook die Leute um sich her. Es waren ihrer dreißig Mann, und so günstig die Gelegenheit auch sein mochte, so blieb das Unternehmen doch gewagt. Sie hatten noch keine einzige Waffe, und mißlang der Versuch, so war die Todesstrafe ihnen sicher. Dennoch schreckte kein einziger davor zurück, die Eindringlichkeit, mit der Cook ihnen seinen Plan vorstellte, die Hoffnung auf einen reichen Gewinn, wenn sie den französischen Kauffahrer als Prise nach England brächten, rissen auch die Zaudernden mit fort.

Zunächst galt es die Wachen auf Deck geräuschlos zu überrumpeln. Die stockfinstere Nacht begünstigte das Wagnis. Cook ging, begleitet von zweien der Stärksten unter den Matrosen auf Deck. Er selbst nahm den Posten an der Kapitänsback auf sich, die beiden andern schlichen zu dem an der Mannschaftsback und zu dem Maat am Ruder. Die beiden Wachposten schliefen, denn sie waren von ihren Kameraden reichlich mit Rum versorgt worden. Nur am Steuer gab es einen Kampf, der aber geräuschlos verlief und mit einem dumpfen Klatschen des Wassers endete. Der Engländer hatte den Franzosen über Bord geschleudert. Die drei Briten hatten nun Waffen, nämlich die Gewehre der Wachposten und einen Revolver, den man dem Maat entrissen hatte. Dennoch war an einen offenen Kampf mit den Franzosen natürlich noch nicht zu denken. Nur List konnte zum Ziele führen.

James eilte zu der Luke, die in den Mannschaftsraum hinabführte. Die beiden andern folgten ihm. In diesem Augenblick erschienen zwei Franzosen auf Deck und riefen ihren Kameraden zu, die sie noch auf Posten glaubten. Verwundert keine Antwort zu erhalten, traten sie weiter vor. Nun fielen die englischen Matrosen über sie her. Die überrumpelten Franzosen stießen ein Geheul des Entsetzens aus, das in der Mannschaftsback sofort gehört wurde. Hätte Cook nicht die Geistesgegenwart gehabt, im Handumdrehen die Luke zu schließen und ein paar schwere Fässer darauf zu rollen, so daß sie von innen nicht aufgehoben werden konnte, so wären sie verloren gewesen. Die Franzosen, ernüchtert durch das Geschrei auf Deck,

stürmten bereits die Treppe hinauf. Nun half ihnen freilich aller Ingrimm nichts mehr, sie waren dort unten eingesperrt wie die Ratten in der Falle.

„Nun zum Kapitän!" rief Cook. „Laßt unsere Leute vollzählig auf Deck kommen. Sie mögen sich mit eisernen Klammern, mit Tauenden, mit Holzpflöcken bewaffnen. Es ist immer besser als nichts."

„Gib acht, James," sprach Fred Turner, „daß kein verdächtiges Geräusch entsteht. Der ‚Aigle' muß dicht neben uns liegen, und außerdem liegen wir hier in einem französischen Hafen, denn wir sind im Laufe des Tages in die Mündung der Garonne eingelaufen. Da werden noch mehrere französische Schiffe um uns her sein."

„Das soll uns nicht stören," versetzte James. „Die beiden mit Feuerwaffen folgen mir!"

Er trat in die Offiziersback ein. Dort bot sich ihm ein höchst friedfertiges Bild. Der Kapitän, die Steuermänner und die Obermaaten lagen, von tiefem Rausch befangen, kunterbunt umher, wo der Geist des Weins sie eben hingeworfen hatte. Ein Steuermann ließ Arme und Kopf auf der Tischplatte ruhen, zwei Obermaaten hingen über die Stuhllehne hinüber. Der Kapitän lag gar der Länge nach auf dem Boden. Cook ließ alsbald noch ein paar von seinen Leuten herunterkommen, und mit Stricken, die man in der Kajüte fand, wurden die Betrunkenen gefesselt, keiner widersetzte sich, alles vollzog sich ohne jeden Lärm. Einige wurden nicht einmal munter. Der Kapitän öffnete die verglasten Augen, starrte um sich und sank zurück, ohne zum Bewußtsein der Sachlage zu kommen.

„Was nun?" sprach James zu seinen Leuten. „Wo mögen sie unsern Kapitän und die Offiziere hingesteckt haben? Ehe der Tag anbricht, müssen wir auf See sein. Aber so finster die Nacht ist, so würde man es auf dem Nachbarschiff doch hören, wenn wir die Anker lichten, die Segel setzen und das Weite suchen. So geht das nicht. He, Kapitän!" schrie er dem gefesselten Franzosen ins Ohr.

Der schlug die Augen auf und sah ihn an.

„Gießt ihm einen Eimer Wasser über den Kopf," rief Cook. Und dieses Mittel half ein wenig. Der stolze Franzose, an eine solche Behandlung nicht gewöhnt, schien zunächst an eine Meuterei seiner Leute zu denken und begann furchtbar zu schimpfen. Dabei wurde er gewahr, daß er die Arme nicht bewegen konnte. Das half mit, ihn nüchtern zu machen. Sein Gebrüll weckte die andern, und nun wälzten die Gefesselten sich schreiend durcheinander, riefen um Hilfe oder um Gnade und begriffen doch in ihrem Schwanken zwischen Betrunkenheit und Klarheit nicht recht, was mit ihnen geschehen sei.

Cook, der der französischen Sprache nicht mächtig war, nahm Fred Turner zum Dolmetsch. Durch seinen Mund erfuhr nun der betäubte Kapitän,

welcher Streich ihm gespielt worden sei. Fred ließ es sich nicht nehmen, in die Worte, die James ihm sagte, kleine Gehässigkeiten auf eigne Faust einzuflechten.

„Das ist für die letzte Tracht Prügel, du Hund," sagte er, „die du mir erteilen ließest, als ich den Apfelreis gestern hatte anbrennen lassen. Dabei hat man es kaum geschmeckt." Darauf übersetzt er wieder, was Cook sagen ließ. „Nun hilft dir all dein Heulen nichts, das Blättlein hat sich gewendet du bist in unserer Hand, unser Gefangener, und," setzte er aus sich selbst hinzu, „es wird ganz von deinem Benehmen abhängen, ob wir dich baumeln lassen oder dir das Leben schenken. Folgendes läßt dir der Engländer sagen. Du gehst jetzt mit auf Deck, und befiehlst dem „Aigle", den du uns gestern gekapert hast, alsbald die Anker zu lichten, Segel zu setzen und mir zu folgen. Tust du das nicht oder sprichst du ein verräterisches Wort dabei — denn wisse, du Leuteschinder, ich selbst bleibe an deiner Seite — dann schießt der Engländer dir eine Kugel durch den Kopf."

An Bord der „Aigle" mochten sich die Franzosen freilich wundern, daß mitten in der Nacht die Ausfahrt befohlen wurde, allein sie müßten wohl ihren Kapitän als einen willkürlichen launenhaften Menschen kennen. Die „Jeanne", wie das französische Schiff hieß, fuhr hierauf unter Cooks Führung langsam die Garonne hinab und in die See hinaus, der „Aigle" folgte dicht hinter ihr.

Als der Tag graute, war man auf dem „Aigle" allerdings nicht wenig betroffen, am Mast der „Jeanne" die englische Flagge zu erblicken. Die Kanonen wurden auf den „Aigle" gerichtet, und Cook ließ hinüberrufen, daß er das Schiff in Grund und Boden schießen würde, wenn es nicht auf der Stelle die Flagge striche und sich ergäbe. Die Franzosen begriffen, daß Widerstand vergeblich sei, denn wie sehr der „Aigle" dem Kauffahrer unterlegen sei, das hatten sie ja alle mit angesehen. Die Flagge glitt vom Mast herab, die englische nahm ihre Stelle ein, und ein Boot fuhr von der „Jeanne" hinüber, brachte die Franzosen in Gewahrsam und befreite die Engländer.

Die Sonne ging eben auf, als sich Cook von dem französischen Kapitän in den Raum führen ließ, den er den englischen Offizieren angewiesen hatte. Kapitän Palliser war nicht wenig erstaunt, als Cook meldete, daß der „Aigle" zurückerobert sei und die Fahrt nach England fortsetze.

Dieser kühne und glückliche Handstreich trug Cook die Beförderung zum Hochbootsmann ein. Als solcher erhielt er den Befehl über das Kanonenboot „Pfeil", das nach Gibraltar segeln sollte, um dem dortigen Kommandanten wichtige Befehle zu übermitteln. Der Kreuzer „Terrible" unter dem Kommando des Kapitäns Palliser begleitete ihn. Dessen Auftrag war es, einige Kauffahrer abzufangen, die man im Verdacht der Schmuggelei hatte. Cook ging in Lissabon vor Anker, um sich mit frischem Wasser zu versorgen,

und wurde dort vom Kommandierenden der Hafenpolizei zum Diner eingeladen. An der Tafel traf er zu seiner Überraschung den französischen Kapitän von der „Jeanne" wieder. Sie erkannten sich sogleich, obwohl zwei Jahre über jenem Erlebnisse hingegangen waren. Zwischen England und Frankreich war es inzwischen zum Frieden gekommen, und beide Nationen hatten ihre Kriegsgefangenen ausgetauscht. Der französische Kapitän war, da er für einen sehr tüchtigen Seemann galt, sofort wieder von einer Handelsrederei in Pflicht genommen worden.

Er erging sich sogleich in Schmähreden über die englischen Seeoffiziere im allgemeinen und über James Cook im besonderen und schwur, noch jetzt grimmige Rache für die Schmach zu nehmen, die dieser ihm damals zugefügt hätte.

„Wenn ich Euch nur einmal auf hoher See träfe," schrie er, offenbar stark von dem feurigen portugiesischen Wein erhitzt, „ich würde Euer Schiff zu Staub zusammenschießen, und Ihr selbst solltet mir an der Raa baumeln."

Cook gelüstetete es, diesem großmäuligen Franzmann einmal eine gründliche Lehre zu erteilen.

„Das heißt, Ihr fordert mich sozusagen zum Zweikampf von Schiff zu Schiff auf," rief er.

„Wenn Ihr nur den Mut hättet die Forderung anzunehmen," versetzte der andere.

„Ich nehme sie an," erwiderte Cook kaltblütig, „obwohl ich nur halb so viel Mannschaft und Geschütze habe, wie Ihr. Folgt mir auf See! Herr Kommandant, ich kann nicht länger Euer Gast sein," setzte er hinzu, sich an den Portugiesen wendend, „ich bin unter Euerm Dache schwer beleidigt worden. Ihr werdet mein Zeuge sein, daß ich es nicht nur meiner eignen Ehre, sondern auch der meines Vaterlandes schuldig bin, den Beleidiger zu bestrafen. Ihr werdet ferner mein Zeuge sein, daß ich diesen Kampf nicht aus Leichtsinn annehme, sondern daß ich dazu gezwungen bin, wenn anders nicht Schmach sowohl mich, als auch meine Nation bedecken soll."

Der Portugiese verneigte sich. Der Franzose rief mit höhnischem Lachen: „Nun wollt Ihr Euch empfehlen und hofft, in aller Schnelle hinwegzukommen, ehe ich Euch folgen kann. Doch laßt Euch sagen, mein Schiff ist segelfertig."

Cook würdigte ihn keiner Antwort, sondern ging hinaus, begab sich auf sein Schiff, ließ die Anker lichten und fuhr langsam aus dem Hafen. Sobald er die See erreichte, ließ er beidrehen und wartete auf das französische Schiff. Es kam nach kurzer Zeit herangesegelt, ein stolzer, großer Kauffahrer, gegen den das Kanonenboot nicht aufkommen konnte. Cook selbst mußte sich sagen, daß es Wahnwitz sei, einen Kampf mit einem solchen Feinde zu wagen. Doch nicht unbedachtermaßen war er darauf eingegangen. Er wußte ja, daß in der Höhe von Lissabon Kapitän Palliser mit dem

„Terrible" lag. Als James in Lissabon einfuhr, hatten beide vereinbart, daß Palliser warten solle, um sich mit dem „Pfeil" in den Wasservorrat zu teilen. Um jedem Irrtum vorzubeugen und vom „Terrible" nicht etwa für eins der gesuchten Handelsschiffe gehalten zu werden, war verabredet worden, daß der „Pfeil" mit einbrechender Nacht ein Licht am Piek führen solle.

Die Dämmerung brach herein, und Cook zog die Laterne auf. Der ihm folgende Franzose faßte dies nur als ein neues Zeichen auf, daß der Engländer in der Tat nicht auf Flucht sänne. Da nur ein sehr schwacher Wind wehte, so kamen die Schiffe kaum vorwärts. Cook steuerte in der Richtung, in welcher er den „Terrible" vermutete, und merkte, daß der Franzose ihm näherzurücken begann. Er setzte infolgedessen etwas mehr Tuch aus, um eine größere Entfernung innezuhalten, denn es lag ihm nichts daran, den Feind heranzulassen, ehe er Kapitän Palliser gesichtet hatte.

Es wurde inzwischen immer finsterer, und Cook befürchtete schon, den „Terrible" zu verfehlen, als er ihn plötzlich gegen neun Uhr mit völlig beschlagenen Segeln, kaum sichtbar in der grauen Dämmerfarbe von Meer und Himmel, dicht neben sich erblickte. Er ließ sich sofort an Bord hinüberfahren und unterrichtete Kapitän Palliser von allem, der sofort Feuer und Flamme für das Unternehmen war und den Befehl erteilte, daß an Bord des „Terrible" kein Licht gezeigt werden solle.

Der Franzose war auf etwa zwei Seemeilen herangekommen, und der „Pfeil" entfernte sich wieder von seinem Geleitschiff, um zunächst allein das Gefecht zu beginnen. Nach einer Weile wollte Palliser zu Hilfe kommen. Cook hatte längst bemerkt, daß sein Kanonenboot, als kleineres und leichteres Fahrzeug, bedeutend schneller segelte als der französische Kauffahrer, und diesen Vorteil gedachte er nach Kräften auszunützen. Er ließ den Feind getrost bis auf dreihundert Ellen herankommen, drehte dann rasch bei und befahl sorgfältig auf das Takelwerk des Franzosen zu zielen. Eine volle Kartätschensalve donnerte über die See hin, dann nahm Cook wieder seinen Kurs, setzte noch mehr Tuch aus und schoß hinweg, sich abermals weit von dem Feinde entfernend.

Dieses Manöver führte er dreimal mit gutem Glück aus, und es gelang ihm, dem Feinde dabei die Fockstenge wegzuschießen. Aber beim viertenmal machte jener das gleiche Manöver und sandte dem Engländer eine gut gezielte Breitseite auf den Leib. Da seine Geschütze den britischen weit überlegen waren, so richtete diese Salve in dem Takelwerk des „Pfeils" furchtbaren Schaden an. Cook konnte sich nun nicht mehr so schnell bewegen und mußte damit rechnen, daß noch zwei Breitseiten von dieser Wirkung genügen würden, ihn lahmzulegen, und dann wäre es für den Franzosen

ein Leichtes gewesen, ihn zu entern, ehe der „Terrible" zur Hilfeleistung heran sein könnte.

Er entfernte sich so weit, daß die französischen Schüsse fast wirkungslos waren. Dadurch wurde natürlich auch das englische Feuer so gut wie unschädlich; allein die Hauptsache war ja einstweilen, den Kauffahrer noch weiter vom Lande wegzulocken und den „Terrible" zwischen ihn und Lissabon zu bringen, um jenem den Rückweg zu verlegen. Da die Schüsse des „Pfeils" ihm nichts mehr taten, so setzte der Franzose eine neue Fockstenge und machte das Segel daran fest. Nun kam er wieder näher heran und bearbeitete den „Pfeil" aufs neue aus seinen Buggeschützen. Eine Kugel traf die Spitze des Hauptmastes und holte die Gaffel herunter. Dadurch wurde die Beweglichkeit des „Pfeils" sehr beeinträchtigt, denn da er nun kein Gaffelmarssegel mehr hatte, so konnte er nicht verhindern, daß der Feind ihm immer dichter auf den Leib rückte.

Cook lugte jetzt abermals nach dem „Terrible" aus. Aber es war nun so finster geworden, daß man kaum hundertdreißig Ellen weit im Umkreise sehen konnte. Wenn Palliser nicht rechtzeitig kam, so konnten die Dinge doch noch eine verhängnisvolle Wendung nehmen. Zum wenigsten war Cook fest entschlossen, sich nicht lebendig von den Franzosen fangen zu lassen.

Er holte vor den Wind, um das Hauptsegel nach Kräften auszunützen, doch der Feind machte es sofort ebenso, und nebeneinander herfahrend tauschten sie Breitenseiten, durch die das Kanonenboot arg mitgenommen wurde. Endlich graute der Morgen, und Cook atmete erleichtert auf, als ein Blick durchs Fernrohr ihm den „Terrible" zeigte, der in der Entfernung einer halben Seemeile jetzt mit vollem Zeug auf ihn zuschoß.

Der Franzose erblickte ihn auch sofort, schien aber willens, den Kampf zu beenden, ehe er herankäme. Er stellte das Feuer ein und hielt schnurgerade auf den „Pfeil" zu, offenbar um ihn nun zu entern. Der Kapitän war vielleicht willens, sich getrost von dem zweiten englischen Schiff besiegen zu lassen, wenn er zuvor nur seinen Feind gefangen und an der Raa aufgehängt hätte.

Cook erkannte die Gefahr, aber das Kanonenboot war so lahm geschossen worden, daß es nicht mehr entkommen konnte. Es gab seine letzte Breitseite ab, dann griffen die Matrosen zu den Stutzsäbeln und Enterpiken, um die Franzosen zu empfangen, die schon sprungbereit im Takelwerk hingen — da entdeckte Cook zu seiner Freude, daß einer der letzten Schüsse dem Kauffahrer die Gaffel zerschmettert hatte. Nun drehte er blitzschnell gegen den Wind, drückte das Steuer nieder und fuhr — während beide Schiffe kaum noch einen Pistolenschuß voneinander entfernt waren — windwärts quer an ihm vorüber, so nahe, daß man einen Zwieback von einem Bord zum andern hätte reichen können.

Das war seine Rettung, und sie kam im letzten Augenblick, in der höchsten Not. Der Feind konnte nicht in Stagen wenden und mußte, um ihm zu folgen, um ihn herumvieren — eine schwerfällige Bewegung, die Zeit kostete und Cook Frist genug ließ, eine volle Kabellänge Zwischenraum zu gewinnen.

Doch voll Wut wandte der Franzose sich nun gegen ihn und schoß ihn mit einer vernichtenden Breitseite vollends zusammen. Alles Takelwerk kam auf Deck herab, und der „Pfeil" war ein Wrack.

Doch nun war der „Terrible" heran und nahm den Franzosen unter Feuer. Unter seinem Stern vorbeifahrend, sandte er ihm eine Salve zu, die ihn kahl schor. Dann griff er ihn im Lee an. Der Franzose erwiderte die Kanonade mit ungeschwächtem Mute, doch da auch Cook, obwohl sein Schiff jammervoll zugerichtet war, immer noch seine Geschütze spielen lassen konnte, so hagelte es nun von zwei Seiten auf den Kauffahrer ein. Nach einer halben Stunde stürzte sein Hauptmast, und damit war sein Schicksal entschieden. Er konnte nun keine Wendung mehr ausführen und erhielt Salve auf Salve in den Rumpf und über Deck.

Der „Pfeil" hatte inzwischen einen großen Teil seiner Beschädigungen ausgebessert und Notsegel gesetzt, so daß er wieder einigermaßen manövrieren konnte. Er fuhr nun an den Franzosen heran und enterte ihn. Es kam zu einem grimmigen Handgemenge, und James Cook suchte für seine Person den Kapitän und focht seine Sache ehrlich mit ihm aus. Mit einem Stoß in die Brust sank der Franzose nieder.

Für die Geschicklichkeit, die Cook in der Führung seines Schiffes während des ungleichen Kampfes gezeigt hatte, wurde er auf Befürworten des Kapitäns Palliser zum Leutnant befördert.

✣✣✣

Fünftes Kapitel.

Kurzer Abriß von Cooks Reisen und Leben.

Man verlieh ihm das Kommando über den „Merkur" und schickte ihn nach Kanada, mit dem Befehl, sich dem Geschwader anzuschließen, das von der Seeseite her die Belagerung der Festung Quebec unterstützen sollte. Der Admiral Saunders sandte ihn jedoch zum Sankt-Lorenzstrom in dem Auftrage, dort Tiefenmessungen vorzunehmen, und Cook entledigte sich auch dieser Mission mit bestem Erfolge. Er entwarf eine vorzügliche Karte von der Mündung des gewaltigen Stromes und kehrte mit einer Fülle von hydrographisch sehr wertvollen Notizen über das ganze Flußgebiet zurück. Er wurde daraufhin noch einmal in die gleiche Gegend geschickt, um den Lorenzstrom, soweit er von Quebec aus fahrbar, zu erforschen.

Er besorgte auch dies mit ungewöhnlicher Gründlichkeit, und die Karten, die er zeichnete, übernahm die englische Admiralität, ließ sie stechen und veröffentlichen.

Als man das große Geschick Cooks für nautisch-wissenschaftliche Arbeiten entdeckt hatte, sandte man ihn an die Küste von Neufundland und Labrador. Hier war er drei Jahre mit Messungen beschäftigt, und seine Arbeiten waren für die Kartographie Nordamerikas grundlegend. Nebenbei widmete er sich dem Studium der Astronomie und veröffentlichte eine Denkschrift über die Sonnenfinsternis, die er im Jahre 1766 von Labrador aus beobachtete. Natürlich erregten alle diese Arbeiten beim britischen Marineministerium um so mehr Aufsehen, als es ja nicht verborgen bleiben konnte, daß sie von einem Manne herrührten, der nur ein paar Jahre eine Dorfschule besucht hatte.

Man verlieh ihm den Titel eines Marine-Ingenieurs und schickte ihn auf eine wissenschaftliche Expedition in die Südsee. Er war damals vierzig Jahre alt. Am 26. August 1768 fuhr er von Plymouth ab, am 21. Januar 1769 war er bei Kap Hoorn. Darauf entdeckte er eine große Reihe Inseln, die den so lange Zeit zwischen Wasser und Himmel fahrenden Seeleuten als Paradies erschienen, und ging am 13. Juni bei der Insel Tahiti vor Anker. Er wußte sich mit den Eingeborenen auf guten Fuß zu stellen, so daß die Aufgabe der Expedition ohne Störung vollendet werden konnte. Es handelte sich um die Beobachtung eines astronomischen Phänomens, das damals die gelehrte Welt in hohem Grade beschäftigte, des Vorübergangs des Venus-Planeten vor der Sonnenscheibe, ein Naturereignis, das in seiner Totalität nur von den Gewässern der Südsee aus gesehen werden konnte.

Nachdem dieser Teil der Expedition erledigt war, brach Cook zur weiteren Erforschung der Südsee auf und entdeckte die Inseln Huaheine, Ulietea, Otaha, Borabora und Tethuroa. Alle diese nahm er feierlich für England in Besitz. Der ganzen Gruppe gab er den Namen „Gesellschaftsinseln". Überall fand er die Einwohner harmlos, zutraulich und geneigt zu Tauschgeschäften. Sie schienen größtenteils von den Früchten ihres Landes zu leben und an Fleisch nur das von Hunden, wilden Schweinen und von gefangenen Feinden zu genießen.

Am 7. August ging er wieder unter Segel und nahm, durch widrige Winde dazu gezwungen, eine nördliche Richtung. Erst im September vermochte er abermals westlichen Kurs einzuschlagen und sichtete nun im Oktober eine nach West-Nord-West verlaufende Küste. Es war Neuseeland. Er ging hier vor Anker, fand aber in dem Teile des Landes, zu dem er geraten war, nichts als Holz, weshalb er diese Bucht die „Bai der Armut" nannte. Die Eingeborenen zeigten sich äußerst feindselig. Die Erforschung

dieser Inseln beschäftigte ihn bis zum März 1770. Da sein Schiff durch viele Stürme arg mitgenommen worden war, so mochte Cook ihm weder die Fahrt um Kap Hoorn noch die um das Kap der guten Hoffnung zutrauen und beschloß, sich nach Ostindien durchzuschlagen. Er nahm Kurs nach Westen, und dies brachte ihn nach Australien, über dessen Gestalt damals die Ansichten der Gelehrten und der Seefahrer sehr verschieden waren. Cook erforschte die ganze, noch völlig unbekannte Ostküste, stellte fest, daß Neuguinea nicht mit dem Kontinent zusammenhing, und verfolgte seinen Weg bis zum Nordende Australiens. Er gab diesem ganzen Küstengebiet den Namen Neusüdwales.

Die Fahrt war höchst beschwerlich und gefahrvoll. Oft gerieten sie in eine solche Wirrnis von Klippen und Riffen, daß das Schiff verloren schien. Ein volles Vierteljahr lang schwebten die kühnen Seefahrer buchstäblich täglich in Lebensgefahr und mußten sich ihren Weg Schritt für Schritt mittels der Sonde suchen. Es kam aber darauf an, die Küsten zu erforschen, um die Ausdehnung des Landes abzumessen, und Cook war nicht der Mann, vor Bedrängnis zurückzuschrecken. Gegen Ende des Jahres 1771 erreichte er die Insel Batavia, und im Juni 1772, nach einer Abwesenheit von fast vier Jahren, war er wieder in England. Damit hatte er eine Reise zurückgelegt, die, abgesehen von den unendlich wertvollen Aufschlüssen, die sie mit sich brachte, in der Geschichte der Nautik bislang noch beispiellos dasteht. Noch kein Seefahrer vor Cook hatte auf einer zusammenhängenden Fahrt so viele wichtige Entdeckungen gemacht, so viele neue Inseln und Länder gefunden und ein so gefahrvolles und schwer fahrbares Meeresgebiet erschlossen.

Die Admiralität zögerte nicht, ihm ihre Anerkennung auszusprechen, doch da man ihn seiner Herkunft und Laufbahn wegen — hatte er doch als Schiffsjunge und nicht als Midshipman begonnen — nicht zum Kapitän befördern konnte, so schuf man für ihn den Mittelrang des „Kommanders". Er war damals der populärste Mann von ganz England.

An diese erste große Reise schlossen sich noch zwei. Es ist jedoch nicht Aufgabe und Zweck dieser Erzählung, darüber ausführlich zu berichten. Es mögen die kurzen Angaben genügen, daß die zwei weiteren Weltumsegelungen Cooks in die Jahre 1772—1775 und 1776—1779 fielen. Die zweite galt der Erforschung der Südpolarmeere, und Cook umkreiste auf ihr zum erstenmal den Erdball von Westen nach Osten zwischen dem 60. und 70.° südlicher Breite, fand nirgend Land und vernichtete das bis dahin auf allen Erdkarten beibehaltene Phantom eines antarktischen Erdteils oder „unbekannten Südlandes", wie man es nannte. Auf der dritten Weltreise versuchte er eine nördliche Durchfahrt aus der Südsee in den Atlantischen Ozean zu finden. Er besuchte die Kergueleninseln, Tasmanien, die Gesellschaftsinseln und entdeckte den nach ihm benannten Cookarchipel

und die Sandwichinseln. An der Küste Amerikas entlangsegelnd, erreichte er die Beringstraße, wo ihn jedoch das Packeis zur Umkehr zwang. Auf dieser dritten Fahrt kam er ums Leben. Die zweite Reise machte er als Kapitän, welchen Rang ihm die Admiralität seines Vaterlandes schließlich denn doch verliehen hatte.

✣✣✣

Sechstes Kapitel.

Rund um den Südpol.

Eis und Schnee, soweit das Auge reichte. Nur hier und dort zogen sich wie schwarze Schlangen schmale Arme offenen Wassers durch die unendliche Fläche und zeichneten ein bizarres Muster auf dem weißen Tuche ab, das über Erde und Meer gebreitet schien. Die Sonne rief auf dieser gefrorenen Wüste ein leuchtendes Gleißen und Flimmern hervor, das jedes unbewaffnete Auge hätte blenden müssen. Ihre Strahlen waren ohne Kraft; sie verloren ihren herrlichen goldigen Schein und wurden selber weiß. Ihre Wärme vermochte die schneidende Kälte nicht zu verringern. In dieser starren Welt konnte sie kein Leben wecken oder erhalten; der Frost führte sein eisiges Szepter, seine mörderische Macht schlug alles ringsumher in Bann. Kein Baum, kein Strauch, ja nicht das geringste Pflänzlein war zu sehen, wo stellenweise kahle Erde zum Vorschein kam. Kein Vogel kreiste über den Wässern, kein Fischlein schnellte aus der Flut. Selbst der Eisbär, der Herrscher der Polarwelt, schien dieses Gebiet nicht mehr zu durchstreifen. Es war eine leblose Welt.

Und doch — ein Schiff zog langsam, vorsichtig seine Bahn durch das Gewirr von schmalen Wasserarmen und suchte sich einen Weg mitten in dem Labyrinth von Eis. Und auf diesem Schiffe waren Menschen. Sie standen auf Deck und spähten, die Augen durch Schneebrillen geschützt, nach einer Durchfahrt aus, die sie aus dem gefahrvollen Schieben und Drängen der Eisschollen in freies Wasser bringen könne. Diese Menschen schauten nüchternen, kühlen Blickes die wunderbare Welt an, die vor ihnen ausgebreitet lag. Die starre Schönheit des fleckenlosen Mantels, der rings die Erde deckte, das Flimmern von Millionen reinster Schneekristalle, die den Glanz edelster Demanten übertrafen, die feierliche Ruhe, unterbrochen nur durch das leise Knirschen der Eisschollen, durch das Knistern zerberstender Stücke, die beispiellose Einsamkeit — all das hatte keinen Reiz für sie. Schon ein volles Jahr befanden sie sich in dieser Welt, und sie hatten es täglich erfahren: ihre Schönheit war todbringend. Auf Schritt und Tritt erhoben sich tausend furchtbare Gefahren jählings aus dieser Ruhe und Einsamkeit empor, gleich grausigen Dämonen, die heimtückisch ihr Opfer überfielen.

„Dreht bei!“ ertönte die Stimme des Führers. „Wir geben das Suchen auf. Drei Tage lang irren wir nun in dieser Eiswüste umher, und doch ist keine Spur der ‚Adventure‘ zu entdecken. Ist sie hier zerquetscht worden und untergegangen, so ist es genug an ihr; wir wollen uns nicht tollkühn der gleichen Gefahr aussetzen. Retten können wir doch nicht. Sind sie nicht auch dieser Meinung, Mr. Wales?“

„Allerdings, Mr. Cook,“ antwortete der Gefragte, „und um es offen zu sagen, ich hätte mich gar nicht so weit vorgewagt. Denn sehen sie, hinter uns schließt sich das Packeis drohend zusammen. Wer weiß ob wir mit heiler Haut hinauskommen.“

„Gott mit uns!“ erwiderte Cook. „Diesen Versuch war ich unsern Kameraden schuldig!“

Tiefes Schweigen herrschte unter den Männern. Jeder sprach ein stilles Gebet für die Freunde, die man verloren glaubte, für die Besatzung des Begleitschiffes „Adventure“, das zugleich mit der „Resolution“ — so hieß das Schiff, das wir vor uns haben — von England aufgebrochen und nun seit einigen Tagen verschwunden war. Man hatte es zum letztenmal an einem Abend gesehen, als weißer Nebel, dick wie Watte, es den Blicken entzog. Durch Signalschüsse verständigten sich die beiden Schiffe während der Nacht; allmählich wurden diese Schüsse, die in dem undurchdringlichen Dunst gedämpft erklangen, immer undeutlicher und verloren sich schließlich wie in weiter Ferne. Obwohl man den Kurs nach der Richtung des Knalles nahm, schien man doch immer weiter auseinander zu geraten, doch als gegen Morgen der Nebel fiel, atmete man erleichtert auf. Getreu zur Seite, sah man die „Adventure“ liegen, weiß schimmerten ihre Segel, und sie bewegte sich, ruhig auf den plätschernden Wellen schaukelnd, neben der „Resolution“ her.

Da trat plötzlich ein Matrose zum Kapitän heran, faßte an die Mütze und sprach: „Mr. Cook, mit Verlaub, was wir da für die „Adventure“ halten, das ist sie gar nicht.“

„Was?“ rief Cook bestürzt und sah sich nach dem vermeintlichen Schiffe um. Und nun fiel es ihm plötzlich auf, das Ding da drüben hatte keinen schwarzen Rumpf. Weiß wie der obere Teil, den man für Segel halten konnte, war auch der Leib. „Mein Gott! was ist das? Glaubt Ihr ans Gespensterschiff, Mann?“

„Man könnte dran glauben,“ antwortete der Matrose achselzuckend, „wenn man das da sieht.“

Inzwischen waren auch andere herzugetreten und schauten angestrengt nach der schwimmenden Masse hinüber. Alle erkannten nun, daß das kein Schiff sein könne. Die Sonne beschien es jetzt, und seine Flanken und Spitzen glitzerten und funkelten wie gleißendes Silber. Drei Säulen, die

man für Masten gehalten, ragten von dem wuchtigen Unterteil empor, und auf ihnen ruhte ein Gewirr von weißen Blöcken und Schichten, in denen man Segel zu erkennen geglaubt hatte. Die Entfernung war indessen groß, das dazwischen treibende Eis blendete das Auge, und niemand konnte genau die Umrisse, die Größe, die wahre Gestalt des schimmernden Kolosses erkennen. Wäre es regungslos liegen geblieben, so hätte man es für eine Gletscherbildung an der Küste gehalten. Allein es schwamm nicht nur, sondern es gehorchte offenbar auch einem Steuer; es drehte sich zur Seite, schien geschickt die den Weg sperrenden Schollen abzufangen oder zu vermeiden, machte halbe und Viertel-Wendungen und hatte die Gangart eines unter leichtem Segeldruck manöverierenden Schiffes.

Mit abergläubischer Furcht starrten die Leute hinüber, bis endlich der Kapitän, der mit dem Fernrohr das Ding gemustert hatte, die erlösende Erklärung gab: „Es ist ein Eisberg! Hodges, machen Sie eine Zeichnung."

Hodges, der Landschaftsmaler, der die Reise mitmachte, um Skizzen aufzunehmen, da man zu jener Zeit noch keine photographischen Apparate hatte, öffnete sein Buch, und während Cook dichter an den Eisberg heranfuhr, entwarf er so rasch, als die strenge Kälte es seinen steifen Fingern erlaubte, ein Konterfei von dem Gespensterschiff aus Eis. Und wirklich war es dessen würdig, denn es übertraf an Eleganz der Formen, an Seltsamkeit der Gestaltung, an Wucht und Größe alle derartigen Bildungen, die man bisher gesehen hatte. Ursprünglich mußte es ein haushoher, kompakter Block gewesen sein; aber die Sonnenstrahlen hatten drei große Löcher in ihn hineingefressen, die immer breiter, immer tiefer geworden waren und schließlich von einer Wand zur andern reichten. Die stehengebliebenen Blöcke waren kantig und ragten schnurgerade auf, nach oben spitzer werdend, so daß sie in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit mit den Masten eines Schiffes hatten, und zwar um so mehr, als die über ihnen befindlichen Eisteile sich gelockert hatten und als Platten, Klumpen und Scheiben so lose auf den drei Säulen hingen, daß sie alle Augenblicke herabzustürzen drohten. Diese durcheinander geschüttelten, teils riesengroßen, teils kleineren Stücke konnten auf einen flüchtigen Blick hin für Takelwerk gehalten werden.

Über dem Erstaunen, das dieses Wundergebilde hervorrief, vergaß man für den Augenblick die „Adventure". Dann aber suchten aller Augen die Meeresfläche ab. Von dem Begleitschiff war nichts mehr zu sehen. Man gab Schüsse ab, es kam keine Antwort.

Niemand wagte es, den Gedanken Worte zu verleihen, und doch verrieten die Gesichter, die sich jetzt schweigend anblickten, daß jeder einzelne alsbald das Schlimmste befürchtete. Zu viele Gefahren hatten sie hier schon bestanden, zu oft schon mit dem Tode gerungen, zu oft schon mit knapper Not das Leben gerettet, um im Herzen für irgendwelchen Optimismus

Raum zu haben. Cook gab zugleich Befehl, den Kurs nach der Seite hinzuwenden, auf der man zuletzt die „Adventure" gesichtet hatte, und man steuerte in unmittelbarer Nähe an dem Eisberg vorüber, ließ ihn rechts neben sich liegen, verlor ihn aus den Augen und steuerte nun mitten in das Gewirr von Schollen hinein, das diesen Teil des Meeres bedeckte. Den ganzen Tag über lavierte man unter unendlichen Schwierigkeiten in dem Labyrinth von Packeis, die „Adventure" suchend. Immer wieder donnerten die Kanonenschüsse in die beängstigende Stille hinein, aber so gespannt man auch auf Antwort lauschte, nichts war zu hören. Der einzige Trost blieb es, daß man doch wohl Trümmer hätte finden müssen, wenn die „Adventure" vom Eise zerdrückt worden wäre. Allein wer konnte sagen, wie weit sie sich über Nacht entfernt haben mochte? Wenn sie sich in Hörweite befände, so würde sie die Signale erwidern. Hatte ein Eisberg während des Nebels sie umgerannt, so daß sie untergegangen war, ohne eine Spur zurückzulassen? Das lag gar wohl im Bereich der Möglichkeit, denn jener Eisberg, den man eine Zeitlang für die „Adventure" gehalten, hatte sich ja, als man ihn erblickte, fast ganz genau an der Stelle gezeigt, wo man das Schiff zu sehen erwartete.

Über Nacht blieb alles wach. Die Kälte wurde so grimmig, daß die offenen Stellen sich schlossen; eine leichte Eisdecke spannte sich ringsum aus, und während das Schiff unter kräftiger Brise vorwärtsstrebte, brach diese dünne Decke krachend auf, wie Papier, von scharfer Schere zerrissen. Aber dieses Krachen war harmlos gegen das donnernde Geräusch, mit der die von der Meeresströmung getriebenen Schollen gegeneinander und übereinander gedrückt wurden. Es klang wie Gewehrsalven. Und dieses Knattern erfüllte die Luft gleich dem wilden Kampfe zwei erbitterter Feinde. Bald kam es näher, bald verlor es sich in der Ferne. Einmal geriet man mitten hinein in die dichte Masse. Polternd hoben sich gewaltige Schollen vor dem Buge des Schiffes auf, türmten sich an seinen Flanken in die Höhe und schienen gleich gefrorenen Sturzwellen das Deck überfluten zu wollen. Durch eine rasche Wendung entging die „Resolution" der entsetzlichen Gefahr. Ein paar Meter weiter, und sie wäre rettungslos zermalmt worden wie eine Zigarrenschachtel unter Wagenrädern. Dem Steuer gehorchend, drehte sie sich zur Seite, und wenn sie auch unter dem Druck der gegen sie angepreßten Eismassen sich tief zur Seite neigte, so gewann sie doch im nächsten Moment schon wieder freieres Wasser, wo nur lose Schollen schwammen, die sie von sich wegschieben konnte.

Als man auch gegen Morgen nichts von der „Adventure" erblickte, änderte man den Kurs. Doch noch immer blieb man am Rande der Packeismasse und suchte mehrmals in sie hineinzudringen. Die Kanonen schwiegen den ganzen Tag über nicht und unterbrachen auch die Stille der folgenden

Nacht, in welcher die Bewegung des Eises zum Stocken kam. Die Kälte war weniger empfindlich; es schien sogar gelinde zu tauen. Diesen glücklichen Umstand benutzte man zu kühnerem Vordringen; doch der Morgen kam, ohne daß die „Adventure" oder auch nur ein Stück von ihr gesichtet wurde.

Nun ließ Cook beidrehen, gab die Suche auf und schickte sich an, in das offene Meer zurückzukehren. Gegen Mittag erhob sich ein eisiger Wind, der im Handumdrehen alles Wasser erstarren ließ und das Schiff zum Halten zwang.

„So warten wir!" sprach der Kapitän. Und man lavierte mühsam hin und her, um sich nur von dem immer grimmiger anstürmenden Winde nicht wieder zurückdrücken zu lassen.

Die ganze Nacht hindurch wehte dieser furchtbare Orkan. Er zerriß den Seeleuten das Gesicht wie mit Nadeln. Er führte Schnee und Eissplitter mit sich und heulte wie ein Heer nächtlicher Geister über die öde See dahin. Dazu erscholl aufs neue das ohrenbetäubende Knattern und Knacken. Von dem Winde gepreßt, von seinem eisigen Hauche gehärtet, barsten die schwächeren Schollen an den stärkeren, und selbst diese toten Massen konnten nur mit Lärm, nur mit Todesgeschrei zugrunde gehen.

Gegen Morgen ließ der Wind nach, es wurde milder, das Schiff konnte seinen Weg fortsetzen.

Damals herrschte noch die Meinung, Treibeis bilde sich nur in Meeresbuchten oder in Flußmündungen und deute stets auf die Nähe von Land. Auch Cook glaubte infolgedessen, hinter dem Packeis, das sich vor ihm gezeigt hatte, müsse eine Insel oder ein Festland liegen. Deshalb hatte er auch zu wiederholten Malen Vorstöße nach Süden gemacht, um dem Pole näherzukommen, allein wesentlich über den Polarkreis hinauszukommen, war ihm nicht gelungen. Überall versperrte ihm das Packeis den Weg. Er folgte seinem Rande in östlicher Richtung, indem er es zu umschiffen und dann den Schleier zu lüften gedachte, der die Geheimnisse des Südpols umgab. Doch nach tagelanger Fahrt mußte er auch dieses Projekt aufgeben. Jetzt war er im Süden und im Norden von zusammenhängenden Eismassen eingeschlossen, und eines Nachts erhob sich ein so schwerer Sturm, daß die Mannschaft ihr letztes Stündlein gekommen wähnte. Die wilderregte See schleuderte die Schollen und Blöcke des Packeises in tollem Wirbel auf und nieder; gleich Steinen, von Wurfmaschinen geschossen, prasselten ununterbrochen große Stücke auf Deck. Die Matrosen konnten ihre Arbeit nicht versehen; man mußte das Schiff sich selbst überlassen, zufrieden damit, es in dem Zwischenraume der beiden Eisränder zu halten. Das Wasser, das Deck überflutend, gefror im Handumdrehen, und die Planken wurden spiegelglatt, so daß kein Fuß Halt darauf fassen konnte. Bis zu den gerefften Segeln spritzte der Gischt und umzog sie mit einer Eiskruste. Als man sie dann ausspannen wollte, zersprangen sie wie Glas und mußten zu

einem großen Teile durch neue ersetzt werden. Es war die furchtbarste Nacht, die die Seefahrer durchzumachen hatten. Dennoch kehrte Cook nicht um. Er behielt seinen Kurs bei, obwohl die Matrosen Miene machten, sich gegen ihn aufzulehnen. Der Skorbut brach unter der Mannschaft aus. Aber da Cook reichlich Sauerkraut, Mostrich, Bouillontafeln und Malz mitgenommen hatte, so gelang es, der Krankheit rasch Herr zu werden, die sonst, wenn die Seeleute fast ausschließlich von Zwieback leben und Kartoffeln, Fleisch und Gemüse entbehren müssen, sehr viele Opfer unter ihnen fordert. Cook ließ doppelte Branntweinrationen verteilen, um jeden Mißmut zu bannen. Der Himmel selbst kam ihm zu Hilfe, indem er den verzagenden Leuten ein Schauspiel gab, das sie bisher noch nicht gesehen hatten.

Über einem tiefdunkeln Halbkreis am Horizont erschien ein gelblicher Lichtbogen, der deutlicher wurde, sich heller färbte und schließlich einen rötlichen Schimmer annahm. Nach wenigen Minuten zeichneten sich, von ihm ausgehend, schräg nach oben verlaufende Strahlen ab, die an der Wurzel rötlich glühten, im Mittelteile violett schimmerten und in den feinen Spitzen ihrer Enden sich in blaugrünen Tönen in der Luft verloren. Darauf tauchte sich der ganze Himmel, mit einziger Ausnahme des halbkreisförmigen Bogens am Horizont, in ein weißliches Licht. Es blieb jedoch so matt, daß die leuchtende Aureole dadurch nicht an Glanz verlor. Über ihrem mittleren Teil erschienen nun runde, gleich wallenden Bändern in der Atmosphäre schwebende Streifen, die aus senkrecht stehenden Lichtern zusammengesetzt schienen. Drei solche leuchtende Draperien waren zu sehen, zwei von lohender Helligkeit, die dritte verschwommen, zart hingehaucht. Von der am weitesten links befindlichen hingen wie Reihen von Tautropfen oder wie funkelnde Eiszapfen mehrere Lichtketten hernieder. Das ganze glich der Glanznummer eines fabelhaften Feuerwerks, doch übertraf es eine solche an Dauer, denn die wundersame Erscheinung blieb stundenlang sichtbar, und statt jäh zu verpuffen, verblaßten ihre Bestandteile ganz allmählich, in der umgekehrten Reihenfolge, wie sie hervorgetreten waren.

Dem Phänomen folgte die Nacht, und die Temperatur stieg ganz plötzlich um mehrere Grade. Es begann zu schneien, dann wurde der Schnee zu Regen. Nebel stieg in Massen von weißen Ballen aus der Flut empor und hüllte das ganze Schiff in einen undurchdringlichen Schleier ein. Man konnte keine fünf Schritte weit sehen. Da aber das Eis fast ganz verschwunden war und nur hin und wieder eine vereinzelte Scholle herantrieb, so ließ Cook alle Segel reffen und Anker werfen. Die Nacht verlief ohne jede Störung. Gegen Morgen fiel der Nebel. Zuerst kamen die Mastspitzen zum Vorschein, dann sank die weiße Masse nach unten, die Raaen tauchten hervor, aber das Deck war noch nicht zu sehen. Man konnte nicht von Steuerbord nach Backbord hinüberblicken. Eine Weile stockte die

Bewegung der Nebelmasse, es schien als sollte der Rumpf des Schiffes verhüllt bleiben. Dann begann es sich am Bug zu lichten, am Hauptmast zog es vorbei, flutete nach Achterdeck und blieb dicht hinter diesem abermals stehen, eine dicke weiße Wand, durch die kein Durchblick frei war.

Kein Luftzug regte sich. Der untere Teil des Schiffes schien noch in Watte statt in Wasser zu schwimmen. Die schwarze Flut war, wenn man vom Deck herabblickte, noch nicht sichtbar. So blieb es eine halbe Stunde, die den harrenden Seeleuten eine Ewigkeit bedünkte. Cook beschloß endlich die Anker zu lichten und einen Teil des oberen Tuches auszubreiten, um in den höheren Luftschichten Wind zu suchen und weiterzukommen, sei es auch noch so langsam. Die „Resolution" bewegte sich auch wirklich und machte ganz gemächlich eine Wendung nach rechts. Das war um so unerklärlicher als die gesetzten Segel völlig schlaff herniederhingen. Die Bewegung war also nicht durch Wind verursacht, sondern mußte von einer Meeresströmung herrühren, in deren Nähe man geraten war.

Cook ließ dem Schiffe freien Lauf. Wenn er sich nicht treiben lassen wollte, so hätte er wieder vor Anker gehen müssen, und das widerstrebte ihm. Plötzlich war es, als wenn unsichtbare Kräfte das Fahrzeug ergriffen hätten und mit sich hinwegrissen. Noch immer war kein Wind zu spüren, noch immer stand die Nebelwand unbeweglich da, und doch hatte das Schiff rasche, flotte Fahrt.

„Wir sind in eine mächtige Strömung geraten, Mr. Cook," sagte Forster, der Naturforscher der Expedition. „Ich werde mit Mr. Wales in ein Boot steigen und Messungen vornehmen."

„Warten Sie wenigstens, bis wir aus dem Nebel heraus sind," riet Sparrman, der Botaniker.

„Er hat sich schon beträchtlich gelichtet," antwortete Forster. „Außerdem werden wir dicht neben dem Schiffe bleiben. Wer bürgt uns dafür, daß wir, wenn wir ganz aus dem Nebel heraus sind, nicht auch gleichzeitig aus der Strömung heraus sind? Ich halte die Sache nicht für gefährlich."

Darauf wurde ein Boot hinuntergelassen, und Forster und Wales stiegen, begleitet von zwei Matrosen, hinein. Der Nebel war in der Tat so dünn geworden, daß man das Wasser sehen konnte, und das Boot, das hart am Schiffe blieb, brauchte nicht zu befürchten, außer Sicht zu geraten. Die beiden Männer beschäftigten sich mit ihren Apparaten, doch Forster ermittelte, daß man sich noch am Rande der Strömung befände, und vermutend, daß diese wenige Meter weiter noch bedeutend stärker sein müßte, gab er den Ruderern Befehle, in Stück seitwärts abzuhalten. Seine Mutmaßung war zutreffend, allein das Boot wurde alsbald von einem so reißenden Wirbel erfaßt, daß es sich ein paarmal im Kreise herumdrehte und dann pfeilschnell von dannen schoß. Vergebens ruderten die Matrosen in der

entgegengesetzten Richtung, ihre Kräfte konnten nichts gegen die Gewalt der Strömung ausrichten. Forster rief dem am Steuer sitzenden Wales zu, wieder nach dem Rande hinzuhalten, um nicht zu weit von der „Resolution" abzukommen; allein ehe dies getan werden konnte, schob sich plötzlich eine dicke Nebelwand rings um das Boot her, und man konnte kaum noch die Hand vor Augen sehen.

Unaufhaltsam trieb das Boot dahin. Da man wußte, daß auch Cook sich von dieser Strömung treiben ließe, so gab man noch nicht alle Hoffnung auf, das Schiff wiederzufinden, sobald der Nebel sich lichtete. Entweder wurde jedoch das ungleich leichtere Fahrzeug weit schneller hinweggeführt, oder es befand sich in einem stärker wirkenden Teile der Strömung, kurz, als die Nebelwand wich und der Ausblick über das Meer frei ward, suchten die Augen der Bootsinsassen das Schiff vergebens.

Entsetzen ergriff die vier Männer. Sie sahen einander an, und jeder las in dem Blicke des andern den gleichen Gedanken, die gleiche furchtbare Frage. Was stand ihnen bevor, wenn sie die „Resolution" nicht wiederfanden? Der Tod in der schrecklichsten Gestalt! Hatten sie doch nicht einmal Lebensmittel mitgenommen! Sie besaßen nichts weiter als den sogenannten eisernen Vorrat, der schon damals, wie auch heute noch, in jedem Boote verpackt wurde. Wie lange aber würden sie davon ihr Leben fristen können?

Forster und Wales vergaßen ihre Messungen, warfen die Apparate beiseite und griffen zu den Reserveudern. Mit vereinten Kräften kämpften sie gegen die Strömung, um in ruhigeres Fahrwasser zu kommen. Aber sie arbeiteten mit einem solchen Eifer, daß sie rasch ermüdeten und innehalten mußten. Da hier und dort über dem Meere noch vereinzelte Dunstballen schwammen, so hofften sie, daß nur ein solcher örtlicher Nebel die „Resolution" ihren Blicken entzöge, und daß sie sie sehen würden, sobald das Wetter völlig aufklarte. Doch nur zu bald sollten sie erkennen, daß sie hierin irrten. Denn nach einigen Stunden durchbrach die Sonne den letzten Schleier, die Luft wurde hell und durchsichtig, und ungehindert konnte das Auge weit über die Meeresfläche schweifen.

Die Männer im Boot aber schickten den Blick umsonst nach Norden, Westen, Süden und Osten. Kein Segel zeigte sich in der trostlosen Leere und Einsamkeit, von der sie rings umgeben waren. Sie hatten auch nicht einmal Revolver oder Flinten bei sich, um sich durch Schüsse bemerkbar zu machen.

Sie handelten in den ersten Stunden ganz planlos, fuhren unter Aufbietung aller Kräfte hin und her, kamen glücklich aus der Strömung heraus und kreuzten nun auf dem offenen Meere herum, ohne Ziel, ohne Richtung. Abwechselnd schrieen sie, was die Lungen nur hergeben mochten, aber sie

erhielten keine Antwort. Es war ihnen ganz unerklärlich, daß sie in so kurzer Zeit das Schiff aus den Augen verloren haben sollten, und Forster, der zuerst die Besinnung wiedergewann, hielt es für das Beste, die Strömung von neuem aufzusuchen und an ihrem Rande zu warten, weil er sich sagte, daß das Boot gewiß nur dem Schiffe vorausgeeilt sei. Allein nun fanden sie die Strömung nicht mehr. Soweit im Umkreis sie auch die See absuchten, überall blieb das Wasser still und unbewegt, und nur eine leichte Dünung machte sich hier und dort bemerkbar. Das war ein neues, unerklärliches Rätsel, und das Gefühl der Hilflosigkeit, der Ohnmacht gegenüber geheimnisvollen, heimtückischen Naturkräften bemächtigte sich der verlassenen Menschen. Sie sagten sich aber sogleich, daß sie trotz allem noch Glück in ihrem Unglück hätten; denn wenn obendrein noch Treibeis einhergekommen wäre, so würde sich ihr Schicksal sehr schnell vollendet haben. Das Boot wäre zerdrückt worden, und sie hätten ertrinken müssen.

Allein dieser tröstliche Gedanke verringerte deshalb doch nicht ihre verzweifelte Lage. Was hatten sie zu hoffen, wenn ihre Irrfahrt auch nur ein paar Tage währte? Sie mußten gar bald die Beute des Durstes und Hungers werden. Inzwischen waren sie jedoch entschlossen, alle Kräfte zu ihrer Rettung aufzuwenden, und nachdem sie sich heiser geschrieen hatten, ohne Antwort zu bekommen, griffen sie wieder zu den Rudern und legten ein großes Stück in nördlicher Richtung zurück. Die närrische Hoffnung, irgendwo auf Land zu stoßen, und die Gewißheit, allein auf diesem Wege der Gefahr des Treibeises zu entrinnen, veranlaßte sie zu diesem Kurse. Der Abend kam heran, und mit ihm umschloß dichter Nebel das Boot. Sie zogen die Ruder herein und überließen sich ganz dem Spiel der Wellen. Kein Laut war vernehmbar, kein Luftzug regte sich, nur leise plätscherte die Flut. Zum Glück war es nicht sehr kalt. Aber der feuchte Dunst durchdrang ihre Kleider, sie waren beim Rudern warm geworden und zitterten jetzt heftig. Die Matrosen, leichter angezogen als Forster und Wales, klapperten mit den Zähnen. So müde sie auch waren, so sehr die Aufregung ihre Kräfte erschöpft hatte, so schloß doch keiner ein Auge. Sie starrten in die weiße Masse hinein, sie strengten die Ohren an, um das geringste Geräusch aufzufangen. Nichts unterbrach das Schweigen dieser toten Welt.

Gegen Morgen schlummerten sie ein. Dann teilte sich der Nebel, und wieder war die weite, leere See um sie her: ein Anblick, der ihnen allen Mut nahm. Furchtbare Verzweiflung ergriff sie, als ihre Blicke rings am Horizont im Kreise umherirrten und nichts erschauten als schwarzes, kaum bewegtes Wasser. Sie ruderten. Hunger und Durst begannen sie zu peinigen, doch in der Erkenntnis, daß sie mit ihrem geringen Vorrat so lange wie möglich aushalten müßten, bezwangen sie sich, und erst gegen Mittag öffnete

Forster das Tönnchen mit Wasser, und jeder nahm einen Schluck und kaute ein Stück Zwieback dazu. Gegen Abend sanken sie vor Ermattung zusammen. Die Nacht blieb nebelfrei. Klar blickten die Sterne auf die Einsamen hernieder. Still und unbewegt stand die Luft um sie her. Die Flut ebbte gemächlich hin und her. Aber hinter dieser Ruhe, diesem Frieden lauerte der Tod auf die Unglücklichen. Und es war, als wisse er, daß sie ihm nicht entrinnen könnten, daß er gar keine Anstrengung zu machen brauchte, sie zu holen; drum ließ er alle Waffen, die ihm hier zu Gebote standen, unbenutzt: Eis, Frost und Sturm. Drum umgab er sie mit milder Luft und glatter See, als wenn er seinen Spott mit ihnen triebe, als wenn er sich an einer recht langen Qual seiner Opfer weiden wollte.

Am Morgen verlangten die Matrosen mehr zu trinken und zu essen, und als Forster Gegenvorstellungen machte, drohten sie ihn über Bord zu werfen. Wenn sie sterben müßten, so wollten sie nicht mit hungrigem Magen sterben, sagten sie. Da Wales und Forster ihnen an Körperkraft nicht im mindesten gewachsen waren, so mußten sie ihnen den Willen tun, und die Matrosen räumten zur Hälfte mit dem Vorrat auf, ohne daran zu denken, wie viel für die beiden anderen übrig bliebe. Als sie sich gesättigt hatten, waren sie wieder vernünftig, griffen zu den Rudern und arbeiteten bis zum Mittag unverdrossen. Dann genossen sie von neuem Wasser und Zwieback. Die beiden Gelehrten nahmen nichts, denn sie fürchteten das rasche Abnehmen des kargen Vorrats und mußten denken, die Matrosen würden zu allem fähig sein, wenn gar nichts mehr zu essen da sei. War es doch schon öfters vorgekommen, daß Seeleute, auf Irrfahrten in offenem Boot und ohne Nahrung, ihre schwächeren Gefährten getötet und von deren Fleische gelebt hatten. Schauder ergriff sie, und mit Blicken des Argwohns musterten sie die finsteren Gesichter der Matrosen.

So kam der Abend, kam die Nacht. Die Matrosen schliefen ein. Wales, unfähig, länger dem Hunger zu widerstehen, nahm leise von dem Zwieback. Forster erwachte aus seinem Halbschlummer, streckte die Hand aus und nahm ebenfalls ein Stück. Als die Matrosen am Morgen die Entdeckung machten, daß die beiden andern gegessen und getrunken hatten, gerieten sie in gräßliche Wut, und schon wollten sie sich an ihnen vergreifen, als Forster rief: „Ein Schiff! Ein Schiff!"

Sie sahen in der Richtung seines Armes über das Wasser hin und glaubten wirklich alle ein Fahrzeug mit Masten und Segeln zu sehen. Sie stimmten ein Jubelgeschrei an, das sich matt und klanglos ihren ausgedörrten Kehlen entrang, und ruderten auf das Scheingebilde zu. Stundenlang ruderten sie und kamen nicht näher. Das Schiff schien sich zu entfernen, sie winkten mit Mützen und Tüchern, sie schrieen, bis ihre Stimmen brachen — da war plötzlich nichts mehr zu sehen. Was sie für ein Fahr-

zeug gehalten, war nur ein Dunstwölkchen gewesen, das die Luft zerriß und zu nichts verwehte.

Die Matrosen brachen zusammen. In der furchtbaren Enttäuschung vergaßen sie zum Glück ihren Groll. Aller Mut, alle Kraft, alles Denken wichen von ihnen. Sie ließen die Ruder hängen und starrten wie irr vor sich hin. Nun machte sich die geistige Überlegenheit der beiden Gelehrten geltend. Sie ruderten selbst, bis ihre Arme erlahmten. Dann ruhten sie, dann ruderten sie aufs neue. So ging es bis zum Abend und einen Teil der Nacht hindurch.

Als sie die Ruder weglegten, um auszuruhen, trieb das Boot in ziemlich flotter Fahrt weiter. Forster ergriff das Steuer und richtete nach dem Kompaß den Bug nach Norden. Sie waren abermals in eine Meeresströmung geraten, die zu ihrem Glück die Richtung innehatte, die sie selbst beizubehalten wünschten. Eine Nacht und noch einen Tag ohne Speise und Trank, dann waren sie alle am Ende ihrer Kraft und sahen den Tod vor Augen. Sie erwarteten nicht, die Sonne des nächsten Morgens noch zu schauen. Das Steuer war Forsters Hand entfallen, das Boot trieb herrenlos. Wales saß mit eingesunkener Brust und sang leise ein Lied aus seiner Kinderzeit, dessen er sich plötzlich erinnerte. Die Matrosen wimmerten und waren so völlig erschöpft, daß die beiden andern nichts mehr von ihnen zu befürchten brauchten. Vor Forsters Augen erschienen allerlei Wahngebilde. Die Luft formte sich zu Bergen, die von Wäldern bestanden waren, zu Gletschern, die steil ins Meer abstürzten, zu freundlichen Städtchen, die am Strande hingebreitet lagen, von Menschen belebt. Ihm war, als lenkte er das Boot in den Hafen einer solchen Stadt, und als schritte er mit seinen Leidensgefährten nach einer Kirche, um Gott für die glückliche Rettung zu danken. Er hörte in diesem Traume Wales singen und stimmte mit ein. Fast unhörbar klang von seinen Lippen die Melodie: „Lob, Ehr und Preis sei Gott!“ — Er hielt inne, die Glocken läuteten, erst leise, dann immer lauter — ihr herrlicher Schall erfüllte die Luft. —

Plötzlich fuhr er auf und sah mit Blicken des Wahnsinns um sich her.

„Wales!“ schrie er heiser. „Eine Glocke läutet — das ist keine Kirche — das ist kein Altar — kein Turm — Wales! Wales! hörst du nicht! Eine Glocke läutet!“

Und Wales sang: „Hat ihm kein Bitten und Beten genützt — hat es eben sterben gemüßt!“

Forster sprang auf und starrte in die Nacht hinein. In diesem Augenblick war ihm alle Besinnung zurückgekehrt. Ja! das war keine Kirchenglocke, das war eine Schiffsglocke, die durch den aufsteigenden Nebel läutete. Und vor ihm im Schatten tauchte es auf — hoch und breit, eine schwere, näherkommende Masse — ein Bug, ein Mast. —

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!"

Das war alles, was er mit der letzten Kraft der Brust hervorstoßen konnte. Dann brach er zusammen.

Als er zu sich kam, war er an Bord eines Schiffes, doch wer beschreibt seine Verwunderung, als er erfuhr, daß er nicht auf der „Resolution" sei, wie er erwartete, sondern auf der „Adventure", auf dem so lange gesuchten, so schmerzlich vermißten Begleitschiffe Cooks.

Kapitän Furneaux, der Kommandant, hatte ebenso eifrig die See ringsum nach der „Resolution" abgesucht, wie diese nach der „Adventure". Endlich war es ihm als ratsam erschienen, auf eigene Faust weiterzufahren und nur an die Rettung seines Schiffes und seiner Mannschaft zu denken. Er steuerte eine zeitlang gen Westen und wandte sich dann nach Norden. Längst hatte er alle Hoffnung aufgegeben, jemals noch eine Spur von Cook zu finden.

Forster, der erste von den vier Geretteten, der zuerst vernehmungsfähig war, erzählte ausführlich, wie es ihnen ergangen war, aber irgendwelche genaue Angaben über die Richtung, in der Cooks Schiff sich befinden müsse, konnte er nicht machen. Kapitän Furneaux behielt deshalb seinen nördlichen Kurs bei, erreichte zu Beginn des Monats März Tasmanien und segelte siebzehn Tage lang an der Küste hin. Anfang April erreichte er Neuseeland und vertrieb sich hier die Zeit, indem er Gemüsegärten anlegte und mit den Einwohnern in freundschaftlichen Verkehr trat.

An Bord der „Resolution" war die Bestürzung groß, als man das Boot mit Forster und Wales aus den Augen verloren hatte und die Nacht hereinbrach, ohne daß man es wiederfand. Man gab Kanonenschüsse ab, doch der überaus schwere, dicke Nebel, der gegen Abend wiederum herniedersank, dämpfte den Schall, so daß das Feuer nicht sehr weit zu hören war. Den ganzen folgenden Tag kreuzte das Schiff auf und ab, indem Cook es aus der Meeresströmung herauslenkte, weil er als gewiß annahm, daß Forster das Gleiche getan habe, um nicht zu weit hinweggetrieben zu werden. Über Nacht drehte er bei und ließ Haufen von trockenem Reisig auf Deck abbrennen. Die Lohe erhellte weithin den Himmel, allein wenn auch die Unglücklichen den Schein gesehen hätten, so würden sie ihn doch wohl nur für eine atmosphärische Erscheinung gehalten haben. In der folgenden Nacht abermals Scheiterhaufen anzuzünden, war nicht angängig, da man mit dem Brennmaterial höchst sparsam umgehen mußte. Man bezweifelte nun auch, daß die vier noch am Leben seien. Gewiß hatte, so war die allgemeine Vermutung, eine der Eisschollen, die man hin und wieder vorübertreiben sah, das Boot umgestoßen und die Insassen ins Meer geworfen.

So schmerzlich es war, so mußte nun jeder der Überzeugung Raum geben, daß die vier Kameraden verloren seien, und für Cook war der Ver-

luſt um ſo ſchmerzlicher, als eine innige Freundſchaft ihn mit Forſter verband, den er als Gelehrten wie als Menſchen unendlich hochſchätzte. Die Rettungsverſuche, die in ſeiner Lage angeſtellt werden konnten, waren jedoch geſchehen; die Zeit, die man geopfert hatte, die Vermißten zu ſuchen, bildete ſchon eine ſehr empfindliche Verzögerung, und man mußte ſich entſchließen, die Reiſe fortzuſetzen. Cook kehrte in die Meeresſtrömung zurück, und raſch von ihr hinweggeführt, legte die „Reſolution", die obendrein noch alle Segel in den gelinden Wind reckte, in wenigen Stunden eine beträchtliche Strecke in weſtlicher Richtung zurück. Als man ſich in der Nähe des 50. Breitengrades befand, wurde der Schiffsſchnabel gen Norden gewendet, und Cook ſteuerte nun, Kerguelenland im Weſten laſſend, durch den ganzen ſüdlichen Teil des Indiſchen Ozeans, immer am Rande der Eisregion hin, erſt in ſcharf nördlicher, dann in nordöſtlicher Richtung vom 60. bis zum 160. Längengrade und gelangte hierauf ebenfalls nach Neuſeeland.

Es war der freudigſte Tag ſeines Lebens, als er ſich der Inſel näherte und dort ein Schiff ruhen ſah, in welchem er beim Näherkommen die „Adventure" erkannte. Als dieſe die „Reſolution" ſichtete, gab ſie Salutſchüſſe ab, und die Mannſchaft nahm Paradeaufſtellung, um den geliebten Führer mit Hurrahrufen zu begrüßen. Sofort ließ Kapitän Furneaux das Boot ausſetzen und ſich hinüberrudern. Die beiden Männer lagen ſich in den Armen und vergoſſen Tränen der Rührung. Hatte doch auch Furneaux kaum noch gehofft, Cook wiederzuſehen.

„Folgen ſie mir zur ‚Adventure', lieber Cook," ſprach Furneaux, „ich habe eine Überraſchung für Sie."

„Da bin ich neugierig," antwortete Cook. „Ach, lieber Furneaux, könnte doch Forſter, könnte doch Wales dieſen Tag miterleben! Die Armen! Ich habe es Ihnen noch gar nicht erzählt, um Ihnen die erſte Freude nicht gleich zu vergällen. Allein ich kann mir nicht helfen — ich werde wohl an jedem Tage meines Lebens meiner unglücklichen Freunde gedenken müſſen."

„Erzählen Sie es mir heute Abend, lieber Cook," erwiderte Furneaux. „Ich weiß, Forſter kannte keine Furcht und ſcheute keine Gefahr, wenn es galt, der Wiſſenſchaft einen Dienſt zu leiſten. Wer dieſe Reiſe mitmachte, der mußte von vornherein auf den Tod gefaßt ſein."

Darauf lächelte er ſtill vor ſich hin, legte den Arm in den ſeines Freundes und ſchritt mit ihm zum Fallreep. Sie ſtiegen hernieder und waren in wenigen Minuten an Bord des Begleitſchiffs. Die Offiziere ſtanden in Reih und Glied und ſalutierten. Cook ſchüttelte einem jeden die Hand und beglückwünſchte alle zu der glücklichen Rückkehr. Dann ließ er die Leute antreten.

„Matroſen! Freunde! Kameraden!" rief er aus. „Ihr habt alle eure

Pflicht getan, wie mir euer Kapitän gesagt hat. Ihr habt nicht minder schwere Tage überstanden, als wir drüben auf der Resolution', und ihr seid euerm Führer treu und ausdauernd zur Seite gestanden. Dieses Wiedersehen soll für euch alle ein Tag des Festes sein. Durch lange Entbehrungen habt ihr ihn euch verdient. Aber während wir feiern, geziemt es sich, der vier Freunde zu gedenken, die diesen Tag nicht miterleben. Ich muß euch verkünden, daß vier von meinem Schiff den Tod gefunden haben. Doch indem wir um sie trauern, müssen wir dennoch Gott danken, denn auf einer so langen, so gefahrvollen Reise, wie wir sie gemacht haben, nur vier von der Mannschaft zu verlieren, das ist eine seltene Gnade der Vorsehung. Freunde und Kameraden, ich fordere euch auf, mit mir für diese vier Toten — —."

Da teilten sich die Reihen der Matrosen, und eine Stimme sprach: „Die Totgeglaubten werden ein langes Leben haben."

Cook trat erstaunt zurück — vor ihm standen Forster und Wales.

„Das ist die Überraschung, die ich für Sie hatte," sprach Furneaux und legte stützend den Arm um den Rücken des wankenden Kapitäns.

Im nächsten Augenblick lagen Cook und Forster sich in den Armen. Dann traten die beiden Matrosen hervor, auch sie hatten die erlittene Drangsal gut überstanden.

Das war ein Freudentag für alle. Vollzählig, wie sie ausgefahren, hatten sie den rettenden Port erreicht, denn die Heimfahrt von hier aus dünkte sie ein Kleines gegenüber den Gefahren, die sie in den Meeren des Südpols überlebt hatten.

✣✣✣

Siebentes Kapitel.

Kreuz und quer durch Ozeanien.

Vorsichtig suchte das Schiff sich einen Weg durch die Korallenriffe, die, eine gewaltige Barre, sich an der Küste des Eilands entlangzogen, teils über das Wasser hinwegragend, teils von der Flut bedeckt. Man war um die ganze Insel herumgefahren, bis man eine Einfahrt in den Korallengürtel fand, der sie rings umschloß. Zwei Tage verflossen über dem Warten angesichts der Einfahrt und des hinter ihr winkenden Hafens, bis ein günstiger Wind sich einstellte, das Schiff durch die schmale Gasse zwischen den links und rechts drohend emporstarrenden Klippen hindurchzuführen.

Ein dumpfer Krach erklang. Das Schiff war aufgefahren.

„Die Mannschaft an die Pumpen!" scholl das Kommando.

Die Untersuchung ergab, daß der Schaden nicht beträchtlich sei. Die Backbordseite hatte das Gestein gestreift, und zwei Planken waren ein-

gedrückt worden. Die Fahrt wurde fortgesetzt; die Pumpen schafften das eindringende Wasser prompt wieder hinaus, und nach einer knappen Viertelstunde lag das Schiff am Innensaume des Korallengürtels, im Schatten einiger Kokospalmen, die vereinzelt emporragten, gleich einsamen Wächtern auf den Außenmauern eines Forts. In der Tat konnte der Saum von Riffen hiermit verglichen werden. Schäumend brach sich die brandende See an seinen Außenwänden, während innen ein ruhiges, unbewegtes, tiefblaues Wasser einen mehrere Hunderte von Metern breiten Graben bildete, von welchem umflossen sich die bergige Insel wie eine Festung mit Wällen, Türmen und Zinnen erhob.

„Mr. Cook," meldete der Schiffszimmermann, „die Reparatur kann in einer Stunde erledigt sein. Soll sie vorgenommen werden, ehe wir weiterfahren?"

„Selbstverständlich," antwortete Cook. „Das Wasser an der Innenseite dieser Riffe ist in der Regel sehr tief. Wir machen die Überfahrt nur mit vollständig intaktem Schiff. Beeilen sie sich nach Möglichkeit. Denn ich möchte an dieser wahrscheinlich unbedeutenden Insel nicht mehr viel Zeit versäumen."

Der Zimmermann ging, und nach einer Stunde konnte die Fahrt fortgesetzt werden, Cook hatte inzwischen durch das Fernrohr das Eiland betrachtet und in westlicher Richtung eine Bucht erblickt, in der ein Fluß in die See mündete. Dies war ein vortrefflicher Naturhafen, und hier ging die „Discovery" — diesen Namen trug das Fahrzeug — ohne Schwierigkeit vor Anker.

Ein Boot wurde ausgesetzt, und Cook begab sich mit einem Offizier und mehreren Matrosen an Land. Man fuhr ein Stück in den Fluß hinein und legte an dem von stattlichen Kokospalmen bestandenen Ufer an. Kaum aber war man etwa hundert Meter landeinwärts gegangen, als die Landschaft, die den Eindruck völliger Verlassenheit machte, sich plötzlich zu beleben begann. Hinter den Bäumen sprangen dunkle Gestalten hervor, und während eine Anzahl von ihnen sich den Matrosen entgegenwarf, eilten andere dem Flußufer zu, offenbar in der Absicht, sich des dort zurückgelassenen Bootes zu bemächtigen.

„Achtung!" erklang das Kommando der Engländer. „In Deckung!"

Zur rechten Zeit warfen sie sich hinter umherliegende Steinblöcke. Im Moment sausten Pfeile durch die Luft.

„Legt an! Feuer!"

Der Knall, der nun die Luft zerriß, war vielleicht an dieser Stätte noch nie gehört worden. Ein wildes Geheul war die Antwort. Vier oder fünf von den nackten Kerlen wälzten sich am Boden, während die andern auseinanderstoben und so schnell, wie sie gekommen waren, verschwanden.

„Zurück zum Boote!" befahl Cook.

Als die Insulaner die Fremdlinge umkehren sahen, zeigten sie sich von neuem und sandten Pfeile hinüber. Ein paar Flintenkugeln genügten, sie fernzuhalten. Sie waren groß und kräftig gebaut, von braunschwarzer Hautfarbe. Die Gesichter waren bei vielen mit einer weißen Masse gefärbt, und auch auf dem Leibe, an den Armen und Beinen hatten sie weiße Streifen.

An Bord zurückgekehrt, ließ Cook drei Boote aussetzen und fuhr mit einer größeren Abteilung noch einmal an Land. Die Wilden blieben nun in respektvoller Entfernung, gaben aber durch Gebärden zu verstehen, daß sie sich jedem Vordringen der Fremden widersetzen würden. Cook ließ einen Melanesier, den er als Dolmetsch bei sich führte, vortreten und ihnen zurufen, er käme in friedlicher Absicht und wünsche sich nur mit frischem Wasser und Früchten zu versorgen, wofür er gern bezahlen wolle. Nach langwierigen Verhandlungen kamen endlich etwa 50 Insulaner herbei. In der Nähe betrachtet, sahen sie fast tierisch aus. Sie hatten eine vorspringende Stirn, eine eingedrückte, an den Flügeln unförmig breite Nase und wulstige Lippen. Das schmutzige Weiß, daß in einer abbröckelnden Kruste ihre Wangen bedeckte, ließ sie wie aussätzig erscheinen, und die unartikulierten Laute, die sie ausstießen, die unschönen Gebärden, die sie mit ihren knorrigen Armen machten, hatten wenig Menschliches an sich.

Während sie die Seeleute umringten und sich dicht bis an sie herandrängten, entriß einer von ihnen einem Matrosen das Seitengewehr. Seine Stammesgenossen belohnten diese Kühnheit mit einem Freudengeschrei und schwangen alsbald Speere und Streitärte, um die Feinde niederzuschlagen; aber gleich darauf sahen sie ihren tapferen Bruder still und tot, von einer Kugel in die Brust getroffen, im Sande liegen, und als es um sie her knallte und rauchte und noch einige von ihnen niederfielen, um nie wieder aufzustehen, da ergriff die ganze Gesellschaft aufs neue die Flucht.

Zwei Matrosen waren durch Pfeilschüsse verwundet worden, und Cook hatte keine Neigung, seine Leute Gefahren auszusetzen. Es war auf seinen Reisen stets sein Bestreben, friedlich mit den Eingeborenen auszukommen, und diese friedfertige Gesinnung, die ihn oft zu allzu großer Vertrauensseligkeit verleitete, trug denn später auch die Hauptschuld an seinem jähen Ende. Daß auf dieser Insel nicht viel an Proviant zu gewinnen sei, war unschwer zu erkennen. Die Höhen im Innern waren kahl. Braunes, verwittertes Gestein schimmerte abweisend im grellen Sonnenlicht, und außer den Kokospalmen auf dem flacheren Gelände in der Nähe der Küste schien die Insel keinen nennenswerten Pflanzenwuchs zu tragen.

Cook beschloß daher, die ungastliche Stätte zu verlassen, um freundlichere Fluren aufzusuchen, an denen es in diesem von Inseln übersäten

Ozean ja nicht wohl fehlen konnte. Die Rückfahrt durch das Riff ging ohne Beschädigung vonstatten, die „Discovery" gewann die hohe See, mit ihrem Buge rasch und stolz die an ihr emporzischende Brandung der Riffe zerschneidend.

Schon nach wenigen Stunden tauchte am Horizont eine neue Insel auf, diesmal hoch über die Flut emporragend. Im Näherkommen sah man ihren amphitheatralischen Aufbau sich malerisch entfalten. Auf einen flachen Strand gelblichen Sandes folgte ein grünes, sanft ansteigendes Gelände, von Palmen, Brotbäumen und Sträuchern üppig bewachsen. Über diesem wölbte sich eine Kette von Hügeln, bewaldet, doch hier und dort kahle Felsen enthüllend. Dunkle Schluchten öffneten sich den Blicken. An einigen Stellen glitzerte das Band eines Gießbaches, der von den höheren Bergen zu Tale rauschte, oder an einer steilen Wand hing wie ein silberner Schleier ein Wasserfall. Und jenseits von diesen Hügeln starrten mächtige Spitzen gen Himmel, weiße Hauben von Schnee auf den kahlen Häuptern.

Die „Discovery" fuhr heran, fand einen guten Hafen, der tief genug war für eine bequeme Ankerung, und setzte Boote aus, um an Land zu gehen. Eingeborene zeigten sich alsbald, aber sie trugen weder Speer noch Bogen und Pfeile. Sie hatten nur gebogene Holzklingen in den Händen, die den Engländern ganz ungefährlich schienen. Auch bekundeten sie keine feindseligen Absichten, kamen den Ankömmlingen ohne Scheu entgegen und begrüßten sie höflich, fast mit abergläubischer Ehrfurcht, als vermuteten sie höhere, göttliche Wesen in ihnen.

Durch den Dolmetsch Cooks verständigt, eilten sie in ihre Hütten und brachten Früchte und Gefäße, die aus mächtigen Kürbisschalen gemacht waren, gefüllt mit Wasser. Sie zeigten sich so freundlich, daß Cook sie aufforderte, mit auf sein Schiff zu kommen, welcher Einladung sie alsbald Folge leisteten. Sie ließen sich alles zeigen, staunten die großen Kähne an, betrachteten die Segel und warfen besonders begierige Blicke auf alle von Eisen geformten Gegenstände, auf die Messer, die Beile, die Flinten.

Als Cook sie wieder an Land fahren ließ, bemerkten die Matrosen, daß einige von ihnen sich mit Gegenständen, die sie sich insgeheim angeeignet hatten, schleunigst zu entrinnen suchten. Der eine schleppte ein Stück Segeltuch, der andere wollte gar eine Axt wegtragen, andere hatten die Hände voll Nägeln und Schrauben. Die Diebe versteckten sich sehr geschickt hinter ihren Stammesbrüdern, die so harmlos und unschuldig dreinschauten, als wüßten sie nichts von der Arglist der anderen.

Die Matrosen machten keine Umstände, sie brannten den Langfingern ein paar Kugeln auf den Pelz, worauf diese die gestohlenen Sachen fallen ließen. Einige, schwerer verwundet, stürzten mit zu Boden, andere, die nur Streifschüsse erhalten hatten, rissen aus. Nun aber ging ein wahrer Höllen-

sabbath los. Die Insulaner stimmten ein ohrenzerreißendes Geheul an, retteten sich in den Schutz des nahen Waldes und begannen von dort aus ihre gebogenen Holzklingen nach den Fremdlingen zu schleudern.

Nun erkannten diese, was für gefährliche Waffen das waren. Sie beschrieben, pfeilschnell dahinsausend, einen weiten Bogen, und wer davon an den Kopf oder an den Beinen getroffen wurde, der fiel wie betäubt zu Boden. Das Blut floß aus klaffenden Wunden, die Kleider wurden zerrissen. Dabei verursachten die in Menge umherschwirrenden Klingen ein Zischen, ähnlich dem Pfeifen von Gewehrkugeln. Wo sie nicht trafen, wendete sich ihr Flug in eleganter Kurve wieder zu dem Schützen hin, und viele der Insulaner fingen mit bewundernswerter Sicherheit die zurückkehrenden Klingen auf.

Die Briten lasen in Eile die ihnen geraubten Gegenstände zusammen, ergriffen ihre Verwundeten und kehrten in die Boote zurück. Später erfuhren sie, daß diese seltsamen Waffen „Bumarang" genannt wurden. Die Wilden kamen nun wieder an den Strand und schleppten aus dem hohen Grase Kähne herbei, stießen sie ins Wasser und setzten den Fremdlingen nach. Allen voran fuhr eine große, wenigstens 68 Fuß lange und 5 Fuß breite Piroge, deren Vorderteil mit allerlei verschnörkelten Holzarabesken verziert war. Zehn Mann ruderten. Am Bug aber stand ein mit Federn reich geschmückter Krieger, anscheinend der Häuptling, der einen mit Tierhäuten bespannten Schild und eine Lanze mit langer Steinspitze schwang.

Die „Discovery" ließ sie herankommen, dann gab sie einen Kanonenschuß ab, der das stolze Fahrzeug mitten in die Spitze traf. Krachend flogen die Splitter in die Luft, im nächsten Augenblick versanken die Insassen, und Kopf an Kopf tauchte im Wasser auf. Die Engländer gaben kein Feuer mehr. Schaudernd wandten sie sich ab, denn ringsum wirbelte nun die Flut von jäh heranschießenden Haifischen auf, die mehrere der Schwimmenden packten und in die Tiefe zerrten. Entsetzliches Geschrei zerriß die Luft, die andern Boote der Insulaner machten rasch kehrt und flüchteten zum Gestade.

An den nächsten zwei Tagen war das Schiff fast ununterbrochen in Gefahr, an Riffen zu zerschellen. Überall ragten Spitzen und Bänke über den Meeresspiegel hinweg, und da man annehmen mußte, daß ebensoviele Riffe nur oberflächlich von Wasser bedeckt wären, so mußte die „Discovery" sich buchstäblich jeden Schritt mit dem Tieflot suchen. Unter diesen Umständen ging die Fahrt sehr langsam vor sich, und sie drohte geradezu zu einer Todesfahrt zu werden, als am zweiten Tage sich plötzlich ein Sturm erhob, der das Schiff vor sich herjagte, obwohl alles Tuch gerefft wurde. Mit angstvoll klopfendem Herzen lauschte jeder an Bord auf das unheimliche Knirschen, das von Zeit zu Zeit immer wieder erklang, wenn die

Flanken oder der Boden über eine Klippe hinweggeschleift waren. Die Mannschaft stand an den Pumpen, bereit, jeden Augenblick die Arbeit zu beginnen. Die Boote waren fertiggemacht, um sofort ins Wasser gelassen zu werden, wenn das Schiff zerschellte.

Trotz größter Umsicht und geschicktester Steuerung kam man immer tiefer in ein Labyrinth von Riffen hinein, und schließlich mußte Cook alles auf eine Karte setzen. Zur Rechten und zur Linken war der Weg versperrt durch überall emporstarrende Klippen, und das Schiff schoß mit schreckenerregender Schnelligkeit gerade auf zwei Felsen los, zwischen denen sich eine schmale Straße öffnete. Sie war knapp so breit, die „Discovery" in sich aufzunehmen, und obwohl man die Mündung glücklich gewann, ohne auch nur an die steinernen Wände anzustoßen, so konnte doch niemand sagen, ob die Gasse auf der anderen Seite eine Öffnung hätte. Zum Loten blieb hier keine Zeit. Jeder einzelne machte sich auf den Untergang gefaßt und spähte über die kahlen Felsbildungen hinweg, eine Stelle auszusuchen, die Rettung gewähren würde.

Doch nur kahles, verwittertes Gestein, ausgefressen von der Brandung, zu wilden Grotten, Nischen und Hallen zernagt, starrte den Seeleuten entgegen. Kaum ein paar Sturmvögel nisteten in den Klüften, wo nur der kochende Gischt ein Heimatsrecht zu haben schien. Eine halbe Stunde der Todesangst war eine furchtbare Prüfung für die Verwegenen, die sich in diesen Schlund hineingewagt hatten. Von hinten trieb der Wind das Fahrzeug unaufhaltsam vorwärts, von vorn umtoste es der hochaufspritzende Schaum, und Wind und Brandung erfüllten den engen Kanal mit einem schrecklichen Getöse, als wenn alle Dämonen des Unglücks und des Bösen durcheinander brüllten und heulten.

So laut das Zischen und Brausen auch war, so übertönte es doch der allgemeine Schrei des Jubels, den die Seeleute ausstießen, als die Enge sich verbreiterte und eine Ausfahrt ins offene Meer gewährte. Auf den Schrei des Jubels folgte ein dumpfer Laut des Erstaunens, und alle Augen richteten sich gen Himmel.

Zwischen dem wild dahinbrausenden Gewölk und zwischen der hochgehenden See zogen dicht hintereinander sechs gewaltige Wasserhosen dahin. Die Flut und der Himmel verbanden sich, schienen zusammenzuwachsen oder ineinanderüberzufließen, und man hätte nicht sagen können, ob diese fliegenden Säulen aus Dunst oder aus Wasser beständen. Es war, als wenn sie einen Teil des Meeres und der finstern Höhe darüber mit sich hinwegführten. Unwillkürlich falteten die Seefahrer die Hände und beteten, als sie das furchtbare Sausen vernahmen, daß die bergehohen Wirbel erweckten. Sie dankten dem Schöpfer, daß sie den Strudeln, die sie wie eine wallende Schleppe hinter sich herzogen, fern genug waren. Wären sie in sie hinein-

geraten, so würde das Schiff entweder in den Abgrund gezogen oder in die Luft geschleudert worden sein.

Das Phänomen entfernte sich mit Windeseile, doch kaum lichtete sich, als es vorübergebraust war, der Himmel im Vorblick ein wenig auf, als die noch vor Bestürzung starren Schiffer schon wieder ein Schauspiel erblickten, fast noch schauerlicher als das erste. In einer Entfernung von mehreren hundert Metern ragte ein gewaltiger trichterförmiger Bergkegel in die Wolken, und aus seiner Spitze erhob sich eine Feuersäule, so hoch, daß das Auge ihr nicht zu folgen vermochte. Sie war von Wolken umhüllt, die ihr lohender Schein durchglühte, und ein Geräusch, gleich dem Donner eines Gewitters, ging von ihr aus. Größere und kleinere Steine prasselten ins Meer, eine unheimliche Kanonade, die alles, was in ihren Bereich gekommen wäre, zerschmettert hätte.

Den Donner des Berges unterbrach das Geschrei von tausend menschlichen Stimmen, und umherblickend, erkannten die Seefahrer auf dem wildbewegten, von den Steinschüssen des Kraters bestrichenen Meere eine Unzahl von kleinen Kähnen, in denen Eingeborene das freie Wasser zu gewinnen strebten. Hier und dort tauchten die Köpfe schwimmender Menschen auf, doch waren alle zu sehr auf ihre eigene Rettung bedacht, um auf die Hilferufe der Ertrinkenden zu hören. Vor den Augen der Engländer wurden einige der Kähne von den herabprasselnden Blöcken getroffen und wie Eierschalen zerschlagen. Die Klugheit verbot es den Weißen, in ihren Booten Rettungsversuche zu unternehmen. Sie durften sich nicht der Gefahr aussetzen, diese unentbehrlichen Fahrzeuge zu verlieren, und um nicht von dem gleichen Schicksal betroffen zu werden, das sich vor ihnen vollzog, drehten sie bei und steuerten in weitem Bogen an der Insel und dem Vulkan vorüber.

Es war ein ziemlich umfangreiches Eiland, anscheinend reich an Pflanzenwuchs und auch dicht bewohnt. Cook stellte die Lage fest, machte Tiefenmessungen, segelte um einen beträchtlichen Teil der Küste herum und benutzte dann den günstigen und starken Wind zu rascher Weiterfahrt, um auf einer anderen Insel einen schützenden Hafen zu suchen.

Gegen Abend sichtete man wiederum Land und steuerte auf eine einladende Bucht zu, die alle Anforderungen eines angenehmen Ankerplatzes zu erfüllen verhieß. Die Küste war spärlich bewaldet, von Menschen war nichts zu sehen. Die Engländer verbrachten die Nacht auf dem Schiffe. Der Sturm ging zur Ruhe, friedlich plätscherten die Wellen um den breiten Rumpf der „Discovery". Das Land lag in tiefer Stille, dunkel dämmerte die Nacht in den Baumgruppen, die Berge am Horizont verschwammen im Grau des Himmels.

Gegen Morgen fuhren die Seeleute ans Gestade. Noch immer zeigten

sich keine Einwohner. Sie wanderten ein Stück landeinwärts. Die Küste stieg sanft zu einem breiten Plateau, das weithin zu übersehen war. Da stiegen Rauchsäulen auf, hier und dort, eine große Zahl, doch Menschen zeigten sich nicht.

„Seht hier!" rief plötzlich Forster, der Naturforscher. Er war über einen Haufen von Asche geschritten, die sein Fuß auseinandergestreut hatte. Da sah man verkohlte Knochen liegen, und der Gelehrte bückte sich und hob einen Schädel auf.

„Ein Menschenkopf!" sagte er. „Und hier an dieser Rippe hängen noch Fleischstücke. Wir stehen vor einer jener grausigen Stätte, wo Kannibalen ihr Mahl abgehalten haben."

„Dann sind die Rauchsäulen dort hinten nichts weiter als brennende Hütten," meinte Wales. „Die Einwohner sind die Opfer eines feindlichen Beutezugs geworden."

„So herrscht auch auf diesen stillen, kleinen Inseln, die so recht Orte des Friedens sein könnten," setzte Cook hinzu, „Mord und Brand, ja Schlimmeres noch! Die Menschen fressen gar einander auf. Wie behaglich, wie glücklich könnten sie auf ihren Wohnplätzen sein! Eine fast verschwenderische Natur überschüttet sie mit Früchten des Waldes und des Feldes, gering nur ist die Arbeit, die sie leisten müssen, sie zu gewinnen. Fische und Vögel sind in Menge vorhanden, ihren Tisch zu bereichern, und dennoch sind diese Naturkinder nicht mit ihrem Lose zufrieden. Auch hier muß der Krieg seine mörderischen Orgien feiern."

Sie schritten weiter und näherten sich den Szenen der Verwüstung. Das kleine, dürftige Eingeborenendorf bot ein grausiges Bild. Die Hütten waren niedergebrannt, aber noch schwelte der Qualm aus den Kohlenresten. Hier und dort lagen Leichen, doch nur skelettartig abgemagerte Körper, wahrscheinlich von Greisen, welche den Feinden selbst zum Fraße nicht mehr gut genug erschienen waren.

Der Beutezug hatte sich über die ganze Insel erstreckt. Denn die Engländer fanden, über das Plateau weiterwandernd, noch mehrere gebrandschatzte Ortschaften. Nirgend schien auch nur ein einziger von den Einwohnern mit dem Leben davongekommen zu sein. Man sah nicht einmal Weiber oder Kinder. Offenbar waren diese in Gefangenschaft geschleppt worden. Das Hochland endete an dem ziemlich steilen Rande eines Gebirges, das kahl und abweisend fast unmittelbar aus dem Kranze des Waldes zu gewaltigen Höhen aufstieg. Eine Schlucht tat sich vor den Engländern auf. Cook ließ die Mehrzahl seiner Leute umkehren und befahl dem Offizier Monkhouse, falls er mit dem Rest seiner Begleitung nicht bis zum Mittag zurück wäre, nach der entgegengesetzten Seite der Küste herumzufahren und dort auf ihn zu warten.

Darauf setzte er mit Forster, Wales, dem Botaniker Sparrman und einigen Matrosen die Wanderung fort. Die Schlucht, in ihrem ersten Teil breit und gut gangbar, wurde allmählich schmal und unwegsam. Schließlich füllte ein sprudelnder Gießbach sie vollständig aus. Da aber Sparrman eine Menge von seltenen Pflanzen fand, so willigte Cook ein, noch weiterzugehen, und man klomm unter großen Beschwerden über die Felsblöcke, die gleich einem steinernen Wasserfall in wilder Unordnung das Bett des Baches sperrten.

Die Hitze war drückend; aber zum Glück waren die Reisenden von den gefräßigen Mücken verschont, die das Küstengebiet all dieser Inseln in dichten Schwärmen bevölkerten und stets eine Plage waren, welche die größtenteils erquickende Schönheit der Eilande erheblich beeinträchtigte.

Im obersten Teil der Schlucht wurden die Verhältnisse insofern günstiger, als der Gießbach zu einem Fädchen von Wasser zusammenschrumpfte, das zuletzt fast nur in Tropfen von Stein zu Stein rann und stellenweise im Geröll versickerte. Dann erreichte man ein breites Joch zwischen zwei kahlen hochanstrebenden Mauern. Weiter hinten zogen sich Mulden, von Schutt erfüllt, bergan, während im Vorblick, als man den Rand des Joches erreichte, das jenseitige Tal sich sanft und anmutig ausbreitete. Die weite Aussicht beherrschte ringsum das grenzenlose Meer, blau, im Sonnenlicht flimmernd. Ganz in der Ferne ragten hier und dort die Felsen benachbarter Inseln auf. Es war ein Bild von großer, eindrucksvoller Schönheit. Die Reisenden rasteten auf der luftigen Höhe und labten sich an dem Anblick der Felsmassen hinter und neben ihnen, der grünen Waldungen zu ihren Füßen und des unermeßlichen Ozeans, der jetzt so glatt und still dalag, als sei er keines Sturmes fähig.

Wie seltsam berührte dieses Panorama tiefen Friedens die Männer, die eben noch schaudernd vor einem Bilde des Grausens gestanden! Ruhig ordnete der Botaniker seine Pflanzen; Forster betrachtete ein paar Käfer, die er in eine Spiritusflasche geworfen hatte, und legte ein paar Steinchen zurecht, die er unterwegs aufgelesen. Cook ließ die Blicke zu den fernen Inseln hinüberschweifen, die er alle noch zu entdecken gedachte. Und die Matrosen richteten eine Mahlzeit her.

In diesem Augenblick kam um eine bogenförmig ins Meer geschobene Landspitze herum die „Discovery" gesegelt. Ihre gelblich weißen Segel blähte ein leichter Wind, ihr Bug warf eine kleine Scholle von Schaum vor sich her, ihr Heck schmückte sich mit einer silbernen Schleppe, und die Luft war so klar, der Sonnenschein so scharf, daß man jede einzelne Spiere und Stenge erkennen konnte, daß sich die Umrisse der einzelnen Segel nicht nur vom Blau des Himmels, sondern auch voneinander deutlich abzeichneten. Plastisch traten die Silhouetten der an Bord tätigen Matrosen her-

vor. Es war ein Bild frohen Lebens in der weiten, menschenleeren Einsamkeit.

Die Männer auf dem Felsen standen auf und winkten mit Tüchern und Mützen, erhoben ihre Stimmen und jubelten zu dem Schiffe hinüber. Da sah man am Bug ein Rauchwölkchen hervorschießen, das wie ein weißer Fetzen ein Stück weit in die Luft wehte und dann zerriß und verschwand. Nun scholl der Knall ans Ohr der Wanderer und wiederholte sich dumpf im neckischen Spiel des Echos rings in den Bergen.

Dann sah man die „Discovery" beigehen und haltmachen. Die Anker waren geworfen worden.

Am Morgen des folgenden Tages setzte das Schiff, an dem inzwischen fleißige Hände alle kleinen, während des letzten Sturmes erlittenen Beschädigungen ausgebessert hatten, seine Fahrt fort und erreichte noch im Laufe des Vormittags eine von den Inseln, die man am verflossenen Nachmittage von der Bergeshöhe aus gesichtet.

Sie war bewohnt. Eine große Menge von Eingeborenen sammelte sich, als das Schiff herankam, und immer neue Scharen sah man aus den Wäldern ringsum hervorkommen. Alle staunten den riesigen Kahn an, der sich ihrem Ufer näherte. Wie groß aber war ihre Verwunderung, als Menschen mit weißer Haut und seltsamen Kleidern in Booten heranfuhren und an Land stiegen. Ein junger Mann, der etwa achtzehn Jahre alt sein mochte, trat den Engländern entgegen. Eine Anzahl älterer Männer folgte ihm. Mit Hilfe des Dolmetschs gelang es sich zu verständigen, obwohl die Leute hier wieder eine ganz andere Sprache redeten, als auf den bisher besuchten Inseln. Der Jüngling war der König, die Männer um ihn her bildeten seinen Hofstaat. Cook gab Glasperlen, Tuch, Messingdraht und eine Axt zum Geschenk, worüber der Häuptling sich sehr zu freuen schien. Er rief einem seiner Leute ein paar Worte zu, worauf eine lebhafte Bewegung in der Menge umher entstand. Während nun Cook einige höfliche Phrasen an den dunkelhäutigen Herrscher richtete, auf die dieser in wohlgesetzter Rede antwortete, eilten die Insulaner in ihre Hütten und kehrten gleich darauf mit Früchten und Gemüse wieder. Fleisch von Schweinen und Hühnern dagegen, worum es den Engländern am meisten zu tun war, boten sie nicht an. Statt dessen aber brachten sie ein paar geschlachtete Tiere, in denen die Europäer zu ihrem Abscheu gemästete Hunde erkannten. Sie schienen sich sehr zu wundern, daß diese Gabe keinen Anklang fand.

Die Inselbewohner machten im großen ganzen einen angenehmen Eindruck. Ihre Haut war hellbraun bis schokoladenfarben, das Haar tiefschwarz, das Gesicht von rundlicher Form. Nase und Lippen waren dick, aber nicht platt, und die lebhaften Augen hatten einen sprechenden Ausdruck. Die Frauen hatten sich die Wangen mit einer Mischung aus Berg-

mehl und Öl rotgelb gefärbt. Anscheinend galt dies für einen notwendigen Bestandteil weiblicher Toilette.

Der König und die Leute seines Gefolges hatten auffallend lange Nägel, auf die sie sehr stolz zu sein schienen, war es doch das sichtbarste Abzeichen, daß sie nicht zur Arbeit geboren seien. Viele waren denn auch ungeheuer dick, ihre unförmigen Leiber hingen über die Gürtel herab, und von ihren Augen war im Schmer der Backen nichts mehr zu sehen. Allein erfreulicherweise bewahrheitete sich an ihnen das alte Sprichwort: Dicke Menschen, gute Menschen. Sie waren äußerst friedfertig, wurden nicht müde, die Fremdlinge zu beschenken, und freuten sich kindlich über den Tand, den man ihnen gab. Für eine einzige Glasperle gaben sie ein Dutzend Kokosnüsse her.

Durch den Dolmetsch wurde den Engländern der Vorschlag gemacht, zusammen mit dem König und seinem Gefolge zu einer Nachbarinsel zu fahren, Seine Majestät wollte es sich nicht nehmen lassen, einem königlichen Bruder die seltenen Gäste zuzuführen. Cook nahm diese Einladung gern an. Doch der Inselfürst schien die Herren noch nicht für hoffähig zu halten. Er ließ ein Gefäß bringen, in welchem sich ein widerlich riechendes Öl befand, und schickte sich an, höchst eigenhändig Herrn Cook das Haar zu salben. Der aber winkte energisch ab. Darüber war Majestät sehr betroffen. Auch die Begleiter Cooks weigerten sich energisch, die Salbung vornehmen zu lassen, nur Hodges, der Landschaftsmaler, war in seinem Protest nicht flink genug, und froh, wenigstens einen gefunden zu haben, den er nach seinem Geschmack frisieren konnte, übergoß der König den Armen mit dem Öl so verschwenderisch, daß dessen wallende Künstlermähne — ein sehr dankbares Objekt für das seltsame Verlangen des Wilden — noch monatelang danach den beizigen Fettgeruch ausströmte.

Cook stieg nun mit Forster, Wales, den Offizieren Pickersgill und Monkhouse und zehn Matrosen in die große Staatspiroge des Königs, die von zwanzig Ruderern fortbewegt wurde. Man fuhr unter den Klängen einer ohrenbetäubenden Musik, die mit Trommeln aus Hundehäuten gemacht wurde, um ein Vorgebirge herum, hinter welchem sich eine Meerenge auftat. Von der gegenüberliegenden Seite grüßten die Palmen der Nachbarinsel traulich herüber. Der Lärm der Musikanten lockte bald eine große Zahl von Eingeborenen herbei, und als man gar den König erkannte, war die Aufregung groß. Es währte nicht lange, so sah man eine von vier Männern getragene Bahre einherkommen, die mit bunten Tüchern belegt und mit an Fäden herabhängenden Menschenschädeln geschmückt war. Ein weißhaariger, großer Mann saß darauf, gekleidet in ein seltsames, ganz aus roten Federn hergestelltes Gewand. Mühsam stieg er ab, und gestützt auf zwei Männer, die an ihrer prachtvollen Tracht als hohe

Würdenträger kenntlich waren, trat er an den Meeresstrand. In der Hand hielt er einen Stab aus Ebenholz mit einem kunstvoll geschnitzten Knopf.

Der junge König, der die Engländer heranführte, verneigte sich tief vor ihm, und die Begleitung warf sich zu Boden und berührte mit der Stirn die Erde. Der Greis verzog keine Miene und schien sich auch über die Gäste, die ihm vorgestellt wurden, nicht sonderlich zu wundern. Er begrüßte sie kühl und voll angeborener Würde. Dann musterte er mit Sorgfalt und ohne Überstürzung die Geschenke, die Cook ihm reichen ließ, und gab einem seiner Würdenträger einen Befehl, worauf dieser sich entfernte, um nach kurzer Zeit mit vier Frauen zurückzukehren, die prächtige bunte Stoffe herbeitrugen, welche sie gleich wallenden Mänteln Cook und seinen Offizieren um die Schultern legten.

Erstaunt über die Vorzüglichkeit dieser Tuche, äußerte Cook den Wunsch zu sehen, auf welche Weise sie hergestellt würden, und der König bestieg seine Sänfte und forderte die Herren auf, ihm zu folgen. Sie gingen einige hundert Meter über den Strand hin und erreichten einen kleinen Wald, in dessen Schatten mehrere vereinzelte Hütten lagen. Aus einigen erklang ein seltsames Geräusch. Durch die Tür sahen sie nun etwa sechs Frauen am Boden sitzen vor einem langen, rechteckigen Stück Holz, auf welchem sie mittels eines vierkantigen Stückes, das an den Seiten parallel laufende Längsrinnen, jedoch von verschiedener Breite, zeigte, die faserige Rinde des Maulbeerbaums klopften. Aus einer Kokosnuß tippten sie mit dem Finger eine klebrige Flüssigkeit auf die Fasern, um sie miteinander zu verbinden. Es war eine Art Leim. Sie schlugen die Strähnen so fein und so weich, daß ein haarartiger Stoff daraus entstand.

Die Engländer blieben mehrere Tage auf diesen Inseln und versahen sich sehr reichlich mit frischem Gemüse und Obst. Beiden Königen schenkte man je zwei Ziegen und zwei Schweine. Auch ließ Cook Kartoffeln anpflanzen. Bald aber machte sich bei den Insulanern die Begehrlichkeit bemerkbar. Sie begannen zu verstehen, wie wertvoll die Sachen seien, die die Fremdlinge an Bord ihrer Schiffe führten, und schließlich fiel eine Schar von ihnen über einen Matrosen her, der allein nach Früchten ausgegangen war. Sie erschlugen ihn und raubten ihm seine Kleider und seine Waffen. Das geschah auf der Insel des jungen Königs. Fast gleichzeitig ereignete sich ein ähnlicher Zwischenfall auf der Insel des alten Königs. Der Botaniker Sparrman hatte einen Ausflug nach einer einige Kilometer vom Strande entfernten Waldwiese gemacht, nur von seinem Diener begleitet. Sie wurden von Eingeborenen umringt und angegriffen. Zum Glück hatten sie Pistolen bei sich. Dennoch erreichten sie nur mit knapper Not das Gestade, und der Gelehrte kam mit einer tiefen Wunde im Oberarm, die ihm eine Streitaxt geschlagen hatte, an Bord zurück.

Cook hielt es unter diesen Umständen für geraten abzureisen, zumal er ja auch seinen Zweck vollauf erreicht hatte. Der alte König sandte ihm einen seiner Würdenträger, der junge König kam selbst an Bord. Beide sprachen ihr innigstes Bedauern über die unangenehmen Vorfälle aus und nahmen aufs freundschaftlichste Abschied von Cook. Als sie das Schiff verlassen, entdeckte man freilich, daß ihr Gefolge verschiedene Sachen, wie Beile, Segeltuch, Taue, Nägel und anderes, mitgenommen hatte.

Als die „Discovery" in See stach, gaben zahllose Pirogen ihr das Geleit, darunter auch das Staatsfahrzeug des Königs. Der jugendliche Fürst stand am Bug und winkte unaufhörlich mit beiden Händen, als wünschte er dem Schiffe Heil und Segen und glückliche Fahrt.

An den folgenden vier Tagen fuhr Cook an einer großen Zahl von Inseln vorüber, doch begnügte er sich, ihre Lage zu ermessen und ihnen auf seiner Karte Namen zu geben, welche sie zum Teil heutigentags noch tragen, ging aber nirgend an Land.

Hierauf nahm Cook westlichen Kurs und erreichte nach einigen Tagen eine neue Gruppe von dicht beieinander liegenden, ganz kleinen Inseln, welche jedoch alle bewohnt und bebaut waren. Vor derjenigen, die die größte von ihnen zu sein schien, warf er Anker. Er ging an Land, um Tauschgeschäfte anzuknüpfen, und die Insulaner empfingen die Fremden sehr freundlich und feierten ihre Ankunft sogar mit Spiel und Tanz. Der erste Tag verlief in Ruhe und Frieden. Am zweiten Tage aber, als man mehrere Eingeborene mit an Bord nehmen wollte, schoß einer, dem dies verweigert wurde, weil man ihn schon einmal über einem versuchten Diebstahl ertappt hatte, einen Pfeil auf einen Matrosen ab, glücklicherweise ohne ihn zu verwunden. Leutnant Pickersgill streckte den Wilden sofort mit einer wohlgezielten Kugel nieder und ließ die andern Insulaner, statt sie aufs Schiff zu fahren, aus den Booten ins Wasser werfen. Das war nun das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff. Eine Wolke von Pfeilen brauste über die „Discovery" her, richtete jedoch keinen nennenswerten Schaden an. Indessen genügten Flintenschüsse nicht, die außer Rand und Band geratenen Insulaner zurückzujagen. Es mußte eine Kanone abgefeuert werden.

Ein paar Stunden später aber kamen sie schon wieder heran mit allen Anzeichen des Friedens und wollten Tauschgeschäfte machen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Das Scharmützel schienen sie inzwischen vollständig vergessen zu haben. Sie waren von Gesicht überaus häßlich, von Gestalt klein und von mangelhafter Proportion. Ihre Hautfarbe glich der Bronze. Das Haar war schwarz und kraus, und die Männer trugen dichte, lange Bärte. Der absonderliche Brauch, sich den Leib mit einem Strick ganz fest zusammenzuschnüren, gab ihnen ein ameisenhaftes Aussehen. Viele von ihnen trugen in der Nasenwand ein Stück Knochen oder einen flachen, spitzen

Stein. Bei den Frauen sah man Ohrenschmuck aus Schildkrötenschalen und Ringe aus Muscheln. Ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen, Lanzen und Keulen.

Die Pfeile hatten doppelte und dreifache Spitzen, und sie rieben sie mit einem Pflanzensaft ein, den sie in einem besondern Gefäß bei sich führten und mit dem sie sehr behutsam umgingen. Offenbar war dies ein starkes Gift. Als die Engländer den Hafen verlassen hatten, erkrankten einige von ihnen sehr schwer unter fieberartigen Erscheinungen. Mehrere der Kranken schwebten tagelang in Lebensgefahr und genasen erst nach etwa zehn Tagen. Man stellte fest, daß diese Leute alle von Fischen gegessen hatten, welche die Eingeborenen mit ihren Pfeilen geschossen. Ein Papagei und ein Hund, die einige Brocken von dem Fischfleisch erhalten hatten, gingen ein.

Eine Inselkette schloß sich an die andere, während das Schiff seinen westlichen Kurs verfolgte, und wir kennen diese Gruppe von teils kleineren, teils größeren Eilanden, die alle zusammengenommen einen Flächeninhalt haben wie etwa Deutschland ohne das Königreich Preußen, unter dem Gesamtnamen Ozeanien und unter den Sondernamen der Niedrigen Inseln, der Austral-Inseln, des Cook-Archipels, der Samoa-Inseln, der Unions-Inseln, der Gesellschafts-, Freundschafts- und Fidschi-Inseln, der Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien. Eine nicht unbeträchtliche Zahl dieser Eilande, wie Tahiti, Neuseeland, Neuguinea hatte Cook auf seinen beiden ersten Weltreisen schon teils gesichtet, teils besucht und erforscht, und der Leser möge nicht glauben, daß er sie alle auf einer einzigen Rundfahrt aufgefunden habe. Auf einigen fand er sogar bekannte Häuptlinge oder Könige wieder, die sich freuten, ihn noch einmal zu sehen, und ihn gastlich aufnahmen. Mit nordöstlichem Kurs gelangte er zu den Lagunen-Inseln, zu den Phönix-Inseln und zu den Sporaden. Die Aufklärung über die große Fülle von Inselgruppen im Stillen Ozean zwischen Australien und Amerika ist sein größtes Verdienst.

✣✣✣

Achtes Kapitel.

Cooks Tod.

Wie schon erwähnt, kam der große Weltumsegler auf seiner dritten Reise ums Leben, auf welcher er den Versuch machte, eine Durchfahrt von der Südsee nach Norden aufzufinden. Er entdeckte auf dieser einen Archipel, den er die Sandwichinseln taufte, zu Ehren des Mannes gleichen Namens, der seine Fahrten finanziell unterstützte, vermochte aber sein Ziel nicht zu erreichen, sondern sah sich vor dem undurchdringlichen Packeis der Beringstraße zur Umkehr gezwungen. Gen Süden steuernd, kam er abermals zu den Sandwichinseln und fand hier, wie bei seinem ersten Besuch,

auf der Hauptinsel, die Hawai genannt war, eine sehr freundliche Aufnahme, was ihm um so lieber war, da sein Schiff, die „Discovery", arg gelitten hatte und seine Mannschaft der Ruhe bedurfte.

Die Engländer ließen es sich auf Hawai wohl sein, und unter ihnen und den Insulanern herrschte das beste Einvernehmen. Niemand hätte es sich in diesen Tagen träumen lassen, welche Wendung die Dinge binnen kurzem nehmen sollten. Cook bezeichnete die Leute von Hawai in seinen letzten eigenhändigen Notizen als sehr intelligent und zuverlässig und versah sich von ihnen keines Unheils.

Während die Matrosen und die Insulaner in der gewohnten Weise Tauschgeschäfte trieben, machten sich die Gelehrten Forster und Sparrman, begleitet von dem Maler Hodges und zehn Matrosen, auf den Weg, um einen feuerspeienden Berg zu besteigen, den die Einwohner Mauna Loa nannten, was so viel heißt wie „hoher Berg". Die Expedition war mit Vorrat für mehrere Tage ausgerüstet, weil die Gelehrten genaue Beobachtungen und Messungen vorzunehmen beabsichtigten und außerdem der Maler ein Bild des Kraters und seiner Umgebung entwerfen sollte. Die Erklimmung des 4191 Meter hohen Gipfels war wider alles Erwarten weniger schwer als langwierig.

Der Weg führte in kaum merklicher Steigung bergan. Dichter Urwald bedeckte die fruchtbaren Hänge, durch den oftmals die Träger der Expedition den Weg mit der Axt bahnen mußten. Von Zeit zu Zeit kam man an einer Ansiedlung vorüber, die auf einer Lichtung angelegt war. Je höher man stieg, um so erhabener wurde auch der Rundblick nach rückwärts, wo sich die Insel zu den Füßen zu verlieren begann und das weite blaue Meer sich ausdehnte, übersät mit größeren und kleineren Inseln, die wie kleine grüne Smaragde auf der türkisfarbenen Flut schwammen. An den in der Nähe gelegenen Eilanden sah man den weißen Streifen der Brandung, und ganz weit hinten schloß das Meer sich als silberner Strich an den begrenzenden Horizont an.

Höher hinauf nahm die Vegetation ein Ende. Man befand sich auf dem Acker des Todes, auf dem Boden starrer, unwiderruflicher Verwüstung. Die vielgereisten Forscher hatten schon manches Abenteuer erlebt, schon manchen Kampf bestanden, schon manche Szene des Grausens geschaut, aber noch nie hatte so tiefer, kalter Schauer sie ergriffen, als jetzt, da sie über das schwarze, erstarrte Meer von Lava zogen, das zu ihren Füßen in wildzerrissenen, verzauberten Wellen ähnlichen Klippen sich bergan zog. Auf den Gletschern der Alpen erfaßt uns auch das Gefühl des Schreckens, aber dort sieht man doch noch einen Sonnenstrahl, der die harten Massen erweicht oder ihnen eine Träne entlockt. Man hört die Quellen rauschen, die die tiefer gelegenene Landschaft erquicken. Doch in diesen schwarzen

Lavaschollen, in diesen starrgewordenen Schlammwellen wohnte keine Hoffnung auf Licht und Leben. Vorsichtig kletterten die Reisenden über die Schlacken. Kein Weg, kein Steg war hier getreten. Wer konnte sagen, ob jemals vor ihnen ein Mensch den Fuß hierher gesetzt hatte?

„Man könnte glauben," sagte Forster, „man ginge über ein frisch gepflügtes Feld, wenn man nicht das harte Gestein unter den Füßen fühlte."

„Wahrlich," antwortete Sparrman, „dann müßten Zyklopen selber hier gepflügt haben."

„Ja, und zwar mit Gespannen von Elefanten oder vorsintflutlichen Dickhäutern," setzte Wales hinzu.

„Eher möchte ich die Landschaft mit einem Gletscher vergleichen," sagte Sparrman, „auf den Ruß gefallen ist. Ich möchte sagen, dies sei der Eingang eines schwarzen Kocytus, der die Dämme des Orkus durchbrochen hat."

„Oder man könnte diese Strecke einen Pfad zur Hölle nennen," ließ sich nun Forster abermals vernehmen, „welcher mit Totenköpfen gepflastert ist. Haben nicht manche dieser Blöcke ganz das Aussehen von riesigen Schädeln mit klaffenden Kinnbacken und leeren Augenhöhlen?"

Darauf stiegen sie unter tiefem Schweigen weiter, ergriffen von der furchtbaren Einöde, die sie umgab. Unwillkürlich prüften sie die Luft, ob sie nicht nach Rauch und Schwefel zu riechen begänne. Unwillkürlich richteten sie den Blick nach dem Rande der Höhe, die sie nun vor sich sahen, in der Erwartung, zuckende Blitze zu sehen. Ihre Füße zauderten bei jedem Schritt, als müßte alle Augenblicke die Erde zu beben anfangen. Doch nichts dergleichen geschah.

Vor den Gelehrten lag nun die kegelförmige Spitze, die einem niedrigen, dafür aber unermeßlich breiten Maulwurfshügel glich. Kein Weg führte hinan; jeder Tritt, den man vorwärts tat, begrub die Spur des früheren. Mehrmals stieg und stieg man und blieb doch, wie in einer Tretmühle, auf derselben Stelle, weil man keinen festen Fuß fassen konnte und immer wieder zurückrutschte.

Endlich erreichte man den Gipfel des Kraters, ein gewaltiges Loch von einer Größe, daß man kaum den jenseitigen Rand erblicken konnte. Der Aschenkegel, der rings den Krater umschloß, war hart und fest wie gebackener Lehm, und die Masse umgab hier und dort gleich zähem Mörtel große Basaltblöcke. Auf einem derselben nahm die Gesellschaft Platz, um zu essen und zu trinken. Sie zogen es aber vor, dem gähnenden Schlunde den Rücken zuzukehren und den Blick nach dem Meere und der glücklichen Landschaft im Tale zu richten. Wie weit lag sie von ihnen entfernt! Welcher Unterschied zwischen dort und hier! Fast hätte man meinen mögen, nicht mehr auf derselben Erde zu sein.

„In der Tat," sprach Wales sinnend, „die Worte, die der italienische Dichter Dante über sein Lied von den Schrecken des Fegefeuers gesetzt hat, könnte man mit Fug und Recht auch über diese Stätte schreiben: ‚Laßt alle Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr hier eintretet!'"

Nachdem sich die Forscher durch Fleisch, Brot und Wein gestärkt hatten, erhoben sie sich und traten ganz dicht an den Rand. Der Blick in die furchtbare Tiefe, in den wildzerrissenen Schlund des noch nicht erloschenen Vulkans hatte etwas unendlich Grausiges. Man hatte das Gefühl, unmittelbar in das geheimnisvolle Innere der Erde hinabzuschauen; man erwartete, die Risse, die schwarzen Spalten, die gähnenden Löcher würden sich erweitern und Feuer und Schwefel den Verwegenen ins Antlitz speien, die es wagten, die Blicke hier hineinzuwerfen.

Die Gelehrten umschritten den weiten Kreis, und diese Wanderung, die mehr als fünf Stunden dauerte, bis sie ihren ersten Standpunkt wieder erreicht hatten, gehörte zu den denkwürdigsten, unvergeßlichsten, die sie auf ihren weiten Weltreisen je unternommen hatten. Auf der einen Seite erblickten sie stets das anmutige Tal mit dem herrlichen Ozean und den weiten, von schimmernden Wölkchen übersäten Himmel, und zur anderen Seite gähnte die Tiefe, der Schornstein des Hephästos.

Der Kessel lief nach unten trichterförmig zu, doch in sehr mäßigem Abschuß. Die Entfernung bis zum Boden schätzten die Forscher am tiefsten Punkte auf etwa dreihundert Fuß. Nur an einigen Stellen waren die Wände ganz steil, an anderen waren sie jedoch so sanft abgeschrägt, daß man ohne Gefahr hätte hinuntersteigen können. Mitten auf dem Boden unten erhob sich ein etwa fünfzig Fuß hoher schwarzer Hügel, gewissermaßen der innerste Schornstein des Höllenrachens, der beim letzten Ausbruch durch ausgeworfene Asche und Steine gebildet worden war und nur bis zur nächsten Eruption Bestand haben sollte, um dann wieder durch einen neuen ersetzt zu werden.

Der Raum rings um den Hügel her war ganz mit vielfarbigem Schwefelschlamm ausgegossen, der nicht nur das gewöhnliche Schwefelgelb zeigte, sondern ins Grüne, Blaue, Rote und Orange schillerte. Da nun bekanntlich die metallischen Farben alle anderen an Leuchtkraft überbieten, so sahen die Forscher, solange die Sonne schien, einen wunderbar schimmernden Teppich zu ihren Füßen, der jedoch bei aller Pracht, mit welcher er dem Auge schmeichelte, zugleich das Unheimliche einer buntgefleckten Schlangenhaut hatte. Die Farben des Bodens gewannen an Lebhaftigkeit auch dadurch, daß der schwarze Haufen in der Mitte einen auffallenden Kontrast dagegen bildete.

„Ich bin der Meinung," sagte Forster, „daß kurz vor unserer Ankunft auf dieser Insel ein Ausbruch, wenn auch ein unbedeutender, stattgefunden

hat. Noch haben sich die Geister des Berges nicht beruhigt, und niemand kann sagen, ob nicht in der nächsten Minute etwas vor sich gehen wird. Die leise gärende Masse dort unten scheint sich dazu zu rüsten."

„Und was dann?" fragte Hodges, der Maler, und seine Hand, die Papier und Bleistift hielt, zitterte leise.

„Wir würden zuerst einen unterirdischen Donner hören," antwortete Forster, blieb stehen und sah tief hernieder an einer besonders steil abstürzenden Stelle, „dann würde uns ein heftiger, glühender Hauch anwehen, und dann müßte das Spiel der Flammen aus dem Schornstein heraufloden, zugleich mit einem Geprassel von Steinen und Asche. Ein Vorgang, welcher sich nach acht bis zehn Minuten wiederholen würde."

„Ich danke für die gütige Auskunft," versetzte Hodges. „Meine Skizze würde dabei höchstwahrscheinlich versengt werden."

Ein freundlicheres Schauspiel veranlaßte die Reisenden jetzt, dem Krater auf einige Zeit den Rücken zu kehren; die Sonne ging unter hinter einer der fernliegenden Inseln, mit einem glühenden Kusse von der Welt scheidend. Die grünen Eilande schwammen in der Purpurglut des Meeres, und die Wellen schlugen wie Goldschaum an die von Wald bekränzten Gestade.

Doch kaum war die Sonne versunken, kaum war am Himmel das Farbenspiel der Abendröte verblaßt, kaum hatten die Schatten der Nacht die See und die Inselflur eingehüllt, so zeigte sich den Forschern ein neues, ergreifendes Schauspiel. Ein Leuchten stieg, je finsterer die Nacht wurde, um so greller ganz dicht in ihrer Nähe gegen den Himmel empor und verbreitete sich immer weiter und höher. Es ging nicht von dem zu ihren Füßen liegenden Krater aus, sondern lag jenseit des gleich einem schwarzen Bergsee vor ihnen sich ausdehnenden Kessels. Sie machten sich, obwohl es rasch immer dunkler wurde, geführt von diesen Lichtspiel, auf den Weg, um dessen Ursache festzustellen.

Wer aber beschreibt das maßlose Erstaunen der Forscher, als sie nach einem kurzen Marsche sich am Rande eines zweiten Kraters sahen, welcher den des Mauna Loa an Ausdehnung noch übertraf. Je näher sie gekommen waren, um so mehr hatte der Feuerschein zugenommen, um so öfter waren dichte Rauchwolken gegen sie herangeweht. Doch stiegen diese nicht in einzelnen Stößen hervor, wie dies bei Eruptionen geschieht, sondern schwebten wallend über der Umgegend, wie von einem steten Feuer ausgehend. Je weiter sie vordrangen, um so heißer wurde die Luft. Es war, als befänden sie sich in einem ungeheueren Hochofen. Und als sie den Kraterrand erreichten, blickten sie in einen See von Feuer. Der ganze Kessel, der einen Durchmesser von mehreren tausend Metern haben mochte — am folgenden Tage maßen sie seine

Ausdehnung und ermittelten einen Radius von 4900 Metern und einen Umfang von 12 Kilometern —, war mit flüssiger Lava angefüllt, die darinnen glühte und brodelte.

Ein betäubender Dunst stieg zu ihnen empor. Die Luft zitterte unter dem siedenden Hauche. Weißglühhitze wehte ihnen ins Gesicht. Sie starrten fassungslos hinab, bis ihnen die Augen weh taten. An einigen Stellen verdeckte dicker Rauch die feurige Masse, vielfach aber lag sie frei vor den Blicken da, blutrot, flimmernd und blendend. Hier und dort wallte sie hoch auf, und ein metallisch erglänzender Schaum zeigte sich auf der Oberfläche. Auch Garben von Funken zischten auf.

Von dunkelster Nacht begünstigt, erreichte dieses Schauspiel eine schauerlich-schöne Wirkung. Hin und wieder stiegen glühende Steine hoch über den Rand des Kraters empor. Bald sanken sie gleich einem Büschel von Raketen, zum Teil in der Luft verpuffend, wieder in den kochenden Schlund zurück. Bald flogen sie, von stärkerem Stoß geschleudert, wie ein Springbrunnen von Flammen über den Rand hinweg, rollten an dem schwarzen Hügel zu Tale und blieben unten in der Tiefe wie leuchtende Glühwürmer liegen. Manchmal erhoben sich auch Tausende von Steinchen zu gleicher Zeit und spielten wie feurige Kugeln hüpfend auf und nieder.

Die Gelehrten schritten ein Stück zu Tale, bis sie am Rande der Waldregion einen zum Nachtlager geeigneten Platz fanden. Zelte hatten sie nicht mitgenommen; sie biwakierten unter freiem Himmel, um am frühen Morgen des folgenden Tages zum Kilauea, wie die Eingeborenen den Berg mit dem Feuersee nannten, zurückzukehren und ihre Beobachtungen, Messungen und Aufzeichnungen zu vollenden. Während sie damit beschäftigt waren, stellte Hodges, der Maler, seine Staffelei am Rande des Feuersees auf und entwarf ein in Wasserfarben ausgeführtes Bild. Der Tag verfloß über diesen Beschäftigungen, und abermals übernachteten die Forscher im Walde zu den Füßen der Vulkane. Am folgenden Morgen drängte Forster zum Aufbruch. Eine unerklärliche Beklommenheit beherrschte ihn, ein Gefühl der Angst, der unbestimmten Sorge, wie er es oft bei plötzlichen Unglücksfällen vorahnend empfunden zu haben behauptete. Er glaubte — was in dieser Gegend erklärlich war —, ein Ausbruch des Kraters stände bevor, und diese Meinung teilten seine Freunde. Sie ahnten nicht, daß an diesem Tage die Briten im Tale in große Bedrängnis geraten sollten. Sie traten nun ihren Rückmarsch an und erreichten die Küste gerade zur rechten Zeit, um ihnen Hilfe zu leisten und sich auf das Schiff zu retten.

Während die Forscher diesen Ausflug unternahmen, folgte Cook der Einladung des Häuptlings zu einem Gastmahl, das dieser ihm zum Abschied veranstaltete. Der Seefahrer hatte wissen lassen, daß er in einigen Tagen

die Heimreise anzutreten gedächte. Obwohl Cook von dem friedfertigen Charakter der Insulaner fest überzeugt war, da noch nicht der geringste Zwischenfall ihm Anlaß zum Mißtrauen gegeben hatte, so ließ er dennoch nicht die Vorsicht, die ihm zur Gewohnheit geworden war, außer acht und befahl den auf dem Schiffe zurückbleibenden Leuten, alles zur Abfahrt bereit und auch die Kanonen schußfertig zu halten. Er verabredete ein Signal von drei schnell aufeinanderfolgenden Pistolenschüssen, die das Zeichen drohender Gefahr sein sollten. Daraufhin sollte sofort das Feuer der Geschütze eröffnet und Verstärkung geschickt werden.

Er selbst begab sich mit sechzig Mann und mit der Mehrzahl seiner Offiziere an Land, wie immer vollständig bewaffnet und für alle Fälle gerüstet. Die Eingeborenen gaben keine Ursache, feindliche Absichten zu vermuten. Der Häuptling empfing seine Gäste im vollen Ornat seiner exotischen Majestät und geleitete sie in seine Wohnung. In dem geräumigen Hofe ließ man sich auf Matten nieder, und alsbald traten Tänzer und Tänzerinnen an und führten einen wilden Reigen auf, wozu sie mit allerlei Instrumenten einen gräßlichen Lärm machten, der Cook nicht eben erwünscht war, weil er bei Besuchen in Eingebornenhütten grundsätzlich die Ruhe liebte, die ihm gestattete, auch das zu hören, was außerhalb der Hütte vorging.

Das Fest nahm jedoch einen durchaus fröhlichen Verlauf. Die Eingeborenen waren außer sich vor Freude, die Weißen zu bewirten, der König überbot sich in Liebenswürdigkeiten, köstliche Früchte, ganze am Spieße gebratene Schweine, Wildenten und Hühner wurden aufgetragen, und dazu gab es in ausgehöhlten Kürbisschalen ein angenehmes Getränk, das wie eine Limonade aus gemischtem Obst schmeckte und das mit Schnee von den Bergen gekühlt war. Kurz, es war ein für hawaianische Verhältnisse wahrhaft fürstliches Diner.

Die Mahlzeit war noch nicht beendet, als draußen Flintenschüsse erklangen. Cook erhob sich sofort und schickte Pickersgill hinaus, sich nach der Ursache zu erkundigen. Der Häuptling suchte ihn zu beruhigen. Vielleicht hätten sich wieder ein paar Wildenten am Strande gezeigt, meinte er. Doch gleich darauf kam Pickersgill sehr erregt zurück; ein paar der an den Booten zurückgelassenen Wachen folgten ihm und erklärten, die Insulaner hätten sie in großer Überzahl angegriffen und ihnen eins der Boote geraubt.

„Was bedeutet das, Häuptling?“ rief Cook.

Der Eingeborene machte allerlei Ausflüchte und fand sich sofort bereit, den Briten an den Strand zu folgen, um den Zwischenfall aufzuklären.

Draußen sahen die Dinge bedenklich aus. Eine Menge von bewaffneten Wilden stürmte, sobald sie sich zeigten, heran und umringte sie. Cook übersah mit einem Blick die Situation. Auf seinen Wink schlossen sich die Matrosen dicht um den Häuptling, um ihn als ersten niederzustechen, wenn es zu

Feindseligkeiten kommen sollte. Cook aber gab ohne Säumen die drei verabredeten Signalschüsse aus seiner Pistole ab, und alsbald brach auch von der „Discovery" Verstärkung auf, während ein Kanonenschuß kundtat, daß die Artillerie bereit sei, alle Augenblicke in den Kampf einzugreifen.

Als die Wilden sahen, daß neue Feinde unterwegs waren, machten sie ernst. Mit Keulen und Speeren fielen sie über die Engländer her. Cook war mit einem Sprunge neben dem Häuptling, um ihn wegen seines Verrats zur Rede zu stellen.

„So hintergehst du mich?" rief er. „Gestehe, daß dies alles auf dein Geheiß vor sich geht! Du ludest mich ein, bei dir zu speisen, um mir die Boote zu rauben und mich mit meinen Begleitern niederzumachen! Du bist mein Gefangener und folgst mir als Geisel auf mein Schiff, bis deine Leute mir das gestohlene Boot zurückgeben! Geschieht dies nicht, so stirbst du, verlaß dich darauf!"

„Die Weißen sind klug und erraten alles," versetzte der Wilde mit finsterm Lächeln. „Doch manchmal kommen wir ihnen zuvor!"

Bei diesen Worten griff er unter seinen Mantel, zog blitzschnell den Dolch hervor, den Cook selbst ihm geschenkt hatte, und schwang die Waffe gegen dessen Brust. Cook aber war auf seiner Hut.

„Das für deinen Verrat!" rief er und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf.

Der Wilde sank mit einem Fluche zu Boden.

Die Insulaner sahen ihren König stürzen und erhoben ein markerschütterndes Gebrüll. Die Briten schlossen sich nun dicht zusammen und hielten sich mit ihren Stutzsäbeln die Feinde vom Leibe. Dazwischen feuerten sie ihre Pistolen ab, doch hatten sie keine Zeit, sie wieder zu laden. Von der „Discovery" dröhnten die Kanonen, doch sollten sie nur dazu dienen, durch ihren Knall den Eingeborenen Furcht einzujagen; denn in das Handgemenge hineinzuschießen, war ganz unmöglich. Man hätte dabei ebenso viele Engländer wie Wilde töten können. Die Boote mit der Verstärkung legten an, und die Matrosen eilten herbei. Ihrem Eingreifen gelang es, die Feinde zurückzutreiben, so daß wenigstens der Weg zum Gestade für Cook und die Seinen frei wurde.

Da jedoch das gestohlene Boot noch nicht wieder zur Stelle geschafft worden war, so mußten die Engländer sich auf drei Boote verteilen. Cook bestand darauf zu warten, bis der letzte seiner Leute eingestiegen war. Die Insulaner drängten von neuem herzu, und als zwei Boote schon abgestoßen waren, kamen die Briten von neuem in große Not. Zur rechten Zeit erschollen Schüsse von der Landseite, und Forster und Sparrman kamen mit den zehn Mann ihrer Begleitung aus dem Bergwalde zu Tal geeilt. Cook hatte wohl an sie gedacht und sie schon verloren gegeben, da die plötzliche Wendung zur Feindseligkeit ihn zu unerwartetem Abbruch seines Aufent-

halts zwang. Es war aber seine Absicht, mit dem Schiffe in Schußweite des Landes zu bleiben, um jederzeit Versuche zur Rettung seiner Freunde zu machen, sobald sie den Strand erreichten. Jetzt kehrten sie zu guter Stunde von ihrem Ausfluge zurück, und ihr Angriff, der von der Seite erfolgte, kam so plötzlich, daß die Wilden die Flucht ergriffen.

Doch ein halbes Dutzend von ihnen — Angehörige des gefallenen Häuptlings — schienen entschlossen, ihr Leben an dessen Rache zu wagen, und unbekümmert um die unerwarteten Pistolenschüsse, die hinter ihnen erklangen, griffen sie immer wieder die Engländer an und suchten sie von dem dritten Boot wegzudrängen. Cook, in seiner großen Freude über die rechtzeitige Ankunft der Expedition, lief Forster entgegen, der als erster schreiend aus dem Saume des Waldes auftauchte. Dies sahen die Wilden sofort, und ehe die Matrosen es hindern konnten, hatten sie ihn umringt. Wohl streckten gutgezielte Schüsse sofort ein paar von ihnen nieder. Die andern aber schlugen mit ihren Keulen auf Cook los, der unter ihren Hieben zusammenbrach. Als er am Boden lag, stießen sie ihm ihre Speere in die Brust. Dann ergriffen sie die Flucht und gesellten sich zu den Ihrigen, die aus gemessener Entfernung Lanzen und Pfeile herüberschickten.

Cooks Tod war indessen das Zeichen zu einem neuen Angriff. Mit lautem Jubelgeschrei begrüßten die Wilden den Fall des weißen Häuptlings und stürmten wie eine lebende Lawine über den Strand hin. Hatten sie den fremden Führer niedergestreckt, so wollten sie nun auch seine Leiche haben, um ihren Triumph zu vervollständigen. Die Engländer machten einen letzten verzweifelten Versuch, Cook zu retten. Mit Todesverachtung warfen sie sich den Insulanern entgegen, ein Boot, das schon ein Stück weit gefahren war, kehrte noch einmal um, und die Matrosen sprangen an Land und drangen vor. Allein es gelang ihnen nur, Forster und Sparrman aus dem Gewühl der Wilden herauszuhauen und glücklich ins Boot zu bringen. Um Cooks Leichnam hatte sich ein Knäuel geschlossen, den keine Menschenmacht durchdringen konnte. Die Wilden schleppten ihn hinweg, und zufrieden mit dieser Trophäe, traten sie den Rückzug an. Die Engländer aber stießen die Boote in See und fuhren zur „Discovery." Sie hatten bei diesem Kampfe etwa dreißig Mann verloren.

Tiefe Trauer herrschte an Bord. Der geliebte Führer war gefallen, der edle, tapfere, stets besorgte Mann, der alle Entbehrungen mit ihnen geteilt, der ihnen stets das Beispiel musterhafter Führung, unentwegten Gottvertrauens und nimmer erschlaffender Tatkraft gegeben, er war nicht mehr. Doch daß er im Kampfe gegen Feinde gefallen, das war Seefahrers Los. Ein jeder von ihnen mußte damit rechnen. Nur daß man nicht einmal seinen Leichnam den Händen der Kannibalen hatte entreißen können, daß man den teuren Toten diesen Wilden lassen mußte, von deren Roheiten

feindlichen Leichen gegenüber man furchtbare Beispiele vor Augen gehabt hatte, das war's, was die Seefahrer am heftigsten bedrückte.

Kapitän Furneaux verzichtete jedoch im Einverständnis mit den übrigen Offizieren und aus Rücksicht darauf, daß schon dreißig Mann gefallen waren — ein Verlust, der bei der Bedienung des Schiffes sich schon sehr störend bemerkbar machen mußte — auf jeden Versuch, die Leichen Cooks und der andern zu bergen. Sobald die Boote glücklich an Bord waren und ein Kriegsrat in aller Eile abgehalten worden, lichtete er die Anker und trat die Heimreise an.

Es war eine Trauerfahrt. Am 1. Oktober 1780, nach mehr als vierjähriger Abwesenheit, steuerte die „Discovery" in die Themse hinein. Sie führte die Flagge am halben Mast, und bei diesem Anblick senkten sich sofort auf allen Schiffen, die an der Themsemündung lagen, die Flaggen ebenfalls auf Halbmast, denn es gab in ganz England keinen Menschen, der nicht gewußt hätte, daß auf der „Discovery" der berühmte Weltumsegler Cook unterwegs sei, um Britanniens Kolonialbesitz zu mehren und neue Erdteile aufzufinden. Als man nun sein Schiff mit dem Abzeichen der Trauer ankommen sah, da wußte auch alsbald ein jeder, wem dieses Zeichen gelte, und daß das Schiff ohne seinen Führer oder doch mit dessen Leiche zurückkehre. Als dann die schrecklichen Umstände seines Todes bekannt wurden, da beweinte ihn alles Volk. Nationaltrauer herrschte in ganz England. Forster machte sich ans Werk und veröffentlichte einen getreuen Bericht über diese letzte Reise Cooks und die zwei vorigen und setzte ihm darin ein seiner würdiges Denkmal. Englands dankbarer König aber erhob die Nachkommen Cooks in den erblichen Adelsstand.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Tausend Kilometer im Kanu.

(Nach Hermann von Wissmanns Reisewerk „Im Innern von Afrika" *) bearbeitet)

Von Walter Heichen.

1.

Im Lager.

Man schrieb den 16. Juli des Jahres 1884. An diesem Tage verließ eine große Expedition, die von Leopold, dem König der Belgier, ausgerüstet worden war und von dem deutschen Forscher Wissmann geführt wurde, die Ortschaft Malansche in der portugiesischen Kolonie Angola, um weit in das noch völlig unbekannte Innere des äquatorialen Afrika vorzudringen und das Gebiet des Kassai zu erforschen, der dem Kongo als dessen größter Nebenfluß zuströmt. Die Route der Forschungsreise zerfiel in zwei Teile: in den Landweg, dessen Endpunkt Mukenge bildete, etwa unter dem 23. Längen- und 6. Breitengrade im Kongostaat gelegen, und in die Stromfahrt, die vom Luluafluß, an welchem Mukenge liegt, in den Kassai und diesen hinab zum Kongo und bis zum Stanley-Pool zu führen war. Das Herz des Kongostaats also war es, das erforscht werden sollte, das Rätsel der Hauptströme, welche als Verkehrsader von der Küste zum Innern dienen konnten, sollte gelöst werden.

Der stattliche Zug der Karawane bewegte sich langsam durch die Savanne. Bisweilen verschwand er in dem Grase, das stellenweise eine Höhe von drei Metern erreichte. An der Spitze schritt ein Führer vom Stamme der Massongo, ein riesenhafter Mann von athletischem Körperbau. Ihm folgten, auf Reitstieren sitzend, zwei Weiße: Wissmann, der Leiter, und Wolff, der Mediziner. Die Tiere gingen gemächlich im Schritt. Die

*) Das genannte Reisewerk ist im Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienen.

kurzen Beine, der gedrungene Körperbau, der Höcker zwischen Widerrist und Nacken und die ziemlich tief von der Brust herabhängende Wamme verliehen ihnen ein halbwildes, kraftvolles Aussehen. Den langen Schwanz schwenkten sie unaufhörlich hin und her, um die Bremsen zu vertreiben, die ihnen in Schwärmen folgten. Hinter ihnen schritt eine lange Kette von Trägern, hundert Mann vom Massongo- und Malansche-Stamme, lauter auffallend große Gestalten, die ihre Lasten kaum zu fühlen schienen. Mit Absicht hatte man sie an die Spitze gestellt, um ein schnelles Marschtempo zu erzielen.

Die zweite Abteilung wurde abermals von zwei Weißen geführt. Das waren der Schiffszimmermann Bugslag und der Büchsenmacher Schneider. Auch sie saßen auf Reitstieren. Etwa hundertundzwanzig Mann vom Stamme der Dondo und der Bondo bildeten diese mittlere Gruppe des Zuges: kleine, skelettartig abgemagerte Neger, von denen einige krumme Beine und hohe Schultern hatten. Sie stachen gegen die Leute des ersten Zuges unvorteilhaft ab.

Vor der dritten und letzten Abteilung — hundert Schinga-Leuten — ritt ein einzelner Weißer, ein kleiner Mann mit kühner Adlernase: Curt von François, der Geograph der Expedition. Den Beschluß bildeten die beiden Brüder Franz und Hans Mueller, von denen Franz, der ältere, der Meteorologe und Photograph, Hans, der jüngere, der Zoologe und Botaniker der Reisegesellschaft war. Außer den dreihundertundzwanzig als Träger gemieteten Eingeborenen zogen viele Frauen mit, so daß die Kopfzahl der ganzen Karawane weit über vierhundert hinausging. Abgesehen von den Reitstieren waren keine Tiere im Zuge, auch fehlten Wagen oder andere Beförderungsmittel.

Nur ein Stahlboot befand sich bei der Expedition, von welchem man jedoch nichts sah, da es, in seine Bestandteile zerlegt, in Gestalt von sechs Lasten auf den Schultern der Träger ruhte. Das Gleiche war mit einer kleinen Kanone der Fall, einem Geschenk der Eisen- und Geschützgießerei von Krupp.

Nur wenige Stunden konnte die Expedition an diesem Tage marschieren. Wie gewöhnlich, war der Antritt der Reise von den schwarzen Trägern festlich begangen worden, der Palmwein floß in Strömen, und am Morgen nach dem Gelage hatte es seine Not, die Neger zusammenzutrommeln. Mit schweren Köpfen und faulen Gliedern stellten sie sich ein, aber die Weißen waren schon zufrieden, daß sie nicht in letzter Stunde noch im Stich gelassen wurden. Wissmann mußte dies besonders von seiten der Songo-Leute befürchten, da diese nur in seltenen Fällen für einen längeren Marsch in das unbekannte Innere zu haben waren.

Indessen ging der Aufbruch leidlich gut vonstatten. Mit tollem Geschrei fielen die Träger über das Gepäck her; jeder suchte eine möglichst leichte Bürde zu erhaschen; denn obwohl das Gewicht so gleichmäßig wie möglich verteilt worden war, so hatte es sich doch nicht vermeiden lassen, daß manchmal ein Unterschied von einigen Pfunden bestand, was für die Schultern, die die Last den ganzen Tag tragen sollten, schon etwas ausmachte; betrug doch das Gewicht jeder einzelnen Trägerlast reichlich einen halben Zentner.

Die Schwarzen zogen saure Gesichter, als sie alle das Gepäck wieder hinlegen und das, was die Abteilungsführer ihnen zuwiesen, aufladen mußten. Ein unerfahrener Reisender hätte aus einem solchen Anfang entmutigende Schlüsse für die Zukunft gezogen. Langsam und träge, unter Stöhnen und Fluchen schritten die Träger dahin; der Rausch des vergangenen Abends lähmte ihre Kräfte. Trotz energischen Antreibens entstanden weite Lücken in dem Zuge; viele blieben zurück; manche, die umgefallen waren, weigerten sich hartnäckig weiterzugehen, und bisweilen mußte die Peitsche eingreifen.

Schon nach kurzem Marsche erscholl das Kommando: „Halt!" — Die Träger warfen ihre Lasten auf einem großen, freien Platze nieder, und im Kreise um diesen herum wurden Zelte für die Weißen und Grashütten für die Neger errichtet. Alsbald strömte die Bevölkerung des nahen Dorfes Kipakassa in Scharen herbei. Fleisch, Gemüse und Obst wurden herangeschleppt, und ein lebhafter Tauschhandel entspann sich. Von neuem wurde Palmwein gekauft und getrunken, und es währte nicht lange, so herrschte abermals ein toller Lärm, der hier und dort in Tätlichkeiten ausartete.

Vergebens geboten die Führer Ruhe; die schwarze Gesellschaft, von den paar Wegstunden dieses Tages nicht erschöpft, verlangte nicht nach Schlaf. Sie hatten, um für ihre Beköstigung selbst Sorge zu tragen, ein jeder mehrere Ellen Tuch und andere zum Tauschhandel erforderliche Gegenstände zugeteilt bekommen und gaben nun gleich am ersten Tage einen Teil ihrer Vorräte für Palmwein aus. Die Dörfler besaßen große Mengen dieses landesüblichen Trunkes und freuten sich, ihn vorteilhaft zu verkaufen. Bald sah man Träger miteinander um die Kalabassen raufen, in denen das begehrte Naß herbeigeschafft wurde. Viele, die sich dazugehalten hatten, lagen schon wieder schwer berauscht am Boden, unfähig ein Glied zu rühren, die Luft mit ihrem Schnarchen und Röcheln erfüllend. Lieder wurden gesungen; das eintönige Rasseln von Trommeln und Klappern erklang ringsumher. Die Männer und Weiber schwatzten und kreischten. Kurz, es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm, den die Weißen vergebens zum Schweigen zu bringen versuchten.

„Ein vielverheißender Anfang!“ brummte François, indem er sich die Ohren zuhielt.

„Das ist man gewöhnt,“ sagte Wissmann. „Wenn wir erst weiter drin im Innern sind, werden wir sie fester anfassen. Jetzt könnten sie uns nach Malansche zurücklaufen. Ich glaube, es wird besser sein, schon von morgen ab getrennt zu marschieren. Wir erleichtern uns dann die Verpflegung, verringern bei den Leuten auch die Lust zu revoltieren und erlangen eine weit größere Beweglichkeit der Karawane, als wenn wir mit unsern vierhundert Menschen auf einundderselben Straße bleiben. Jede einzelne Abteilung wird aus Leuten der verschiedenen Stämme zusammengesetzt. Das ist — soviel sehe ich jetzt schon — praktischer, als die Leute sippenweis beieinander zu lassen. Sehen Sie nur, meine Herren, wie sie sich absondern, es fehlt nicht viel, so fangen sie unter dem Einfluß des Rausches eine Schlacht an.“

„Die Schinga-Leute dürfen unter keinen Umständen eine Abteilung für sich bilden,“ erklärte Wolff. „Man kennt ihre Lust zu streiken. Ich wenigstens möchte keine Expedition führen, die nur aus diesen Burschen besteht. Wenn sie in der Überzahl sind, ruhen sie nicht eher, als bis sie ihrem Herrn alles genommen haben, und wenn er ihren Erpressungen nicht nachgibt, dann lassen sie ihn mitten im Urwalde sitzen.“

„Dafür ist der Schinga allerdings bekannt,“ ließ sich Franz Mueller vernehmen; „aber die Massongo sind auch nicht viel besser. Sie wollen gewissermaßen mit Handschuhen angefaßt sein, und beleidigt man einen von ihnen, so halten alle andern zu ihm.“

„Auch die Dondo-Männer sind sehr unzuverlässig, und die Bondo wieder sind feige wie die Hasen,“ setzte Hans Mueller hinzu.

„Ja doch, ja doch, meine Herren,“ antwortete Wissmann. „Wir müssen jedoch zufrieden sein, daß es uns geglückt ist, diese Anzahl von Trägern aufzubringen. Sie wissen ja, welche Mühe es uns gemacht hat. Der Elfenbeinhändler Saturnino de Souza Machado hat uns die Mehrzahl der berufsmäßigen Träger dieser Gegend vor der Nase weggemietet. Wir müssen uns also sozusagen mit dem Ausschuß begnügen. Vierhundert Träger sollten es sein, nur dreihundertundzwanzig haben wir auftreiben können. Allein wir wußten alle, daß wir von vornherein auf Schwierigkeiten stoßen würden, und unsere Landreise, meine Herren, daran erinnere ich immer wieder, ist der leichtere, harmlosere Teil unserer Entdeckungsfahrt. Die eigentlichen Schwierigkeiten und Gefahren werden erst beginnen, wenn wir am Lulua in die Boote steigen. Lassen Sie mich nicht glauben, daß schon diese ersten Mißhelligkeiten Sie entmutigen könnten.“

„Das sei ferne von uns,“ riefen die andern einstimmig. Und François

ßte hinzu: „Man hat nur keine Lust, sich von diesen Gesellen auf der Nase rumtanzen zu lassen. Lieber mag die Peitsche auf ihrem Rücken tanzen!"

„Alles zu seiner Zeit, François," antwortete Wolf, „unser Freund Mueller II. hat eben mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Songo-Mann überaus empfindlich ist und ein sehr ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl hat. Wenn sie sich selber schuldig fühlen, dann nehmen sie eine körperliche Züchtigung, im richtigen Moment erteilt, ohne Murren hin. Aber ein unverdienter Schlag kann viel Unheil anrichten."

„Sehr wahr," stimmte Wissmann bei, „vergessen wir nie, der Neger ist auch ein Mensch, und wenn er sieht, der Weiße fühlt menschlich für ihn, dann tut er willig seine Pflicht. Der Reisende in Afrika ist von den Trägern abhängig, und unsere allererste Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß sie bei uns aushalten und nicht etwa eines schönes Tages einfach auf und davon laufen. Wie wissen, daran ist schon manche Expedition gescheitert. Nochmals, meine Herren, es wäre Torheit, die Vorgänge, die sich dort draußen vor unsern Augen abspielen, tragisch zu nehmen. Kindereien sind es, denn die Neger sind gewissermaßen noch Kinder. Eine Teilung der ganzen Gesellschaft und das getrennte Marschieren wird das beste Mittel sein, ihrer Herr zu werden. Ich denke, die Herren François und Mueller I. übernehmen die erste Abteilung, ich mit Bugslag und Schneider führe die zweite, und über die dritte übernehmen wir Wolf und Mueller II. Wir ziehen in einem Abstande von je zwei Kilometern, der sich nach den Wegverhältnissen verringern oder erweitern mag, nebeneinander her und bleiben durch Boten in ständiger Fühlung."

Dieser Vorschlag fand allgemein Billigung, doch beschloß man, ihn nicht schon am folgenden zweiten, sondern erst am fünften Marschtag auszuführen.

Am andern Morgen stellte es sich beim Appell heraus, daß fünfundvierzig Träger fehlten. Von den andern wollte niemand wissen, wohin sie gegangen seien, noch ihr Verschwinden bemerkt haben. Der Aufbruch wurde abgesagt, und man blieb im Lager. Wohl oder übel mußte man sich in Geduld fassen und noch zufrieden sein, daß allgemein versichert wurde, die Vermißten würden sich bis zum Abend wieder einstellen. In der Tat kamen sie auch im Laufe des Nachmittags einer nach dem andern an. Jeder hatte eine Ausrede. — „Ich mußte noch ein paar Freunde besuchen," erklärte der eine ganz harmlos. — Der andre hatte noch einmal Sehnsucht nach seiner Frau gefühlt, die beim Abschied gar so bitterlich geweint hätte. — Beim dritten wieder war es ein wichtiges Geschäft, dessentwegen er zurückkehren mußte. Keiner aber schien sich ein Gewissen daraus zu machen, daß sie die ganze Karawane zu unfreiwilligem Aufenthalt veranlaßt hatte.

„Die Hauptsache ist vorderhand, daß sie vollzählig wiedergekommen

sind," sagte Wissmann mit stoischer Ruhe. „Wir wollen uns die betreffenden Burschen merken und ihnen in Zukunft nichts durchgehen lassen."

In der Nacht wiederholte sich der Höllenspektakel. Eine besondere Note zu dem nächtlichen Konzert bildete das Geheul von Hyänen, die, durch den Geruch von Fleischresten herbeigelockt, in weitem Kreise das Lager umschlichen. Ein Medizinmann stellte sich ein, und seine Kunst fand großen Anklang. Die Neger drängten sich herzu, um sich ihre Zukunft prophezeien zu lassen, traten doch viele diese Reise mit bangem Herzen an und in der Furcht, nicht wieder zurückzukehren. Afrika war seinen eigenen Kindern ganz fremd; sie kannten nur den engen Bezirk, in dem sie zu Hause waren; vom Innern und den dort wohnenden Menschen wußten sie gar nichts. Selbst eng nebeneinander hausende Völkerschaften lebten oft in so großer Furcht voreinander, daß sich niemand über die heimatliche Grenze hinüber getraute.

„Her zu uns, N'gombo, her zu uns!" rief eine Gruppe von Malansche-Männern dem Zauberer zu.

Man führte ihn zu einem Neger, der krank geworden war. Seine Gefährten und auch er selbst begriffen nicht, daß er an den letzten zwei Tagen zuviel gegessen und getrunken hatte und daß darin allein sein Leiden bestände. Der Medizinmann mußte das Rätsel lösen. Er stellte seine Gaukeleien an, die seine schwarzen Brüder mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten. Mit scheuen, ehrfürchtigen Blicken wurde jede einzelne der beschwörenden Bewegungen beobachtet, welche die magern Hände des Gauklers über dem in Zuckungen daliegenden Körper des Kranken beschrieben.

„Nenne uns den Bösen, der ihn bezaubert hat!" riefen die Zuschauer. „Nenne ihn uns, N'gombo, oder so es der Geist eines Verstorbenen ist, der dem Armen noch im Grabe zürnt, so sage es uns, wie wir ihn versöhnen können."

Der N'gombo fuhr in seinen Schnurrpfeifereien fort, bis er endlich das Richtige gefunden hatte.

„Es ist der Geist seiner Großmutter," erklärte er, die Augen verdrehend. „Sie begehrt ein gekochtes Huhn. Hundert Schritte nördlich von jener Palme ragt in der Grasfläche ein leerer Termitenhügel auf. Dort wartet sie des Nachts auf den Tribut. Versäume nicht, ihr ein Huhn hinzulegen, bevor es finster wird. Dann bist du morgen gesund."

Der Kranke machte sich unter Stöhnen auf den Weg zu dem Termitenhügel, begleitet von mehreren Freunden. An der Stelle angelangt, wurde feierlich das verlangte Huhn niedergelegt, und der Kranke sprach dabei die Worte: „Geist meiner Großmutter, dies opfere ich dir. Lasse ab von mir und beschwichtige deinen Groll. Fordere gnädig nichts weiter von mir;

denn sieh, ich bin arm. Was habe ich dir zu Lebzeiten getan, daß du mich nach dem Tode verfolgst?"

Am Morgen war der Kranke in der Tat gesund; doch auch das Huhn war über Nacht verschwunden. Freilich hatte nicht der Geist der Großmutter es sich geholt, sondern der Zauberer.

Gegen Mitternacht wurde es ein wenig ruhiger im Lager. Die Neger dachten daran, daß sie am folgenden Tage einen anstrengenden Marsch vor sich hätten, und hielten nun darauf, ein paar Stunden zu schlafen. Wissmann war kaum eingeschlummert, als wildes Gebrüll ihn weckte. Bugslag, der Schiffszimmermann, der in einem Zelte neben ihm schlief, kam schreiend hervorgestürzt. Mehrere Neger, die in der Nähe gelegen hatten, sprangen wie närrisch herum und schrieen: „Kissonde! Kissonde!" — Sofort wurde Licht gemacht. Durch den Lärm aus dem Schlafe gerüttelt, eilten die andern Weißen herbei. Man glaubte, ein Aufruhr sei ausgebrochen.

Bugslag schlug mit den Händen auf seine Arme, auf seinen Leib, auf die Beine. Dann wieder hielt er sich Nase und Augen zu und drehte sich wie geblendet im Kreise. Als ihn die andern verwundert bei Lichte besahen, entdeckten sie, daß er über und über von Ameisen bedeckt war. Wolff, der Stabsarzt, nahm ihn rasch in sein Zelt, und mit Hilfe der Gebrüder Mueller wurde nun der Unglückliche von seinen Peinigern befreit. Man entkleidete ihn, übergoß ihn mit Wasser und zog dann die Insekten, die sich fest in sein Fleisch verbissen hatten, einzeln ab. Kühlende Salben und Umschläge vermochten ihm nur wenig Linderung zu verschaffen. Gesicht, Hände, Arme und Beine schwollen furchtbar an. Überallhin waren die gefräßigen Tiere gedrungen. Einige fand man in der Nase und in den Ohren.

Inzwischen hatte sich der Schreckensruf: „Kissonde! Kissonde!" im Lager verbreitet. Die Neger eilten herbei und versammelten sich vor dem Zelte Bugslags. Da sah man nun im Scheine rasch angezündeter Feuer einen Zug von Ameisen, der sich gleich einem unaufhaltsamen Bache in das Lager ergoß. Er kam vom nahen Walde her, und so dicht waren die kleinen Tiere aneinandergedrängt, daß keine Spur von Gras zwischen ihnen zum Vorschein kam. Millionen waren es, die sich da in kribbelndem Gewimmel vorwärts bewegten und das Zelt des Schiffszimmermanns überfluteten. Ein Überfall durch die Treiberameisen, die keinen festen Bau haben, sondern ein Wanderleben führen, gehört für eine Karawane zu den unangenehmsten Vorfällen. Die Neger sammelten die Asche der Feuer und legten sie wie einen Wall vor die andern Zelte. Auf diese Weise dämmten sie den lebendigen Strom auf beiden Seiten ab. Das war die erste Vorsichtsmaßregel, und alle erklärten, es sei ein Glück, daß der Zug sich nicht schon geteilt habe, sondern nur diesem einen Ziele zustrebte. Über den Feuern brodelten

nun die Kessel mit Wasser, und sobald es kochte, schüttete man alles über die unheimlichen Gäste. Kannen voll Spiritus und glimmendes Holz halfen mit, ihrer Herr zu werden. Die Bewegung stockte, die Masse spaltete sich, flutete zu beiden Seiten am Zelte vorbei und geriet vor den Wällen von heißer Asche abermals zum Stillstand. Es war nicht daran zu denken, die Ameisen zurückzutreiben, man mußte vielmehr dem Hunderte von Metern langen Zug eine andere Richtung geben, und so wurde die Asche immer weiter hinausgetragen, und überall, wo die Insekten aufs neue versuchten, das Lager zu erreichen, trieb man sie mit Feuer, mit kochendem Wasser, mit Spiritus zur Seite.

Innen im Zelte bereitete die Säuberung große Schwierigkeiten. Alles war von Ameisen wie von einer braunen Flüssigkeit überzogen. Der Büchsenmacher Schneider, der mit Bugslag das Zelt teilte, war zufällig hinausgegangen, als die Tiere sich nahten. In der Dunkelheit hatte er nichts bemerkt, und als er zurückkam, war das Unglück schon geschehen. Bugslag wurde munter und glaubte zuerst, Moskitos hätten ihn überfallen. Schneider machte Licht, und nun sah man die Bescherung.

Während der Arzt sich des Schiffszimmermanns annahm und Wissmann mit seinen Freunden bemüht war, den wertvollen Inhalt des Zeltes vor der Zerstörungswut der unliebsamen Eindringlinge zu retten, hatte niemand Zeit, einem andern Mitgliede der Expedition zu helfen, das nicht minder zu leiden hatte als Bugslag, der Schiffszimmermann. Das war Nero, der Schäferhund, der die Reise bis Malansche gut überstanden hatte. Er lag im Eingang des Zelts und wurde zuvörderst die Beute der Ameisen. Aus dem tiefen Schlafe erwachte er erst, als die Tiere ihm in die Nase und in die Ohren gekrochen waren. Heulend stürzte er hinaus, doch wer hätte auf ein Hundeheulen achten sollen? Später hörte man es nicht mehr in dem Lärm, der das ganze Lager erfüllte. Nero rannte in das hohe Gras der Savanne, wälzte sich dort hin und her und blies laut schnaubend die Luft durch die schmerzenden Nüstern. Aber die winzigen Räuber ließen sich nicht vertreiben. Im Laufe der Nacht brach Nero zusammen; erschöpft und vor Schmerzen winselnd, gab er den Widerstand auf. Dort ereilte ihn dann der aus dem Lager vertriebene Strom, und froh, eine Beute zu finden, vereinte sich hier der ganze Schwarm zu furchtbarem Vernichtungswerk. Am andern Morgen war der Hund bis auf die Knochen aufgezehrt.

„Wenn es wenigstens Termiten gewesen wären," sagte Mueller, der Zoologe. „Unsere Schwarzen hätten sie vom Flecke weg aufgegessen. Wem die Portion zu groß gewesen wäre, der hätte sich einen kleinen Vorrat geräuchert oder getrocknet, um sich von Zeit zu Zeit daran zu delektieren; denn für eine Negerzunge ist das ein Leckerbissen."

„Das wäre in der Tat ganz erwünscht gewesen," setzte Wissmann hinzu. „Ich vermute nämlich, wir werden jetzt zwei Tage lang durch verhältnismäßig armes und unfruchtbares Land kommen, wo es für unsere vierhundert Mann nicht leicht sein wird, sich zu verproviantieren."

Nach dieser unruhigen Nacht brach die Karawane frühzeitig auf. Die Vermutung des Führers bewahrheitete sich. Der Weg, kaum einen Fuß breit, führte an ziemlich steilen Anhöhen entlang, rechts sprudelte ein Gießbach zu Tal. Allmählich erreichte man ein Hochplateau, auf welchem die Karawane schutzlos der sengenden Sonne ausgesetzt war. Die Träger litten unter der drückenden Hitze, und als endlich ein dürftiges Wäldchen erreicht wurde, schlug man das Lager auf. Keine Ortschaft war in der Nähe, und niemand kam an diesem Abend mit Palmwein oder Nahrungsmitteln. Die Träger mußten sich begnügen mit den kargen Rationen, die aus den Beständen der Karawane ausgeteilt wurden. Manche hatten vom Überfluß der letzten Tage klüglich etwas zurückbehalten und wurden von ihren Kameraden darum beneidet.

Auf dem Plateau sah man einige Termitenbauten, die bisweilen eine Höhe von vier Metern und einen Umfang von fünfzehn Metern erreichten. Die Neger machten sich auf den Weg dorthin, in der Hoffnung, Termiten zu finden; es zeigte sich aber, daß die Hügel alle verlassen waren. Nach dem Pflanzenwuchs zu schließen, den sie trugen, standen sie schon sehr lange leer. Die Schwarzen mußten daher selbst auf eine Mahlzeit von Ameisen verzichten.

Große Unzufriedenheit herrschte infolgedessen unter den Trägern. Die Nacht war kühl, die Leute hockten zitternd um die Feuer, ein frischer Wind bestrich das kahle Plateau. Einer der Schinga-Leute erhob sich und hielt eine Rede.

„Hunger müssen wir leiden, dursten müssen wir. Hört auf mich und kehrt um, solange es Zeit ist. Die weißen Männer bezahlen uns zu karg. Wir wollen zu ihnen gehen und mehr verlangen. Setzen wir nicht für sie unser Leben aufs Spiel?"

Die Zuhörer klatschten zum Zeichen des Beifalls in die Hände. Eine Frau vom Stamme der Bondo nahm eine Schnupftabakdose, die sie im rechten Ohrläppchen trug, zur Hand und ließ sie unter den Männern kreisen. Der Redner fuhr fort:

„Laßt euch sagen, wir kommen in kurzer Frist in Feindesland. Dann werden die Krieger auf uns schießen, mit Gewehren und vergifteten Pfeilen, und wen sie lebendig fangen, den werden sie am Feuer braten und verspeisen. Weiß denn einer von uns, wohin die Weißen uns führen wollen? Kennt einer die Völkerschaften, durch deren Gebiet der Weg führen wird?

Stehen uns Märsche durch trockene Wüsten bevor, wo wir verdursten müssen, oder durch Wildnisse, wo wir den reißenden Tieren zum Opfer fallen werden? Weit besser ist es umzukehren! Was die Weißen uns an Lohn gewähren, das ist ein schlechtes Entgelt für die Gefahren, in die wir uns ihretwegen stürzen. Ich habe gesprochen."

Nun schrieen alle durcheinander. Man müsse wirklich höhere Bezahlung verlangen. Wären sie nicht alle Menschen so gut wie die Weißen, und sei denn das Leben eines Negers weniger wertvoll als das eines Europäers?

„Hört, was ich euch sage!" ergriff der Redner abermals das Wort. „Morgen mit Tagesanbruch wollen wir vor die Weißen hintreten und ihnen sagen, wie wir denken. Einstimmig wollen wir erklären, daß wir besser bezahlt werden müssen. Keiner von uns soll eine Last aufladen, ehe sie sich nicht verpflichtet haben, uns höheren Lohn zu geben. Seid ihr auch dieser Meinung, so sagt's nur frei heraus, und wer anderer Meinung ist, der ist ein Dummkopf. Nur wenn wir einmütig handeln, wenn einer für den andern steht, nur dann können wir unsere Forderungen durchsetzen."

In diesem Augenblick wurde er auf ebenso unerwartete wie sonderbare Weise unterbrochen. In dem mannshohen Buschholz, das sich hinter dem Trägerlager erhob und mit starrenden, unzähligen Stacheln und Dornen jedem den Zutritt verwehrte, erscholl plötzlich ein lautes Knacken und Rascheln. Gleich darauf vernahm man ein Geräusch, das dem Prusten einer Lokomotive glich, und dann ein Grunzen, als käme eine Herde Schweine angetrabt. Das Gestrüpp teilte sich, und eine dunkle, unkenntliche Masse kam heraus und stürzte sich auf die Lagerfeuer zu. Die Träger ergriffen schreiend die Flucht und warfen sich hinter den Büschen nieder oder rannten in die Zelte, die Weißen alarmierend.

Diese eilten herbei und erblickten im Lichtschein ein gewaltiges Nashorn, das, den unförmigen Schädel hin und her bewegend, das Reisig des Feuers auseinanderstreute und mit den gewaltigen Füßen zerstampfte. Im Nu war es mit dieser Arbeit fertig, hob schnaubend den Schädel und sah sich um. Dann senkte es das Horn und machte Miene, auf das nächste Feuer loszustürmen. Da fielen Schüsse. Mueller und François waren mit den Büchsen nähergekommen. Der Koloß stutzte, schüttelte sich und schien dann plötzlich alle Lust zu weiterer Bekanntschaft zu verlieren. Er machte schwerfällig kehrt und trabte schnaubend und prustend in den Busch zurück. Die Weißen folgten alsbald seiner Spur, mußten aber nach kurzem Eindringen in das Gestrüpp, der herrschenden Finsternis wegen, die Verfolgung aufgeben.

Die Reisenden lachten zuletzt über diese nächtliche Ruhestörung. So

schreckhaft das Ungetüm gewesen, so hatte doch sein plumpes, draufgängerisches Benehmen, sein Pusten und Wüten fast komisch gewirkt, und durch seinen plötzlichen, sehr überstürzten Rückzug hatte es den starken Eindruck seines Erscheinens selbst zerstört.

Anders verhielt es sich bei den Schwarzen. Sie schienen wirklich den Besuch des Dickhäuters für einen übernatürlichen Einspruch gegen ihre aufrührerische Gesinnung zu halten, und der Redner von vorhin sah sich mit einem Male von allen verlassen, die ihm eben noch Beifall gespendet hatten. Reumütig senkten sie die Köpfe und flüsterten einander zu, ein böser Dämon hätte ihnen die Bestie zur Strafe auf den Hals geschickt, und sie könnten von Glück sagen, daß niemand ums Leben gekommen sei.

„Dies aber ist ein Zeichen, daß wir halten sollen, was wir den Weißen versprochen haben," erklärten einige.

Darauf löschten sie die Feuer, aus Furcht, das Untier könnte wiederkommen, und verkrochen sich in ihre Grashütten. Es blieb alles ruhig, und bald hörte man hier und dort tiefes Schnarchen. Am andern Morgen dachte niemand mehr daran zu rebellieren. Willig nahm ein jeder die Last auf die Schultern. Die Märsche waren jetzt überaus beschwerlich. Steile Böschungen ging es auf und ab, und wo der Weg eben auf dem Höhenzug entlangführte, da war es fast schattenlos. Wenn nicht ein einigermaßen frischer Wind das Plateau bestrichen hätte, so wären gewiß mehrere von den Trägern den Strapazen dieser Etappe erlegen. Hin und wieder sperrten auch große Felsblöcke den steinigen Pfad, an andern Stellen wieder waren tiefe Schluchten in den Rand des Plateaus eingerissen, die auf schwankenden, aus Lianen gefertigten Hängebrücken überschritten werden mußten. Dann kam es vor, daß einige der Träger sich weigerten, den Fuß darauf zu setzen. Die größte Schwierigkeit aber war, die Stiere hinüberzubringen. Man mußte ihnen die Augen verbinden und sie führen. Unter ihrem Gewicht strafften sich die Stricke knarrend, als wenn sie zerreißen wollten.

Nach einigen Tagen führte der Weg bergab. Man kam an Hängen entlang, die von Ölpalmen bestanden waren, und gelangte in ein herrliches Tal, das von einem munter dahinrauschenden Flusse durchströmt war. Die Leute begrüßten diese Landschaft mit Jubel, sah man doch auf den ersten Blick, daß hier der Wohlstand zu Hause war. Üppige Felder bedeckten weithin die Niederung, Vieh weidete in Scharen auf den Wiesen. In Sicht des ersten Dorfes errichtete man das Lager, um den Trägern Ruhe und Sättigung zu gewähren, hatten sie doch während des Marsches durch das zwar überaus schöne, aber doch auch an Nahrungsmittel arme Bergland nicht nur ihre Kräfte aufs höchste anspannen, sondern auch Mangel leiden müssen.

2.

Im Lande der Sklavenjäger.

Man befand sich hier in dem Lande der Hollo-Neger, eines kriegerischen Volksstammes, der von den umwohnenden Völkern gefürchtet wird. Die Träger sahen sich denn auch bald in ihren frohen Erwartungen bitterlich getäuscht. So groß der Reichtum der Gegend war, so hoch waren die Forderungen der Bewohner, die sich jede einzelne Frucht teuer bezahlen ließen. Der Preis für Geflügel oder Schaffleisch war unerschwinglich.

Groß war daher der Groll der Träger gegen die Hollo-Leute, obwohl niemand wagte, ihm allzu laut Ausdruck zu verleihen, da die riesenhaften Gestalten der Männer, die man nie ohne Waffen sah, Furcht erregten. Die Sitte, sich die Schneidezähne spitz zu feilen, verlieh ihren Gesichtern einen wilden, tierischen Ausdruck, und die tückischen Blicke, die auf das Gepäck geworfen wurden, waren Mahnung genug, scharf auf der Hut zu sein.

Der Reichtum der Hollo-Leute äußerte sich auch in dem Schmuck, den fast alle Weiber trugen. Messingreifen umschlossen die Stirn, Ketten von Perlen hingen um Brust und Nacken, und um die Hüften schmiegten sich Schnüre von Kaurimuscheln. Sie waren in ihren Forderungen sehr anspruchsvoll und wollten für alles, was sie brachten, das beste Tuch haben, die buntesten Stoffe, die größten und schönsten Muscheln und Perlen. Mancher unter den Trägern, der noch wenig gewandt im Tauschhandel war, ließ sich alles abnehmen, was er hatte. An vielen Stellen entwickelte sich ein heftiger Wortwechsel. Hier und dort kam es sogar zu Prügeleien.

Während die Träger mit den Hollo-Männern und Weibern feilschten und zankten, herrschte im Zelte des Führers eine nicht minder feindselige Stimmung. Der Häuptling war gekommen, um den Tribut zu empfangen, der für den Durchzug durch sein Gebiet zu zahlen war. Was man ihm bot, befriedigte ihn nicht. Er verlangte weit mehr, wurde aber abgewiesen. Da geriet er in Zorn, schritt zum Lager der Träger und rief:

„Ihr alle seid des Todes, wenn ihr weiterzieht! Eure Führer sind geizig und ungerecht, sie behandeln mich wie einen schäbigen Bondo-Mann, deshalb verbiete ich es ihnen, sich in meinem Reiche aufzuhalten. Ihr müßt zurück! Tausende von Kriegern sollen euch morgen den Weg verlegen. Hört es alle, ihr Schwarzen, und hört auch ihr es, ihr Weißen," schrie er zu den Zelten der Europäer hinüber, „ich erkläre euch den Krieg!"

Nach diesen Worten verließ er das Lager. Wissmann ließ ihn getrost gehen. Er war es gewöhnt, die Drohungen von Negern nicht ernst zu nehmen, und wußte, daß ein energischer Widerstand, ein konsequentes Auf-

treten oft schon genügte, die Wilden im Zaume zu halten. Da der Expedition eine lange Reise durch ganz unbekanntes Gebiet bevorstand, so verbot es sich von selbst, mit dem Warenbestand verschwenderisch umzugehen. Auch hätte sich die Nachricht von einem reichlichen Tribut rasch von Stamm zu Stamm verbreitet, und begehrlich wie alle Neger waren, hätte dann jeder Häuptling hohe Forderungen gestellt.

Im Trägerlager herrschte sehr geteilte Stimmung. Die kriegerisch gesinnten Massongo und Malansche erklärten, man dürfe nicht nachgeben, und einige unter ihnen begaben sich alsbald zu Wissmann, verlangten Waffen und forderten ihn auf, sie zum Kampfe zu führen. Die Bondo-Neger drängten sich angstvoll um ihre Grashütten zusammen und besprachen sich flüsternd. Sie warfen scheue, furchtsame Blicke nach dem Dorfe zu und erwarteten stündlich einen Überfall. Bei den Schinga-Leuten wurden wiederum, diesmal aber in leisem Tone, Reden gehalten, in denen zur Desertion aufgefordert wurde. Aus dem nahen Hollodorfe erklang Geschrei und Trommelklang die ganze Nacht hindurch, Feuer brannten, und in dem hellen Schein sah man die dunkeln Gestalten von Männern, die die Waffen schwangen und Kriegstänze aufführten. Alles schien auf eine nahe Katastrophe hinzudeuten.

„Ich lobe euern Mut," sprach Wissmann zu den Massongo und Malansche, die zu ihm ins Zelt gekommen waren. „Aber ich will versuchen, in Frieden von hier fortzukommen. Waffen sollt ihr erhalten, Gewehre und scharfe Patronen. Dann stellt ihr euch unter Führung von Bugslag und Schneider im Kreise um das Lager auf. Jeden, der zu desertieren versucht, schießt ihr nieder, wenn er nach Anruf nicht stehenbleibt und ins Lager zurückkehrt. Ich selbst werde sogleich allen kundtun, daß ein Fluchtversuch zum Tode führen wird. Ich denke, das wird selbst die feigen Bondo-Männer veranlassen, dazubleiben und abzuwarten."

So geschah es auch. Doch trotz aller Wachsamkeit glückte es zwei Trägern zu entkommen, und man sah nie wieder etwas von ihnen.

Mit Tagesgrauen ließ Wissmann zum Aufbruch antreten. Schneller als sonst erfolgte der Abmarsch, und ehe die Hollo-Leute begriffen, was geschähe, durchschritt die Karawane schon das Dorf. Die Bewohner sammelten sich auf der Straße, aber der Häuptling hatte noch keine Streitkräfte vereint, in dem festen Glauben, die Weißen würden nicht wagen weiterzuziehen. Die Feinde begnügten sich daher, unter lauten Schimpfworten, mit Hohngeschrei und drohenden Gebärden neben der Karawane herzulaufen. Einige hatten Waffen in der Hand, mit denen sie wild herumfuchtelten, doch wurde kein Speer geworfen, kein Pfeil vom Bogen geschossen. Wissmann und seine Freunde hielten die Gewehre schußbereit. Die Häuptlinge

der Trägersippen waren ebenfalls mit Gewehren versehen, und ein paar in die Luft gefeuerte Schreckschüsse genügten, die zudringlichen Hollo-Leute immer wieder zurückzuweisen.

Dennoch atmeten die Weißen auf, als die letzten sich hinter der Karawane verloren und der Zug, ohne Verluste an Gut oder Menschen erlitten zu haben, wieder allein durch die Steppe schritt. Unbarmherzig brannte die Sonne hernieder, das ausgedörrte Gras strömte eine erschlaffende Glut aus, weit und breit sah man keinen schattenspendenden Baum. Indessen war es nötig, schnell und weit zu marschieren, um eine möglichst große Entfernung zwischen die Karawane und die Hollo-Leute zu legen. Es war ein schwerer Tag für die Träger; viele hatten wunde Füße, als man am Abend endlich biwakierte. Selbst die Reitstiere schienen entkräftet. Auf das freundliche, fruchtbare Hollotal war eine öde, nur von hohem Grase bewachsene Steppe gefolgt. Ein Fluß zog seine Bahn durch die dürre Prärie, mühsam, in spärlichen Rinnsalen dahinsickernd, hier und dort vollständig im Sande versiegend. Eine Stelle, wo sich mehrere große Lachen gebildet hatten, hielt man für einen geeigneten Lagerplatz. Die Neger stürzten sich gierig über das trübe, schlammige Wasser. Die Weißen bezähmten ihren Durst und genossen davon erst, nachdem man es abgekocht hatte.

Obwohl man noch nicht sehr weit von dem Dorfe des feindlichen Häuptlings entfernt war, blieb doch alles ruhig. Posten waren ausgestellt worden, und ein Patrouillendienst wurde während der ganzen Nacht unterhalten, doch kein Alarm erfolgte. Indessen bewies zwei Tage später ein Vorfall, daß man gut getan hatte, wachsam zu sein. Man lagerte in der Nähe eines Baches, der frisches, klares Wasser von den Bergen zu Tal sprudelte. Am Abend ging Bugslag mit einigen Dienern hinaus, um für die Weißen Wasser zum Waschen zu holen. Während die Kannen gefüllt wurden, fand Muangalla, der kleine Diener des Stabsarztes Wolff, eine tiefere Stelle und entledigte sich geschwind seiner Kleidung, um zu baden. Eben wollte er hineinsteigen, da sprangen aus dem Gebüsch zwei Männer auf ihn zu, ergriffen ihn und versuchten ihn mit sich fortzuschleppen.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ rief der Boy.

Bugslag und die andern hatten nicht mehr auf ihn geachtet und waren mit den vollen Kannen schon unterwegs zum Lager. Sofort setzten sie sie nieder und eilten herbei. Sie sahen zwei Neger, die sie an ihrem Schmuck als Hollo-Leute erkannten. In ihren Armen zappelte kreischend Muangalla. Bugslag riß ohne Umstände den Revolver aus dem Gürtel und gab einen Schuß ab. Da ließen die Räuber von dem Kleinen ab und entflohen.

„Wollten sie dich töten?“ rief Bugslag, sich des erschrocknen Jungen annehmend.

Muangalla konnte vor Entsetzen kein Wort sprechen.

„Wegführen wollten sie ihn," sagte einer der älteren Diener. „Die Hollo treiben viel Sklavenhandel und ziehen oft auf Menschenraub. Für einen Burschen wie Muangalla hätten sie von jedem Araber sechzig Meter Kattun bekommen."

Der Schiffszimmermann erstattete Bericht über den Vorfall, und die Sicherheitsmaßregeln wurden verschärft. Keine Frau durfte ohne männliche Begleitung, kein Mann ohne Waffen das Lager verlassen.

Auf einem zweiten Gang zum Bache wurde Bugslag von einem der Diener auf mehrere am Boden liegende Holzscheite aufmerksam gemacht.

„Seht, Herr," sagte der Neger, „das ist eine Fessel, die die Sklaven über Nacht an den Füßen tragen, damit sie nicht weglaufen können. Die Karawanen nehmen die Dinger gar nicht erst mit, sondern lassen sie an den Lagerplätzen liegen, wo sie dann jeder durchkommende Zug benutzt."

„Danach scheint diese Gegend sehr von Menschenräubern heimgesucht zu sein," antwortete Bugslag.

„Es sollte mich nicht wundern, wenn wir in den nächsten Tagen mit einem Sklaventransport zusammenträfen oder doch noch deutlichere Spuren davon zu sehen bekämen," bemerkte der Diener.

Seine Vermutung traf zu. Als man am nächsten Tage durch die Savanne zog, vernahm man das Krächzen von Geiern, die sich beim Herannahen von Menschen schwerfällig in die Luft erhoben. Man erreichte die Stelle, wo sie gesessen hatten, und sah eine Anzahl von Negerleichen im Grase liegen, an denen die Raubvögel ihr grauses Mahl hielten.

Schaudernd verweilten die Weißen einen Augenblick an dieser Stätte des Entsetzens. Die gierigen Vögel schlugen mit den Schwingen und reckten die häßlichen, nackten Hälse. Auf den halb vertrockneten Bäumen, die vereinzelt in der dürren Steppe standen, flatterten sie, heisere Schreie ausstoßend, von einem Ast zum andern.

François riß unwillkürlich die Büchse an die Wange.

„Wozu?" rief Mueller I. dazwischen. „Schade um die Kugel! Wir sind's nur nicht gewöhnt. Doch in Indien soll es eine sehr gebildete, sehr reiche und auch gesellschaftlich hochstehende Klasse geben, die ihre Toten nur auf diese Weise bestatten, das heißt, indem sie sie von Geiern bis auf die Knochen auffressen lassen."

„Das stimmt," setzte Wolff hinzu. „So machen es die Parsen. Sie nennen ihre Begräbnisstätte die ‚Türme des Schweigens', und die Geier sind ihnen heilige Vögel. Doch wie mag es gekommen sein, daß hier ein Kampf stattgefunden hat, ist doch kein Dorf in der Nähe?"

„Das sind ermordete Sklaven," sagte Wissmann, „die ihren Räubern

nicht mehr folgen konnten. Und der Sklavenjäger läßt keinen einzigen lebend zurück. Wer nicht mit kann, wird niedergemacht."

„Dann muß dieser Transport vor ganz kurzer Zeit hier gewesen sein," antwortete Wolff. „Sonst wären die Geier schon weiter mit ihrer Arbeit."

„Und nach den Spuren zu schließen," bemerkte Hans Mueller, „sind die Leute von hier aus desselben Weges gezogen, den wir einschlagen."

„Wir werden eine Stunde weiter haltmachen und mit dreißig Massongo die Verfolgung aufnehmen," beschloß Wissmann. „Ich wünschte, wir ereilten sie, wir würden dann diese armen Kerle befreien und den Sklavenjägern gründlich das Handwerk legen."

Die Karawane marschierte darauf noch einige Kilometer weiter. Am Wegesrande sah man noch eine andere Totenstätte, friedlicher und würdiger als die der Sklaven. Tierschädel und Geweihe von Antilopen schmückten den grünen Grabhügel eines eingeborenen Jägers.

Während die Träger das Lager errichteten, rief Wissmann die zuverlässigsten der Massongo zu sich und brach, begleitet von François und den Gebrüdern Mueller, zur Verfolgung der Menschenräuber auf. Sie waren etwa einen Kilometer weit gegangen, als sie abermals den Leichnam eines abgeschlachteten Negers am Wegesrande liegen sahen. Eine Hyäne hatte sich darüber hergemacht und entfloh mit dem häßlichen, diesen Tieren eigentümlichen Laut, der wie ein Lachen klingt.

„Wir sind auf der richtigen Fährte," sagte Wissmann. „Schade, daß wir dieser Bestie nicht eine Kugel nachschicken können. Sie ist im hohen Grase spurlos verschwunden."

„Der Tote liegt noch keine Stunde hier," bemerkte ein Songo-Mann. „Wir werden die Räuber bald haben."

Weiter ging es. François setzte sich mit sechs Mann an die Spitze. Zweihundert Meter nach ihm marschierte Wissmann mit den andern Leuten. Nach einer halben Stunde erreichte man den Rand des Plateaus und blickte weithin über die Ebene. François hob die Hand und winkte der nachfolgenden Truppe zu. Darauf sah man ihn und die Seinen in dem Grase niedergehen. Er ließ seine sechs Mann in weiten Abständen zur Besetzung des Randes ausschwärmen. Wissmann füllte alsbald mit seiner Truppe die Lücken, so daß nun eine lange Schützenlinie dort oben schußbereit lag.

Etwa hundert Meter unter ihr dehnte sich, von links nach rechts gesehen, ein grünes, bewaldetes und von einem Flüßchen durchströmtes Tal aus. Der Weg führte auf mäßig abfallender Rasenböschung hinunter. Hart an die Böschung geschmiegt, standen die letzten Hütten eines Dorfes. Es zog sich am Ufer des Wassers hin. Felder, Gärtchen oder Wiesen lagen zwischen den einzelnen Wohnungen und gaben der Ortschaft eine solche

Ausdehnung, daß das jenseitige Ende von dem Plateau aus gar nicht mehr zu sehen war.

Eine Stätte des Friedens war es, auf die das Auge der Weißen herniederschaute, ein kleines Paradies, ein grünes, lachendes Idyll nach dem weiten Marsche durch trockne, öde Steppe. Üppig standen Palmen und Maniokstauden an den Feldern, überall grünte und blühte es. Der Wind trug den Duft von Blumen, den würzigen Geruch von Kräutern herüber.

Doch das stille Leben der weltfernen Dörfler war jählings gestört worden. Die Sklavenräuber hatten die Ortschaft überfallen und verwüstet. Man sah hier und dort brennende Häuser, und in den Wohlgeruch, der in der Luft schwebte, mischte sich Rauch. Anscheinend waren die Bewohner vor den Sklavenjägern rechtzeitig gewarnt worden. Die Ansiedlung war verlassen, wehrlos hatten die schwarzen Bauern sie den Räubern preisgegeben, nur bedacht auf Rettung ihres Lebens. Mochten sie Haus und Hof niederbrennen und verwüsten, wenn man nur nicht in ihre Hände fiel, wenn man nur die Freiheit behielt! Bewaffnete streiften rings um die Hütten, doch nirgends fand ein Kampf statt, nirgends brachten sie einen Gefangenen herbei. Sie fanden keine Menschenseele und rächten sich nun, indem sie das Vieh, das hier und dort zurückgelassen worden war, hinwegtrieben und eine große Zahl der Wohnstätten in Brand steckten. In der heißen Luft vermochte der Qualm nicht aufzusteigen und hing in schweren Wolken über dem Tale, vom matten Winde leise bewegt. Das Wutgeheul der enttäuschten Banditen scholl zu den Verfolgern empor.

Plötzlich vernahm man ein schrilles Geschrei. In einer Hütte am Ende des Dorfes hatten die Räuber eine alte Frau gefunden, die sie nun herauszerrten. Ein Knäuel von schwarzen Kerlen versammelte sich um das arme Weib, das um Hilfe, um Gnade schrie. Auf der großen Rasenfläche, an der die Hütte lag, strömten nun die im ganzen Dorfe zerstreuten Räuber herbei. Sie liefen durch die Gassen und über die Felder, als wenn eine besondere Sehenswürdigkeit ihren Einzug hielte. Schreiend und die Arme schwenkend, eilten sie herzu. Jeder schien zu fürchten, er käme zu spät. Manche setzten in kühnen Sprüngen über die Hecken, über kleine Gräben zwischen den Gärten.

Inzwischen lag die alte Frau, die Ursache dieser Aufregung, regungslos am Boden, an Händen und Füßen von einem Strick gefesselt. Ihr jämmerliches Geschrei wurde von dem Freudengeheul der Wilden übertönt. Und nun schien die ganze Horde willens zu sein, ihre Wut an diesem armen Wesen auszulassen, das jedenfalls vor Altersschwäche nicht mit den Stammesgenossen die Flucht hatte ergreifen können. Sie rissen sie in die Höhe, sie lehnten sie an einen Baum und banden sie mit einem Strick fest. Dann setzten

sie sich im Halbkreis vor ihr nieder, um zu beraten, durch welche Grausamkeiten sie sie vom Leben zum Tode befördern sollten.

Da erklang in der Schützenlinie das Kommando: „Visier 350! — Legt an! — Feuer!"

Der Donner einer Salve krachte durch das Tal. Als der weiße Pulverdampf sich verzogen hatte, sah man, welche furchtbare Wirkung die wohlgezielten Schüsse hatten. Die Mehrzahl der Räuber schien zu Tode getroffen, viele wälzten sich schwerverwundet in ihrem Blute, nur wenige stoben, wie von tausend Teufeln gejagt, von dannen, durch das plötzliche Feuer so sehr erschrocken, daß sie nicht daran dachten, sich umzuschauen, woher es käme und welcher Feind sie angreife. In wilden Sprüngen flogen sie über die Wiese hin und verschwanden zwischen den Hütten des Dorfes.

„Jetzt hinunter!" rief Wissmann. „Und hinter ihnen drein. Die Flüchtenden sollen uns Führer sein zu dem Lager ihrer Genossen! Sie haben jedenfalls zur Durchsuchung dieses Dorfes nur eine kleine Abteilung zurückgelassen, und wir müssen uns auf einen Kampf mit einer größeren Bande gefaßt machen! Gewehr in Ruh!" kommandierte er. „Marsch, marsch!"

Wie die Springböcke flogen die Massongo, begeistert von der Zuversicht des Sieges, die Böschung hinunter. Rasch wurde die arme Alte befreit, die nicht begriff, was vorging, und sich in den Händen neuer, noch schrecklicherer Feinde wähnte. Man überließ sie sich selbst und folgte den Fliehenden. Wo sich ein Ziel auf einen von ihnen bot, da wurde eine Kugel hinterdreingeschickt, und mehrere wurden noch auf diese Weise niedergestreckt.

Jenseits des Dorfes begann ein lichter Palmenwald, durchmischt mit Laubbäumen, deren breite Kronen einen riesigen Umfang hatten, mit Sträuchern, die zu baumartiger Höhe aufgeschossen waren. Hier fielen die ersten Schüsse auf Wissmanns Leute. Die Flüchtlinge fanden Deckung hinter den starken Stämmen, und da sie nur einzelne Verfolger hinter sich erblickten, so faßten sie sich ein Herz und versuchten, sich zur Wehr zu setzen. Die schnellfüßigsten der Massongo, die den Ihrigen ein gut Stück voraus waren, mußten ihren Übereifer büßen und stürzten verwundet nieder. Wissmann hatte keine Lust, Leute zu verlieren, da er kaum einen seiner Träger entbehren konnte, und gebot Einhalt. Von Baum zu Baum springend ging man vor. Inzwischen setzten die Feinde ihre Flucht fort und enteilten über eine Lichtung, an deren Rande Wissmann seine Truppe haltmachen ließ.

Mitten auf der weit ausgedehnten Lichtung lag, etwa vierhundert Meter entfernt, ein zweites Dorf, in welchem das gleiche Treiben, wie im ersten, zu herrschen schien. Man sah brennende Hütten, Rauch wallte empor, und das Geschrei vieler Stimmen tönte herüber. Das Gewehrfeuer war gehört worden, und die Räuber, die in diesem Dorfe ihr Zerstörungswerk

trieben, sammelten sich, als sie ihre Kameraden in wilder Flucht herbeieilen sahen.

Abermals prasselte eine Salve in den dichten Haufen hinein, aber sie hatte nicht die niederschmetternde Wirkung wie die erste, die vom Plateau herab auf den ahnungslosen Feind abgegeben worden war. Man hörte eine scharfe, laute Stimme Befehle erteilen, dann sprangen die schwarzen Gestalten hinter die Bäume, und nun fiel Schuß auf Schuß. Ein heftiges Feuer bestrich die Lichtung, und rechts und links von den Verfolgern schlugen die Kugeln knatternd ins Gesträuch.

Die Massongo verlangten zum Sturm geführt zu werden.

„Wir wollen keinen von diesen Hunden am Leben lassen," riefen sie. „Wir haben nun tagelang von Engerlingen und Regenwürmern unsern Hunger gestillt. Jetzt kommen wir in solche reichen Dörfer, da haben diese Räuber alles ausgeplündert, die Bewohner vertrieben, das Vieh weggeholt, und für uns wird nichts mehr da sein."

Wissmann überlegte, was zu tun sei. Die Lichtung in gerader Richtung auf den Feind zu überschreiten, war gefährlich, da sie so gut wie keine Deckung bot. Zu einem Sturmlauf aber war die Entfernung zu groß. Sie zu umschreiten, war auch nicht möglich, denn links strömte der hier schon fünfzig Meter breite Fluß, rechts zog sie sich weit in die Länge bis an einen undurchdringlichen Urwald hin. Während er noch mit sich zu Rate ging, begann es in diesem Urwalde lebendig zu werden. Scharen von schwarzen Gestalten tauchten auf, sprangen ein Stück vor und warfen sich in dem hohen Grase nieder. Dazwischen krachten Schüsse. Wildes Kriegsgeschrei erklang.

Was bedeutete das? Schon befahl Wissmann, daß ein Teil seiner Leute den neuen Feind aufs Korn nehmen solle, da erkannte er, daß die Schüsse von dieser Seite ebenfalls den Räubern galten. Im selben Augenblick hörte auch das Gewehrfeuer vom Dorfe her auf; die Banditen räumten das Feld. Viele stürzten sich ins Wasser und suchten, von der reißenden Strömung weggerissen, das jenseitige Ufer zu erreichen. Nun eilten Wissmanns Leute über die Lichtung und vereinigten sich mit den Negern, die in immer größerer Zahl aus dem Walde kamen.

Es waren die Bewohner der beiden geplünderten und einiger anderer Dörfer, die aus ihrem Versteck das Gefecht beobachtet hatten. Als sie erkannten, daß die Räuber im Nachteil waren, beschlossen die Mutigeren unter ihnen, an dem Kampfe teilzunehmen. Jetzt umringten sie mit Jubelgeschrei ihre Retter und glaubten beim Anblick der Europäer, gute Götter seien ihnen zu Hilfe gekommen, denn sie hatten noch nie einen Weißen gesehen.

„Mußtet ihr nicht fürchten, daß die Sklavenjäger euch in diesem nahen Urwalde suchen und finden könnten?" fragte ein Dolmetscher.

„O nein," antworteten sie, „dieser Teil des Waldes steht ganz unter Wasser, und der Boden ist überall morastig. Pfade, aus Knüppeln hergestellt, führen hindurch, doch auch diese sind vom Wasser bedeckt. Ein Fremder würde versinken und ertrinken."

„Habt ihr auch Vieh mitgenommen?" fragten die Massongo. „Und könnt ihr uns Fleisch verkaufen?"

„Was wir retten konnten," war die Antwort. „Und wir wollen euch bewirten wie unsere Brüder, habt ihr uns doch Freiheit und Leben gerettet!"

„Davon später!" rief Wissmann dazwischen. „Wißt ihr, wo der Rest der Räuber sich aufhält, und wieviele ihrer noch sein mögen?"

„Sie sind das Tal entlanggezogen," antworteten die Dörfler. „Eine große Zahl, und viele Hunderte von Sklaven haben sie mit sich geführt."

„So zeigt uns den Weg und verfolgt sie mit uns. Ereilen wir sie, so sollen alle ihre Untaten mit dem Leben büßen."

Diese Worte wurden mit freudigem Geschrei begrüßt. Inzwischen hatten sich auch Weiber und Kinder zu den Bewaffneten gesellt und sprangen und jauchzten um die Krieger her, die der Himmel zur Rettung geschickt hatte. Man reichte ihnen Früchte, man schleppte Kalabassen voll Palmwein herbei, und die harmlosen Naturkinder schienen fast traurig, als die Leute ohne Zaudern zum Weitermarsch aufbrachen. Allein Wissmann duldete keine Verzögerung. Schon hatte man dem Feinde einen zu großen Vorsprung gelassen.

Die Landschaft blieb die gleiche. Abermals begann zwischen diesem Dorfe und dem nächsten ein lichter Wald, und abermals kam man auf eine weite, freie Fläche. Ursprünglich war wohl dieses ganze Tal von dem üppigen Urwalde, der zur rechten Hand sich entlangzog, völlig bedeckt gewesen. Dann hatten die Neger, um Platz für ihre Ansiedlungen zu schaffen, in fast regelmäßigen Entfernungen Teile des Waldes niedergebrannt. Um ihren Bedarf an Holz zu decken und auch Verkehrswege von Dorf zu Dorf zu schaffen, hatten sie den Wald zwischen den Ansiedlungen ausgerodet.

Als man die nächste Lichtung erreichte und vor einem dritten Dorfe stand, fiel kein feindlicher Schuß mehr; alles blieb still, kein menschliches Wesen zeigte sich. Dennoch drang man mit großer Vorsicht ein, doch schritt man von Haus zu Haus, ohne eine Spur von den Räubern zu entdecken.

„Hierher! hierher!" ertönte plötzlich die Stimme Muellers, der mit einigen Massongo am Flußufer marschierte.

Alles lief herzu, und ein Schreckensruf nach dem andern erklang, denn

ein Bild des Grausens bot sich hier. Am Rande des Wassers lagen tote Neger. Das aus den frischen Wunden geflossene Blut bedeckte den Boden. Anscheinend hatte man versucht, die Leichen ins Wasser zu werfen, doch war ihre Zahl zu groß, um sie alle beiseitezuschaffen; auch war hier eine seichte Stelle im Flusse, an der die Strömung sich staute. Die Körper waren infolgedessen nicht weggetrieben, und man sah sie auf dem sandigen Grunde umherliegen; viele waren auch nur bis zum halben Leibe mit Wasser bedeckt.

Die Sklavenjäger hatten eilends auf einer Furt den Fluß überschritten. Die letzten von ihnen verschwanden eben in den Schluchten der jenseitigen Berge.

3.

Im Urwalde.

Die Expedition genoß, auf drei Dörfer verteilt, in diesem üppigen Tale einige Ruhetage, dann wurde der Fluß überschritten. Leider erwies sich die Furt, die einzige in der Gegend, als ungangbar für Reitstiere und Träger mit schweren Lasten, da das Wasser noch immer zu tief und die Strömung zu reißend war. Es mußte eine Brücke geschlagen werden, eine mühselige Arbeit, die mehrere Tage in Anspruch nahm. Schiffszimmermann Bugslag leitete den Brückenbau. Die Träger fällten Bäume, die mit Lianen aneinander gekettet wurden. Die Dörfler stellten bereitwillig ihre kleinen Fischerboote zur Verfügung, mit deren Hilfe die Stämme über den Fluß gezogen und eine Verbindung mit dem andern Ufer hergestellt wurde.

Als man einen der niedergestreckten Bäume von den Ästen befreite, stieg plötzlich aus einem winzigen Loch ein Schwarm blauflügliger Wespen summend auf. Ihr Nest war durch einen Schlag mit dem Beil zerstört worden, und die wild gemachten Insekten fielen nun über die Arbeiter her. Ehe die Leute merkten, was eigentlich geschehen sei, waren sie schon am ganzen Leibe zerstochen, und laut schreiend, stürzten sie sich ins Wasser und tauchten unter. Zu Legionen schwirrten die Tierchen umher und warfen sich auf einige Reitstiere, die bis an den Leib im Flusse standen, sich sonnend, die Glieder in der frischen Strömung badend. Die Bullen brüllten vor Schmerz, schüttelten die Köpfe, peitschten das Wasser mit den Schwänzen und eilten noch weiter hinein. Dabei verlor einer den Grund unter den Füßen und wurde hinweggerissen.

Bugslag, obwohl selbst böse von den Wespen zugerichtet, sprang sogleich mit einigen Trägern in ein Kanu und ruderte mit allen Kräften hinter dem forttreibenden Ochsen her. Man erreichte ihn in dem Augen-

blick, als er am Versinken war. Mit kraftvollem Griff packte Bugslag ihn am Halsgurt, schlang einen Strick durch das Leder und hielt nun so lange den Kopf des Tieres empor, bis man in flacheres Wasser kam. Sobald der Bulle Boden unter den Füßen fühlte, schüttelte er sich laut brüllend und sprang plantschend zum Ufer. Bugslag ließ ihn laufen. Knirschend lief das Kanu in den Sand, die Leute sprangen heraus. Man war jedoch so weit mit der Strömung abgetrieben, daß man eine reichliche halbe Stunde bis zum Brückenbauplatz zu laufen hatte.

Die bei dem Zuge gegen die Sklavenjäger verwundeten Neger waren genesen bis auf einen, der seinen Verletzungen erlegen war. Die Bemühungen des Stabsarztes Wolf waren vergebens; die Liebe, mit der seine Stammesgenossen ihn pflegten, fruchtete nichts. Wissmann, der täglich nach dem Befinden der Verwundeten fragte, war darauf gefaßt, daß dieser Mann sterben würde.

„Es wäre unter diesen Umständen," sagte er zu Wolf, „das allerbeste, er stürbe hier, so daß ihn seine Freunde hier beerdigen könnten. Sie würden ihn sonst von einem Lager zum andern mitschleppen. Keine Macht der Erde könnte sie daran hindern. Wollten wir es ihnen verwehren, würden sie einfach alle bei dem Sterbenden zurückbleiben."

„Er wird den morgigen Tag nicht mehr erleben," antworte der Mediziner. „Aber immerhin ist es noch gut, daß die Massongo ihre Toten bestatten. Wie wäre es, wenn die Freunde des Toten zu jenem Stamme gehörten, dessen Bekanntschaft wir unterwegs machten und der seine Toten so lange unbeerdigt läßt, bis alles Fleisch von den Knochen gefallen ist? Erinnern Sie sich jenes toten Häuptlings, von dessen Körper die Klageweiber die Würmer ablasen? Und auch das sind Menschen!"

Wolf behielt recht. Mitten in der Nacht hallte durch das stille Lager dumpf und eintönig der Klagegesang der Massongo. Die ehernen Baßtöne der Negerkehlen erfüllten die Luft mit brausenden, weitschallenden Tönen, und am frühen Morgen zogen einige Männer vor das Dorf, ein Grab aufzuwerfen.

Mittags versammelten sich aus den drei Lagern alle Stammesbrüder des Verschiedenen mit den Weibern und den Kindern. Leute aus den Dörfern kamen dazu, und von den übrigen Trägern stellten sich auch einige ein, dem Toten das letzte Geleit zu geben. Die Massongo hüllten den Leichnam in Tücher, legten ihn auf eine Matte und trugen ihn vor das Dorf hinaus. Mehrere der Einwohner schlugen auf ein aus Holz gefertigtes trommelartiges Instrument, dessen hohle Töne eine passende Begleitung zu dem melancholischen Gesang abgaben, welchen der Leichenzug anstimmte.

Als das Grab zugeschüttet worden war, hoben die Massongo ihre

Flinten und gaben mehrere Schüsse ab. Inzwischen pflanzten andere am Kopfende des Grabes eine Stange in die Erde, an welcher eine schwarz-weiß-rote Flagge wehte. Ans Fußende aber stellten sie die sogenannte Fetischstange, welche alle bösen Geister von dem Toten fernhalten und ihm Ruhe im Grabe sichern sollte. Das Ende hatte die Form eines Kopfes mit langer Nase. Singend und trommelnd umkreiste die ganze Gesellschaft ein paarmal abgemessenen Schrittes das Grab, dann war die Zerrmonie beendet.

Während die Brücke gebaut wurde, fuhren Wissmann, François und Hans Mueller in Kanus stromab. Die Häuptlinge, von denen einer als Führer mitkam, hatten erklärt, daß knappe zwei Stunden jenseit des letzten Dorfes ein Tummelplatz von Flußpferden sei. Eine so günstige Gelegenheit zu einer interessanten Jagd durfte nicht verabsäumt werden.

Die Neger ruderten flott drauf los; pfeilschnell schossen die leichten Fahrzeuge dahin. Rasch glitten sie an den Dörfern vorüber. Jenseit des letzten ging es ein weites Stück durch dichten Wald. Die Bäume standen so nahe am Ufer, daß ihre schwer herniederhängenden Zweige sich im Wasser badeten. Der Fluß wurde schmäler, und mitunter vereinten zwei Baumriesen ihr Laubwerk über seinem Spiegel zu einem grünen, kaum durchsichtigen Dache. Vögel ohne Zahl bevölkerten die Waldung. In kleinen Buchten schimmerten rosafarben die Leiber von Flamingos, die auf ihren hohen Stelzen regungslos dastanden. In dem Schilf, dessen scharfe Blätter beim Vorbeifahren den nackten Armen der Ruderer kleine Schnittwunden zufügten, girrten Tauben, Strandläufer und Lieste. Hier und dort stieg mit Geschrei ein scheuer Edelreiher auf, sobald er das Fahrzeug erblickte. Wie mächtige Früchte hingen in den Zweigen die kunstvoll gefertigten Nester der goldfarbigen Webervögel, die lustig hin und her flatterten. Das Zwitschern, Schnarren, Gackern und Pfeifen dieser gefiederten Bewohner des Waldes, das Brausen des Wassers, das Schnalzen hochspringender Fische vereinte sich zu einem rings die Luft erfüllenden Konzert, das mitunter so laut anschwoll, daß die Leute in dem Boote kaum noch ihr eigenes Wort verstanden.

Um eine Biegung herumfahrend, sahen die Jäger in einiger Entfernung drei Flußpferde: Papa, Mama und das Kleine. Sie fraßen saftige Wasserpflanzen und kauten mit einer Gier, daß der grüne Saft ihnen vom Maule troff. Es war jedoch nicht möglich, zum Schusse zu kommen. Als das Boot sich näherte, tauchten die beiden Alten sofort unter. Nur das junge Tier, das noch keine bösen Erfahrungen hinter sich hatte, sah noch ein Weilchen nach den Fremdlingen. Dann folgte es den Eltern. Das Wasser gurgelte über den unförmigen Tieren, dann wurde die Oberfläche

wieder spiegelglatt, und keine Welle verriet, wohin sie geflüchtet waren.

Die drei Weißen zogen lange Gesichter und ließen die Blicke ringsum über das Wasser schweifen. Sie hielten die Büchsen schußbereit und den Finger am Abzug, vor Jagdfieber glühten ihre Wangen, zitterten ihre Hände. Da tauchte ein Flußpferdkopf auf, und im selben Moment krachten drei Gewehre; die Kugeln sausten peitschend in das Wasser. Aber der Bewohner der Tiefe war alsbald wieder verschwunden — nur einen Atemzug hatte er getan.

„Wir finden weiter stromab noch mehr," bemerkte der Häuptling, „ja so viele, daß wir nicht Kugeln genug haben werden. Rudert drauf los, Kinder. Diese da kommen doch nicht wieder."

Sie fuhren weiter. Der Fluß nahm eine größere Ausdehnung an; Stauwasser bildete an den Ufern sumpfige Strecken und kleine, stille Tümpel. In den Zweigen der Bäume tummelten sich kleine Affen; Brachschnepfen, und Sichelschnäbler lugten durch das Schilf. In den höchsten Kronen der Urwaldriesen hockten Geier.

Da zogen die Neger plötzlich die Ruder ein. Fast geräuschlos trieb das Boot mit der Strömung. Schnell dem Steuer gehorchend, näherte es sich dem Ufer und strich hart am Rande des Schilfes hin. In Schußweite vor den Jägern standen vier gewaltige Dickhäuter in dem seichten Wasser und rissen mit ihren mächtigen Hauern ganze Büschel aus. Geschwind gingen die Büchsen empor, doch im selben Moment brachen die Tiere mit einer Schnelligkeit, die man ihnen nicht zugetraut hätte, in das Röhricht, in dessen undurchdringlichem Wirrsal sie verschwanden.

Ein Fluch kam einstimmig von den Lippen der Europäer. Der Häuptling der Schwarzen aber legte warnend den Finger auf die Lippen und lenkte, die Stange in den Sand des Flußbettes stoßend, das Fahrzeug in einen schmalen Kanal, der zwischen dem Kraut zum Ufer führte. Und hier sahen die Weißen unmittelbar vor sich ein Flußpferd, das stumpfsinnig nach ihnen hinglotzte. Mit den Vorderfüßen stand es im Wasser, der fette Bauch hing bis zur Erde herab. Es öffnete ein wenig den Rachen und zeigte die gelblichen langen Zähne.

Drei Schüsse krachten. Das Untier wankte, tat einen Schritt weiter in den Fluß, knickte dann nach vorn über und sank langsam zusammen. Das flache Wasser schäumte und plantschte hoch auf. Es bedeckte den getöteten Koloß nur zur Hälfte.

Die Neger stießen ein Freudengeschrei aus.

„Wie glücklich, daß wir es am Ufer erlegt haben!" riefen sie. „Das ist ein so schweres, großes Tier, daß wir es nicht ans Land bringen

könnten, sondern im Wasser zerlegen müßten. Und dabei geht viel verloren."

In Scharen pilgerten die Dörfler hin, sich ihren Anteil an der Beute zu holen. Die Zerlegung des Dickhäuters war ein kleines Volksfest; selbst die Europäer beteiligten sich daran und ließen sich ein schmackhaftes Mahl aus einigen der besten Fleischstücke herrichten. Die Zähne eigneten sich die Ruderer an, um sie als Elfenbein an durchziehende Karawanen zu verkaufen. Streifen von der Haut nahmen die Reisenden mit, um Peitschen daraus zu fertigen.

Als die Brücke fertig war, nahm die Expedition von dem freundlichen Volksstamm Abschied und überschritt den Fluß. Auf der andern Seite teilte sie sich in drei Abteilungen, was bisher trotz Wissmanns Vorschlag unterblieben war, weil die feindselige Haltung einiger Sippen immer wieder das Zusammenbleiben ratsamer hatte erscheinen lassen.

Der Weg, den Wissmanns Abteilung einschlug, führte durch dichten Urwald. Die Abteilung François schlug einen Pfad ein, der in Windungen zur Bergeshöhe hinaufführte. Die Abteilung Mueller II. folgte zunächst dem Flußlaufe.

Der Urwald war so dicht, daß Licht und Luft kaum durch das Laubdach zu dringen vermochte. Ein dämmerndes Halbdunkel erfüllte die grüne Wildnis. Tiefe Stille herrschte, und feuchter, nebelartiger Brodem stieg vom Boden auf. Stellenweis versanken Menschen und Tiere bis zu den Knien in der morastigen Erde und konnten nur mit Mühe marschieren. An andern Stellen wieder versperrte das Dickicht gleich einem von Dornen und Zweigen starrenden Gitter den Weg, und die Träger mußten die Lasten niederlegen und mit den Äxten einen Durchgang bahnen. Baumstämme, die querüber gestürzt waren, mußten weggeräumt werden. Das alles erschwerte das Vorwärtskommen und erschöpfte die Leute. Jeder einzelne wünschte, recht bald aus diesem Labyrinth von Pflanzen herauszukommen. Kein Wind erfrischte die heißen Stirnen, kein kühler Luftzug labte die keuchenden Lungen. In dieser dumpfen, stickigen Atmosphäre, in der es nach Moder roch, zerfloß der Körper zu Strömen von Schweiß, man hatte im Gehen das Gefühl, als schwämme man durch eine trübe, dicke Flüssigkeit, die jede Bewegung hemmte.

Dieser Wald hatte nicht nur ein Dach, sondern deren zwei. Das dichtere und niedrigere bildete die Mehrzahl der kleineren Bäume, und über diese hinweg ragten die eigentlichen Riesen, die den Sieg im Kampfe um Licht und Luft errungen hatten. Da sah man Stämme, die mehrere hundert Jahre alt sein mochten. Sie waren mit einem grünen, von blühenden Blumen wie mit Sternen besetzten Mantel angetan, der von ihren gewaltigen

Schultern schwer und lang zur Erde herniederwallte. Aus Schlingpflanzen aller Art bestand dieses majestätische Kleid, aber es war ein mörderischer Schmuck; denn die Lianen klammerten sich eng und fest um alle Arme und um den Leib des Riesen. Sie erdrosselten, erwürgten ganze Äste, so daß diese welkten, abstarben und dann brachen, einen Teil des Netzwerkes mit sich herabreißend. Bald waren die Lianen dünn wie Fäden, bald dick wie Taue, hier und dort rollten sie sich gleich geschwollenen Schlangen um die Stämme, und ihre Umarmung war ebenso tödlich wie die der Reptilien für deren Opfer.

Ein donnerähnliches Krachen erklang tief drinnen im Walde. Einer der riesigen Bäume stürzte um. Die Lianen hatten ihr Vernichtungswerk vollendet. Alles Lebens allmählich beraubt, neigte sich der Stamm zur Seite, die Wurzeln lockerten sich im feuchten Boden und gaben nach. Mehr und mehr wuchtete die gewaltige Last der Erde zu, bis sie, zerberstend, zersplitternd, umbrach. Kleinere Bäume erschlug sie im Falle, Gesträuch und Kraut zermalmte sie. Der Tod des Riesen riß eine große Zahl von Zwergen mit.

Die Blätter der üppig wuchernden Pflanzen, das Laub der Sträucher die dicken, hohen Halme des Grases waren so feucht von Tau, daß die Kleider der Reisenden binnen kurzem durchnäßt waren, als wenn sie durch den heftigsten Regen gegangen wären. Der Weg war so schmal, daß der Zug im Gänsemarsch gehen mußte.

Plötzlich gab es unter den Trägern einen Aufenthalt. Ein Mann war auf einen weichen Gegenstand getreten und blieb, zu Boden sehend, jählings stehen.

„Es ist eine Puffotter!" stieß er in entsetztem Flüstern hervor. Dennoch hatte er Geistesgegenwart genug, den Fuß, den er zufällig gerade auf den Kopf des Reptils gesetzt hatte, nicht aufzuheben. Hätte er es getan, so würde sich die Schlange gegen ihn gewendet und ihn gebissen haben. „Komm, schlag sie tot, schlag sie tot!" rief er dem hinter ihm gehenden Träger zu, der im Nu seine Last abwarf und mit einem Ast dem Tier das Kreuz zerschlug.

Man rief Wissmann herbei, der die Zähne herausbrechen ließ. Es zeigte sich, daß sie mehrere Tropfen eines blaugrünen Gifts enthielten. Der Mann wäre, hätte er einen Biß davongetragen, ein Kind des Todes gewesen.

Erst gegen Mittag erreichte die Karawane das Ende des Urwalds und trat auf die freie Steppe hinaus. Bei einem anmutig inmitten eines lichten Wäldchens gelegenen Dorfe wurde das Lager aufgeschlagen. An Lebensmitteln war hier kein Mangel, doch verlangten die Einwohner sehr viel dafür. Sie verhielten sich freundlich, boten Elfenbein und Sklavinnen

zum Verkauf, feilschten aber um jede Kleinigkeit mit der Unermüdlichkeit und Gewandtheit von Handelsjuden.

Die Abteilung François-Mueller I. traf es nicht so gut in ihrem Lagerplatze. Sie war über sandige Höhen marschiert, stundenlang führte der Weg bald bergauf, bald bergab, immer über schattenloses Gelände und durch den unbarmherzigen Sonnenschein. Unterwegs, als man eine Stunde rastete, kam eine Negerkarawane vorüber, die Elfenbein nach der Küste brachte. Die Träger erkundigten sich nach der nächsten Ortschaft.

„Zieht nicht dorthin," antworteten die Karawanenleute. „Der alte Häuptling ist entthront worden. Ein junger, kriegerischer Fremdling hat ihn gestürzt. Grausam regiert er über das Land, die Häuptlinge aller andern Ortschaften in der Umgegend hat er sich unterworfen und tributpflichtig gemacht. Weit und breit ist er gefürchtet. Zum mindesten schickt erst Boten an ihn und fragt, ob er euch den Durchzug gestatten wolle, Wenn ihr auf eigne Faust sein Gebiet passiert, so wird er euch eine harte Buße auferlegen, wenn er euch nicht gar an Leib und Leben straft."

Das klang nicht sehr erfreulich. Die Träger berieten untereinander. Die Bondo, die sich stets durch Mutlosigkeit auszeichneten, ließen die Köpfe hängen. Die Massongo erklärten, sie allein könnten auch nichts ausrichten, die Malansche- und Schinga-Leute verwünschten abermals die ganze Reise und versicherten, keiner würde lebendig ins Küstenland zurückkehren. Schließlich einigten sie sich dahin, eine Deputation an die Befehlshaber abzuschicken.

François und Mueller I. hatten inzwischen auch erfahren, was von dem Häuptling des großen Dorfes, in dessen Nähe er sich befand, erzählt wurde.

„Wir bitten Sie, unter diesen Umständen," sagte der Sprecher der Deputation in wohlgesetzter Rede, „zu den Gefährten zurückzukehren und die Residenz dieses grausamen Königs zu umgehen. Wir fürchten, er nimmt uns gefangen und macht uns zu Sklaven. Auch alle unsere Lasten wird er uns rauben. Wer weiß, ob er uns nicht gar tötet?"

François schüttelte den Kopf.

„Wir ziehen weiter," sagte er zu Mueller. „Es ist nicht das erste Mal, daß Hasenfüße von Negern dergleichen gruselige Geschichten erfinden, von denen, sieht man selber zu, nicht der zehnte Teil wahr ist."

„Immerhin scheint es mir ratsam, Boten vorauszuschicken," antwortete Mueller I. „Oftmals ist es gut, solch einer schwarzen Majestät ein wenig zu schmeicheln."

„Einen Boten können wir schicken. Es fragt sich nur, ob sich unter unsern Trägern einer dazu bereitfinden läßt, sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Leute," wandte er sich an die Deputation, „es ist nicht daran

zu denken, daß wir umkehren. Ein weißer Mann verfolgt seinen Weg so lange, bis unüberwindliche Hindernisse ihm Halt gebieten. Wir wollen erst mal sehen, wie weit es mit der Macht und der Willkür dieses afrikanischen Potentaten her ist. Zu eurer Beruhigung aber wollen wir ihm unsere Ankunft feierlich anmelden und ihn bitten, uns den Durchzug durch sein Gebiet und die Verproviantierung in seiner Residenz zu gestatten. Wer von euch will diese Botschaft übernehmen?"

Die Träger sahen einander an. Die meisten machten kein Hehl daraus, daß sie wenig Lust hatten, ihre Haut zu Markte zu tragen. Endlich traten zwei riesenhafte Massongo vor, Kamasoka und Gambotta, junge, herkulische Burschen.

„Wir wollen gehen," sagten sie. „Sterben wir, so werden wir unser Leben teuer verkaufen. Doch erwarten wir, daß Sie uns für unsere Bereitwilligkeit belohnen werden."

„Ihr sollt zufrieden sein," antwortete Mueller.

Darauf wurden den beiden Massongo Geschenke für den Häuptling übergeben, und sie machten sich auf den Weg. Die Träger warteten ungeduldig auf ihre Rückkehr. Obwohl es die Absicht der Weißen gewesen war, an dieser Stelle nur eine Ruhepause zu machen und erst nach einigen weiteren Marschstunden zu biwakieren, so mußte doch das Lager aufgeschlagen werden, da sämtliche Leute sich aufs heftigste weigerten, auch nur noch einen Schritt in der Richtung auf die Residenz des feindseligen Fürsten zu tun, ehe seine Antwort angekommen wäre.

Der Abend brach herein, die Nacht verging, es wurde Morgen, es wurde Mittag — die Boten kamen nicht wieder. Nun bemächtigte sich große Furcht der Träger, selbst die beherzten Massongo und Malansche begannen sich auf eine schlimme Wendung der Dinge gefaßt zu machen. Die Bondo- und Schinga-Leute riefen laut, man müsse auf der Stelle den Rückweg antreten. Mit angsterfüllter Miene spähten sie in der Richtung aus, in der die Boten sich entfernt hatten, in der Erwartung, eine feindliche Truppe heranrücken zu sehen. Einige kletterten auf Bäume, um die Steppe möglichst weit zu überschauen. Als sie kurz nach Mittag eine Staubwolke am Horizont erblickten, stiegen sie in Eile herab und riefen, nun käme der Feind heran, es sei ein gewaltiges Heer, sie hätten die Waffen blitzen sehen.

Er waren jedoch nur die Boten der Karawane und mehrere Abgesandte des Königs, welche mit einer Menge von Lebensmitteln und Palmwein beladen waren, die sie den Fremden zur Begrüßung darbringen sollten.

François und Mueller I. saßen eben beim Mittagsbrot und ließen sich durch das Erscheinen der Sendlinge gar nicht stören.

„Daß euer König uns in Frieden zu sich einladen würde," antwortete

Mueller I. auf die Rede der Gesandtschaft, „das haben wir erwartet. Doch ihr seht, wir sind beim Essen. Nach der Mahlzeit pflegen wir ein paar Stunden zu ruhen. Dann aber ist es zu spät, heute noch aufzubrechen. Morgen in aller Frühe werden wir uns auf den Weg machen. Bis dahin muß euer König sich gedulden."

Die Abgesandten sahen ein wenig verdutzt drein, indessen schien das sichere Auftreten der beiden Männer — der ersten Weißen, die sie sahen — ihnen sehr zu imponieren. Sie entfernten sich mit allen Zeichen der Ehrfurcht und machten sich's im Trägerlager bequem, um am folgenden Tage der Truppe als Führer zu dienen. Inzwischen wurden die Lebensmittel und der Palmwein, welche die Boten als Willkommengeschenke mitgebracht hatten, unter die Mannschaft verteilt. Ein Schmaus und ein Gelage folgte. Die Leute der Expedition schöpften Mut. Da die dickbauchigen Kalabassen ein gewaltiges Quantum enthielten, so herrschte bald die fröhlichste Laune, die später sogar einem tüchtigen Rausch Platz machte.

Die beiden Massongo, Kamasoka und Gambotta, wurden mit Fragen bestürmt und mußten immer wieder von dem König und seiner Residenz erzählen. Schließlich freute man sich sogar, dorthin zu kommen, in der festen Überzeugung, das Gelage würde nach der Ankunft des Zuges eine Fortsetzung finden.

Am andern Morgen brach die Schar auf und erreichte nach einem starken Tagesmarsch die Ortschaft — eine für afrikanische Verhältnisse ungewöhnlich umfangreiche Ansiedlung. Man erwartete die Fremden. Das ganze Volk war auf den Beinen, truppweise kam es bis weit hinaus den Reisenden entgegen und umringte sie in einer so zudringlichen Weise, daß die Führer den Befehl gaben, die Gewehre schußbereit zu halten.

Dicht vor dem Dorfe, auf einer freien Wiese, wurde haltgemacht und das Lager errichtet. Der Abend war hereingebrochen. Die Abgesandten des Negerkönigs erklärten, die Weißen müßten unbedingt sofort mit zu Hofe kommen. Mueller und François hatten nichts dagegen und folgten den Eingeborenen. Sie gingen allein. Furchtlos schritten sie durch die unzählige Menge von Negern, die schreiend, schwatzend und gaffend rings um sie her wogte. Jeder einzelne suchte einen Blick auf diese Menschen mit hellfarbiger Haut zu erhaschen, man drängte durcheinander, man stieß sich über den Haufen, viele waren so dreist, ganz dicht an die Fremden heranzutreten und rasch ihre Kleider, ihre Hände zu berühren.

Mitten im Dorfe lag die Wohnung des Herrschers. Sie war rings von einem hohen Zaun umschlossen. Die Tür, die ins Innere führte, war niedrig und klein, gleich dem Eingange zur Höhle eines Tieres.

„Hier sollen wir wohl hindurchkriechen?" rief François. „Auf Händen

und Füßen, wie? Denn anders geht es nicht. Nein, so weit bückt sich kein weißer Mann. Bringt eine große Tür an, durch die wir gehobenen Hauptes gehen können."

Darauf gab er seinem Gefährten einen Wink, und beide machten stolz kehrt und gingen in das Lager zurück. Die Gesandten des Negerfürsten waren außer sich, sie wußten nicht, was sie von dem Benehmen der Fremden halten sollten, obwohl sie nicht umhin konnten, aufs neue großen Respekt vor ihnen zu empfinden. Sie krochen zu ihrem Gebieter hinein, der drinnen der Gäste harrte, und berichteten ihm, was geschehen sei. François hatte sich in seiner Beurteilung der Schwarzen nicht getäuscht. Ehe eine halbe Stunde verflossen war, kamen die Boten ins Lager.

„Unser König wünscht euch bei sich zu sehen," sagten sie, „seine Würde gestattet es nicht, zuerst zu euch zu kommen. Ihr müßt den Weg benützen, den alle seine Untertanen gehen, einen andern gibt es nicht. Wenn wir euerm Wunsche willfahren und eine größere Tür machen wollten, so müßten wir das ganze Haus umbauen. Begreift doch, daß dies nicht möglich ist."

Die Europäer erklärten abermals, es sei nicht daran zu denken, daß sie gleich niedrigen Tieren über den Boden kriechen würden. Allein die Würdenträger der schwarzen Majestät drangen so lange mit Bitten in sie, bis sie nachgaben. Als sie die kleine Öffnung hinter sich hatten, sahen sie sich in einem schmalen Gange vor einem zweiten hohen Zaune, an welchen kleine, ebenfalls eingezäunte Hofräume stießen. Darinnen standen die Hütten der Frauen, deren der König über zweihundert haben sollte. Die Tür, die nun durchschritten wurde, war ebenso niedrig wie die erste. Man gelangte durch sie in einen großen Hof, in welchem eine Menge von Fetischen herumstanden.

Sobald man sich jenseits der Öffnung aufrichtete, sah man ein menschliches Skelett vor sich. Dies sollte dazu dienen, den König vor den Waffen der Feinde und vor wilden Tieren zu schützen. Rechts neben diesem stand eine Maniokpflanze von ungewöhnlicher Höhe, welche den Besitztümern des Herrschers fette Ernten sichern sollte. Tierschädel hingen auf Pfosten — Jagdtrophäen als Mittel zu immer neuem Weidmannsglück. Außerdem standen noch viele irdene Töpfe herum, welche geheime Medizinen gegen alle möglichen Krankheiten — Medizinen im Sinne afrikanischer Heilkunst — enthielten.

Von diesem Hofraume aus, welcher als Empfangsraum diente, führte eine dritte niedrige Tür in die eigentliche Wohnung des Königs, welcher vor dieser Tür auf einem mit Löwen- und Leopardenfellen gepolsterten Schemel saß, umgeben von etwa zwanzig Würdenträgern und Ratgebern. Er war klein; sein durch Pockennarben entstelltes Gesicht verriet in dem

Ausdruck der brutalen Lippen und der tückischen Augen unberechenbare Willkür und Neigung zur Grausamkeit. Den Hals umschloß ein Perlenband, an welchem Fruchthülsen hingen, deren trockene Kerne bei jeder Bewegung klapperten. Sein rotes Hüfttuch war über und über mit Perlen und Kaurimuscheln geschmückt. Die Lederkappe, die er auf dem Kopf trug, wies den gleichen Schmuck in reichem Maße auf, und am rechten Arme saß ein Band, das aus menschlichen Sehnen hergestellt war, als Zeichen seiner Königswürde.

Mueller und François traten ohne Umstände auf ihn zu und reichten ihm die Hand. Der schwarze Fürst sah zuerst ein wenig überrascht drein, ergriff dann die Hände der Weißen und schüttelte sie kräftig. Seine Würdenträger, die es nicht anders gewöhnt waren, als daß man vor dem Anblick der Majestät in den Staub sank, machten ihrem Erstaunen durch stummes Mienenspiel und durch unterdrückte Rufe Luft. Die beiden Reisenden setzten sich darauf neben ihm nieder.

Er musterte sie schweigend und ohne Scheu, dann begann er:

„Ich habe in den Jahren, die ich nun als Herrscher auf dem Throne sitze, viel von den weißen Menschen erzählen hören, auch mein Vater hat oft von ihnen gesprochen, doch habe ich noch nie mit eignen Augen einen Weißen erschaut. Um so mehr freut es mich, daß nun zwei mich besucht haben, wollte ich doch bisher überhaupt nicht glauben, daß es tatsächlich Menschen mit weißer Haut geben könne. Auch jetzt bin ich der Meinung, ihr habt euch Gesicht und Hände gefärbt. Seid so gut und entblößt eure Brust. Unmöglich könnt ihr am ganzen Leibe weiß sein."

„Du magst darüber denken, wie du willst," antwortete Mueller. „Laß dir sagen, daß Millionen von Menschen am ganzen Leibe weiß sind wie wir. Es fällt uns nicht ein, uns dir zuliebe, und um dir den Beweis dafür zu liefern, der Kleider zu entledigen. Wir haben weiter kein Interesse daran, ob du uns für gefärbt hältst oder nicht."

„Warum sprichst du so barsch zu mir?" versetzte der Fürst. „Empfange ich euch doch in aller Freundschaft! Ich habe euch zum Beweise dafür Lebensmittel geschickt und euch eingeladen, statt euch zurückzuweisen. Wenn ihr eure Brust nicht entblößen wollt, obwohl ihr meine Bitte ohne große Schwierigkeiten erfüllen könntet, so laßt mich wenigstens eure Bärte anfassen, denn ich glaube, ihr habt sie euch nur angeklebt."

Mit diesen Worten streckte er die Hand aus, doch François, den er berühren wollte, entzog sich seinen Fingern mit einem Ruck des Sessels.

„Dies wäre eine tödliche Beleidigung nach unsern Sitten," rief er aus.

In den Augen des Negers flackerte es unheildrohend auf, da sprach Mueller:

„Wir können dir jedoch unsere Waffen zeigen, derengleichen du noch nicht gesehen hast."

Darauf zog er seinen Revolver, welcher gesichert war, aus dem Halfter und reichte ihn dem König. Der nahm ihn in die Hand und drehte ihn mit einer Miene der Geringschätzung hin und her.

„Wem wollt ihr mit einem solchen kleinen Ding etwas tun?" fragte er. „Es ist weder schwer noch scharf genug zu einem tödlichen Schlage."

„Sieh her!" entgegnete Mueller, stellte mit einem Druck des Fingers die Sicherung ab und schoß.

Die Würdenträger erschraken so sehr, daß einige von ihnen zu Boden purzelten. Die Majestät selbst wäre mit ihrem Sessel hintenüber gestürzt, wenn nicht seine Getreuen ihn aufgehalten hätten. Auf einen Augenblick herrschte beispiellose Aufregung. Dann faßte sich der König und sprach: „Es knallt und raucht. Was tut es weiter?"

„Laß im Zaun nachsehen!" antwortete Mueller. Er wies mit dem Finger auf die Stelle, die er getroffen hatte, und die Leute, die hinübereilten, riefen, das Holz sei durchbohrt.

Der König lachte und klatschte in die Hände.

„Das ist ein köstliches Ding!" rief er aus, „so winzig, so unscheinbar und doch so tödlich! Ja, ja, die Weißen, das sagte mir mein Vater schon, haben vielerlei wertvolle und seltene Sachen. Sicherlich habt ihr mir einige zum Geschenk mitgebracht."

„Du wirst die Geschenke erhalten. Doch sind wir eben erst angekommen. Gedulde dich daher, bis die Sachen ausgepackt worden sind," sagte François. „Sei versichert, wir werden uns erkenntlich zeigen für die freundliche Aufnahme, die du uns gewährst."

„Ich wünschte, ihr kämet nicht nur zum Besuch," erwiderte der Fürst. „Ich weiß, ihr seid bewandert in vielen Künsten und könnt uns mancherlei lehren und zeigen. Daher wäre es mir sehr lieb, wenn ihr euch dauernd bei mir niederließet. Ihr solltet wie meinesgleichen geachtet werden."

„Davon kann keine Rede sein," entgegnete François. „Wir befinden uns auf einer Reise, die wir vollenden müssen. Es ist daher ganz unerläßlich, daß wir in unsere Heimat zurückkehren. Aber wenn du dich freundlich gegen uns erzeigst, so wollen wir unsern Brüdern von dir und deinem Reiche erzählen. Wenn wir ihnen sagen, wieviel Elfenbein und andere Kostbarkeiten es hier gibt, so werden sicherlich bald einige herkommen und sich hier ansiedeln."

Nach diesen Worten erhoben sich Mueller und François.

„Erlaube uns," sagte der erstere, „daß wir uns verabschieden, denn wir sind müde. Morgen wollen wir weiter verhandeln."

Am andern Morgen saßen die beiden Reisenden beim Frühtrunk, als ihnen die Meldung gebracht wurde, der Häuptling komme mit seinem Gefolge. Sie ließen sich gar nicht stören, empfingen ihn ohne irgendwelche Zeremonien und erklärten über ihre Kaffeetasse hinweg:

„Wir bedauern. So zeitig haben wir dich nicht erwartet. Das Auspacken der Sachen ist noch nicht beendet. Nur einiges liegt hier, aber warte, bis alles beisammen ist."

Die begehrlichen Augen des Negers fielen auf ein paar bunte Schärpen, auf Pulver und Gewehre, und obwohl er die Behandlung, die die Weißen ihm erwiesen, als ganz ungehörig empfand, so dachte er doch, es sei besser, sich auf guten Fuß mit ihnen zu stellen, um möglichst viel Geschenke zu erhalten.

„Es macht nichts," antwortete er. „Ich komme später wieder, oder noch besser, findet euch bei mir ein, sobald alles beisammen ist."

Er ging, doch sandte er allstündlich Boten mit der Frage, ob die Weißen nun mit Auspacken fertig wären. Gegen Mittag ließen sie ihm sagen, er könne sich seine Geschenke holen. Zu ihrer Verwunderung kam er nicht sogleich. Volle zwei Stunden verflossen, bis er sich zeigte. Ein riesiger Sklave trug ihn auf den Schultern. Die Weißen führten ihn in ihr Zelt. Da lagen auf dem Tische farbige Stoffe, ein weißes Hemd, ein alter Husarenrock, rot mit gelben Schnüren, zwei Gewehre und Schachteln voll Perlen. Auf dem Boden standen zwei Fäßchen Pulver.

„Soll das alles sein?" fragte er rund heraus. Dabei sah er sich im Zelt um, als wenn er nach Dingen suchte, die er noch für sich in Anspruch nehmen könne.

„Es ist das höchste Geschenk, das wir bisher in diesem Lande für den Durchzug durch ein Königreich gegeben haben," antwortete François. „Anscheinend bist du dir über den wirklichen Wert der verschiedenen Gegenstände nicht klar."

Der Fürst sah den Sprecher finster an und schien eine zornige Antwort geben zu wollen; da lenkte Mueller ein.

„Wir wollen nicht feilschen," sagte er. „Hier dieses Paket sei dir noch gewährt. Es sind tausend Holzstäbchen darin, die Feuer fangen, wenn du mit ihnen über den schwarzen Rand der Schachtel hinstreichst. Du kannst mit ihrer Hilfe jeden Augenblick Feuer bei der Hand haben. Und auch dies füge ich noch hinzu. Gefällt dir das?"

Dabei nahm er eine Mundharmonika und blies eine leichte Melodie darauf. Der Negermonarch sah ein wenig heiterer drein, nickte, gebot seinen Begleitern, alles aufzuladen und fortzutragen, und schickte sich zum Gehen an.

„Nachdem wir unsern Tribut entrichtet haben," sprach Mueller, „erwarten wir nun von dir, daß du uns so rasch wie möglich kundige Führer schickst, welche uns den Weg zum Kassai-Flusse zeigen können. Dies ist alles, was wir als Gegenleistung von dir fordern. Denn wenn wir auch durch dein Land ziehen, so haben deine Untertanen doch einen gewissen Vorteil davon, da unsere zahlreichen Leute viel brauchen und alles gut und bar bezahlen."

„Führer zum Kassai sollt ihr erhalten," antwortete er. „Doch kann ich solche heute und morgen nicht auffinden. Der Leute, welche das Land auf so weiten Umkreis kennen, sind wenige, und diese sind von Karawanen und durchziehenden Händlern sehr begehrt. Ich nehme an, ihr werdet euch für meine Bemühungen dann noch besonders erkenntlich zeigen."

„Dies wird nicht geschehen," erwiderte François. „Du bist mit dem, was du nun bekommen hast, abgefunden."

„Wir reden noch," sagte er; „unmöglich könnt ihr meinen, ich sei nicht größerer Gabe wert. Unter allen Umständen müßt ihr noch die kleine Waffe, mit der ihr gestern geschossen habt, und eure zwei Reitstiere hinzufügen."

„Wie?" rief François aus. „Aber das ist ja unverschämt. Davon kann gar keine Rede sein."

Der König winkte nur mit der Hand, antwortete aber nicht, sondern ließ sich hinwegtragen.

Drei Tage verflossen, und noch immer meldeten sich keine Führer. Dagegen kamen mehrmals Boten vom König und fragten, ob die Weißen es sich überlegt hätten. Sie gaben immer die gleiche Antwort. Am vierten Tage kam er abermals selbst.

„Ich habe Leute gefunden, die euch führen wollen," berichtete er. „Es war sehr schwer. Wisset, euer Weg wird durch Gegenden führen, in denen jetzt Krieg herrscht. Deshalb fürchten sich fast alle, die des Landes kundig sind, dorthin zu gehen. Auch wohnt nach dem Kassai zu ein Volksstamm, welcher Menschen frißt. Ich weiß zuversichtlich, daß diese Leute die Leichen aller, die ich hinrichten und in den Luschiko werfen lasse, herausfischen und verzehren. Der Luschiko fließt wenige Meter jenseits meines Dorfes vorüber und mündet in den Kassai. Ich kann euch deshalb nur ganz zuverlässige Führer mitgeben. Geschähe euch bei diesem Volksstamm ein Unglück, so würde ja nie wieder ein Weißer zu mir kommen. Diese zuverlässigen Führer kosten mich selbst viel, deshalb müßt ihr zu euern Geschenken etwas hinzufügen. Auf die Reitstiere will ich verzichten, aber den Revolver muß ich haben. Und dann", setzte er hinzu, „gebt mir eins jener Lichter, mit denen ihr des Abends eure Stube aus Leinwand erhellt. Das soll mir bis zu meinem Tode leuchten."

„Ein Licht kannst du haben," antwortete Mueller. „Und obendrein diese Zigarre hier, zu der wir guten Appetit wünschen. Aber den Revolver schlage dir aus dem Sinn, den kannst du nimmermehr bekommen."

Zwei Tage gingen hin, ohne daß die Reisenden von dem König hörten. Sie suchten ihn auf, um ihn wiederum an sein Versprechen zu erinnern. Er saß inmitten seines Rates, und man sprach eben von den Maßnahmen, welche man gegen den aufrührerischen Häuptling eines tributpflichtigen Stammes ergreifen wollte. François unterbrach die Verhandlung, indem er ohne Umstände auf den Herrscher zutrat mit der Frage:

„Wo sind die Führer, die du uns versprochen?"

Der König sah ihn groß an. Seine Stirn runzelte sich unheildrohend, er ballte die Faust, dann aber antwortete er ganz ruhig:

„Es sind mir Bedenken aufgestiegen, ob ihr überhaupt in friedlicher Absicht gekommen seid, und ob meinem Lande aus einer Ansiedlung weißer Männer Heil erwachsen würde."

Mehrere Männer seines Rates stimmten bei.

„Der Ipomme soll es entscheiden!" riefen sie.

„So soll es sein," fuhr der Häuptling, „ihr müßt den Ipomme, den Gifttrank, zu euch nehmen, um mir zu beweisen, daß ihr meine Freunde seid. Gebt ihr den Trunk ohne Schaden wieder von euch, so will ich alles tun, was ihr verlangt, und euch wie meine Brüder behandeln. Wenn ihr aber erkrankt, dann werde ich nichts tun, euch das Leben zu erhalten, denn dies ist ein Beweis, daß ihr auf mein Verderben sinnt."

„Wir werden uns dieser Prüfung nicht unterziehen," erklärte Mueller. „Sie ist ebenso unsinnig wie überflüssig. Wir verlangen ja nichts weiter, als so rasch wie möglich dein Land zu verlassen. Wie also sollten wir dir Böses wollen? Nur du hältst uns hier, und dies ist nur ein neuer Vorwand, die Sache in die Länge zu ziehen."

„Ihr müßt den Ipomme trinken, sonst betrachte ich euch von Stund an als meine Feinde und lasse euch gefangennehmen," beharrte der König.

Die Verhandlung drohte einen stürmischen Verlauf zu nehmen, als einer der Räte einen Vorschlag zur Einigung machte, indem er sagte:

„Wenn die Weißen den Ipomme nicht nehmen wollen, so laßt einem Hahn den Trank einflößen, das ist auch statthaft."

Man schaffte einen Hahn herbei, und der Zauberer trat hervor mit dem bereits gemischten Tranke, den man dem Tier beibrachte. Mit größter Spannung wartete man auf das Ergebnis. François und Mueller legten die Hand an die Gewehre, um zur Verteidigung bereit zu sein, falls die Sache für sie einen ungünstigen Verlauf nehmen sollte. Aller Augen hafteten auf dem Vogel.

Der Hahn schluckte die Flüssigkeit, würgte sich furchtbar, zappelte in den Händen des Zauberers und brach unter heftigen Schlingbeschwerden das Zeug aus. Offenbar hatten die Neger das nicht erwartet; sie stimmten kein Freudengeschrei aus; ein dumpfes Murmeln der Unzufriedenheit wurde laut, dennoch konnten sie gegen dieses Urteil nichts sagen. Die Prüfung war in der vorgeschriebenen Weise vollzogen worden; die Unschuld der Weißen war erwiesen.

„Wie nun? Wie nun?" rief François triumphierend. „Du siehst, alle deine Anschläge nützen dir nichts. Erfülle unsere Wünsche und deine Pflichten, du siehst, die Götter beschützen uns!"

Der König war sehr betroffen, aber er murmelte vor sich hin, sie hätten den Trank selbst nehmen müssen, wenn es ihnen um einen einwandfreien Beweis ihrer Aufrichtigkeit ernst sei, und er behalte sich weiteres vor. Darauf hob er die Versammlung auf, und die Weißen kehrten in ihr Lager zurück.

Hiernach verflossen abermals mehrere Tage. Entschlossen, nicht länger zu warten, sondern nun den Abmarsch zu erzwingen, verlangten die Reisenden eine Zusammenkunft mit dem König zwischen seinem Dorfe und ihrem Lager. Er kam. François ging sogleich auf ihn zu.

„Wie stehen die Dinge nun?" rief er, indem er eine drohende Haltung annahm. „Wie lange sollen wir noch warten? Wir haben keine Lust, uns von dir an der Nase herumführen zu lassen. Du hast uns Führer versprochen, also gib uns solche. Dein Verhalten ist eine Treulosigkeit, die einen König schlecht ziert."

Der Neger lachte höhnisch, antwortete aber nicht.

„Höre denn, morgen treten wir den Marsch an, ohne dir irgendwelche Geschenke zu machen, und ohne auf deine Führer zu warten," fuhr François fort.

„Ich habe viele Krieger, die euch zurückhalten werden," erwiderte der König.

„Auch wir haben viele Leute," versetzte der Reisende. „Und es kommt dann nur darauf an, wer am besten schießen kann. Soll ich dir beweisen, wie gut wir treffen können? Was meinst du wohl, wie viele Male vermag ich unter fünf Schüssen das Astloch in jenem Baume zu treffen?"

„Keinmal," sagte der Neger lachend.

Mueller, der Forstmann und geübte Jäger, zog unwillkürlich die Brauen ein klein wenig höher und sah seinen Gefährten gespannt an. Die Probe, deren er sich vermaß, war allerdings sehr kühn.

François aber vertraute auf sein gutes Glück und schoß fünfmal. Zweimal traf er mitten in das Loch, drei Kugeln schlugen dicht in den Rand. Das schien dem König denn doch zu imponieren. Er versicherte,

daß morgen die Führer zur Stelle sein würden, entschuldigte sich durch alle möglichen Ausflüchte wegen der langen Verzögerung und entfernte sich unter Beteuerungen seiner freundschaftlichen Gesinnung. Allein am folgenden Tage stellten sich immer noch keine Führer ein.

Die Reisenden riefen nun ihre Leute zusammen und fragten, ob jemand unter ihnen des Landes kundig sei.

„Ich will Sie zum Kassai führen," erklärte einer, „und zwar auf einem Wege, wo Sie keinem Fürsten mehr Geschenke zu machen brauchen."

„Weshalb hast du bloß ein Ohr? Wo verlorst du das andere?" fragte François, indem er den Mann prüfend ansah.

„Ich habe mich mal bei einem Diebstahl ertappen lassen," antwortete der Mann lachend, „da wurde es mir abgeschnitten."

„Dann wollen wir uns diesem Kerl nicht anvertrauen," sagte François zu Mueller. „Er will uns vielleicht nur in einen Hinterhalt führen, um uns im Verein mit guten Freunden zu berauben. Gehen wir nach dem Kompaß und vertrauen wir unserm guten Glück!"

Als sie den Befehl erteilten, alles zum Aufbruch fertigzumachen, erklärten die Bondo- und Schinga-Leute, sie würden nicht mitkommen. Wie kämen sie dazu, geradeswegs in den Tod zu rennen? Der König würde sie keine hundert Meter weit gehen lassen, dann seien sie von den Kriegern umringt, und keiner würde mit dem Leben davonkommen.

Zum Glück für François und Mueller waren die Massongo und Malansche anderer Meinung. Sie umringten ihre Führer und versicherten sie ihrer Treue.

„Wir gehen mit, wir verlassen Sie nicht, und sollten wir die Lasten der feigen Bondo und Schinga auch noch mittragen!" riefen sie einstimmig. Die Reisenden teilten nun an diese Leute Gewehre und scharfe Munition aus und erklärten den Rebellen, daß jeder, der sich weigere mitzugehen, niedergeschossen würde.

Inzwischen brachen die Massongo und Malansche das Lager ab. Vor dem Dorfe sah man nun eine große Menge Volkes zusammenströmen, die neugierig hinüberschaute. Durch ungestüme Gebärden und lautes Geschrei machten die Leute einander auf das Beginnen der Fremden aufmerksam. Nach einer Weile teilte sich das Getümmel wie auf einen Zauberwink, und der König, auf den Schultern eines Sklaven sitzend, zeigte sich, begleitet von der Schar seiner Hofleute. Doch noch immer sah man keine Bewaffneten. Das große Kriegsheer, mit dem er den Abmarsch der Weißen zu hindern gedroht hatte, kam nicht zum Vorschein.

Die Zelte waren verpackt, die Lasten waren zum Aufladen fertig. François und Mueller gaben den Befehl zum Antreten. Auch jetzt ließen

die Massongo und Malansche, obwohl die Volksmenge immer näher heran-drängte und immer wilder um sie herwogte, ihre Gebieter nicht im Stiche, sondern umringten, die Gewehre in der Hand, die Bondo und Schinga und riefen ihnen zu, sie sollten zu ihrer Pflicht zurückkehren. Die Büchsen erhebend, drohten sie, die Eingeborenen mit dem Kolben niederzuschlagen, und schwuren, daß sie jeden erschießen würden, der es wagte, etwas zu rauben oder einen von ihnen anzurühren.

Als die Bondo und Schinga sahen, daß das Volk und der König sich auf Schreien und Gestikulieren beschränkten und keiner in der großen Schar der Feinde bewaffnet zu sein schien, nahm einer nach dem andern seine Last auf die Schulter und stellte sich in Reih und Glied.

„Vorwärts marsch!" befahl Mueller.

Und die Kolonne setzte sich in Bewegung. Die beiden Riesen, Kamasoka und Gambotta, schritten an der Spitze.

Der König begann zu schimpfen und drohte, seine Krieger herbeizurufen und die Weißen mit all ihren Leuten töten zu lassen. Er erging sich in wüsten Schmähungen, bei welchen seine afrikanische Phantasie und sein urwüchsiger Wortschatz sich glänzend bewährten.

Mueller und François taten, als sei er Luft für sie. Mit klarer, scharfer Stimme erteilten sie ihre Befehle, und keiner ihrer Träger dachte noch daran zurückzubleiben. Die Energie und Ruhe der Weißen trug auch hier den Sieg davon.

Sie saßen auf ihren Reitstieren, das Gewehr schußbereit in der Hand, und warteten, bis der letzte ihrer Leute unbehelligt durch die Menge der Eingeborenen hindurch war, dann trieben sie ihre Tiere an und ritten fort. Sie beschrieben dabei einen kleinen Bogen, so daß sie dicht an dem König vorbeikamen, der noch immer fluchte und schimpfte. Als er sah, daß all seine Wut die Weißen ganz kalt ließ, drehte er sich herum und gab durch eine Gebärde, die nur einem Neger möglich ist, seine tiefe Verachtung zu verstehen. François schnippte mit den Fingern; dann waren sie vorüber.

Die Drohungen des treulosen Negers verklangen in der Ferne. Nichts wurde unternommen. Durch keine Feindseligkeit behindert, zog die Karawane ihres Weges. Sie kam bald in ebenso dichte Urwälder, wie die Abteilung Wissmanns, und Mueller erkrankte hier heftig an Fieber, so daß er nicht mehr im Sattel sitzen konnte, sondern auf einer Matte getragen werden mußte.

4.

Am Hofe des Baluba-Königs.

Wir überspringen einen Teil der Reise und wenden uns der Expedition in dem Augenblick wieder zu, da sie, aufs neue vereint, den Endpunkt

der Landreise, die Residenz Mukenge des Baluba-Königs Kalamba erreichte.

Man schrieb den 8. November. Am 16. Juli war die Gesellschaft von Malansche aufgebrochen. Monate der Anstrengung und Entbehrung, der Gefahr und Todesnähe hatten die Reisenden durchlebt. Nun war die erste Etappe, die Landreise, glücklich überstanden. Sie befanden sich am Ufer des Luluaflusses, von dem aus sie die lange Kahnfahrt auf unbekannten Gewässern anzutreten gedachten. Noch wußten sie freilich nicht, wie Kalamba, der König eines großen Negerreichs, sich zu ihnen stellen würde. Mit großer Feierlichkeit sollte der Einmarsch vor sich gehen. Die Fahnen wurden ausgepackt und entfaltet, Platzpatronen und weiße Anzüge für einen Teil der Diener verteilt. Was an Musikinstrumenten vorhanden war, das kam in Hände, die einigermaßen damit umzugehen verstanden, und dann ging es gen Mukenge.

Bald donnerten Signalschüsse über die stille Savanne hin, die Fahnen flatterten, Mundharmonika, Trommel und Trompete ließen ihre Klänge, freilich in ziemlich unharmonischem Durcheinander, erschallen. Die Weißen ritten auf ihren Stieren, die Diener in neuer Kleidung folgten ihnen, und hinter diesen schritt der lange, stattliche Troß der Träger. Mukenge kam in Sicht.

Nun wurden von dort aus die Signalschüsse beantwortet. Eine Rauchwolke stieg vor der Residenz auf, dann trug der Wind den Knall einer Gewehrsalve herüber. Kalamba bewillkommnete die fremden Gäste. Nur einer derselben war dem König Kalamba nicht fremd. Wissmann hatte schon im Jahre 1881 zusammen mit dem inzwischen verstorbenen Forschungsreisenden Pogge das Baluba-Land besucht und Kalambas Bekanntschaft gemacht. Da Wissmann damals in östlicher Richtung weitergezogen war, um Sansibar zu erreichen, so war der Negerfürst jetzt nicht wenig erstaunt, als er von Westen her zurückkehrte. Er hatte ihn ganz bestimmt von Osten erwartet.

Vorm Dorfe war eine große Menschenmenge versammelt und bildete zu beiden Seiten des freien Platzes Spalier, wo der König mit seiner Schwester Sangula, welche in seinem Reiche eine sehr große Rolle spielte, und mit seinem gesamten Hofstaat der Ankunft der Weißen entgegensah. Unter den Hofleuten befand sich Fürst Tschingenge, auch ein Bekannter Wissmanns. Im Jahre 1881 war er noch ein freier, selbständiger König gewesen. Inzwischen hatte Kalamba ihn unterworfen und hielt ihn gefangen in seiner Residenz. Tschingenge hoffte nun, Wissmann werde ihm aus alter Freundschaft zur Freiheit verhelfen.

Die Luft hallte wider von dem Freudengeschrei der versammelten

Bevölkerung, von den Schüssen, die immer wieder abgefeuert wurden. Kalamba selbst empfing Wissmann aufs freundlichste und geleitete ihn zu dem Hause, in welchem er vor vielen Jahren mit Pogge zusammen gewohnt hatte. Ein Schmied hatte in der Zwischenzeit darinnen gehaust, nun sah es schwarz und rußig aus.

Auf den Vorschlag Kalambas, hier wieder zu wohnen, antwortete Wissmann:

„Damals waren wir unser zwei, Pogge und ich. Heute aber komme ich mit einer großen Zahl von Begleitern, da ist dieses Häuschen zu klein. Ich benutze sogleich die Gelegenheit, dir zu eröffnen, daß ich in größerer Nähe des Lulua-Flusses ein umfangreicheres Gebäude zu errichten wünsche, in welchem meine ganze Karawane Obdach finden soll. Dir zu Gefallen, damit du einen der Unsern stets um dich hast, wird mein Freund Wolff sich in dem alten Hause niederlassen, um es wieder instand zu setzen. Wisse ferner, daß ich von dir Hilfe und Unterstützung in großem Maße erwarte. Was mich zu dir führt, ist die Absicht, vom Lulua-Flusse in Booten den Kassai zu erreichen und auf ihm zu meinem Ausgangspunkte, der Meeresküste, zurückzukehren. Dies ist der große Zweck meiner Reise, und im Vertrauen auf deine Freundschaft habe ich sie unternommen."

Kalamba hatte aufmerksam zugehört. Er war sogleich Feuer und Flamme für das Unternehmen.

„Dir soll alle Hilfe werden, die in meinen Kräften steht," antwortete er, „sofern du eine Bedingung erfüllst, die ich stellen muß. Nimm mich mit! Auch ich möchte gern sehen, wohin dieser Strom eilt, der meine Heimat durchfließt, und längst ist es meine Sehnsucht, das Meer zu sehen, von dem so viele dunkle Geschichten bis zu uns dringen, die Stadt der Weißen zu schauen und eins jener Feuerboote, mit denen sie das Wasser befahren sollen, mit nach Hause zu nehmen."

Wissmann erkannte sogleich, daß die Teilnahme des Königs an der Expedition für ihn von unschätzbarem Vorteil sei, und erklärte sich bereit, ihn mitzunehmen, sofern er kein allzu großes Gefolge mit sich zu führen gedächte.

Für die Weißen begann nun eine Zeit reger Tätigkeit. Mit Hilfe eingeborener Arbeiter wurde am Lulua-Flusse eine Niederlassung erbaut, der man den Namen Lulua-Burg gab, und die noch heute ein wichtiger Stützpunkt der europäischen Macht im Innern von Afrika ist. Lehmhütten für die Mannschaften, ein steinernes Haus für die Weißen, Gemüse- und Obstgärten, Ställe für das Vieh, Schuppen für die Vorräte und Befestigungen, die stark genug sein sollten, einem Angriff mit Erfolg zu widerstehen: das alles wurde mit Umsicht und Fleiß in kurzer Frist hergestellt. Kalamba

sandte täglich Boten nach dem einige Kilometer von seiner Residenz entfernten Bauplatze, um sich nach dem Fortgang der Arbeiten zu erkundigen; konnte er doch den Tag nicht erwarten, an welchem er selbst die Anlage besichtigen könne.

Als Wissmann ihm seine Einladung durch Boten schickte, kam er in feierlichem Zuge. Schon von ferne kündeten Gewehrschüsse sein Nahen an. Eine nach Tausenden zählende Menge zog vor ihm her. Trommeln wirbelten, die Luft hallte rings von dem Freudengeschrei der Bevölkerung wider. Ein Vorläufer erschien in Lulua-Burg und meldete, Kalamba käme mit seiner Schwester Sangula Meta und dem gesamten Hofstaat.

„Sende du ihm nun das Willkommensgeschenk zu," sprach der Bote. „Denn erst, nachdem er dies erhalten, kann der König seine Hängematte verlassen."

Darauf wurden einige Ellen bunter Stoffe dem Herrscher der Baluba entgegengeschickt. Wissmann selbst trat mit seinen weißen Begleitern hinaus, und alle Mannschaft stellte sich in Parade auf.

Kalamba allein wurde getragen, alle Würdenträger, wie sein erster Minister, namens Kakoba, Tschingenge, der Häuptling des Bruderstammes, selbst die Schwester des Königs, gingen zu Fuße. Die letztere bildete mit fünfzehn singenden Mädchen den Schluß des Zuges. Vor Luluaburg wurde haltgemacht, und unter der Führung von Sangula, welche einen Büschel von grünem Hanf schwang, begannen die Mädchen einen Begrüßungstanz.

Der Hanf ist nämlich bei diesem merkwürdigen Volke des Innern von Afrika eine heilige Pflanze und das Universalmittel gegen Krankheitsbeschwerden und Unglück. Bei jeder Beschwörung wird Hanf gekaut, verbrannt oder geraucht. Namentlich das Hanfrauchen ist allgemein verbreitet, eine Sitte, der eine große Zahl von Baluba frühzeitige Lungenschwindsucht verdanken. Jede wichtige Entscheidung in staatlichen Verhandlungen, jeder Friedensschluß, jede Kriegserklärung wird mit mehreren Pfeifen von Hanf besiegelt. Ebenso besteht die gebräuchlichste Strafe darin, daß Missetäter zum Rauchen einer je nach der Schwere des Verbrechens geringeren oder größeren Anzahl von Pfeifen verurteilt werden.

Die Weißen sahen dem Besuch Kalambas mit begreiflicher Spannung entgegen, sollte es sich doch nun entscheiden, ob sie ihre Reise vollenden könnten. Hier waren sie durchaus von den Bestimmungen des Negerfürsten abhängig, welcher ungleich mächtiger war als alle afrikanischen Potentaten, durch deren Gebiete der Landweg sie geführt hatte. Sein Einfluß reichte so weit, daß der Erfolg und die glückliche Ausführung der Wasserfahrt zum größeren Teile sichergestellt waren, wenn sie unter Kalambas Schutz geschah.

Als der Begrüßungstanz beendet war, streute Sangula Hanfkörner in die Luft und rings über den Boden; dann stieg Kalamba aus der Hängematte. Die Mannschaft Wissmanns begrüßte ihn mit einer donnernden Salve, die Trommeln wirbelten, und die Weißen schritten auf ihn zu, ihn zu empfangen und hineinzuführen. Er sah sich alles mit großem Interesse an und war erstaunt darüber, daß in so kurzer Zeit so vieles fertig geworden war. Er betrachtete mit Neugierde alle Gegenstände und fragte nach der Bedeutung einiger Dinge, die ihm unbekannt waren, wie des Kompasses, des Barometers. Auf alles, was ihm erklärt wurde, lauschte er mit Wißbegierde und ohne jene abergläubische Furcht, die man so oft bei den Naturvölkern antrifft.

Nach Beendung des Rundgangs nahm man im Hause der Weißen Platz, und Kalamba äußerte den Wunsch, mit Wissmann Blutsbrüderschaft zu trinken. Nichts konnte diesem erwünschter sein, wurde doch dadurch der Freundschaftsbund nach Negerbegriffen unverbrüchlich und ihr beiderseitiges Geschick untrennbar aneinandergekettet.

An Stelle des sonst zu der Zeremonie gebräuchlichen Wassers wurde eine halbe Flasche Kognak heiß gemacht und in eine Schüssel getan. Jeder der Weißen und Kalamba sollten nun ein paar Tropfen Blutes hineinfallen lassen, und man schickte sich bereits an, die Feierlichkeit zu vollziehen, als der Negerkönig plötzlich innehielt und nach kurzem Bedenken sprach:

„Wir wollen es nicht mit Blut tun, mein Volk würde sagen, wir seien dem Hanf untreu geworden und wendeten uns dem Blute zu. Laßt uns deshalb Hanf trinken. Das Feuer ist die höchste Macht auf Erden und Hanf das einzige Mittel, Gesundheit und Leben zu erhalten. Wenn wir das Feuer mit Hanf trinken, so ist die Brüderschaft ebenso heilig und verbindlich für uns alle, wie die mit Blut geschlossene. Sangula, schütte Hanf in den heißen Kognak!"

Sangula als oberste Priesterin des Hanfkultus streute ein paar Körner hinein, und dann trank einer nach dem andern davon. Die Weißen wünschten sich Glück zu dieser unerwarteten Wendung der Dinge, welche einen vielversprechenden Anfang der Wasserfahrt bedeutete.

Nachdem Kalamba und seine Schwester abermals erklärt hatten, daß sie entschlossen seien, die Reise mitzumachen, verabschiedete sich der Hof, und die Reisenden wandten sich in froher Stimmung aufs neue ihren Arbeiten zu; galt es doch nun, die nötige Anzahl von Kanus herzustellen. Das Stahlboot, das unterwegs schon öfters bei schwierigen Flußübergängen wertvolle Dienste geleistet hatte, trat jetzt in Tätigkeit. Man unternahm kleine Rekognoszierungsfahrten auf dem Lulua, über den die Eingeborenen selbst sogut wie gar nichts wußten; denn sie bauten keine Boote und wagten

sich nicht auf das Wasser. Mit großer Verwunderung sah das Volk den Arbeiten der Fremden zu, und allgemein war das Erstaunen, daß Kalamba mit ihnen zusammen eine weite Reise in einem jener Fahrzeuge machen wollte, welche nun von den Weißen gebaut wurden. Die Verhältnisse unter den vielen kleinen Stämmen Afrikas sind für europäische Begriffe ganz seltsam; die Kenntnis des Landes erstreckt sich nur auf wenige Meilen; darüber hinaus wissen nur die wandernden Kaufleute oder allenfalls umherziehende Jäger Bescheid; doch selbst deren Wissenschaft beschränkt sich auf einen im Verhältnis zur Größe des Erdteils sehr kleinen Bezirk. Viele Dörfer liegen ziemlich nahe beieinander, ohne daß die Bewohner sich kennen oder auch nur voneinander wissen. Oftmals trifft der Reisende auf jedem Tagemarsch andere Sitten, andere Sprachen, andere Menschen. Jedes Völklein ist zufrieden, wenn es still und für sich allein lebt, in Frieden, in genügsamem Auskommen. Die Streifzüge mächtiger Fürsten oder grausamer Sklavenjäger tragen nicht dazu bei, den Wunsch nach Bekanntschaft mit der großen Welt in diesen Naturkindern zu erwecken. Ein solches Leben führten auch die Baluba, obwohl sie zu den größeren Nationen des innern Afrika zählten und ihr König sich viele umwohnende Stämme unterworfen hatte. Wohin der Strom ginge, der durch ihr Land fließt, welche Länder jenseits ihrer Heimat lägen, welche Völker dort wohnten, das waren Fragen, mit denen sie sich gar nicht beschäftigten; und deshalb begriffen sie auch nicht, daß ihr König Verlangen trüge, dies zu erkunden. Sie meinten, es bereite ihm schon Schwierigkeiten genug, den Tribut von den Häuptlingen einzuholen, die in der Nähe von Mukenge hausten, und so weit in die Ferne zu schweifen, sei ein ganz nutzloses Unternehmen, bei welchem das Volk nur Gefahr laufe, den geliebten König zu verlieren. Und man sprach von allerlei geheimnisvollen Gefahren, von wilden Tieren, von Menschenfressern, von bösen Geistern des Wassers, von Untiefen und Stromschnellen, die kein Mensch durchschiffen könne. Zuletzt wurde gar die Meinung laut, es sei den Weißen nur darum zu tun, Kalamba zu entführen, um dann selbst von seinem Reiche Besitz zu ergreifen.

Die Reisenden erfuhren von dieser Stimmung der Bevölkerung, aber im Vertraueu auf den mit Kalamba geschlossenen Bund setzten sie unentwegt ihre Arbeiten fort, und als die Kanus fertig waren, luden sie den König ein, die Fahrzeuge zu besichtigen.

Er kam abermals mit großem Gefolge; war es doch für ihn immerhin schon eine kleine Reise von seiner Residenz bis zu dem Platze, wo die Kanus im Hafen lagen. Lulua-Burg lag nur 10 km von Mukenge entfernt, der Bootsplatz jedoch zwei Tagereisen.

Abermals zog eine Schar von Frauen und Mädchen singend und

tanzend vor dem Zuge her. Kalamba ruhte in einer Hängematte. Er hatte zur Feier des Tages ein Karnevalkostüm aus rotem Sammet angelegt, welches die Weißen ihm geschenkt hatten. Ein Mann schritt neben ihm her und hielt einen großen Schirm, der das königliche Haupt vor den Sonnenstrahlen schützte. Eine Anzahl Bewaffneter, welche die Leibgarde bildete, ging vor, hinter und neben der Majestät. Dann kam zu Fuße, Kakoba, der Premierminister, die rechte Hand des Königs, sein Vertrauter und präsumtiver Nachfolger. Er trug einen alten blauen Offiziersrock und eine kurze graue Drillichhose, aus denen seine langen hageren Beine weit herausschauten. Seine Füße zierten ein Paar Pantoffel von rotem Leder. Dann kam das übrige Gefolge, alle in bunte Tücher festlich gekleidet. Die Schar der Frauen Kalambas, mit Sangula-Meta an der Spitze, folgte, und den Beschluß bildete eine unzählbare Menge von Männern, Weibern und Kindern. Als Wissmann den königlichen Gast und das Gefolge zu den Kanus geführt hatte, begaben sich die Reisenden und Kalamba, begleitet nur von Kakoba, Sangula-Meta und dem Häuptling Tschingenge, in das Häuschen, das während des Bootsbaues den Weißen zum Obdach gedient hatte. Ein feierlicher Empfang wurde ihm bereitet. Alle Mannschaft stand in Reih und Glied, und als der König herankam, gab die Truppe unter dem Befehle François' mehrere Salven ab. Zugleich krachten Schüsse aus der kleinen Kanone der Expedition. Der Hornist blies einen Tusch.

Wissmann trat auf Kalamba zu und begrüßte ihn mit den Worten: „Sei gegrüßt, Kalamba! Heute sollst du die Boote sehen, auf welchen wir zum großen Wasser fahren werden. Es ist weit bis dorthin, aber wir werden unser Ziel glücklich erreichen. Sind wir dort, so wirst du vieles sehen, was dir noch ganz unbekannt ist. Heute aber wollen wir alles besprechen und uns nicht eher trennen, bis wir über die Reise völlig einig sind. Ich habe gesprochen."

Kalamba nickte und antwortete: „Dies ist der Zweck meines Kommens, doch ehe wir beginnen, mußt du für die Leute, die mich begleitet haben, einen Ochsen hergeben. Sie sind weit gelaufen und haben Hunger. Laß auch alles zu unserer Bewirtung herrichten. Wir werden heute Nacht in deinem Hause bleiben."

Seine Wünsche wurden auf der Stelle erfüllt. Eine Mahlzeit wurde aufgetischt, und als Kalamba und sein Gefolge sich gesättigt hatten, eröffnete Wissmann die Beratung, indem er nochmals eingehend die Reise, wie sie vor sich gehen sollte, und den Zweck, dem sie diente, auseinandersetzte. Darauf nahm Kakoba, der Minister, das Wort.

„Das Volk von Baluba", sprach er, „wünscht, daß Kalamba zu Hause bleibe. Es fürchtet, ihn auf dieser weiten, gefahrvollen Reise zu verlieren.

Das Volk wünscht, Kalamba möchte den Bruder, Kalamba-Muana, mitfahren lassen."

Der König unterbrach ihn fast in zornigem Tone.

„Kalamba wird selbst die Reise mitmachen," rief er aus. „Er freut sich darauf, den großen Strom und das große Wasser zu sehen. Er wird nicht eher umkehren, als bis er das Ziel erreicht hat. Sollen die Weißen sagen, er sei eine Memme? Mein Bruder wird hier bleiben und an meiner Statt die Regierungsgeschäfte führen."

„Auch ich wünsche die Reise mitzumachen," ließ sich nun Häuptling Tschingenge vernehmen. „Wenn Kalamba reist, will ich nicht zurückstehen."

Sangula-Meta erklärte ebenfalls, die Reise sei festbeschlossene Sache.

Weh dem, der meinen Bruder und mich daran zu hindern suchen sollte!" rief sie aus.

„Es wird auch vermutet," fuhr Kakoba fort, welcher von Geburt dem Stamme der kriegerischen Bangala angehörte, die in der Nähe der Küste ansässig waren und mit den Europäern stets auf feindlichem Fuße standen, „die Reise sollte nur einen bequemen Weg von den Ansiedlungen der Weißen in unser Land eröffnen. Ihr Zweck sei, einen Eroberungszug gegen uns vorzubreiten, wie ihn die Portugiesen gegen die Bangala versucht haben."

„Das liegt uns ganz fern," entgegnete Wissmann. „Wir wollen im Gegenteil den Baluba nur Heil und Segen bringen. Wir hoffen einen regen Handelsverkehr mit der Küste einzuleiten, welcher den Baluba viel Geld zuführen soll. Des zum Zeichen wollen wir alle nun mit dir eine Pfeife Hanf rauchen."

Kakoba war nicht so leicht zu beruhigen. „Zum mindesten", sagte er, „müßt ihr dem König zubilligen, daß er eine große Anzahl von Kriegern mitnehmen darf, damit alle Gewähr für seine Sicherheit gegeben ist."

„Auch das werde ich allein bestimmen," rief Kalamba ärgerlich. „Es können nicht mehr mitfahren, als Platz in den Booten ist."

Es wurde dabei so viel Hanf geraucht und so viel Hirsebier getrunken, daß die Neger bald berauscht waren und sich zum Schlafe niederstreckten.

Am andern Tage erhielt Kalamba die Geschenke, die ihm für seine Teilnahme an der Reise zugedacht waren: die Prachtstücke darunter waren ein Regenmantel, eine Schärpe, ein paar Orden aus Papier und ein Filzhut.

„Spannt ein Stück Tuch aus," rief er zweien seiner Würdenträger zu. „Ich muß das gleich anprobieren."

Hinter dem improvisierten Schirm kleidete er sich um. Das versammelte Volk wartete voll Spannung auf sein Erscheinen. Endlich fiel der Vorhang,

und Kalamba stand da in seiner neuen Gala, die Brust voll Orden, den stolzen Filzhut auf dem Haupte, die grellfarbige Schärpe um den Leib. Lauter Jubel erscholl, die Anwesenden klatschten in die Hände und umringten ihren Gebieter. Dann ordnete sich der Zug, und alle traten den Rückweg nach Mukenge an.

5.

In den Katarakten des Lulua.

Man schrieb den 28. Mai des Jahres 1885, als die schwimmende Kavalkade, bestehend aus dem Stahlboot, zehn großen und sechs kleinen Kanus um 6 Uhr morgens zur Abfahrt bereit war. Auf dem Wasser herrschte jedoch so dichter Nebel, daß der Fluß keine zwei Meter weit zu überschauen war. Erst gegen 9 Uhr wurde es ein wenig klarer, und nun gab Wissmann das Zeichen, daß die Fahrzeuge bestiegen werden könnten.

Eine zahllose Menschenmenge war am Ufer versammelt. Es hatte viel Schwierigkeiten gemacht, die Zahl der Teilnehmer festzusetzen. Mehr als Tausend wollten mit; ganz Mukenge war mit einem Male reiselustig geworden. Kalamba wählte dann seine Begleitung aus; doch auch diese Zahl war noch zu groß. Die engere Auslese überließ der König seinem weißen Freunde, der sich dieser Aufgabe mit Geschick entledigte, indem er dabei nach Alter und Rang, aber auch nach der körperlichen Kraft und dem persönlichen Mut der Betreffenden wählte.

Obwohl der König noch am verflossenen Abend den Befehl erlassen hatte, daß nur die mitfahrenden Personen die Boote betreten dürften, stürzten nun doch ganze Haufen von Negern unter frenetischem Jubel an Bord, und es war nicht leicht, die Unbefugten zu vertreiben. Viel Zeit ging abermals darüber verloren. Auf den Jubel folgte nun lautes Wehklagen. Niemand wollte einsehen, daß die Kähne eine so große Menschenmenge nicht tragen könnten; jeder einzelne verlangte immer wieder mitgenommen zu werden. Namentlich die Frauen, deren Männer an Bord waren, gebärdeten sich wie Verzweifelnde und sträubten sich hartnäckig, an Land zurückzukehren. Schließlich mußte die Peitsche helfen, Ordnung zu schaffen. Endlich war man so weit, daß die Boote abstoßen konnten. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten, Schüsse knallten, alles Volk schrie durcheinander, die Leute an Bord riefen letzte Grüße, Fahnen wurden geschwenkt, und unter einem Lärm, wie ihn der stille, einsame Lulua noch nie vernommen hatte, begann die Reise.

Die Strömung des Lulua ergriff die Kanus und trug sie rasch von dannen. Ein Stück weit säumten noch immer Menschenmassen beide Ufer und winkten zum Abschied; dann sah man nichts mehr als das sprudelnde,

plätschernde Wasser des geheimnisvollen Flusses und den rauschenden Wald zur Seite.

Wissmann in dem Stahlboot „Pogge" führte die kleine Flotte, dann folgten fünf große Kanus unter dem Kommando von Wolff, Hans Mueller (sein Bruder Franz war während des Aufenthalts in Lulua-Burg am Fieber gestorben), Bugslag, Kalamba und Tschingenge; an diese schlossen sich die sechs kleinen Boote, über deren jedes einer der Würdenträger Kalambas gesetzt worden war, und den Beschluß bildeten wieder fünf große Kähne, von denen zwei, vom Büchsenmacher Schneider und dem Dolmetscher Kunja geleitet, den gesamten Proviant trugen; das letzte in der Linie befehligte François.

Wohin? An diese Frage, so gebieterisch sie war, dachte in diesen ersten Augenblicken niemand. Die schnelle Fahrt, die stattliche Zahl der Boote, und ihrer Besatzung, das im Sonnenlicht gleißende Wasser, das alles nahm jetzt die Sinne der Reisenden gefangen. Für die Neger war das Unternehmen so neu, so eigenartig und so belustigend, daß in ihrer Mitte nur Jubel und Begeisterung herrschten; die Weißen aber waren froh, daß sie einstweilen ihren Zweck erreicht hatten. Wozu sich vorher sorgen? Die Gefahren mußte man abwarten. Bereit sein war alles. Und so überließen auch sie sich der Freude und empfanden, daß gerade das Unbestimmte der ganzen Reise und des Zieles das Vergnügen steigere.

Allein diese lustige Stimmung sollte nur zu bald gestört werden. Das Kanu, auf dem sich Sangula-Meta mit den Frauen befand, geriet auf eine Sandbank. Ehe es flott wurde, schlugen die Wellen hinein, und es drohte zu kentern. Das Stahlboot, das noch am leichtesten zu regieren war, nahm die Insassen auf. Doch nun war es so stark belastet, daß es nicht gegen die Strömung ankämpfen konnte. Es wurde gegen Muellers Kanu gedrückt und traf dieses so hart in die Flanke, daß ein Schiffbruch unvermeidlich schien. Um Hilfe schreiend, klammerten sich mehrere Baluba an Baumäste, die tief über das Wasser herabhingen. Einen Augenblick herrschte die größte Aufregung, bis Mueller mit Hilfe seiner Ruderer die Gefahr glücklich abgewendet hatte. Das Kanu erlangte sein Gleichgewicht zurück und richtete nach mehreren Drehungen den Schnabel wieder geradeaus. Sangulas Boot war flott gemacht und vom Wasser befreit worden, doch weigerte sich Meta, es zu betreten, und bestand darauf, in Wissmanns Stahlboot weiterzufahren.

Die laute Freude schwieg. Mit einem Male war den Eingeborenen klar geworden, welche Gefahren sie bedrohten; konnte doch die Mehrzahl von ihnen nicht einmal schwimmen. Nur mit knapper Not hatte man einen von denen, die sich an Ästen festgehalten, aus dem Wasser gezogen, das

ihn im Handumdrehen dreißig Meter weit hinwegriß. Tiefe Beängstigung ergriff alle; das Rauschen des Stromes, das schnelle Gleiten der Fahrzeuge, die Strudel, die um hervorspringende Klippen zischten: das alles erschien ihnen nun unheimlich, todbringend, und eine große Zahl von ihnen wünschte im stillen, zu Hause geblieben zu sein. Doch unwiderstehlich führte die Flut sie weiter; hier gab es kein Zurück. Kalambas Stimme schallte laut über das Wasser hin: „Gefahren sind überall!" rief er seinen Leuten zu. „Laßt euch durch diesen Vorfall nicht entmutigen! Einen Feigling nenne ich jeden, der zurückschreckt! Wer jetzt nach Hause kehrte, würde dort zur Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Vorwärts zeigt unser Weg! Dies ist die Meinung und der Wille eures Königs!"

Derartige Reden Kalambas wurden gewöhnlich mit großem Jubel aufgenommen. Diesmal aber blieb es still. Wenn auch niemand laut zu widersprechen wagte und keiner sich vor dem andern schwach zeigen wollte, so las man doch in fast aller Blicken Mißbilligung des ganzen Unternehmens.

Am Abend landete man ohne Unfall am linken Ufer und schlug im tiefen Urwald das Lager auf. Mitten in der Nacht trat Kalamba aus seinem Zelte, seine Stimme weckte die Schläfer.

„Leute, vernehmt!" rief er. „Ich habe einen bösen Traum gehabt. Ich sah mich in der Gewalt der Weißen; sie schlugen mich wie einen Verbrecher, sie warfen mich in Ketten und brachten mich in ein Gefängnis, wo ich allein, wie lebendig begraben, liegen mußte. Schrecklich war dieser Traum. Mein Herz schlug, als wollte es zerspringen, und so deutlich fühlte ich die Ketten, sah ich die finstern Wände des Kerkers, als sei es Wirklichkeit. Und doch kann das nimmer geschehen, sind doch die Weißen meine Blutsbrüder. Ich sage, der Traum hat gelogen! Du aber, mein Freund," wandte er sich an Wissmann, der herbeigeeilt war, „mußt alsbald mit mir Hanf rauchen, zum Zeichen, daß du wirklich nichts Böses gegen mich im Schilde führst!"

Tagsüber ging es an mehreren Dörfern vorbei, deren Bewohner beim Anblick der Flotte die Flucht ergriffen, aus Furcht vor einem feindlichen Überfall. Was sollten auch diese Kinder der Einsamkeit, diese weltfernen Naturkinder, von solchen großen, mit vielen Menschen besetzten Fahrzeugen halten, die aus unbekannten Gegenden herkamen? Als die fremden Erscheinungen in schneller Fahrt vorübergeglitten waren, mochten sie wohl glauben, Dämonen der Wildnis oder Geister des Wassers gesehen zu haben.

In den nächsten Tagen wurde der Lauf des Flusses durch zahllose Klippen gehemmt, zwischen denen sich die Flut brandend teilte. Hochauf spritzte der Gischt, wo sich das Wasser an den Steinblöcken brach, und tosend

und donnernd polterte und schäumte es um die Barren her. Noch kamen die Boote ungefährdet hindurch. Hin und wieder vernahm man ein unheilkündendes Knarren an den Planken oder am Boden, wenn ein Kanu allzu hart an den Riffen hinstreifte; doch keines trug ein Leck davon. Das Fahrzeug Tschingenges fuhr auf und saß einen Augenblick, wie auf eine Nadel gespießt, fest. Der Strom drohte es nun breitseits herumzudrehen, und wenn es in dieser Stellung dann weitergetrieben wäre, so hätte es im nächsten Moment, gegen die Steine geworfen, mitten durchbrechen müssen. Doch es gelang den Ruderern noch rechtzeitig, es wieder flott zu machen, und es kam ohne nennenswerte Beschädigung davon.

Die Zahl der Klippen wurde immer größer. Schließlich sah man sich in der Nähe einer so furchtbaren Brandung, daß Wissmann an Land zu gehen befahl. Am Ufer entlang wurde ein Rekognoszierungsmarsch unternommen, auf welchem man feststellte, daß einige Kilometer weiter ein ziemlich bedeutender Wasserfall den Flußlauf unterbrach. Die Boote wurden sämtlich ausgeladen, und während die Mannschaften die Bagage bis an eine Stelle trugen, wo das wilderregte Wasser sich wieder ein wenig beruhigt hatte, machten sich die Boote, von den gewandtesten unter den Leuten gesteuert, auf den Weg über den Katarakt.

Weithin war die Luft erfüllt von dem donnerähnlichen Tosen, mit welchem der Fluß über das Hindernis hinwegrauschte. Ein Sprühregen schwebte auf und nieder, in welchem die Sonne bunte, flimmernde Farben hervorrief. Zagenden Herzens näherten sich die Menschen den brüllenden Strudeln, wußte doch niemand, ob der Versuch, die Boote hinüberzubringen, gelingen würde. Jeder einzelne war sich bewußt, daß ein Kentern des Bootes, ein Sturz in diese schäumenden, stürzenden Fluten den Tod bedeute.

Ein schauerlicher Anblick bot sich den Augen der Insassen, als sie nun den Fall erreicht hatten. Sieben gewaltige Riffe ragten hoch über das Wasser empor, fast von einem Ufer zum andern reichend. Schwarz und zerklüftet lagen sie inmitten der schneeweißen Flut. Mit wilder Wucht prallten die Wogen gegen die Felsen, und von diesen zurückgeschleudert, schnellten sie wütend in die Höhe, um sich aufs neue über sie zu werfen. Gleich rasenden Pferden bäumten sie sich auf und überschlugen sich. Es schien, als wollten sie mit allen Kräften das Gestein zerschmettern, doch nur sie selbst zerbrachen in diesem wilden Kampfe, die Klippen blieben schroff und gerade stehen und erhoben ihre schwarzen Häupter immer wieder triumphierend aus dem Gischt der kochenden Fluten.

In diesem Augenblick hatte freilich keiner von denen, die in den Booten herankamen, Sinn für die schreckliche Schönheit dieses Naturspiels. Es galt das Leben. Man hatte das Gefühl, als müßten die kämpfenden

Elemente — froh, einen Gegenstand zu finden, auf den sie ihre Wut ablenken konnten — ihre endlose Fehde unterbrechen, um sich zur Vernichtung der Eindringlinge zusammenzutun. Die Baluba stellten ihre Fetische in die Boote, streuten Hanf auf den Boden und nahmen kleine Pfeifen voll Hanf zwischen die Lippen; die Weißen sprachen ein stilles Gebet, und hinein ging es in die brausenden Fälle. Drei Boote machten zuerst den Versuch an den drei anscheinend günstigsten Stellen. Vom Ufer aus beobachtete man das Unternehmen. Mit angstvollem Geschrei folgten aller Blicke den Kähnen, die in den hochspritzenden Gischtmassen verschwanden. Die Steuerleute arbeiteten mit übermenschlicher Kraft, doch es war unmöglich, die Fahrzeuge zu regieren, sie mußten sie der Willkür des Stromes überlassen. Diese schienen einen Sprung in die Luft zu tun und dann in jähem Sturze auf die Oberfläche des Wassers zurückzufallen. Von Schaum und Sprühregen wurden die Leute naß, als hätten sie ein Bad genommen. Ein Jubelgeschrei begrüßte vom Ufer her das Auftauchen des ersten Kanus, doch von den dreien kamen nur zwei zum Vorschein. Dasjenige, das die mittlere Durchfahrt gewählt hatte, sah man nicht wieder; nur die Trümmer zeigten sich jenseits der Strudel. Ndemba, ein Balubahäuptling, hatte die Steuerung übernommen. Er war inmitten des Katarakts aufgefahren, und mit einem Krach, den man am Ufer vernommen haben würde, wenn nicht das Gebrüll des Wasserfalls ihn übertönt hätte, war das Kanu zersplittert. Ndemba und drei Baluba versanken in den Wirbeln. An eine Rettung war nicht zu denken. Brandung und Felsen zermalmten die Unglücklichen, und als man weiter unten ihre Leichen fand, erkannte man, daß bei allen dreien der Tod sofort nach dem Umstürzen des Kanus eingetreten sein mußte. Furchtbar verstümmelt, mit gebrochenen Gliedern, mit zertrümmertem Schädel, Brust und Leib zerrissen, tauchten die Körper im Stauwasser auf. Bis auf dieses eine Kanu kamen jedoch alle, ohne erheblichen Schaden zu nehmen, über den Katarakt hinweg, indem sie die rechte und linke Durchfahrt benutzten.

An diesem Abend herrschte im Lager gedrückte Stimmung. Der Tod hatte seine Hand über die Expedition ausgestreckt. Die Gefahren des Unternehmens hatten sich in aller Tücke, in aller Schrecklichkeit offenbart. Niemand dachte an Schlaf. Das Biwak war, da man die Verunglückten begraben wollte, unmittelbar unterhalb des Falles aufgeschlagen worden, und man hörte in der Stille der Nacht das Donnern und Brüllen der Wassermassen. Wie Schnee leuchtete, vom Monde beglänzt, der weiße Gischt herüber. Und auch von weiter unterhalb vernahm man ein dumpfes Brausen, das noch mehr Wasserfälle anzukünden schien.

Die Weißen verbrachten die Nacht in großer Sorge. Sie machten sich

darauf gefaßt, daß Kalamba den Entschluß verkünden würde umzukehren. Noch war man nicht allzuweit von seiner Residenz entfernt, und der Rückweg zu Lande ließ sich in einigen Tagen bewältigen. Kalamba pflegte mitten in der Nacht seine Befehle für den nächsten Tag zu erteilen. Da sich inzwischen seine Stimme bis zum Morgen nicht vernehmen ließ, so durfte man annehmen, daß er zum wenigsten noch unentschlossen sei. Seine Schwester saß am Lagerfeuer und versuchte die unglückliche Witwe des toten Häuptlings zu trösten. In den Armen hielt sie deren neunjährigen Knaben.

„Ndemba ist nicht tot," sagte sie, „ein Zauber des Luluastroms hat ihn gelähmt, und wenn er davon befreit ist, wird er eines Tages in seine Heimat zurückkehren."

Ein glücklicher Zufall führte gegen Morgen einen umherstreifenden Jäger in das Lager. Der Mann, von Wissmann befragt, erklärte mit Zuversicht, daß der Fluß abwärts ganz frei von Fällen sei. Kalamba entschied sich daraufhin für die Fortsetzung der Reise.

Zu beiden Seiten des Wassers dehnten sich dichte Waldungen aus, in denen man hier und dort die vereinzelten Hütten kleiner Ortschaften liegen sah. Allein die Bewohner dieser friedlichen Bezirke schienen feindseliger Natur zu sein; sie rannten heulend am Ufer entlang, als die Kanus vorbeifuhren, und sandten ihnen Pfeile nach. Manchmal sprangen sie sogar ins Wasser und machten Miene, in hellen Haufen zu den Fahrzeugen heranzuschwimmen. Ein paar Gewehrschüsse genügten jedoch, sie in die Flucht zu treiben. Die Wasserfläche wurde in den nächsten Tagen immer breiter; mehrfach gerieten die Fahrzeuge auf Sandbänke; an andern Stellen wieder mußten Inseln umschifft werden, deren dichtbewaldete Ufer sich mit dem Schmuck ihrer Palmenwedel im Spiegel des Flusses beschauten.

Nun kam man in eine Gegend, deren Bewohner der Schiffahrt kundig waren. Im Schilfe oder in kleinen Buchten sah man größere und kleinere Fahrzeuge liegen. Bisweilen begegnete man Fischern oder Jägern, die von einem Beutezug heimkehrten. Sie suchten schnell das Ufer zu gewinnen oder steuerten in kleine Kanäle zwischen unbewohnten Inselchen. Hatten sie ein Versteck erreicht, dann spähten sie ängstlich und mißtrauisch nach den fremden Booten hinüber, deren große Zahl und Bemannung ihnen Furcht einflößten. Ihre Boote waren sieben bis neun Meter lang und sehr schmal. Man mußte die Fertigkeit bewundern, mit der die Leute sie mittels lanzenförmiger Ruder regierten, oft sogar stehend.

An einigen Ortschaften zeigten die Eingeborenen eine feindselige Haltung. Die großen, sehr muskulös gebauten Männer fielen besonders durch die Tracht des Haares auf, das sie zu einem hohen, aufrecht stehenden

Büschel zusammengedreht trugen, welcher im Gehen hin und her schwankte. Von ihrem Häuptling geführt, bestiegen sie mehrere Kanus und steuerten den Reisenden entgegen. Sie ruderten in regelmäßigem Takt, angefeuert von dem wilden Geschrei der Bootsführer. In einiger Entfernung machten sie mit einem Schlage halt, ergriffen Bogen und Pfeile, die sie auf den Boden gelegt hatten, und überschütteten die Vorüberfahrenden mit einem Hagel von Geschossen. Den mit Gewehren bewaffneten Baluba waren solche Anlässe, die Waffen zu gebrauchen, sehr erwünscht. Sie ließen die Schüsse knattern und fanden das größte Vergnügen an dem Entsetzen, mit welchem jedesmal nach dem Knall der Flinten die Eingeborenen die Flucht ergriffen. Oft geschah dies in so großer Überstürzung, daß ein Boot umschlug und die Insassen, im Wasser zappelnd, nur mit Mühe das Leben retteten.

Acht Tage waren verflossen, als man die Mündung des Lulua in den Kassai erreichte.

6.

Durch feindselige Völker.

Der gewaltige Fluß war schon hier stellenweise zweitausend Meter breit, doch wurde er an andern Punkten wieder bis zu neunhundert Metern zusammengedrängt. Eine Fülle von Inseln lag friedlich und üppig in seinem Bette, unbewohnt, von herrlichstem Pflanzenwuchs bestanden. Vögel schwirrten hin und her. Von den Wipfeln der Bäume, aus dem dichten Gesträuch, aus dem Schilfe und hoch aus den Lüften drang ihr Zwitschern, ihr Pfeifen, ihr Schnarren und Schnattern. Enten und Gänse, Webervögel und Pfefferfresser, Papageien und Kibitze, Flamingos und Reiher zeigten sich in Mengen. Auf den Sandbänken sonnten sich Krokodile, hie und da lugte der Schädel eines Flußpferdes über die Oberfläche, und manchmal teilte sich das Schilf knisternd, und bis an die Knie im Wasser stehend, reckte ein Büffel seinen eisengrauen Kopf neugierig hervor.

Man kam an Ortschaften vorüber, deren Bewohner zutraulich in Kähnen näherkamen und Eßwaren zum Verkauf anboten; doch schon wenige Stunden weiter waren die Menschen wieder scheu und furchtsam. Die Ufer wurden bergig, die Landschaft nahm einen romantischen, fast wilden Charakter an, zahlreiche Gießbäche und Wasserfälle stürzten von den steilen Hängen in den Strom, der hier wieder schmäler wurde und infolgedessen überaus reißend war. Die Furcht vor neuen Katarakten ergriff die Reisenden; man fuhr mit großer Vorsicht am rechten Ufer entlang. An manchen Stellen erhoben sich jäh abstürzende Wände, zu denen man beklommenen Blickes hinaufschaute. Zur Seite eröffneten sich einige

Male düstere Täler, von reißenden Wässern durchströmt, die mit mächtigem Brausen ihre Wogen mit denen des großen Stroms vermischten.

Diese Etappe war beschwerlich und wurde nach Möglichkeit beschleunigt. Deshalb verkürzte man die nächtliche Rast und verlängerte die Fahrtzeit. Als man durch den Gebirgszug hindurch war und der Kassai wieder durch ebenes Land floß, aufs neue eine Breite von mehreren Tausenden von Metern gewinnend, legte man in der Nähe der ersten Ortschaft an, der man begegnete. Auf Kalambas Wunsch wurden hier drei Ruhetage bewilligt. Die Freude, daß man ohne jeden Unfall bis hierher gekommen, war bei den Baluba-Leuten groß; sie sahen sich schon glücklich am Ziele, und da die Bewohner des Dorfes das Lager überreichlich mit Lebensmitteln und mit Palmwein versahen, so herrschte die fröhlichste Stimmung, und viele von den Negern kamen während der ganzen drei Tage nicht aus dem Rausch heraus. Sie rauchten Unmassen von Hanf, um nach ihrem Glauben auch fernerhin alles Unglück fernzuhalten, und gaben zum Schluß auch noch Gewehrschüsse ab, wobei sie eine Menge wertvoller Munition unnütz vergeudeten.

In der Umgebung des Lagers zeigten sich Strandläufer, Ibisse, Pelikane, Störche und Reiher, dazu eine Menge von kleineren Vögeln. Auf einem kleinen Jagdausfluge stießen Wissmann und François auf Elefantenspuren und beschlossen, eine Pirsch auf dieses edle und seltene Wild zu unternehmen.

Zwei Stunden weit verfolgten sie die frische Fährte tief in den Urwald hinein. Sie kamen an einen schmalen Fluß, der dem Kassai zuströmte, und erblickten hier drei Elefanten, die im Wasser standen und sich gegenseitig bespritzten. Es gelang ihnen, sich auf achtzig Meter heranzuschleichen, und sie feuerten beide die Büchsen auf einunddasselbe Tier ab. Das verwundete Ungetüm wandte sich wutschnaubend seinen Feinden zu, doch neue Schüsse trieben es zurück. Es machte kehrt und verschwand im Dickicht.

Die Jäger gingen der mit Blut bezeichneten Spur nach und bekamen nach einer halben Stunde den Elefanten wieder zu Gesicht. Er stand am Ufer, tauchte den Rüssel ein und ließ daraus das Wasser über seine Wunden laufen. Aufs neue beschossen, flüchtete er abermals, und diesmal war alle Verfolgung umsonst. Er blieb verschwunden. Die beiden Reisenden gaben die Suche auf. Sie hatten so viel Zeit darauf verwendet, daß sie nicht mehr ins Lager zurückkehren konnten, sondern im Urwald übernachten mußten. Als sie eine sichere, geschützte Stelle gefunden, streckten sie sich auf das weiche Moos nieder und schliefen nach den Anstrengungen des Tages fest und lange, bis sie gegen Morgen durch ein eigentümliches Geräusch erweckt wurden.

„Das ist das Stöhnen eines sterbenden Tieres," sagte Wissmann. „Geben sie acht, François, wir finden unsern Elefanten doch noch."

Sie gingen den Klagelauten nach und gelangten in ein unentwirrbares Dickicht, in dessen Mitte sie den Dickhäuter liegen sahen. Er war tot.

Ein nicht minder seltsames Geräusch hatte in derselben Nacht die Leute im Lager mobil gemacht. Ein Stampfen und Krachen, ein Pruſten und Grunzen erscholl, als wenn irgendwelche schwere Maschinen mitten durch die Zelte ihren Weg nähmen. Es waren Flußpferde, die aus dem Wasser kamen, um ihren nächtlichen Weideplatz aufzusuchen. Sie gingen dabei ganz dicht am Biwak der Reisenden vorbei. Alles war sofort auf den Beinen; in der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Viele glaubten, ein feindliches Heer sei im Anmarsch, um die Schlafenden zu überfallen; man schrie durcheinander, man suchte die Waffen, man stürzte über diejenigen, die, mit festerem Schlafe begabt, ungestört weiterschnarchten. Die Flußpferde stutzten, als sie den Lärm vernahmen, kehrten um und trotteten ins Wasser zurück.

Als die drei Ruhetage verflossen waren und man am vierten aufbrechen wollte, herrschte so dichter Nebel, daß die Boote, welche zuerst zur Abfahrt schritten, binnen kurzem wieder an Land gingen, da es unmöglich war, den Kurs zu halten. Man mußte klareres Wetter abwarten. Es blieb den ganzen Tag über trübes Wetter, und erst spät in der Nacht, als die Baluba noch immer Palmwein tranken und Hanf rauchten, kamen am Himmel die Sterne zum Vorschein.

Das erneute Hanfrauchen hatte seinen Grund; denn die Baluba sahen mit Beklemmung der Weiterfahrt entgegen. Die Leute aus dem nahen Dorfe waren gefragt worden, was sie von dem Flusse und dem Lande stromabwärts wüßten, und hatten von dem kriegerischen Volke der Bassongo erzählt, die zu beiden Ufern des Kassai hausten und ihn auf eine weite Strecke beherrschten. Sie pflegten alle Fremdlinge mit den Waffen in der Hand zu empfangen, und wer in ihre Gewalt fiele, müsse sich noch freuen, wenn er als Sklave das Leben behielte. In der Regel würden die Gefangenen getötet und verzehrt. Weit und breit seien die Bassongo wegen ihrer Grausamkeit und ihrer feindlichen Gesinnung gegen alle andern Völker gefürchtet. Umzukehren war nun freilich nicht mehr möglich; es blieb keine andere Wahl als die Reise fortzusetzen. Dennoch wünschte man noch einige Tage an diesem Platze zu bleiben, wo der Überfluß an Lebensmitteln und die freundliche Gesinnung der Bewohner den Aufenthalt überaus angenehm machten.

Kalamba, gegen den dieser Wunsch geäußert wurde, erhob sich seiner

Gewohnheit gemäß mitten in der Nacht und trat zu seinen Leuten, die noch immer bei Palmwein und Hirsebier saßen und plauderten.

„Leute, vernehmt!" rief er. „Ihr wollt noch länger hierbleiben? Das ist undankbar von euch! Die Zeit unserer weißen Freunde ist bemessen; sie müssen nun bald ihr Ziel erreichen. Sie haben für euch getan, was möglich war; sie können nicht länger warten. Bis hierher haben sie euch sicher geführt. Daß ihr hier vier Tage des Genusses verlebt habt, das seid ihr ihnen schuldig. Nun aber dürft ihr sie auch nicht im Stich lassen, sondern müßt treu zu ihnen stehen. Wer seinen König lieb hat, der ist morgen frühzeitig auf dem Posten. Das Wetter ist klar geworden. Meine weißen Freunde gedenken mit Tagesanbruch abzufahren. Ich habe gesprochen."

Diese Worte nahmen sie sich zu Herzen, und als man während des ganzen folgenden Tages, obwohl eine große Strecke zurückgelegt wurde, nicht die geringste Spur von feindseligen Negerstämmen wahrnahm, faßten die Leute frischen Mut und vergaßen schon wieder die Warnungen, die ihnen am Abend zuvor das Herz so schwer gemacht hatten. Ein absonderlicher Vorfall trug dazu bei, die fröhliche Stimmung zu erhöhen.

Ein kleiner Diener stand, umringt von einer großen Zahl von Männern und Frauen, an einem Wasserloch. Er streckte immer wieder die Hand hinein, als wollte er etwas herausfischen, und zog sie mit einem Aufschrei jedesmal zurück. Die Versuche erweckten stets aufs neue schallendes Gelächter.

„Das Loch ist verzaubert!" riefen die Baluba. „Seht nur, seht! Er kann den Fisch nicht greifen!"

„Ei was!" riefen andere dagegen. „Es dampft nicht, also kocht es nicht. Es ist klar und ruhig. Was soll das Wasser ihm tun? Laß uns heran, Junge!"

Einige schoben ihn zur Seite und griffen kühn hinein. Doch auch sie schrieen und fuhren zurück, als wenn sie heißes Eisen berührt hätten.

„Da habt ihrs, da habt ihrs!" lachte man sie aus.

Wolff und Mueller, aufmerksam gemacht, traten hinzu und ließen das Wasser ausschöpfen. Da fand man am Grunde einen kleinen, unscheinbaren Fisch. Sollte er die Ursache des seltsamen Vorgangs gewesen sein? Das konnten die Schwarzen nicht für möglich halten, und sogleich streckten sich mehrere Hände nach ihm aus, zuckten jedoch ebenso schnell zurück.

„Ein kleiner Teufel ist das, ein kleiner Teufel!" riefen sie erstaunt. „Er sticht wie eine Wespe, er schlägt Wunden, die man nicht sieht. Der König muß ihn fangen, dem König wird er keinen Widerstand leisten können."

Kalamba kam mit Sangula-Meta. Er schüttelte lächelnd den Kopf, als er die seltsame Geschichte vernahm.

„Dieses Fischchen sollte so gefährlich sein?" rief er lachend. „Ich habe nie gedacht, daß ich so zaghafte Untertanen hätte."

Er wollte nach dem Tiere greifen, doch Wolff hielt seine Hand zurück.

„Eine geheimnisvolle und doch ganz natürliche Kraft wohnt in diesem kleinen Dinge," sagte er. „Du wirst es sehen. Leute nehmt Kalamba und Sangula in die Mitte und faßt euch gegenseitig bei den Händen. Und ihr zwei," sagte er zu dem ersten und dem letzten Manne der Kette, „berührt nun das Fischchen."

Das geschah, und alle sieben fühlten sich von einem jähen Schlage getroffen, der gleich einem Blitze von einem zum andern zuckte. Natürlich mußte das Experiment mehrmals wiederholt werden, und die Elektrizität, die dem Zitterwels innewohnte — denn ein solcher war es — blieb so lange wirksam, daß schwache Schläge noch drei Stunden, nachdem man ihn getötet, zu merken waren.

In der Nacht folgte wiederum Niedergeschlagenheit auf die frohe Stimmung. Leise, von keinem Ruder getrieben, glitten am Lagerplatz auf dem fast unabsehbar breiten Kassai mehrere Boote stromabwärts. Man sah darinnen die Gestalten vieler Menschen, welche Waffen zu tragen schienen. Sie hielten sich im Schatten einer langgestreckten Insel. Die Insassen waren offenbar bestrebt, unbemerkt vorbeizukommen und doch selbst die Reisenden zu beobachten. Bisher hatte man noch nie zur Nachtzeit Fahrzeuge auf dem Wasser bemerkt. Waren es Familien, die ihre Wohnstätten verließen, um sich weiter abwärts anzusiedeln, oder waren es Feinde, die der Expedition den Weg verlegen wollten? Eilten sie voraus, um eine Kriegsmacht zusammenzurufen und ihnen mit den Waffen in der Hand entgegenzutreten? Schnell und lautlos wie Gespenster tauchten sie auf und huschten vorbei.

Mehrere kleine Unfälle am folgenden Tage trugen nur dazu bei, die fieberhafte Unruhe, die unter den Baluba herrschte, noch zu steigern. Kalambas Kanu geriet auf Grund, und es dauerte lange, bis man es wieder flott gemacht hatte. Muellers Kanu rannte gegen einen unter Wasser liegenden Baumstamm und trug einen langen Riß davon, der mit Werg zugestopft werden mußte. Aus dem Fahrzeug der Frauen stürzte ein Kind über Bord und wurde vor aller Augen von einem Hai ergriffen und in die Tiefe gezogen.

Ein Sturm brach aus. Der seeartig erweiterte Kassai warf gewaltige Wellen auf. Die Baluba hatten noch nie ein so großes, wildbewegtes Wasser gesehen. Die Kanus tanzten gleich Nußschalen auf den Wogenkämmen, eben noch hoch emporgehoben, stürzten sie im nächsten Moment in die Tiefe zwischen zwei flüssigen Bergen, deren schaumgekrönte Spitzen her-

niederwallend ins Boot schlugen. Nur mit Mühe erreichten alle Fahrzeuge glücklich eine Sandbank, auf der man das Lager errichtete.

Am Himmel trieb finsteres Gewölk in wilder Jagd, vor dem heulenden Orkan flüchtend, über den Urwald hin, dessen Baumwipfel dumpf brausten. Ein paar Vögel schwebten irrend, der Gewalt des Windes preisgegeben, über den Fluß, einen Unterschlupf am Ufer suchend. Nun öffneten sich die Schleusen des Himmels, und rauschend strömte ein Platzregen hernieder, der im Handumdrehen alles, was in seinem Bereich war, unter Wasser setzte. Der Wind stand gerade auf die Sandbank zu und warf die brandenden Wogen hoch auf den Strand. Kalamba und Sangula, umringt von allen Leuten ihres Stammes, betrachteten entsetzt das furchterregende Schauspiel. Ein düsteres Zwielicht herrschte, nur hin und wieder von züngelnden Blitzstrahlen erhellt, denen prasselnder Donner folgte.

Am andern Morgen war der Himmel klar, und spiegelglatt, frei von Nebel, dehnte der riesige Strom sich vor den Blicken der Reisenden aus. An manchen Stellen hatte er eine Breite von 5000 m. Aber so viele Sandbänke erhoben sich über seiner Fläche, daß die Boote sehr oft auf Grund gerieten. Das verursachte immer wieder Aufenthalt, so daß man nur langsam vorwärts kam. Flußpferde tauchten auf und musterten neugierig die Ruhestörer. Einmal hob sich der mächtige Leib eines solchen Ungetüms gerade unter einem Boote in die Höhe. Es glitt eben noch glücklich über den unförmigen Buckel hinweg und entging der Gefahr umzukippen. Das Tier, selber erschrocken, tauchte alsbald wieder unter.

Am seichten Ufer wateten Störche, Marabus und Reiher. Weißköpfige Geier schwebten auf ausgebreiteten Fittichen, anscheinend regungslos, über dem Wasser, nach Beute spähend. Eisvögel hockten im Schilf und warteten mit stoischer Ruhe auf springende Fischlein. Seeschwalben netzten in pfeilschnellem Fluge die Spitzen ihrer Schwingen.

Die Eingeborenen zeigten sich noch immer friedlich und brachten Lebensmittel zum Verkauf. Sie waren große, wohlgebaute Menschen mit fast schwarzer, reich tätowierter Haut und trugen kunstvoll aus Palmenfasern gewebte Tücher, metallene Spangen an den Armen und Krokodilzähne als Schmuck um den Hals. Sie wußten über den Fluß nichts weiter zu sagen, als daß eine Tagereise abwärts die Bassongo wohnten, die keinen Fremdling durch ihr Gebiet ziehen ließen.

Als an diesem Tage — es war der 21. Juni — die Boote auf die Reise gingen, war die Mannschaft kriegsbereit. Gewehre und scharfe Munition war verteilt worden, was freilich aus den also bewaffneten Baluba noch immer keine mutigen Krieger machte. Zagenden Herzens, zitternd vor Aufregung, sahen sie dem Zusammentreffen mit diesem Volks-

stamme entgegen, von dem sie in den letzten Tagen soviel Schreckliches gehört hatten.

Indessen verlief noch der ganze Tag ohne Zwischenfall. Am Abend lagerte man in der Nähe eines Dorfes, dessen Bewohner noch keinerlei feindselige Haltung zeigten. Sie brachten Hühner und Schweine, Mais, Hirse, Maniok und Bananen. Auch gemästete Hunde boten sie zum Verkaufe. Am Morgen jedoch, als die Expedition zum Aufbruch rüstete, änderte sich mit einem Schlage das Bild. Die gesamte Bevölkerung der Ortschaft versammelte sich, die Weiber stimmten ein ohrenbetäubendes Geschrei an, die Männer erschienen mit Bogen und Pfeilen und tanzten, indem sie drohend die Waffen schwangen. Man hörte die dumpfen Töne von Kriegshörnern nicht nur von der Ortschaft her, sondern auch, als Antwort widerschallend, weithin am Ufer entlang. Die Eingeborenen verkündeten durch Signale das Nahen der Fremdlinge und riefen die weiter stromabwärts wohnenden Brüder zum Kampfe auf.

Während das Lager abgebrochen wurde, erschien ein Haufe von Kriegern. Im Vertrauen auf die große Zahl von Bewaffneten, die in der Nähe bereitstand, wagten sie sich keck mitten zwischen die Träger und begehrten, deren Führer zu sprechen. Als Wissmann zu ihnen trat, erklärten sie, er dürfe nicht weiter stromabwärts fahren.

„Dort unten triffst du Tausende von Feinden," sagten sie, „die dich mit allen den Deinigen umbringen werden. Hoffe nicht darauf, sie zu besiegen, denn sie sind noch von keinem Menschen besiegt worden. Du gehst in den Tod, wenn du weiterfährst, bist du doch nicht einmal bewaffnet."

Aus diesen Worten entnahm Wissmann zu seiner Beruhigung, daß sie noch keine Kenntnis von Gewehren hätten, und auf die schon so oft erprobte Wirkung der unbekannten Feuerwaffe gründete sich seine Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, den Durchzug zu erzwingen.

„Warum habt ihr uns gestern besucht, Geschenke von uns angenommen und uns Lebensmittel gebracht, wenn ihr unsere Feinde seid?" erwiderte er.

„Weil wir euch hier festhalten wollten, damit die Unserigen weiter unten Zeit fänden, sich zu euerm Empfange zu rüsten," antworteten sie dreist. „Hättet ihr über Nacht die Fahrt fortgesetzt, so wäret ihr vielleicht unangefochten hindurchgekommen."

„Ich fürchte euch nicht," versetzte Wissmann. „Wir werden miteinander kämpfen und sehen, wem der Sieg zufällt."

Bald schwamm die kleine Flotte wieder auf dem Kassai; zu gleicher Zeit hatten auch die Eingeborenen ihre Kanus bestiegen und stießen vom Ufer ab. Sie folgten den Reisenden zunächst in einiger Entfernung, doch als die Reihe der Expeditionsboote sich ein wenig auseinandergezogen

hatte, schossen die Fahrzeuge der Eingeborenen plötzlich pfeilschnell dicht an die letzten Kähne heran, die von Wolff und François geführt wurden, und ein Hagel von Pfeilen prasselte über sie her.

Entsetzen ergriff die Baluba. Im Gebrauch des Gewehrs noch unbewandert, schossen sie fehl. Desto sicherer aber zielten Wolff, François und die Massongo. Jede Kugel traf. Die Feinde stutzten bei dem ihnen fremden Geräusch des Knalles, und als sie gar die furchtbare Wirkung dieser Holzstöcke sahen, welche sie für ganz gefahrlose Waffen gehalten hatten, hielten sie in ihrem kecken Vordringen zaudernd inne. Dann warfen sie sich ins Wasser und suchten hinter ihren Kähnen Deckung.

Der erste Überfall war glücklich abgeschlagen. Die Reisenden wurden nicht verfolgt. Doch wie viele Feinde mochten vor ihnen den Fluß bewachen? Konnte nicht aus den Waldungen des Ufers, aus dem Dickicht der Inseln jeden einzelnen allaugenblicklich das tödliche Geschoß treffen? Zur linken Seite zeigten sich einige Ortschaften. Überall standen die Bewohner in Scharen am Ufer und stimmten beim Anblick der Fremden ein wildes Geschrei an. Pfeile flogen herüber; manchmal machten die Eingeborenen Miene, ihre Kanus zu besteigen, aber bei den ersten Flintenschüssen flüchteten sie in ihre Hütten.

Dann kam wieder eine weite menschenleere Strecke, wo tiefer Friede zu herrschen schien. Kein Feind war zu sehen. Der Fluß erreichte hier eine Breite von 5000 m, doch war die Flotte gezwungen, sich am linken Ufer zu halten, da das rechte überaus seicht und von einer Unzahl von Sandbänken bedeckt war.

Man hielt Ausschau nach einem Lagerplatz und glaubte, daß eine etwa 100 m vom Lande entfernte Insel sich vorzüglich dazu eignete. Zwischen ihr und dem linken Ufer steuerte man nun dem jenseitigen Ende des Eilandes zu. Das Flußbett war in dem schmalen Kanal jedoch so flach, daß einige der schwerer beladenen Kanus auf Grund gerieten. Während man alle Aufmerksamkeit darauf richtete, sie wieder flott zu machen, belebten sich plötzlich die Ufer des Kassai und der Insel. Boote, dicht besetzt mit Eingeborenen, schossen aus dem Schilf, aus versteckten Buchten hervor und näherten sich in dichtem Gewimmel. Offenbar hatten sich die Bassongo hier in den Hinterhalt gelegt, um die enge Fahrstraße zu einem entscheidenden Handstreich zu benützen. Der Augenblick, da zwei der Kanus festsaßen und ein Teil der Besatzung ausgestiegen war, um sie vom Sande wegzuziehen, erschien ihnen zu ihrem Unternehmen besonders günstig. Immerhin wünschten die Weißen sich noch Glück, daß der Angriff jetzt und bei Tage geschah. Ein nächtlicher Überfall auf das Lager, ein Nahkampf mit dem an Zahl überlegenen Feinde hätte einen unglücklichen Verlauf nehmen können.

Mit wildem Kriegsgeschrei näherten sich Feinde. Ein Schauer von Pfeilen hagelte, ihr Vorgehen unterstützend, von beiden Seiten über den Fluß. Wissmann und François, die mit ihren Booten bereits angelegt hatten, gingen sofort gegen die auf der Insel postierten Feinde vor und zwangen sie durch wohlgezielte Schüsse, in ihre Kähne zu eilen und auf dem Wasser Zuflucht zu suchen. Dann eröffneten sie aus sicherer Deckung ein wohlgezieltes Feuer, dessen vernichtende Wirkung sich über den ganzen Kanal bis zum Ufer hinüber erstreckte. Wolff, Mueller und Bugslag erwehrten sich inzwischen der feindlichen Fahrzeuge.

Nur die Massongo und die Malansche halfen ihnen dabei. Die Baluba begnügten sich, ein furchtbares Jammergeschrei anzustimmen. Wenn einer von ihnen sich ein Herz faßte und ein paar Schüsse abgab, so flogen die Kugeln doch, ohne zu schaden, ins Wasser oder ins Gesträuch.

Immer wieder erklang das Kriegsgeschrei der Feinde. „Niam! niam!" schrieen sie und feuerten einander zu erneutem Vorgehen an. In dem vordersten Boote sah man hochaufgerichtet einen riesenhaften Neger stehen. Er trug das Haar in Gestalt eines Turmbaus, über welchem noch ein Schmuck von wallenden Federn emporragte. An seinem büffelledernen Gürtel hing ein Fetisch aus Holz. An dem rechten Arm trug er viele Spangen aus Messing, die sich wie Schuppen aneinanderreihten. Im linken hielt er einen Schild, der mit einem menschlichen Schädel verziert war.

„Das ist ihr Häuptling!" rief François. „Nehmt ihn aufs Korn!"

Der Wilde fürchtete den Kugelregen nicht, der ihn umgab. Er blieb stolz und tapfer stehen und schoß einen Pfeil nach dem andern ab. Seine Stimme hatte einen metallenen Klang und übertönte hell das Geschrei, das ringsum tobte.

François zielte lange und bedächtig, mehrmals mußte er absetzen, da das Boot immer wieder jähe Wendungen machte. Endlich drückte er ab. Mitten in die Brust getroffen, öffnete der Häuptling die Arme und stürzte vornüber. Das Wasser färbte sich von seinem Blute, man sah ihn nicht wieder.

Ein Geheul des Schreckens erklang aus den feindlichen Booten. Die Kunde, daß der Häuptling gefallen, ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund, und mit einem Male stockte auf allen Seiten das Vorgehen der Bassongo. Der Tod ihres Führers entschied das Gefecht. Sie blieben zurück und fuhren dann zum Ufer.

Wissmann rief seine Freunde zu einem raschen Kriegsrat zusammen.

„Nach der Zahl der Feinde zu schließen," sprach er, „haben sie hier ihre gesamte Macht vereint, und wir werden stromabwärts kaum noch auf erheblichen Widerstand zu rechnen brauchen. Doch erscheint es mir nicht

ratsam, geschlossen weiterzufahren. Eine Verfolgung könnte uns immer noch große Schwierigkeiten machen. Die leichten Fahrzeuge der Bassongo würden uns sehr bald einholen. Ich bin daher dafür, daß zwei unserer Boote zurückbleiben, um den Feind an einer Verfolgung zu verhindern. Wir können hier den Fluß vollständig sperren, so daß kein Grashalm ungesehen an uns vorüberkommen kann. Wenn dann die Unserigen einen hinreichenden Vorsprung erlangt haben, fahren wir nächtlicherweile hinterher."

„Das ist ein guter Gedanke," ließ sich François vernehmen. „Nur schlage ich vor, die Nachhut nicht auf dieser großen Insel zu postieren. Ich sehe dort vor uns eine kleine Insel, die wie ein großer Schilfbüschel aussieht. Brechen wir angesichts der Feinde insgesamt auf, so daß sie glauben müssen, wir seien alle weitergefahren. Dann lassen Sie mich und Bugslag von hinten her an dem Inselchen anlegen, und wir werden dafür sorgen, daß kein einziger Bassongo lebendig dort vorüberkommen soll."

Dieser Vorschlag fand allgemeine Billigung. In der Nacht, während welcher die Mehrzahl der Kanus die Fahrt ohne Rast fortsetzte und François mit Bugslag auf dem Inselchen Wache hielt, geschah nichts. Heller Mondschein begünstigte die Beobachtung der Wasserstraße. Keine Ratte hätte dort hindurchschlüpfen können. Am Tage kam ein frischer Wind der Flotte zu Hilfe, und die Segel setzend, legte man eine große Entfernung zurück. François hielt noch immer Wache. Gegen Mittag zeigten sich große Scharen von Feinden am Ufer. Offenbar hatten sie neue Truppen zusammengezogen, die nun die Verfolgung aufnehmen wollten. Die Kanus gingen zu Wasser. Als das erste sich dem Inselchen näherte, erhielt es vernichtendes Feuer. Die Bassongo versahen sich an dieser Stelle keines Angriffs. Um so größer war ihr Schrecken. Fast alle Insassen des Bootes waren zu Tode getroffen oder verwundet. Die andern kehrten Hals über Kopf ans Ufer zurück. Als sie die Lage der Dinge erkannten, schienen sie einen Angriff auf die Insel beschlossen zu haben, um den dort verschanzten Feind zu vernichten. Die Situation wurde für François und Bugslag sehr kritisch, denn nun begannen feindliche Boote von allen Seiten ihren Schlupfwinkel zu umringen. Noch wirkte aber das Gewehrfeuer so einschüchternd, daß die herandringenden Bassongo immer wieder zurückgescheucht wurden. Bis zum Abend zog das Gefecht sich in die Länge. Die Nacht war zum Glück wieder klar und mondhell. Bis gegen Mitternacht blieb alles ruhig. Dann erleuchtete plötzlich greller Feuerschein die Wasserfläche. Der Feind versuchte mit Brändern den Rand der Insel zu erreichen, um das Schilf anzuzünden und die Besatzung durch Feuer zu vernichten. François ließ ein scharfes Feuer gegen die Kanus richten. Mehrere Kugeln durchbohrten

die dünnen Flanken, das Wasser drang rasch ein, und das brennende Reisig erlosch zischend. Wutentbrannt bemannten die Bassongo mehrere Boote und erneuerten den Angriff. Zwei Stunden hindurch setzten sie ihre Bemühungen mit wildem Mute fort, die Weißen sahen sich zeitweise so hart bedrängt, daß sie das Schlimmste befürchteten, dann zogen sich die Eingeborenen zurück.

„Wir werden die Boote besteigen," sagte François. „Noch länger hier zu bleiben, wäre Wahnwitz. Die Kerle haben es sich in den Kopf gesetzt, uns zu fangen, und wenn wir noch zwei solche Gefechte bestehen müssen, haben wir keine Munition mehr."

„Wenn nur der Mond jetzt nicht so hell schiene," meinte Bugslag. „Bisher war uns sein Licht sehr von Nutzen. Jetzt aber wünschte ich, er versteckte sich."

„Sieh, dein Wunsch ist ihm Befehl," lachte François. „Er zieht eben eine Wolkenhaube über sein strahlendes Antlitz. „Nun auf und davon!"

Man schob die Kanus ins Wasser, und im Schutze der plötzlich hereinbrechenden Dunkelheit glitten sie stromab. Kein Ruderschlag erklang, kein Wort wurde gesprochen. Erst als man außer Hörweite des feindlichen Lagerplatzes war, wurden Segel und Ruder benutzt.

In einer halben Stunde hatten die Boote eine Stelle erreicht, wo das Flußbett sich beträchtlich verengerte und die Strömung sehr reißend wurde. Mit einem Male fuhr François' Kanu mit einem furchtbaren Krach gegen ein mitten im Wasser verborgenes Hindernis. Der Anprall war so wuchtig, daß das Vorderteil eingedrückt wurde; das Wasser drang sofort ein, und das Fahrzeug sank auf der Stelle. Das dicht darauf folgende Kanu Bugslags sauste in die umherschwimmenden Menschen und Trümmer hinein und barst in gleicher Weise. Das Unglück war so rasch geschehen, daß die Reisenden erst zur Besinnung kamen, als sie sich zum Rande einer kleinen Insel emporgeschwungen hatten, gegen die die Strömung sie trieb. Die Nacht war so finster, daß man nichts von den zerschellten Kanus sah und keinen Bergungsversuch unternehmen konnte. Man mußte sich begnügen, durch einen sofort abgehaltenen Appell festzustellen, daß glücklicherweise niemand von der Mannschaft untergegangen war. Alle hatten das rettende Inselchen erreicht.

„Da sind wir in einer schönen Patsche," sagte François. „Die Kanus sind hin, und wir sitzen auf einer Insel noch immer in Feindesland."

„Zum Unglück sind auch alle Gewehre, bis auf die Revolver, die wir im Gürtel haben, und alle Munition untergegangen," sagte Bugslag. „Nun ist freilich guter Rat teuer. Wenn die Wilden uns hier entdecken, so sind wir verloren."

„Sicherlich sind wir gegen Baumstämme getrieben, die wir in der Finsternis nicht sehen konnten," bemerkte François. „Zum Glück scheint ja Wissmann mit den Seinen ohne Unfall hier vorbeigekommen zu sein."

Sie untersuchten nun ihren Aufenthaltsort und stellten fest, daß es nur eine kleine, aus angeschwemmtem Holz und Triebsand gebildete Insel war. Zwischen dem Holz und dem Sande war Gras und Schilf gewuchert und stand so hoch und so dicht, daß, wer sich hier versteckte, vor Entdeckung sicher war.

„Trostlos!" murmelte François. „Da wären wir nicht einmal in der Lage Robinsons, der doch auf seiner Insel das zum Leben Nötige fand."

Bugslag kratzte sich hinter den Ohren. „Da Sie von Robinson sprechen, so fällt mir ein anderes Buch ein, das ich als Junge gelesen, und worin auch ein paar Männer auf solch einer Insel mitten zwischen Feinden sitzen."

„Ah, du sprichst von Rosenholz, José und Fabian," rief François. „Wahrlich, ich hätte nie gedacht, daß ich einmal in eine ähnliche Lage kommen würde wie dieses wackere Kleeblatt, das mir oft so unwahrscheinlich vorkam."

Im selben Augenblick setzte ein mächtiger Windstoß ein, und François fühlte, daß das Inselchen zitterte und sich bewegte wie ein vor Anker liegendes Schiff.

„Wollen wir es nicht machen wie diese Abenteurer, als Schwarzvogel, der Indianer, sie belagerte?" rief Bugslag. „Vielleicht läßt sich auch dieses Eiland von den paar Wurzeln losreißen, die es festzuhalten scheinen."

Mit diesen Worten begann er sich zu entkleiden, und François tat das gleiche. Ein paar von den Negern begriffen, worum es sich handelte, und folgten ihrem Beispiel. Das Wasser ging ihnen nur bis an die Hüften, so daß sie bequem ihre Arbeit verrichten konnten. In der Tat hatten nur ein paar Schlingpflanzen am Boden Fuß gefaßt, die ohne große Schwierigkeiten zerschnitten wurden. Nur das etwas stärkere Wurzelwerk eines baumartigen Gestrüpps bereitete größere Mühe; aber auch dies, der letzte Anker des Inselchens, war nach einer Arbeit von zwei Stunden zertrennt. Der Druck des Stromes, der sich immer wuchtiger geltend machte, je mehr das Eiland den Halt verlor, half das Rettungswerk vollenden.

Ein Knistern war zu hören, wie wenn Taue reißen, dann drehte die Insel sich rasch ein paarmal im Kreise und trieb in der Flut.

„Nun gebe Gott, daß wir nicht noch gegen einen im Wasser liegenden Baumstamm geraten!" sagte François, „denn dieses Fahrzeug ist noch weit gebrechlicher als unsere braven Kanus."

Sie schwammen rasch durch die Nacht. Bald graute der Tag, und nun hielten sie scharf Ausguck nach allen Seiten, konnten sich doch noch

immer Feinde zeigen. Es blieb alles ruhig. Die Fahrt auf dem Inselchen wurde mit Glück fortgesetzt. Als der Nachmittag herangekommen war, hoffte man, Wissmann und die andern zu erreichen. Doch die vorausgefahrene Flotte hatte sich inzwischen so sehr beeilt, daß François sie erst am übernächsten Tage einholte. Die Freude, daß alle gerettet waren, überwog den Schmerz über den Verlust der Kanus. Vom Feinde sah man nichts mehr.

Die Reise führte nun wieder durch Urwälder, in denen nur Elefanten, Leoparden, Flußpferde und allerlei Vögel zu hausen schienen. Dann folgten Reihen von Ortschaften, deren Bewohner nichts Feindseliges hatten, sondern zufrieden waren, daß die Fremdlinge ihnen kein Leid zufügten. Anscheinend hatten sie noch nie weiße Menschen gesehen.

Erst als man nach mehreren Tagen die Mündung des Kassai in den Kongo erreichte und nun auf diesem gewaltigen Strome dem Stanley-Pol zusteuerte, begann sich der Einfluß der Europäer allmählich bemerkbar zu machen. Die Bleichgesichter waren den Negern keine fremden Erscheinungen mehr, der Handelverkehr war sehr entwickelt. Viele Boote fuhren, mit Waren beladen, stromab und stromauf. Und nun kam auch die erste europäische Ansiedlung in Sicht: ein kleines Fort, von dessen Dache eine blaue Flagge mit goldenem Stern lustig im Winde flatterte. Lauter Jubel erscholl in allen Booten, die Baluba gaben Salutschüsse ab, wozu sie die Gewehre am allerliebsten benutzten, Eingeborene versammelten sich am Ufer, und aus ihrer Mitte traten zwei Weiße hervor, die Reisenden zu begrüßen. Es waren Beamte des britischen Kongostaates. Nach mehrtägigem Aufenthalt setzte man die Reise fort. Das Ziel war nun sogut wie erreicht. Gefahrvolle Stellen gab es nicht mehr; man befand sich in Freundesland. Es war der Kongo, die große, von Belgien und England nutzbar gemachte Verkehrsader, ein bekanntes, bis hierher schon erforschtes Wasser, das nun die Kanus trug. In Leopoldville am Stanley-Pol, der am weitesten stromaufwärts liegenden belgischen Ansiedlung war der Endpunkt der Reise erreicht. Von hier aus stand den Weißen ein Dampfer zur Verfügung, und auf einem kleinen Dampfboote — einem „Feuerkanu", wie er es nannte, — durfte zu seiner großen Freude auch Kalamba in seine Heimat zurückkehren. Durch den Freundschaftsbund mit diesem mächtigen König eines großen Binnenvolkes und durch die Erforschung des Wasserwegs von Leopoldville bis zu den Baluba hatte Wissmann die wirtschaftliche Erschließung des innersten Afrika um einen großen Schritt gefördert.

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Der Todesgang der Karawane.

Nach den Reiseberichten Sven Hedins bearbeitet von **Walter Heichen.**

Erstes Kapitel.

Quer durch die Wüste.

Ruhig und majestätisch schritt eine Karawane von acht Kamelen im Monat April des Jahres 1895 durch jenen Teil des Hochlandes Turkistan, den man die Wüste Takla-Makan nennt. Hoch trugen sie den Kopf auf dem gebogenen Halse und sogen mit geblähten Nüstern die heiße, trockene Luft der Dünen ein. Am Morgen hatten sie das letzte Dorf, die letzte menschliche Ansiedlung hinter sich gelassen und waren nun schon stundenlang durch den weichen, tiefen Sand geschritten. Die Stille ringsum wurde nur durch das Läuten der Glocken unterbrochen, welche die Tiere vor der Brust trugen, und deren feierlicher Klang an einen Leichenzug erinnerte. Ahnten sie, daß sie in den Tod gingen? Witterten sie ihren Untergang aus dem erschlaffenden Winde, der ihnen entgegenwehte und sie in leichte Wolken von Flugsand hüllte? Einstweilen waren sie noch voll Kraft und Leben, wie auch die Menschen, fünf an der Zahl, die auf den Kamelen im Sattel saßen.

Niemand sprach ein Wort; jeder suchte mit dem Blick die Rätsel des fernen Horizonts zu entschleiern und stellte sich im Innern die Frage, was die nächsten Tage bescheren würden. Als sie durch die letzte bewohnte Stätte am Rande der Wüste kamen, hatten die Leute ihrem Zuge mit Verwunderung nachgeschaut, und mancher unter diesen Söhnen der Einöde hatte den Gedanken, die ihn bei diesem Anblick bewegten, mit den Worten Ausdruck gegeben: „Die kommen nicht wieder! Der Sand wird ihr Grab werden."

Allein Sven Hedin, der Führer der Expedition, von Geburt ein Schwede, der schon als zwanzigjähriger Jüngling Reisen durch unbekannte Länder Asiens gemacht hatte und jetzt im 31. Lebensjahre, also in der ganzen Fülle seiner Kraft und Jugend stand, war entschlossen, als erster Europäer die Takla-Makan zu durchqueren, obwohl er sich selbst nicht verhehlte, daß das Unternehmen tollkühn, ja fast wahnwitzig genannt werden mußte.

Er ritt an der Spitze der Karawane und sprach mit einem braunen Wüstensohne, der neben ihm einherschaukelte. Jolltschi — so hieß jener — sah ihn sehr selbstbewußt an und zeigte ein überlegenes Lächeln, als er auf Hedins Fragen antwortete.

„Ich stehe dafür ein," sprach er, „daß wir den Chotan-Fluß erreichen."

„Es sind dreihundert Kilometer bis dorthin," warf Hedin ein. „Keine Kleinigkeit, wenn sie vom ersten bis zum letzten durch toten, dürren Sand führen."

„Ich bringe Sie ans Ziel," erwiderte Jolltschi unbeirrt. „Die Wüste kenne ich wie meine Tasche. Mein Leben habe ich bisher darin zubebracht. Fragt in Kaschgar, fragt in Jarkent, in Chotan oder in Tschertschen, ob es einen gibt, der in der Takla-Makan Bescheid weiß, und man wird Ihnen sagen: Jolltschi ist der Mann. Von Jugend an durchstreifte ich sie, nach verborgenen Schätzen suchend, und ich weiß ihre geheimsten Pfade aufzufinden."

Wessen er hier sich rühmte, das war Hedin von den Einwohnern bestätigt worden, noch zuletzt in Merket, dem Dorfe, das sie eben durchzogen. Jolltschi erfreute sich, wie es schien, als kühner Wüstenwanderer eines gewissen Ruhmes. Hedin zauderte deshalb nicht, sich und die Karawane seiner Führung anzuvertrauen.

„Es ist gut," sagte er. „Geh an deinen Platz."

Die drei Leute, die außer Jolltschi noch zu der Expedition gehörten, waren Islam Bai, der schon auf früheren Reisen der Begleiter des Schweden gewesen war, Mohammed Schah und Kasim, alle an Wüstenluft und anstrengende Karawanenreisen gewöhnt.

Die Kamele waren schwer beladen, denn Hedin beabsichtigte, nach Durchquerung der Wüste während des ganzen Sommers eine große Reise durch Tibet zu machen. Daher führten die Tiere große Lasten von Proviant, Konserven, Kleidungsstücken, Instrumenten und Wasser für fünfundzwanzig Tage in Schläuchen aus Ziegenleder und eisernen Behältern. Außerdem waren ein paar photographische Apparate mit einer beträchtlichen Zahl von Platten beim Gepäck. Mehrere lebende Schafe, ein Hahn, einige Hühner und zwei Hunde vervollständigten den stattlichen Zug, der nun — ein nicht unbedeutendes Kapital darstellend — sich in die gefahrvolle Wüste hineinwagte.

Bis zum ersten Lager, das am Abend in einer mit Knieholz bestandenen Schlucht aufgeschlagen wurde, gaben Leute aus Merket der Karawane das Geleit. Sie brachten Wasser in Kannen mit, so daß die Wanderer den kostbaren Inhalt ihrer Behälter noch nicht anzurühren brauchten. Am zweiten Tage aber waren sie allein — allein mit dem Himmel und dem Sande, in den die Kamele tief einsanken. An diesem und den folgenden Abenden gruben sie Brunnen und förderten dadurch auch glücklich Wasser zutage, das, obwohl von salzigem Geschmack, dennoch von den Männern und den Tieren gern getrunken wurde. Drei Tage verflossen, ohne daß sich erhebliche Schwierigkeiten in den Weg stellten. Ja alles schien über Erwarten gut gehen zu sollen, denn man lagerte am vierten Abend neben einer Quelle, aus der Süßwasser floß, ein höchst willkommener Labetrunk, und erreichte vier Tage später abermals Süßwasser in Gestalt eines von schattigem Walde umgebenen Sees.

Dies wiederholte sich noch am nächsten Tage, nachdem man einen steilen, mitten aus dem Sandmeer emporragenden Berg überwunden hatte. Und auch dieser See lag in der Mitte eines Waldes, der eine schattige Rast gewährte. Die Nacht war kühl und angenehm, obgleich tagsüber der Sand eine so große Hitze erreichte, daß kein unbeschützter Fuß ihn hätte betreten können. Wie friedlich war es um die Reisenden her! Die Kamele weideten im Schilfe und fraßen und tranken sich satt, während die Menschen in der erfrischenden Luft die Glieder streckten. Nur das Schnattern von Enten, die im Ried nisteten, das Quaken von Fröschen störte die nächtliche Stille. Doch sie wußten es: Friede und Behaglichkeit lagen nun hinter ihnen. Vor ihnen aber, das hatte schon der Ausblick von dem kürzlich überschrittenen Berge sie gelehrt, gähnte gleich einem Höllenschlunde die Wüste mit all ihren Schrecken.

Doch man war guter Dinge; versicherte doch Jolltschi, der Pfadfinder, man würde binnen vier Tagen den Chotan-Fluß erreichen — eine Angabe die Hedin sehr stark bezweifelte. Er schätzte die Entfernung auf 120 Kilometer und rechnete daher auf einen Marsch von wenigstens sechs Tagen. Alle Wasserbehälter wurden frisch gefüllt, und es war ein hoffnungerweckender Laut, als die kostbare Flüssigkeit gluckend in die Schläuche und in die Zinnkästen rann.

Es war der 23. April, als die Karawane das gastliche Ufer dieses letzten Sees verließ, den sie zu finden hoffen durfte, und den Marsch in das Herz der Takla-Makan antrat über Sanddünen hinweg, die schon am ersten Tage bis zu einer Höhe von 30 Metern anstiegen. Ließ man den Blick von solcher Höhe über die Landschaft schweifen, so glaubte man sich in einem Meere zu befinden, das durch eine geheimnisvolle Zauberformel

zum Stillstand, zum Erstarren gebracht und nur des Machtworts zu harren schien, um sich wieder in Bewegung zu setzen und die riesigen Wogen über das Land hinzuwälzen.

Die Karawane zog ihres Weges; das letzte Grün erstarb unter ihren Schritten, die letzten Spuren von Antilopen verloren sich im Sande, kein Baum, kein Strauch, nicht einmal ein abgerissenes, verwehtes Blatt war zu sehen. Nach ermüdendem Marsche wurde das Lager aufgeschlagen, und zum erstenmal band man die Kamele an, um zu verhüten, daß sie zu dem See zurückliefen. Zwei dürre, spärliche Tamarisken, die auf unerklärliche Weise hier ihr Dasein fristeten, bildeten gewissermaßen die letzten Vorposten der Vegetation. Es schien, als hätten sie einmal mit ihren Genossen Verstecken gespielt und sich dabei zu weit hinausgewagt, so daß sie sich nun nicht mehr zurückfanden. Jetzt wurden sie von ihrem freudlosen Wüstenleben erlöst, denn sie mußten, bis an die Wurzeln abgeschnitten, das Lagerfeuer speisen.

Dennoch waren sie nicht das letzte Anzeichen von Leben, das sich in dieser Einöde zeigte. Als der Führer in seinem Zelte die Laterne anzündete, schwirrte es leise um das Licht. Verwundert sah er auf. Zwei Nachtfalter umgaukelten den hellen Schein, der den Nächten der Takla-Makan unbekannt war. Träumerisch betrachtete der kühne Wanderer das Spiel der zierlichen Insekten, dieser Kinder des Blumentaues und Blütenduftes. Wie kamen sie hierher? Was hatten sie hier zu suchen in den Wildnissen des ausgedörrten Sandes, des leblosen Bodens, wo nicht einmal karges Moos mehr sproß? Sie schwangen sich im Zickzackfluge um die freundliche Flamme, krochen an den Glaswänden, mit den grauen Fittichen schlagend, auf und nieder und schienen die gleiche Frage, erstaunt und geblendet, an die Laterne zu richten: Wie kommst du hierher? Wem hast du hier zu leuchten?

Am folgenden Morgen ging es weiter über die Sanddünen. Die Hitze wurde immer unerträglicher. Das Wasser, das in den eisernen Behältern schwappte, wurde lauwarm und stillte kaum noch den Durst der lechzenden Tiere. Bisher hatte man um die Behälter frisch gepflücktes, nasses Schilf geschlagen, doch dies war bis auf den letzten Halm den Kamelen gereicht worden. Nur langsam wanderte die Karawane weiter, trübselig läuteten die Glocken; dazwischen erklang hin und wieder der Ruf eines der Mohammedaner feierlich durch die Stille.

„La illâha illâ lâhu! (Es gibt keinen Gott außer Allah!)"

Immer neue Berge von Sand türmten sich auf. Ohne Ende ging es auf und ab. Von Zeit zu Zeit stürzte eines der Trampeltiere, und man mußte ihm die Last abnehmen, um es wieder auf die Füße zu bringen.

Nicht mehr als dreizehn Kilometer konnten am ganzen Tage bewältigt werden, und als an diesem Abend die Laterne im Zelte des Führers brannte, da stellten die Nachtfalter sich nicht mehr ein.

„Halt!" rief Hedin am anderen Morgen, als die eisernen Behälter aufgeladen wurden. „Das Wasser gluckst da drinnen verdächtig hohl! Öffnet diesen hier!"

Er sah hinein und erschrak heftig.

„Wie geht das zu? Dies reicht höchstens noch auf zwei Tage. Als sie vor drei Tagen gefüllt wurden, gab ich Befehl, den Vorrat auf zehn Tage zu bemessen. Jolltschi, Islam, was habt ihr da gemacht?"

Islam wußte nichts zu sagen. Jolltschi aber rief zuversichtlich:

„Wir haben ja schon mehr als den halben Weg hinter uns, und am dritten Tag von heute werden wir Grundwasser finden."

Dennoch ordnete Hedin an, mit dem Wasser aufs sparsamste umzugehen, und man gab den Tieren nur einen Schluck von Zeit zu Zeit, obwohl sie schon an diesem Tage Spuren von Ermattung zeigten. Die Reiter stiegen ab und führten die Kamele, um sie nicht anzustrengen. Trotz aller Schonung legten zwei der Lastkamele sich nieder. Ihre Bürde mußte auf die andern verteilt werden, und einer der Männer blieb bei den Tieren zurück, um sie am Abend nachzuführen, sobald die kühle Nachtluft sie erfrischt hatte.

Immer größer wurden die Schwierigkeiten, immer unerträglicher die Strapazen. Die Menschen litten unter dem Durst, gegen den es keine Linderung gab, der aus dem glühenden Sande, aus der vor Hitze schwirrenden Luft aufzusteigen schien. Von jeder Düne, die man erstieg, und ihre Höhe nahm stetig zu, spähte Sven Hedin sehnsüchtig nach dem Horizont, mit den Blicken die dunkle, gründämmernde Linie suchend, die den Fluß und den Wald in seiner Nähe verkünden würde. Doch nichts als gelber, flimmernder Sand war zu sehen, soweit das Auge reichte.

Gegen Mittag fiel er plötzlich vor Erschöpfung um. Er vermochte nicht weiterzugehen und wollte schon den Befehl geben, Rast zu machen, als ein Summen an seinem Ohr erklang. Verwirrt sah er um sich — es war eine Fliege, die den Kamelen bis hierher gefolgt war.

„Dieses winzige Ding erträgt es noch, und du willst zusammenbrechen?" sprach er zu sich selbst. „Auf und weiter!"

Und mit verlöschender Kraft schritt er abermals neben seinem Trampeltiere her, doch nicht mehr weit; dann mußte geruht werden. Man schlug die Zelte nicht mehr auf, man war dazu viel zu matt. Wo haltgemacht wurde, sank man nieder und fiel in Schlaf. Wirre Phantasien umfingen die Schlummernden. Sie träumten von Bäumen, von einem See, von

rauschenden Bächen und von erfrischendem Eise. Doch als sie erwachten, sahen sie sich wieder in der Wüste, und ihre noch immer schmerzenden Augen, für die der Schlaf schon kein wirksames Labsal mehr war, starrten abermals auf den trostlosen, toten Sand, der im Sonnenlichte blendete.

Die Kamele senkten die Köpfe, ihre Beine begannen zu zittern, sie sehnten sich nach Weide und Wasser und warfen fieberische Blicke unter den müde blinzelnden Lidern hervor.

Wie eine Schneckenpost zog die Karawane dahin, und nach kurzem Marsch wurde haltgemacht. Ein kleiner Fleck lehmigen Bodens erweckte die Hoffnung, Wasser zu finden, und alsbald begannen die fünf Reisenden, einander ablösend, zu graben. Als sie einen Meter tief gekommen waren, wurde der erst trockene, spröde Lehm in der Tat feucht. In der Tiefe von zwei Metern wurde er naß und war so kühl, daß es den von tagelanger Hitze ausgedörrten Menschen unsagbar wohltat, die Stirn, das Gesicht dagegen zu pressen. Sie füllten ihre Trinkkannen mit Wasser, stellten sie in Erde und warteten, bis die lauwarme Flüssigkeit kalt geworden war.

„Wir können getrost trinken," sagte selbst Sven Hedin, „hier finden wir bestimmt Ersatz."

„Bestimmt," versicherte auch Jolltschi. „Sehen Sie die Tiere, Herr, sie drängen sich um den Brunnen. Ihr Instinkt trügt nie."

Und sie tranken sich satt und gruben tiefer. Schon waren sie über den dritten Meter hinaus. Kasim führte eben den Spaten, als er plötzlich einen Schrei ausstieß. Die andern neigten sich über die Grube und sahen zu ihm hinunter, wie er im matten Schimmer von ein paar Kerzenstümpfen arbeitete, halbnackt gleich einem Zyklopen.

„Was gibt es?"

Der Mann ließ den Spaten fallen.

„Es wird wieder trocken," tönte es zurück. „Der Lehm hört auf — es kommt nichts als Sand."

„Guter Gott!" schrie Hedin und war mit einem Sprunge neben Kasim, riß den Spaten empor und stach in die Erde. In der Tat — da war keine Spur mehr von Feuchtigkeit!

Er kletterte mit Kasim aus der Grube heraus, und niedergeschmettert, aller Hoffnung beraubt, legten sie sich schlafen. Die Trampeltiere blieben noch immer geduldig am Rande des trügerischen Loches stehen und warteten auf Wasser.

Am nächsten Tage mußten die Lasten der Kamele bedeutend erleichtert werden, und es blieb nichts weiter übrig, als alles, was irgendwie entbehrt werden konnte, ohne jede Rücksicht auf den Geldeswert zurückzulassen.

In einem der eisernen Behälter war noch ein letzter Rest Wasser enthalten. Aller Augen hafteten auf diesem Gefäß, jedes Ohr lauschte auf das leise Gluckſen, mit dem das kostbare, so lange schon entbehrte Naß gegen die Wände schlug. Und noch immer verhieß das Fernglas, von jeder Düne nach dem Horizont gerichtet, keine Erlösung, kein Ende der mörderischen Wüste! Wieder weigerte sich ein Kamel mitzugehen, und man mußte lagern, um ihm Ruhe zu gönnen. Kaum waren den Tieren die Lasten abgenommen, so erschien Mohammed Schah, der die zwei schon früher ermatteten Tiere bisher immer nachgeführt hatte, mit der Botschaft, sie seien verendet.

„Eins war gar nicht mehr aufgestanden," berichtete er. „Das andere erhob sich noch, die Beine zitterten ihm, aber es ließ sich nicht bewegen, mit mir zu gehen. Traurig ſah es mir nach und weinte große, helle Tränen. Als ich mich noch einmal nach ihm umschaute, da hatte es sich neben das andere gelegt."

„Wenn ein Kamel weint, so ist ihm das Ende nahe", murmelte Islam.

Hedin senkte den Kopf. Das Herz krampfte sich ihm zusammen bei dem Gedenken, welches furchtbaren Todes die armen Tiere nun sterben mußten. Doch hier galt es, nicht zu zaudern; hier war Barmherzigkeit am falschen Platze. Das Leben stand auf dem Spiele. Wer nicht mehr mitkam, ob Mensch, ob Tier, mußte eben liegenbleiben.

Eine leise Hoffnung beseelte die Verschmachteten an diesem Abend. Dichte, schwere Wolken ballten sich am Himmel zusammen, und sie stellten die Kannen auf, um den Regen zu sammeln, den sie erwarteten. Allein es erhob sich ein heftiger Wind, der das Gewölk verjagte, ohne daß ein Tropfen gefallen wäre.

„Nun, so werden wir in den Tod gehen," sprach Islam Bai mit der Ruhe des Mohammedaners, der dem Fatalismus huldigt. „Erst werden die Kamele sterben, dann kommt die Reihe an uns."

Jolltschi stieß ein heiseres Lachen aus.

„Ihr klugen Herren aus Europa!" rief er. „Da schwört ihr auf eure Instrumente, auf Kompaß und all dergleichen! Betrogen haben uns diese Teufelsdinger, wir haben uns im Kreise herumführen lassen!"

Hedin warf dem Manne einen wilden Blick zu, denn dieser war ja an allem Unglück schuld. Auf seine Versicherung, daß er jeden Pfad der Wüste kenne, hatte man sich verlassen. Nun stellte es sich heraus, daß man nicht auf seine Angaben bauen durfte.

Mitten in der Nacht brach ein furchtbarer Sandsturm los, der Menschen und Tiere überschüttete und die Erde in undurchdringliche Finsternis hüllte.

Ein Geheul, als wenn Millionen von Dämonen los wären, ging durch die Luft, und dennoch schliefen die Wanderer, so müde waren sie. Am Morgen schien die Sonne nicht aufzugehen, es blieb finster, denn der Sturm tobte noch immer. Man verstand sein eigenes Wort nicht. Wer bei diesem Wetter von der Karawane abirrte, war verloren, und alle hielten sich dicht aneinander. Mühselig erklomm man die Dünen und rutschte an der anderen Seite im weichen Sande zu Tale.

Wieder brach ein Kamel zusammen, und diesmal wagte niemand bei ihm zurückzubleiben, aus Furcht, die anderen nicht wiederzufinden. Man überließ das Tier seinem Schicksale. Nun waren nur noch fünf Kamele übrig. Als Futter konnte ihnen nur das Stroh aus den Packsätteln gereicht werden; aber sie fraßen kaum davon, da ihnen die Kehle von Staub und Hitze ausgedörrt war.

In dieser Nacht erhob sich Jolltschi und schlich zu dem Wasserbehälter, in dem sich die letzten zwei Liter befanden. Die andern schliefen so fest, daß sie nicht hörten, wie er das Gefäß öffnete und die Hälfte davon austrank. Am Morgen aber merkten sie es, und ihr Verdacht fiel sogleich auf ihn. Er aber schlich sich davon und war den ganzen Tag und die folgende Nacht über nicht mehr zu sehen. Niemand sorgte sich um ihn. Mochte er liegenbleiben, der Falsche, der Verräterische! Die ganze Karawane begnügte sich mit einem halben Liter Wasser, so daß noch ein halbes Liter zurückblieb, der letzte Rest.

Der 30. April brach an, die Reisenden erhoben sich, um den furchtbaren Marsch fortzusetzen. Da sah man, daß Jolltschi, der sich plötzlich eingefunden hatte, die Wasserkanne an die Lippen setzte. Islam und Kasim fielen über ihn her und würden ihn in ihrer Wut sicherlich totgeschlagen haben, wenn Hedin sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

„Du kennst die Wüste? du kennst sie?“ schrieen sie. „Zeige doch, daß du sie kennst! Weil wir auf dich hörten, haben wir nur für fünf Tage Wasser mitgenommen, statt für zehn, und nun willst du das letzte uns noch nehmen, nachdem du gestern nacht uns schon einmal bestohlen!“

Hedin gebot Ruhe. Was nutzte es, sich aufzuregen? Bald würde ja doch alle Unruhe, alle Arbeit zu Ende sein. Dennoch hatte Jolltschi einen Teil des Wassers getrunken, und die anderen mußten sich begnügen, ihre Lippen zu befeuchten. Nicht einmal ein Schluck konnte nun noch verteilt werden. Am Abend, nachdem die todmüden Männer einen weiten, langen Marsch in furchtbarer Hitze zurückgelegt hatten, traten sie um die Kanne her, um sich brüderlich in das letzte Sechstelliter Wasser zu teilen; doch zu ihrem Entsetzen sahen sie, daß auch diese wenigen Tropfen unterwegs — jedenfalls wieder von Jolltschi — ausgetrunken worden waren.

Und nun ergriff Verzweiflung die Dulder, sie genossen, um nur etwas Feuchtigkeit zu sich zu nehmen, von dem Branntwein, der zum Kochen bestimmt war, was sie nur noch mehr entkräftete. Der Durst wurde nach diesem Trunk noch qualvoller, sie taumelten wie betrunken, sie krochen den Weg, den sie zurücklegten, zum Teil auf allen vieren. Unter Todesschweigen schlichen sie durch den Sand und über die Dünen, die kein Ende nahmen. Dann sanken sie nieder, krümmten sich im Schatten der Kamele zusammen und schliefen ein. Am Morgen wollte niemand aufstehen. Die Sonne brannte schon heiß hernieder, der halbe Vormittag war verstrichen, doch keiner erhob sich. Mohammed Schah drückte betend die Stirn in den Sand und rief Allah um Hilfe an. Jolltschi plapperte vor sich hin und ließ den Staub durch die Finger rinnen, als wäre es Wasser. Dann starrte er wild um sich her, erblickte Hedin, kroch zu ihm und flüsterte mit gebrochener Stimme: „Gib mir Wasser, Herr!"

Hedin raffte sich auf. Im nächsten Augenblick hatte er eines der Hühner gepackt und ihm den Hals zerschnitten. Aber es kam nur wenig Blut hervorgesickert. Islam folgte dem Beispiel seines Herrn und tötete ein Schaf. Das dicke Blut gerann sofort an der siedendheißen Luft, und die Leute konnten nur wenig davon genießen. Nun fingen sie eine widerwärtige Flüssigkeit auf, welche die Kamele lieferten, vermischten sie mit Essig und Zucker, hielten sich die Nase zu und tranken davon.

„Wasser, Herr, Wasser!" rief Islam und kam mit dem Gefäß zu Hedin.

Der roch daran und wandte sich schaudernd ab. Auch Kasim trank nicht. Es war ihre Rettung, denn Islam, Mohammed Schah und Jolltschi wurden von entsetzlichem Übelsein befallen, und das heftige Erbrechen, das sich einstellte, raubte ihnen die letzte Kraft.

Erst gegen Abend vermochten Hedin und Kasim sich aufzuraffen, um einen letzten Versuch zu ihrer Rettung zu unternehmen. Sie rüttelten Islam, der sich dann auch erhob. Die fünf Kamele wurden angetrieben, und abermals ging es weiter. Mohammed Schah und Jolltschi konnten nicht mehr mit. Es wurde Nacht — tiefe, stille Nacht, unterbrochen nur von dem Grabgeläut der letzten Trampeltiere. Bleich schimmerten die Sterne, geisterhaft leuchteten die gelben, tückischen Dünen. Nach wenigen Stunden schon brach wieder ein Tier zusammen. Und dann blieben die anderen vier ebenfalls stehen und weigerten sich weiterzulaufen.

„Ich kann auch nicht mehr," stöhnte Islam Bai. „Ich bleibe hier und sterbe mit den Tieren."

Hedin und Kasim zogen allein vorwärts. Der letztere trug einen Spaten und einen Eimer, in welchen er ein Stück Brot und etwas von dem geronnenen Schafblut getan hatte. Das war alles, was in der Nacht nach

dem 1. Mai von der stolzen, reichen Karawane noch vorhanden war, die am 10. April den Wüstenzug angetreten hatte.

Acht Kamele, zwei Hunde mehrere Schafe und Hühner, eine Menge wertvollen Proviants, teuere Ausrüstungsgegenstände und drei Menschen lagen im Sande begraben.

Die beiden Männer marschierten etwa zwei Stunden, dann mußten sie sich niederlegen. Sie schliefen ein, aber entkräftet, wie sie waren, empfanden sie jetzt die Kühle der Nacht und erwachten ganz durchfroren mit den ersten Sonnenstrahlen, die schräg über die gelben Dünen huschten. Wieder ging es ein paar Stunden weiter, dann wurde es heiß, und sie sanken nieder. Sie gruben sich in den Sand ein, der von der Nacht noch kalt war, und blieben so den ganzen Tag regungslos liegen. Sie schliefen nicht, sie sprachen nicht, und erst am Morgen des 3. Mai fuhr Hedin auf, erschrocken über den verräterischen Schlaf, der ihn zu befallen begann, und der gar wohl der Todesschlaf hätte werden können.

Wieder ging es weiter. Da plötzlich berührte Kasim den Arm seines Herrn und deutete gen Osten, stumm, unfähig, auch nur einen Laut aus der Kehle zu bringen.

„Gott sei gelobt!" rief Hedin, „das ist eine Tamariske!"

Und bei diesem sicheren Zeichen, daß der Boden wasserhaltig zu werden begann, knieten sie nieder und dankten Gott, denn sie glaubten sich schon gerettet. Sie erreichten den Strauch und kauten die Nadeln. Nun sahen sie im fernen Osten mehrere dieser Sträucher, aber sie vermochten nicht weiterzugehen, gruben sich wieder in den Sand und lagen abermals, stumm, regungslos, wie tot.

Gegen Abend taumelten sie vorwärts, denn es war jetzt nur noch ein Taumeln. Sie stießen auf zwei Pappeln und fingen an zu graben, in der Hoffnung, Grundwasser zu finden. Doch sie waren zu kraftlos, um tief genug in den spröden Erdboden eindringen zu können. So begnügten sie sich, dürres Holz zusammenzutragen und anzuzünden, weil sie dachten, sie seien in der Nähe menschlicher Wohnungen und der Anblick des Feuers würde Hilfe herbeirufen. Auch glaubten sie, Islam Bai sei noch am Leben und würde neue Kraft gewinnen, wenn er den Rettung verheißenden Schein gewahrte.

Am 4. Mai erhoben sie sich erst früh um 3 Uhr und schwankten mit unzähligen Ruhepausen bis gegen 9 Uhr vormittags dahin. Dann fielen sie kraftlos um, und ihre erlöschenden Blicke schweiften irrend über eine Landschaft hin, die wenig dazu angetan war, ihnen Zuversicht einzuflößen. Eine neue Wüstenfläche dehnte sich vor ihnen aus, der Baumwuchs schien schon wieder aufzuhören.

Zehn Stunden lagen sie wehrlos in der unbarmherzigen Sonnenglut, die ihre Leiber schon zu Skeletten umgewandelt hatte. Braun und trocken straffte sich die Haut über den hervorstehenden Knochen. Sie erschraken selbst über ihr jämmerliches Aussehen. Als Hedin sich erhob, um noch einmal weiterzugehen, schüttelte Kasim den Kopf. Er konnte nicht mehr.

So ging Hedin allein. Es war ein Uhr, als auch er zusammenbrach. Wie betäubt lag er da. Plötzlich — was war das? Schritte erklangen — Menschen waren in der Nähe — Rettung winkte! Er richtete sich auf und starrte um sich her. Doch es war nur Kasim, der sich erhoben hatte und ihm nachgewankt war. Nun setzten sie beide den tollen Weg fort, bald auf ihre Stäbe gestützt, bald auf allen vieren kriechend.

Da sahen sie Fußspuren im Sande. So waren wirklich Menschen irgendwo um sie her; vielleicht hatten Nomaden das Feuer gesehen, das die beiden in der vorigen Nacht angezündet, und waren in die Wüste geeilt, um zu sehen, was das für Wesen seien, die mitten aus dem Schlunde des Todes hervorkämen. Sie schritten, von neuer Hoffnung beseelt, den Spuren nach, bis Kasim heiser flüsterte:

„Es sind unsere eigenen Spuren! Hier haben wir vorhin gelegen."

Da brachen sie wieder zusammen. Der Mohammedaner schluchzte furchtbar. Ein gräßlicher Krampf schüttelte seinen mageren Leib. Dennoch folgte er Hedin, der schon nach zwei Stunden weiterschlich. Es war der 5. Mai, und im Schein der aufgehenden Sonne erblickte Hedin von der letzten Düne, die er erklimmen zu können glaubte, am Horizont die dunkle Linie eines Waldes. Sein Herz stand einen Augenblick still. Die beiden Männer sahen sich lautlos an — ihre verlöschenden Augen glommen auf — stumm wanderten sie weiter, und schon um 5 Uhr am Morgen waren sie mitten zwischen Bäumen. Sie hörten Vögel zwitschern und sahen zu ihren Füßen die Spuren von Pferden und anderen Tieren. Diesmal war es keine Täuschung, kein Trugbild. Aber es war so entsetzlich heiß, daß sie um 9 Uhr umfielen und abermals bis zum Abend auf einem Flecke liegenblieben.

Wieder war Hedin der erste, der sich aufraffte.

„Folge mir nur noch ein kleines Stück, Kasim," flüsterte er seinem Diener zu, „der Fluß kann nicht mehr weit sein."

Aber Kasim antwortete nur mit einer müden Handbewegung und blieb liegen.

Hedin nahm den Spaten und zog weiter. Nur mit größter Mühe war er imstande, die tiefe Apathie zu überwinden, die ihn befallen wollte — der sicherste Vorbote des Todesschlafes. Endlich erreichte er eine breite Fläche, in der er das Bett des Chotan-Flusses erkannte. Doch sah er keine Spur von Wasser.

„Nun denn, dies soll der letzte Versuch sein," sprach er bei sich selbst. „Ich schreite nach der anderen Seite des Ufers hinüber. Finde ich auch dort kein Wasser, dann lege ich mich drüben nieder und erwarte den Tod."

Der Mond ging auf. Rings um den Verschmachtenden her war Leben. Bäume ragten empor, das Gestrüpp war dicht und üppig, Schlingpflanzen hemmten seinen Fuß, Dornen zerrissen ihm die blutleere Haut. Er schritt weiter durch den schlafenden Wald, kein Lüftchen regte sich, nicht einmal ein Blättlein raschelte.

Und inmitten dieser grabesähnlichen Stille schlug das ersehnte Geräusch — das Plätschern, das Rieseln fließenden Wassers an das Ohr des Dulders. Im nächsten Augenblick stand er am Rande eines Rinnsals, das klares, kühles Wasser enthielt.

Die Hände faltend, blieb der müde Wanderer stehen und starrte mit brechenden Augen in die frische, helle Flut, die ihm das Leben wiedergab. Dann setzte er sich nieder und zwang sich zu warten, zog die Uhr und zählte die Schläge seines Pulses, um ruhiger zu werden. Erst dann füllte er — doch immer noch mit Bedacht — seine Blechbüchse und begann zu trinken, langsam, vorsichtig. Und mit der Flüssigkeit, die ihm durch die Kehle rann, strömte Leben durch seine Adern, kehrte Kraft in seine Glieder. Er fühlte sich glücklich, unsäglich reich und dachte in diesem unvergeßlichen Moment nicht an alles das, was er in der Wüste verloren hatte. Er zog die Stiefel aus und füllte sie bis zum Rande, dann kehrte er zu Kasim zurück und labte ihn, dessen Leben vielleicht in ein paar Minuten erloschen wäre. Er leerte den Inhalt der Stiefel in wenigen Zügen und war gerettet.

Später erfuhr Hedin, daß in dieser Gegend des Flußbettes nur der eine Tümpel vorhanden und es bis zu den nächsten Wasserstellen noch sehr weit gewesen wäre. Eine unsichtbare Hand hatte ihn gerade dorthin geleitet. Die entlegeneren Rinnsale hätte er nicht mehr zu erreichen vermocht.

Bis zu der nächsten menschlichen Wohnung, wo sie sich ausruhen konnten, wanderten sie noch acht Tage lang und lebten in dieser Zeit fast nur von Kräutern, Wurzeln und Kaulquappen. Sie dachten oft an Islam Bai und fragten sich, ob er noch immer auf sie warte, und wann er wohl seinen letzten Seufzer getan hätte. Man kann sich denken, wie groß Hedins Freude war, als während jener Ruhezeit in der Eingeborenenhütte Islam Bai sich einstellte. Er war seinen Spuren gefolgt und hatte ebenfalls, zu Tode erschöpft, den rettenden Wald erreicht.

Zweites Kapitel.

Eine Stromfahrt.

Man schrieb das Jahr 1899. Wir finden Sven Hedin auf einer Fähre wieder, die gemächlich auf dem Jarkent-Flusse dahingleitet, welcher in seinem unteren Laufe den Namen Tarim führt und in dem seine Größe und Form beständig wechselnden Salzsee Lop-nor endet. Man kannte diesen stattlichen Strom noch wenig, und Hedin konnte nicht wissen, ob seine Fahrt ein glückliches Ende nehmen werde, als er sich bei dem Dorfe Lailik einschiffte, um mehr als 2000 Kilometer auf einer Wasserstraße zurückzulegen, deren Stromverhältnisse ihm ganz fremd waren. Doch wie immer, hatte gerade das Geheimnisvolle des Unternehmens einen bestrickenden Reiz für den wagemutigen Schweden.

Der Monat September ließ sich sehr gut an. Noch waren keine Anzeichen des nahenden Winters bemerkbar. Auf herrliche Sommertage folgten kühle Abende, und soweit das Wetter in Frage kam, schien eine gute Reise verbürgt.

Das flache, nach Art eines Floßes gebaute Fahrzeug trug im Vorderteil ein Zelt, das dem Führer zur Wohnung diente. Er hatte darin ein Bett und einen Schreibtisch, der aus aufeinandergestellten Koffern gebildet worden war. Die Mitte der Fähre nahm eine Kajüte aus Latten ein, die man mit schwarzen Filzdecken belegt hatte. Auf dem Achterdeck stand ein kleiner gemauerter Herd, auf dem die Mahlzeiten der Gesellschaft bereitet wurden. Auch war hier der größte Teil des Proviants aufgestapelt worden. Die mit Decken geschützte Kajüte war zugleich photographische Dunkelkammer und Aufbewahrungsort aller wertvollen Utensilien und Gegenstände, die vor Regen geschützt werden mußten. Vor dieser großen Fähre schwamm, von einem der Diener Hedins gesteuert, eine kleine Fähre einher, welche lebenden Proviant in Gestalt von Schafen und Hühnern und ferner Säcke voll Mehl, Obst und Gemüse trug.

Alles, was sich auf den beiden Fahrzeugen befand, bildete jedoch nur einen kleinen Teil der Expedition, die Hedin ausgerüstet hatte, um diesmal tief in das geheimnisvolle Hochland von Tibet einzudringen. Der Hauptbestandteil der Karawane reiste zu Lande bis zu jenem Punkte, wo Hedin die Flußfahrt zu beenden gedachte: bis nach Jangi-köll, einem Dorfe unweit der Mündung des Tarim in den Lop-nor. Ihre Führer waren zwei Kosaken, die der russische Kaiser dem Reisenden zur Verfügung gestellt hatte, namens Tschernoff und Sirkin.

Die Begleitung Hedins auf der Fähre bestand aus Islam Bai, den wir schon kennen, aus zwei Türken namens Palta und Kader und zwei

Hunden, die Jolldasch und Dowlet hießen. Die Proviantfähre führte der uns auch schon bekannte Kasim.

Gemächlich glitt die Fähre dahin; bewaldete Ufer dehnten sich zu beiden Seiten aus. Von Zeit zu Zeit erschienen Eingeborene und sahen staunend den fremden Menschen nach; denn die Kunde, daß ein Mann aus einem fernen Lande eine große Reise auf dem Strome machen wolle und zu diesem Zwecke sich in Lailik ein großes Schiff errichten lasse, hatte sich rasch in der Umgegend verbreitet. Hedin selbst saß im Eingang seines Zeltes am Schreibtische, damit beschäftigt, eine genaue Karte des Flußlaufes aufzunehmen. Kompaß, Diopter, Uhr, Fernglas, Zirkel und Federn lagen neben ihm, und seinem scharfen Blicke entging keine der vielen Krümmungen, kein Gegenstand am Ufer, keine Sandbank. Palta, der Türke, stand am Vorderteile, eine lange Stange in der Hand, mit der er das Fahrzeug von dem Ufer fernhielt. Auf dem Achterdeck standen Islam und Kader, gleichfalls mit Stangen die Steuerung unterstützend.

Am Abend erklang die Stimme des Herrn: „Halt!"

Das Fahrzeug bewegte sich in elegantem Bogen dem Ufer zu. Sobald es nahe genug war, sprang Islam mit einem Tau in der Hand hinüber, zog es vollends heran und band es fest. Damit war die Landung beendet. Doch blieb man an Bord, wo man es ja sehr gemütlich hatte. Sofort begannen die Vorbereitungen zum Nachtmahl, und ein Menü wurde serviert, das eine ganz annehmbare Speisenfolge aufwies, nämlich Schafbraten, Milch und Brot, Tee, Eier und Birnen. Die beiden Hunde kauerten sich zu den Füßen ihres Herrn hin und warteten, ob etwas für sie abfiele. Auf dem Achterdeck sammelte sich die Mannschaft um eine gemeinsame Schüssel, und da sie alle Mohammedaner waren, so begannen sie ihr Essen mit einem einstimmigen: „Bismillah rahman errahim (Im Namen Gottes, des Barmherzigen und Erbarmenden)!", und als sie ihre Mahlzeit beendet hatten, strichen sie mit den Fingern über das Kinn und riefen wie aus einem Munde: „Allah ekbär (Gott ist groß)!"

Bald darauf legten die Leute sich um das Feuer nieder, das sie auf dem Herde entfacht hatten, denn die Nächte waren stets ziemlich kühl. Nach kurzem Plauderstündchen schliefen sie, und ihr Schnarchen tönte durch die nächtliche Stille, während Hedin noch lange an seinem Tagebuch arbeitete. Oben am Himmel schimmerten die Sterne, der Mond ergoß sein Licht über die leise rauschende Flut, der Wind sang sein eintöniges Lied im dichten Schilf und in den Baumwipfeln des Waldes.

So wechseln Sicherheit und Friede, Schrecken und Not im vielbewegten Leben eines Reisenden.

Am 20. September zog ein furchtbarer Sturm herauf, der die Schiffer zwang, am Ufer liegenzubleiben und geduldig zu warten, bis das Unwetter ausgetobt hatte. Die Wolken gingen tief und spannten einen Schleier zwischen Himmel und Erde aus. Von der nahen Wüste herüber, von derselben Takla-Makan, die Hedin beinahe das Leben gekostet hätte, trieb Flugsand durch die Luft. Dieser Orkan war ein Zeichen dafür, daß der Sommer nicht mehr allzulange anhalten und die Reisenden gut tun würden, sich zu beeilen, um ihrem Ziele nahe zu kommen und nicht in der Mitte des Flußlaufes, fern von menschlichen Wohnungen und fern von ihrer eigenen Karawane, vom unbarmherzigen Winter überrascht zu werden, der im Hochlande Tibet oft unvermittelt mit furchtbarer Strenge hereinbricht.

Ein weiteres Zeichen dafür waren die Scharen von Wildgänsen, die hoch am Himmel hinflogen, ihren Winterquartieren im wärmeren Indien zustrebend.

Zwischen angeschwemmtem Treibholz hindurchlavierend, näherte sich die Fähre einem kleinen Wasserfall, der sich mit lautem Brausen ankündigte. Anzuhalten war nicht mehr möglich. Man steuerte geradeswegs auf den Katarakt zu. Mächtig zog der Strom, und mit einem heftigen Ruck, vorn untertauchend, hinten in die Höhe kippend, überwand das Fahrzeug die gefährliche Stelle. Wenige Meter weiter zeigte sich die Kehrseite. Mit schleifendem Geräusch glitten die Balken über zähen Tonboden hin und saßen plötzlich fest.

„Hier hilft kein Maulspitzen!" rief Hedin. „Alle Mann ins Wasser und die Fähre geschoben! Ich habe keine Lust, hier meine Wasserreise zu beenden. Wir müssen weiter! Nur einen Viertelmeter Wasser brauchen wir, um flott zu werden, und so viel wird sich finden."

Sie zerrten mit vereinten Kräften, allein die Balken sanken nur tiefer in den dicken Schlamm. Einmal schien es, als sollte es gar nicht weitergehen, doch endlich waren die verzweifelten Anstrengungen von Erfolg gekrönt. Die Entfernung von zwanzig Metern bis dorthin, wo das Wasser tief genug war, wurde glücklich überwunden. Die Fähre schwamm wieder.

Der Fluß wurde breiter. Hier und dort reichten die gelben Dünen — diese mörderischen Sandwellen der Takla-Makan — bis an den Saum des Wassers. Die Strömung war stark, und die Steuerleute mußten scharf aufpassen, um unangenehme Zusammenstöße mit dem Ufer zu vermeiden. Manchmal aber, wo die Biegungen gar zu schroff waren, sauste die Fähre doch mit Wucht an die Böschung und schwebte dann immer in großer Gefahr umzukippen. An einer solchen scharfen Wendung lag ein Baumstamm quer über dem Wasser. Das Fahrzeug konnte nicht mehr vorbeigesteuert

werden, und die Zweige, die sich wie raubgierige Arme ausstreckten, rissen einen Teil des Kajütendachs herab. Doch blieb der Schaden unerheblich.

Noch war die Hitze drückend, und die Schiffer hielten sich in dem Schatten, den das üppig wuchernde Dickicht warf. Von Menschen oder Tieren sah man nichts. Nur wilde Gänse zogen in immer neuen Scharen am türkisblauen Himmel vorüber. Und kurz nach Sonnenuntergang stiegen aus dem Schilf die Mücken auf, dicht wie Wolken, und fielen blutgierig über die Reisenden her.

Vom nächsten Raſtplatze aus machte sich Hedin auf den Weg und erstieg einen in geringer Entfernung vom Ufer aufstrebenden Bergesgipfel. Von hier aus blickte er über die Takla-Makan weit hinweg und gab sich den traurigen Erinnerungen an jenen Todeszug hin, der so viele Opfer gefordert hatte. Dort in dem alles erstickenden Sande lagen sie, die Menschen und die Tiere. Er dachte an Mohammed Schah. Er hatte ihm damals zum Abschied die Wangen gestreichelt, aber der Unglückliche war schon zu schwach gewesen, um noch etwas davon zu merken. Er sah den starren, fahlen Blick des Sterbenden wieder vor sich und erwartete fast, seinen Geist durch diese Dünen irren zu sehen, unstet, ruhelos gleich den stets wechselnden Hügeln, zwischen denen sein Grab lag.

Immer bizarrer wurden die Krümmungen des Flusses. Sie beschrieben oft so große Bogen, daß nicht mehr viel an einem vollen Kreise fehlte. Unter diesen Umständen nahm die Fahrt viel mehr Zeit in Anspruch, als man angenommen hatte, und man begriff, daß es nicht ganz so einfach sei, wie man vermutete, zur rechten Zeit den Treffpunkt zu erreichen, wo die Karawane warten sollte.

Allmählich begann die gleichmäßige Fahrt zwischen den Ufern, die immer denselben Charakter bewahrten, langweilig, ermüdend zu werden, und eine große Spieluhr wurde ausgepackt. Lustige und schwermütige Weisen klangen durch die Stille, mitunter schmetterte ein Militärmarsch seine Tropetentöne in den schlummernden Wald hinein, dessen Schweigen sonst allenfalls von dem Schnattern einer Wildente gestört wurde. Ab und zu zeigten sich scheue Antilopen, doch es glückte nicht, zu einem Schusse zu kommen; die zierlichen Tiere waren sofort verschwunden.

Dann bemerkte man, daß das Laub des Waldes gelb zu werden anfing, und wenn der Wind wehte, trieb auch schon der Tanz verwelkter Blätter über den Fluß hin. Nebel herrschte vom Abend bis zum Morgen. Einmal sah man auch Menschen — Hirten oder Waldbewohner —, doch waren sie nicht minder scheu als die Rehe; denn sobald sie die Fähre erblickten, die sie für ein schwimmendes Ungeheuer halten mochten, stoben

sie in wilder Flucht davon. Man rief ihnen nach, man folgte sogar ein Stück weit ihren Spuren, doch sie kamen nicht mehr zum Vorschein.

Wenn die Sonne zur Neige gegangen war, wurde es jetzt empfindlich kühl auf dem Wasser. Der Mond nahm ein frostiges Licht an, die Sterne schienen kalt und scharf. Mehrere Tage später sah man einen einsamen Reiter am Ufer. Auch dieser wandte, als die Fähre sich zeigte, sein Pferd herum und galoppierte von dannen. Es stellte sich aber heraus, daß er die Reisenden erwartet hatte, denn nach kurzer Fahrt erschien eine ganze Schar von Menschen, Stimmen schallten den Ankömmlingen entgegen, und ein Mann im Kleide einer Amtsperson trat ein paar Schritte in das seichte Wasser und rief Worte feierlicher Begrüßung herüber.

Man legte an und lud den Herrn zu Gaste. Doch alsbald war auch die ganze Fähre überfüllt von schwatzenden, schnatternden Eingeborenen, die alles mit großer Neugierde betrachteten und sich lebhaft über den geheimnisvollen Zweck dieser Reise unterhielten. Fast hätte man glauben können, sie kämen in der Absicht, die Gesellschaft zu umzingeln, sie ihrer Habe zu berauben und zu töten; doch es waren lauter friedliche Landleute, die obendrein noch frisches Obst und Gemüse zum Verkauf brachten.

Der Häuptling lud Sven Hedin zur Jagd ein und stellte ihm ein feuriges Roß zur Verfügung. Zwei Königsadler und sechs Jagdfalken wurden mitgenommen. Die Raubvögel hatten lederne Kappen über den Köpfen und saßen auf der durch einen dicken Lederhandschuh geschützten Hand des Trägers. Mit bewundernswerter Geschwindigkeit schwangen sie sich hoch in die Luft, und so sicher wie ein gut gezieltes Geschoß trafen sie ihr Opfer, pfeilschnell herabsausend. Vier Hasen und ein Reh wurden erbeutet, doch Sven Hedin wünschte keine Wiederholung der grausamen Pirsch. Es genügte ihm, einmal gesehen zu haben, wie der Falk den Hasen mit den Krallen griff und mit dem Schnabel, nachlässig den Kopf hin und her schlenkernd, ins Genick schlug.

Am 27. Oktober erreichte man die Stelle, wo sich der Aksufluß in den Jarkentfluß ergießt, der von hier ab den Namen Tarim führt und als größte Wasserader dieses Gebiets auch dem ganzen Lande, das er beherrscht, seinen Namen verleiht. Man findet es auf allen Karten als Tarimbecken verzeichnet, und es bildet den Hauptbestandteil von Ost-Turkestan bei einem Umfange, der hinter dem von ganz Deutschland kaum zurücksteht.

In sausender Fahrt glitt das Boot über die Strudel und Strömungen hinweg, die das sich vereinende Wasser der beiden großen Flüsse bildete. Ein paarmal drehte es sich wild und schnell wie ein Kreisel, dann aber hatten die sehnigen Arme der Steuerleute, die ihre Stangen tief in die Flut

senkten, den Sieg errungen, und ruhig, in mäßiger Geschwindigkeit glitt die Fähre auf dem gewaltigen Strome dahin.

Stürme kamen jetzt oft und schüttelten Massen gelber Blätter von den Bäumen des Waldes. Auch am Tage ward es nun kühl, die Sonne verlor mehr und mehr ihre wärmende Kraft. Die Landschaft änderte sich. Die Ufer nahmen an Höhe zu und drängten sich dichter zusammen, so daß der Fluß oft zwischen hohen, steilen Wänden hinschoß, mit furchtbar reißender Strömung und gefahrvollen Wirbeln.

Obwohl die Fähre jetzt mit einer Schnelligkeit hinweggerissen wurde, welche mitunter Angst und Schwindel erregte, so war dies doch erwünscht, denn Eile tat not. Des Morgens sah man schon in den schmalen Buchten am Uferrande dünnes Eis, und um die Mitte des Novembers traf man auf so fest gefrorene Stellen, daß die Hunde ohne Gefahr darüberlaufen konnten. Sie machten sich dies gern zunutze und begaben sich an Land, um neben der Fähre herzutraben. Mit den schönen, ruhigen Nächten war es vorüber, denn die Reise durfte nicht mehr unterbrochen werden. Die Steuerleute mußten vom Abend bis zum Morgen auf dem Posten sein und lösten sich über Nacht ab.

In der Gegend von Dung-Kotan erhielt Hedin den Besuch eines reichen Hirten und Jägers, der einen regen Vieh- und Fellhandel nach China hinein betrieb und ihm ein prachtvolles Tigerfell zum Geschenk machte.

„Wie ist es euch möglich, Tiger zu erlegen?" fragte ihn Hedin. „Meines Wissens habt ihr nur alte Vorderladergewehre, und mit denen könnt ihr euch nicht an dieses gefährlichste aller Raubtiere heranwagen."

„Nein, das können wir freilich nicht," erklärte der Jäger. „Wir machen es mit List. Der Tiger kommt und raubt uns eine Kuh, schleppt sie ins Schilf und frißt sich satt. Den Rest läßt er liegen, um ihn sich zu holen, wenn er wieder Hunger hat. Nun graben wir auf seiner Spur ein Loch und stellen das Fangeisen hinein, das wir mit Gras und Reisig gut zudecken. Der Tiger tritt hinein, und das scharfe Eisen schnappt zu. Er kann es nicht von sich schütteln und schleppt es mit sich. Aber wir wagen uns auch jetzt noch nicht heran, denn gerade in dieser Zeit ist er am furchtbarsten. Wir lassen ihn erst müde werden. Mit dem Eisen belastet, kann er nicht auf Raub ausgehen, und der Hunger macht ihn matt und mürbe. Und dann folgen wir der Spur und erschießen ihn, doch meistens nur vom Pferde aus, um rasch entrinnen zu können, falls der Tiger noch Kraft genug haben sollte, sich gegen uns zu erheben."

„Kommen die Tiger häufig vor?"

„Hier nicht allzusehr, doch ein Stück weiter stromab werden sie zu einer wahren Landplage."

„Habt ihr viel unter ihnen zu leiden?"

„Den Menschen greift er fast nie an, und wir bekommen ihn bei Tage nur selten zu sehen. Allein unter dem Vieh richtet er großen Schaden an, indem er des Nachts die Pfade aufsucht, die die Hirten mit ihren Herden gehen, und gleich einem unhörbaren Geist in die Hürden bricht."

Wieder kam man in das Gebiet der Wüste. Hohe Sandberge zogen sich am Ufer entlang; kein lebendes Wesen zeigte sich. Nicht einmal Geier kreisten in den Lüften. Der Fluß sang sein rauschendes Lied, doch auch das sollte nun bald auf seinen Lippen erfrieren.

An einem im Wasser faulenden Baumstumpfe, der nicht über die Oberfläche hinwegragte, kenterte die Proviantfähre, und die ganze Ladung versank zum Teil sofort in der Flut, teils schwamm sie in den Strudeln umher. Man rettete, was noch zu bergen war, und zog Kasim, den Steuermann, aus dem kalten Bade, das jetzt schon keine Annehmlichkeit mehr war.

Die Tage auf dem Flusse waren nun gezählt. Als man den Wüstenbezirk überschritten hatte und wieder in bewohnte Gegenden kam, sagten die Dörfler, binnen zehn Tagen würde der Fluß vollständig zugefroren sein. Also vorwärts Tag und Nacht! Man wollte sich nicht vom Eise wie in einer Sackgasse fangen lassen. Der Treffpunkt mußte erreicht werden.

Die Eingeborenen schienen indessen mit ihrer Prophezeiung recht zu haben; denn als Hedin am 19. November früh aus dem Zelte trat, war schon ein lustiges Eistreiben auf dem Strome. Kleine, runde Scheiben schwammen, im Sonnenlicht gleich silbernen Tellern funkelnd, lustig um die Fähre her, stießen gegen sie an, zerschellten, fanden sich wieder zusammen und veranstalteten so einen neckischen Wettlauf mit den Booten. Am Ufer bildete sich eine feste, dicke Schicht, die sich immer weiter über die Oberfläche auszudehnen drohte.

Und nun ging es ununterbrochen zwischen Eis hindurch. Noch waren die Schollen so klein, daß die Fähre sich nicht von ihnen hemmen ließ. Sie zerbrachen an ihr klirrend wie Porzellangeschirr. Aber nach wenigen Tagen wurde es bedenklicher. Große Stücke wirbelten nun heran, und das Fahrzeug zitterte bei den heftigen Stößen. Immer schmaler wurden die Kanäle des offenen Wassers, die sich zwischen dem Treibeis zeigten. Die Steuerleute hatten nun nicht nur zu lenken, sondern auch die gewaltigsten der Schollen zur Seite zu stoßen. Nur die Hunde amüsierten sich darüber und sprangen keck über die schwankende, unzusammenhängende Brücke zum Lande hin.

Die Kälte war jetzt grimmig, an den Ufern reckten die Bäume ihre entlaubten Äste traurig in die herbe Luft, Schnee trieb in dichten Flocken

hernieder, Hagel prasselte von Zeit zu Zeit über die Reisenden her. Der Fluß schien ein einziges weißes Band zu sein, und nur langsam und mit Mühe vermochte die Fähre sich noch durch das Eis hindurchzuzwängen.

Es war der 7. Dezember, als man endlich Jangi-köll erreichte. Ein kleines Stück unterhalb dieser Ansiedlung war, wie die Eingeborenen meldeten, der Fluß querüber fest zugefroren. Schon von weitem sah man das gewaltige Feuer, das die bereits angekommene Karawane angezündet hatte, die Reisenden zu bewillkommnen. Tschernoff, der Kosak, und zwei Mohammedaner, namens Nias Hadschi und Faisullah, standen am Ufer, Hedin zu empfangen. Der kühne Forscher hatte seinen Zweck erreicht. Mit der Befriedigung, die ein glücklich vollendetes Werk gewährt, verließ er die liebgewonnene Fähre und verpackte sorgsam die große Karte, die er an Bord ausgearbeitet, und die den größten Teil des Tarimlaufes getreu darstellte. Er konnte sich sagen, daß dank dieser Fahrt, die vom 17. September bis zum 7. Dezember gedauert hatte, wenige Ströme außerhalb Europas und Nordamerikas nunmehr so genau bekannt seien wie der gewaltige, einsame Tarim.

Groß war die Freude des Wiedersehens, und mit Wonne genossen Hedin und seine Begleiter ein paar Tage ruhigen, frohen Lagerlebens, während die ausgeruhten Karawanenleute die nötigen Arbeiten besorgten, Proviant, Holz und Wasser herbeitrugen und Futter für die Tiere sammelten.

Das Lager bildete mit seinen Zelten, seinen Bergen von Gepäck, mit der Menge der Kamele, der Hunde und Schafe eine kleine Ansiedlung für sich. Die Bewohner der Umgegend konnten sich nicht satt sehen an all den Dingen, die ihnen zum Teil ganz unbekannt waren, und deren Bedeutung sie mitunter gar nicht begriffen. Doch nahmen sie mit regem Eifer an dem Handel teil, der sich zwischen dem Lager und den Landleuten entwickelte, und verkauften Geflügel, Gemüse, Obst und Felle. Es war ein beständiges Kommen und Gehen; ein Stimmengewirr herrschte wie auf einem Marktplatze.

Als die Leute erfuhren, daß die Karawane von Jangi-köll aus durch die Tschertschenwüste bis zum Tschertschenflusse zu ziehen beabsichtige, machten sie sehr ernste Gesichter und warnten natürlich vor einem solchen Unternehmen, das ihnen als Wahnwitz erschien. Sie erklärten, in diese Wüste hätte sich noch kein Mensch hineingewagt, und niemand werde lebend sich herausfinden.

Sven Hedin war nicht der Mann, sich durch solches Gerede von einem Vorsatz abbringen zu lassen. Am 20. Dezember befahl er den Aufbruch

Diesmal verlief die Wüstenreise nicht so unglücklich wie jene durch die Takla-Makan. Aber sie hatten unter furchtbarer Kälte und grausamen Sand- und Schneestürmen schwer zu leiden. Von den Menschen kam keiner ums Leben, von den Kamelen nur eins.

Die Tschertschenwüste, die auf dieser Wanderung durchquert wurde, bildet einen Teil der Takla-Makan und des Tarimbeckens, und zwar den östlichen Zipfel, welcher im Norden und Osten vom Tarim, im Süden vom Tschertschenflusse begrenzt wird, im Westen unmittelbar in die Takla-Makan verläuft. Am 9. Januar erreichte die Karawane in verhältnismäßig guter Verfassung ihr Ziel, die kleine Stadt Tschertschen am gleichnamigen Flusse. Die zurückgelegte Strecke war ungefähr die gleiche, als wenn man das Königreich Sachsen in seiner größten Breite, also etwa von Plauen bis Zittau, zweimal durchquert.

Längs dem Tschertschenflusse kehrte die Karawane zum Lager in Jangi-köll zurück, wo der Hauptteil der Expedition geblieben war, und traf dort am 24. Februar ein. Hier hatten sich inzwischen auf Befehl des Kaisers von Rußland noch zwei Kosaken eingestellt, die Sven Hedin begleiten sollten: zwei vierundzwanzigjährige Burjaten aus Transbaikalien, namens Tscherdon und Schagdur, tüchtige, zuverlässige Menschen, die dem Reisenden treu dienten. Dagegen wurden die beiden andern Kosaken, Tschernoff und Sirkin, zur Mandschurei-Armee zurückbefohlen, welche damals wegen bestehender Schwierigkeiten zwischen Rußland und Japan in Kriegsbereitschaft gehalten wurde. Auf eine Eingabe an General Kuropatkin wurden die beiden Hedin aber später wieder zugeschickt.

❖❖❖

Drittes Kapitel.

Über himmelhohe Berge.

Die Karawane hatte ihren großen Marsch nach Tibet angetreten. Wir finden sie im März am südlichen Fuße des Kurrukgebirges wieder, das sich nördlich von Jangi-köll entlangzieht. Beständig spähte Schagdur, der Burjat, mit seinen in Wald und Wildnis geschärften Augen nach Wild aus, denn er war ein leidenschaftlicher Jäger und ein vortrefflicher Schütze. Sven Hedin hätte für sein Leben gern das Skelett eines wilden Kamels – dieses seltenen Tieres, das nur in diesem engen Bezirk um den Salzsee Lop-nor herum vorkommen soll — unter seinen Reisetrophäen mit heimgebracht, und sein Wunsch allein genügte, Schagdur zu größter Wachsamkeit anzuspornen.

Bald zeigte sich ein Wildkamel und näherte sich arglos, nichts Böses ahnend, seinen zahmen Stammesgenossen. Es war ein junges Weibchen, und Schagdur hätte es sicher erlegt, wenn er nicht gar zu hitzig gewesen wäre. Er schoß fehl, und das Trampeltier machte kehrt und flüchtete auf Nimmerwiedersehen. Sehr niedergeschlagen, kam der Burjat zurück und wurde von seinen Kameraden nicht eben freundlich aufgenommen. Sein Mißerfolg verdroß alle. Schon seit mehreren Tagen herrschte Mangel an Fleisch; man sehnte sich nach einem saftigen Braten.

Es währte nicht lange, so erblickte Schagdur mit bloßem Auge eine Herde, die Hedin nur mit dem Fernglas zu erkennen vermochte. Die Jäger machten sich sofort auf den Weg zu der kleinen Oase, auf der die Tiere weideten, und die wie eine Insel im Meere der Wüste schimmerte. Sie durchschritten ein weites Schilffeld, kreuzten das Rinnsal einer Quelle, die stark salzhaltiges Wasser lieferte, und kamen in ein kleines Wäldchen von Tamariskensträuchern. Die Herde bestand aus einem großen dunkeln Hengst und fünf helleren Tieren, dem Weibchen und einigen Jungen. Die letzteren lagen still da, den Kopf den Jägern zugewendet, welche gegen den Wind an sie heranschlichen. Das alte Tier weidete gemächlich, hob ab und zu den Kopf, wenn es das Maul voll hatte, und kaute ein Weilchen; dann riß es abermals Halme von dem Schilfe ab, die die Jäger zwischen seinen Zähnen knirschen hörten. Es ahnte nicht, wie nahe der Tod ihm sei.

Schagdur schlich näher heran und verringerte die Entfernung bis auf etwa hundertundfünfzig Meter. Lautlose Stille herrschte, man glaubte die Atemzüge der Tiere zu hören. Da krachte ein Schuß. Fünf von den Tieren trabten ohne große Unruhe direkt auf die beobachtenden Jäger zu; doch als sie sie erblickten, wandten sie sich, und nun stoben sie in wildem Laufe dem Kurrukgebirge zu.

Das alte Tier war in den Hals getroffen worden und sank zu Boden, als es seinen Gefährten folgen wollte. Es lag auf allen vier Knieen und kaute noch an dem Schilfe, das ihm so trefflich geschmeckt hatte. Still und ohne Furcht sah es den Menschen entgegen, die nun herankamen, ihm den Fang zu geben. Mit einem kraftvollen Schnitt seines Messers zertrennte ihm Schagdur die Kehle — das Blut quoll hervor — das mächtige Tier zuckte noch einmal — und dann war der Sohn der Wüste in die ewigen Jagdgründe eingegangen.

Auch Rebhühner und Antilopen wurden geschossen. Große Haufen von Yakmist, die gesammelt wurden, um als Brennmaterial zu dienen, verkündeten die Nähe dieses Wildes, jener langhaarigen Art von Grunzochsen, welche die Gebirge Mittelasiens bewohnt.

Eines Tages erblickte Schagdur Yakspuren, die er für ganz frisch

erklärte. Er war der festen Überzeugung, eine Herde müsse in der Nähe sein, weshalb er vom Pferde stieg und den Spuren ein Stück weit ins Gebirge folgte. Er erstieg ein Hochplateau, auf dessen Boden er nun eine Menge Fährten fand, die kreuz und quer durcheinanderliefen. Er hielt sehr scharf Ausguck, konnte jedoch vor sich weit und breit nicht Lebendes erblicken außer den drei Hunden, die ihm gefolgt waren und etwa einen Kilometer von ihm entfernt sein mochten.

Er ging noch bis zu einem Kamme, der ihm zur Rechten den Ausblick versperrte, und als er dort oben stand, sah er eine ganze Herde von Yaks. Er hatte mit Hedin verabredet, daß er einen Signalschuß abfeuern wolle, wenn eine ertragreiche Jagd zu machen wäre, und als er an die 30 Tiere gezählt hatte, schoß er denn auch.

Der Knall verhallte auf der weiten Hochebene, die nächsten Bergeswände waren zu weit, um ihn im Echo zurückzuwerfen. Aber die Tiere hatten ihn gehört und waren sofort auf den Beinen. Sie erblickten den Jäger und kamen geradeswegs auf ihn zu. Schagdur erkannte als geübter Weidmann sofort, daß seine Lage sich sehr unangenehm gestalten könne, und überlegte, was er tun solle. Er kam zu dem Entschluß, eins der Tiere zu schießen, weil er annahm, daß die andern dann die Flucht ergreifen würden, froh, in Ruhe gelassen zu werden. Kam Hedin mit Tscherdon rechtzeitig an, dann konnte eine regelrechte Treibjagd zwischen ihnen gehalten werden.

Allein ehe Schagdur einen der Ochsen erlegen konnte, machte die ganze Gesellschaft kehrt und galoppierte ein Stück weiter weg, durch die nächste Mulde nach einem etwas höher gelegenen Punkte, von welchem aus einige scharf emporstehende Felsklippen über das Plateau hinwegblickten.

Diese neue Stellung der Tiere war für sie selbst sehr ungünstig, für die Jäger aber, wenn sie sie ungesehen erreichten, überaus vorteilhaft. Da Schagdur keine Lust hatte, die Gelegenheit vorbeizulassen, ohne mindestens einen Braten mit heimzubringen, selbst wenn ihm niemand zu Hilfe kommen sollte, so machte er sich auf den Weg, um hinter die Felskanzeln zu gelangen und von dort aus sicherer Deckung ein paar wohlgezielte Schüsse abzugeben.

Er stieß leise einen Pfiff aus, um die Hunde heranzulocken, die noch immer keine Witterung von den Ochsen hatten; er sagte sich jedoch, daß sie bald die rechte Spur finden würden. Während er nun ein Stück unterhalb der Plateauhöhe entlangeilte, um die Felskanzeln zu erreichen, ohne sich von den Tieren sehen zu lassen, schätzte er die Entfernung zu gering und trat auf das Plateau an einer Stelle hinaus, die noch ein gutes Stück von der Deckung ablag. Hier hatte er die Tiere kaum hundert Meter vor sich, und sie gewahrten ihn sofort.

Nun war keine Zeit mehr zum Überlegen, ja nicht einmal mehr zur Umkehr. Die ganze Bande kam in tollem Galopp auf Schagdur los. Sie drängten sich dabei so dicht zusammen, daß ihre gewaltigen Hörner wie die Bajonette einer geschlossenen Kompagnie aussahen. Sie senkten die Köpfe so tief, daß ihre schnaubenden Nüstern kleine Staubwolken aufbliesen. Hinter ihnen her aber wirbelte der Sand so dicht auf, daß die Luft davon verdunkelt wurde. Ein Stampfen, Keuchen und Brummen erklang, wie wenn die Lokomotive eines Güterzugs sich in Bewegung setzt.

Schagdur sah sich um. Ein Rückzug war unmöglich. Die Ochsen hätten ihn im Handumdrehen eingeholt. Und wenn sie ihn von hinten überrannten, so wäre nicht viel von ihm übriggeblieben. Er handelte instinktiv, indem er die Büchse an die Wange riß und schoß. Ein Tier stürzte, aber die Lücke schloß sich sofort, und ohne auch nur einen Augenblick innezuhalten, brauste die tolle Kavalkade weiter, anscheinend mit noch größerer Wut und Kraft. Ihre langen Zottelhaare wehten im Winde, den Boden schleifend.

Noch einmal zu schießen, hätte keinen Zweck gehabt; auch dachte Schagdur selbst in diesem kritischen Moment daran, daß er nur noch zwei Schuß in der Büchse hatte. Selbst wenn er mit den zwei Schüssen noch zwei von den Rindern niedergestreckt hätte, so würden die andern den Angriff doch nicht aufgegeben haben.

Er erhob ein furchtbares Geschrei, nicht aus Furcht oder Todesangst, sondern einfach, um die Tiere zu schrecken, und entschlossen, dem Tode, wenn dies sein Tod sein sollte, mutig entgegenzugehen, lief er mit ausgebreiteten Armen geradeswegs auf die Herde los. Das Manöver glückte; die Reihen öffneten sich, die Bestien ließen ihn hindurch.

Schagdur rannte weiter, um die Deckung zu erreichen; dort hätte er eine der Felskanzeln erklettern und sich so in Sicherheit bringen können. Aber er kam nicht weit; die Yaks machten kehrt und kamen hinter ihm her. Es half nichts — das Manöver mußte noch einmal versucht werden. Vielleicht glückte es wieder.

Er kam in der Tat mit heiler Haut hindurch und lief nun mit Windeseile dem Abhange zu. Aber die Ochsen machten aufs neue kehrt und verfolgten ihn, jetzt nicht in einer geschlossenen Schar, sonder in einzelnen Gruppen. Schagdur war außer Atem, die Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Wenn er fiel, so war er verloren; das wußte er. Die wütenden Stiere hätten ihn zu Staub zerstampft.

In diesem Augenblick erhielt er Rettung. Gebell erklang, wie ein Sturmwind brausten die Hunde über das Plateau her und warfen sich der Herde entgegen. Einer wurde über den Haufen gerannt, ein anderer

flog im Bogen durch die Luft, schien aber nicht verwundet, denn er setzte den Kampf fort, sobald er den Boden wieder unter sich hatte. Dennoch brachte das Eingreifen der Hunde Verwirrung in die Ochsenschar, die nun in noch kleinere Haufen zersprengt wurde.

Schüsse fielen — Hedin und Tscherdon eilten herbei. Zwei Yaks wälzten sich am Boden; die andern ergriffen die Flucht, doch wurden noch drei zur Strecke gebracht, ehe sie aus dem Bereich der Büchsen hinausgekommen waren.

Schagdur war ein Mensch, der kein größeres Vergnügen kannte, als sich von einer Gefahr in die andere zu begeben. Insofern paßte er vorzüglich zu Hedin, seinem Herrn. Das zeigte er wenige Tage später, als sich Gelegenheit bot zu einer Jagd auf einen tibetischen Bären. Man hatte eben die Zelte am Rande einer vereisten Felswand aufgeschlagen, und sie befanden sich gerade gegenüber von einem kleinen braunen Felsblock, der ganz vereinzelt stand, als wenn er von der Wand herabgefallen wäre. Niemand achtete darauf; nur Schagdurs scharfes Auge spähte, als alle andern den einsamen Block schon vergessen hatten, noch einmal nach ihm hin.

„Hollah, Herr!" rief er Hedin zu. „Was ist das? Der Fels da wird lebendig."

„Wahrhaftig!" rief Hedin. „Vielleicht ein Yak, der geschlafen hat!"

„Nein, es ist ein Bär!" antwortete Schagdur.

Diese Worte elektrisierten das ganze Lager. Alles war sofort auf den Beinen. Die Hunde rissen an ihren Leinen und wurden losgelassen. Die Karawane führte vier Hunde bei sich. Der größte hieß Jollbars und war ein kolossales schwarzes Tier, mit Wolfsblut in den Adern, ein echtes Kind der Dschungel. Er blieb tagsüber an der Kette und wurde nur nachts losgelassen, um das Lager zu bewachen, wo er dann ein Schrecken war für alles, was Dieb hieß. Einmal war ihm bei einer Wildschweinjagd der Leib aufgerissen worden; er wurde genäht und und kam mit dem Leben davon. Ein andermal nahm er mitten in der Wüste Reißaus und blieb ein halbes Jahr verschwunden. Man hielt ihn längst für verloren, als er sich eines Tages wieder einstellte, zum Skelett abgemagert.

Jetzt ging Jollbars allen andern voran auf den Bären los.

Hedin, Schagdur und Tscherdon griffen zu den Flinten. Der Schwede beobachtete den Petz durchs Fernrohr, während die Burjaten mit gespanntem Hahn knieten. Die Bestie schien blind und taub zu sein, denn sie kam geradeswegs auf die Schützen los. Mit der Nase schnüffelte sie auf dem Boden herum. Sie ging langsam und hob nur hin und wieder den Kopf, um talaufwärts zu schauen.

Plötzlich stutzte der Bär, sah die Hunde, die sich ihm bellend näherten,

zauderte einen Augenblick und setzte sich dann in Trab, indem er nach einer Geröllhalde abschwenkte, die sich zur Linken ausdehnte und zu den Felswänden des Kurrukgebirges hinüberführte.

Die Hunde versuchten ihm den Weg abzuschneiden, aber so langsam der zottige Einsiedler der Wildnis zuerst einhergeschlendert war, so rasch lief er jetzt. Er kam der Meute zuvor, erreichte die Schutthaufen und verschwand hinter einem einzelnstehenden, beinahe senkrecht abstürzenden Gipfel, der nur von der Nordseite her zugänglich war.

Hier oben thronte er nun in einer Position, die er wohl für uneinnehmbar halten mochte. Die Hunde folgten ihm, hielten sich aber in respektvoller Entfernung.

Schagdur besann sich keinen Augenblick. Dieses Wild durfte seiner Büchse nicht entrinnen, und auch Hedin wünschte lebhaft, ein Bärenskelett mit heimzubringen.

Der Himalajabär, auch tibetanischer oder Kragenbär genannt, weil er über der Brust einen weißen Fleck von der Gestalt eines Y trägt, ist ein gewandter Kletterer, von Gestalt kleiner als der braune Bär, doch nicht minder stark und furchtbar, wenn er um sein Leben kämpfen muß.

Der Burjat schoß, aber er überschätzte die Entfernung, und die Kugel pfiff über den Kopf des Bären hinweg. Nun kletterte Schagdur ohne Zaudern zu dem Gipfel empor und betrat, nur wenige Meter von dem Ungetüm entfernt, die ziemlich schmale Spitze. Er drückte ab, und es brach zusammen. Im nächsten Augenblick fielen die Hunde über den gestürzten König der Berge her und zausten seinen Pelz, daß die Büschel herumflogen.

Im Nu hatten sie ihn bis zum Rande des Felsens gezerrt, und das Tier plumpste hinunter. Zwei Hunde blieben verblüfft stehen, die beiden andern aber hatten sich so fest in das Fell verbissen, daß sie nicht mehr loslassen konnten und nun die Reise durch die Luft mitmachen mußten.

Im nächsten Augenblick schlug der Bär mit einem dumpfen Krach auf den Boden, und die Hunde flogen wie Gummibälle von ihm empor, kamen mit gespreizten Beinen herab, schüttelten sich und warfen sich gleich darauf laut bellend von neuem über den Petz.

Er war schon tot, denn Schagdurs Kugel hatte gut getroffen. Die Hunde bekamen ihren Lohn. Sie durften sich an Bärenfleisch tüchtig satt fressen.

Die Reise ging nun gen Süden — am Lop-nor vorüber durch das Astin-Gebirge, die Grenzmauer zwischen der zentralasiatischen Wüste und Tibet. Die Luft war frisch und klar, die Schwärme von Bremsen, die auf der kurzen Wüstenstrecke bis zum Fuße des Gebirges Tiere und Menschen furchtbar gepeinigt hatten, blieben zurück, die Kälte und die dünne Luft

machten sich geltend. In der Höhe von 2961 Metern überm Meere erreichte man ein kleines Dorf. Hier nahm Hedin einen landeskundigen, aus Afghanistan gebürtigen Führer an, der Aldat hieß, einen interessanten jungen Burschen, der während des Winters Grunzochsen zu jagen und im Sommer die Felle zu Markte zu bringen pflegte. Seine Nahrung war das Fleisch der erlegten Tiere, sein Trunk das Wasser, das von den Bergen des ewigen Schnees herniederströmte. Er war ein wortkarger Mensch, hart, einsam und verschlossen, wie das Land, darin er lebte. Seine Augen blickten gern gedankenvoll und melancholisch in die Ferne; ein Ausdruck des Stolzes, der Weltverachtung lag in der Form seiner schön geschwungenen Lippen, er hatte den Gang und die Haltung eines Königs.

Höher hinauf führte der Weg. Der Aneroïd zeigte 3984 Meter über dem Meere, als man am 22. Juli in dichtem Schneegestöber das Lager aufschlug. Außer Grunzochsen schoß man hier Wildesel oder Kulane und Rebhühner. Sonst war die bergige Wildnis noch von Murmeltieren bewohnt, die, vor ihren Erdhöhlen sitzend, die Luft mit schrillem Pfeifen erfüllten. Über Nacht statteten auch ein paar Wölfe der Karawane einen Besuch ab und raubten ein paar Schafe. Schagdur folgte am Morgen der Spur der vierfüßigen Strauchdiebe, konnte sie aber nicht mehr finden.

In den nächsten Tagen erreichte man die Höhe von 4269 Metern. Die Gegend war unsagbar öde, auf dem kahlen, verwitterten Gestein sproßte kein Pflanzenwuchs mehr, und es schien ein Rätsel, wovon die Tiere, auf die man immer wieder stieß, das Leben fristeten. Eines Morgens kamen drei Wildesel in Sicht; das alte Tier, die Mutter, entfloh, die beiden Jungen blieben zurück und trabten zutraulich neben der Karawane her. Sven Hedin verbot, sie zu töten. Die niedlichen Geschöpfe gefielen ihm, und er wünschte sie zu behalten; doch Aldat erklärte, sie würden ohne Muttermilch keine fünf Tage am Leben bleiben.

„So laßt sie wieder laufen," sagte Hedin. „Sie mögen ihre Mutter suchen."

Der Afghane schüttelte ernst den Kopf.

„Dann sind sie heute abend von Wölfen gefressen," sprach er. „Und selbst wenn sie sich zur Mutter zurückfänden, so würde diese sich nicht mehr mit ihnen abgeben; sie verabscheut das Junge, sobald Menschenhände es berührt haben."

So blieb wirklich nichts weiter übrig, als die armen Geschöpfe zu schlachten.

Später verfolgte Schagdur einen jungen Wolf, fing ihn und führte ihn an einem Strick ins Lager. Die kleine Bestie heulte fürchterlich und zeigte allen ihre schon ganz respektablen Zähne. Aber der mohammedanische Führer

der Schafherde, die mit der Karawane zog, versetzte ihm ein paar Peitschenhiebe, denn er hatte den nächtlichen Diebstahl noch nicht vergessen und war entschlossen, seinen Groll an diesem jugendlichen Repräsentanten des Raubgesindels zu kühlen. Der Wolf tat zuletzt, als sei er willens, sich in sein Schicksal zu fügen. Doch am andern Morgen war er fort; er hatte den Strick, an den man ihn gelegt, durchgebissen und war mit dem Ende entflohen.

„Er wird in der Halsschlinge ersticken, wenn er heranwächst," meinte der Schafhirt.

„Da kennt ihr die Wölfe schlecht," entgegnete der Afghane. „Seine Mutter wird sie rechtzeitig zernagen."

Eines Tages scheuchten die Hunde einen jungen Hasen auf. Das arme Tier wäre gewiß unter ihren Zähnen verendet, wenn es nicht im letzten Moment das Glück gehabt hätte, ein Erdloch zu finden, in das es hineinschlüpfte. Hierhin konnten die Hunde ihm nicht folgen. Schagdur stieg ab und zog das Häslein hervor. Hedin nahm es aufs Pferd, streichelte es und suchte es zu beruhigen. Er hielt an und wartete, bis die Karawane vorbeigezogen war. Dann ließ er das Tier los, das mit munteren Sprüngen hinwegstob. Doch es kam nicht weit, da schoß aus der Luft ein Falke herab, den man nicht bemerkt hatte. Hedin sprengte alsbald hin, es nochmals zu befreien. Der Raubvogel ließ auch seine Beute in Stich, aber er hatte ihr doch schon die Augen ausgepickt und die Brust zerrissen.

Während der folgenden zwei Wochen überschritt die Karawane den höchsten Gebirgspaß Asiens, nämlich den 5180 Meter hohen Kamm des Arka-Gebirges. Zwei volle Monate sollte die Expedition nun in Höhen zubringen, die Europas höchste Berge weit überragten. Die Weideplätze in diesem Irrsal von Bergen und Tälern waren so spärlich mit dünnem Gras bewachsen, daß die Pferde und Kamele nicht mehr satt davon wurden. Das ununterbrochene Auf- und Absteigen strengte sie sehr an. Tscherdons, des Burjaten, Pferd brach tot zusammen.

Hedin war der erste Europäer, der diese Gebirgswildnis durchwanderte, deren öde Pfade sonst nur von Grunzochsen, von Antilopen oder wilden Eseln betreten werden. Grund und Boden ist hier in keines Menschen Besitz; die Flüsse, die einzelnen Gipfel, die Seen, die, durchweg Salzwasser enthaltend, zwischen ihnen eingebettet sind, haben keine Namen. Abweisend starren die Berge gen Himmel; silbern hängen ihre mächtigen Firnmäntel zu Tale, aus denen das Schmelzwasser sich plätschernd einen Weg durch Geröll und Steintrümmer sucht. Nirgend sieht man die Reste eines Feuers oder Lagers, nirgend stößt man auf die Spur eines menschlichen Fußes. Man ist auf einem unbewohnten und unbewohnbaren Teil des Erdballs.

Kurz nach Tscherdons Pferd streikte ein Kamel. Es blieb stehen und dachte nicht einmal mehr daran, sich nach Weide umzuschauen. Still, mit würdevollem Blick sah es der weiterziehenden Karawane nach und legte sich dann im Bergschutt nieder. Die antreibenden Schläge des Mannes, der bei ihm zurückblieb, nahm es ohne einen Laut der Klage hin. Vom Lager aus begab sich der Mann dann noch einmal zu dem Tiere, da war es schon kalt und hart, und der weiße Puder des Rauhreifs lag auf seinem langen Haar. Von den Tränen, die es geweint, hingen ihm große Eiszapfen an den Augen.

Ein heftiger Sturm trieb gewaltige Schneewehen auf den Weg, und die weiße Decke, in der strengen Kälte rasch erstarrend, knirschte laut unter den Tritten der Karawane. Die Sonne stand im Mittag, und doch war es dunkel, so dicht verhüllte Nebel rings Berge und Täler, und wäre nicht alles umher weiß gewesen, so hätte man sich in pechschwarzer Nacht befunden. In dem wirbelnden Schnee schloß die Karawane sich eng zusammen. Von Zeit zu Zeit blieb wieder einmal ein Kamel stehen, und als man an der ersten einigermaßen geschützten Stelle, die gefunden wurde, ein Lager aufschlug, da stellte es sich heraus, daß fünf Trampeltiere an diesem beschwerlichen Tage den Bergen zum Opfer gefallen waren. Pferde, Maulesel und Schafe ertrugen die Strapazen besser. Nur ein Gaul starb ganz plötzlich mitten zwischen den Lagerzelten, ohne vorher irgendein Anzeichen von Erschöpfung oder Krankheit zu zeigen.

Leider kamen auch Menschen an die Reihe. Der prächtige Aldat war der erste, der krank wurde. Sein Zustand verschlimmerte sich so jählings, daß er schon am zweiten Tage nach den ersten Symptomen des Bergfiebers zu phantasieren begann und wild ins Leere starrte. Er sprach von seiner toten Mutter und von seinem alten Vater. Er träumte, er sei auf der Jagd, und hantierte mit den Fingern, als wenn er seine Gabelflinte zurechtlegte. Da er wenige Tage später schon nicht mehr zu Pferde sitzen konnte — man hatte ihn im Sattel festgebunden — so wurde er in einer Art Bett auf ein Kamel gelegt.

Seine Füße waren eiskalt, wurden schwarz und verloren alles Gefühl. Er hatte heftige Herzschmerzen. Die Mohammedaner legten ihn zwischen die Kamele, weil sie der Körperwärme, die von den Tieren ausstrahlt, Heilkraft zuschreiben. Es half nichts, und sie wandten ein anderes bei ihnen übliches Mittel an, indem sie ihn in ein frisch abgezogenes Antilopenfell wickelten.

Kein Laut der Klage entschlüpfte ihm. Er trug sein Elend mit stoischer Ruhe und sah gefaßt dem Tode entgegen. Seines Zustandes wegen ordnete Hedin einen Extraruhetag an; doch als am folgenden Morgen sich nichts gebessert hatte, beschloß man weiterzuziehen. Man wickelte den Kranken in

warme Decken und legte ihm einen Pelz auf den Kopf. So wollte man ihn auf sein Bett im Kamelsattel heben, als Mollah Schah, ein alter Mohammedaner, der sehr fromm war und auch nach Art seines Volkes ein wenig von Medizin verstand, zu Hedin aufsah und leise die Worte sprach:

„Herr, er atmet nicht mehr."

Aldats Augen standen offen, aber sie schauten in weite Ferne und schienen von ihrer Umgebung nichts mehr zu erkennen. Er war tot.

Die Mohammedaner wollten ihn sogleich beerdigen, doch Hedin befahl, den Marsch anzutreten, um wenigstens so lange zu warten, bis der Körper erkaltet sei. So lud man den Toten auf das Kamel, und still und traurig brach die Karawane auf, die nun in einen Leichenzug verwandelt worden war. Niemand sprach ein Wort; tiefer Kummer erfüllte aller Herzen. „Wann", so fragte sich ein jeder, „wird die Reihe an mich kommen, wenn wir nicht bald dieses mörderische Gebirge hinter uns haben?"

Am Westufers eines Salzsees, der oben im öden Hochtale lag, wurde ein Lager aufgeschlagen, und zwei von den Mohammedanern gruben ein Grab für Aldat. Man war zu müde, und es fehlte auch an Wasser, um die Leiche zu waschen, wie es der islamitische Brauch erforderte. So legte man sie, wie sie war, in Kleidern, Mütze und Stiefeln, in das harte Erdreich; die Glaubensgenossen des Afghanen murmelten Gebete, während sie das Loch zuschütteten. Dann wurde am Kopfende eine Zeltlatte eingerammt, an die man eine der Jagdtrophäen des Verstorbenen festband, einen Yakschwanz, der nun melancholisch im pfeifenden Bergwinde sein langes schwarzes Haar spielen ließ.

Togdasin, ebenfalls ein Jäger aus Turkestan, war der zweite Kranke. Er war mit Schagdur auf die Pirsch gegangen, und als sie zurückkehrten, führte der Burjat das Pferd, der andere saß zusammengesunken im Sattel. Auch er fing binnen kurzem zu phantasieren an. Doch da in den nächsten Tagen der Abstieg begonnen wurde und man rasch in geringere Höhen kam, so besserte sich sein Befinden ein wenig, und er erreichte lebend die Tiefebene. Allein er sollte zeitlebens ein Krüppel bleiben, denn seine Füße, die, wie bei Aldat, schwarz geworden waren, fielen ihm Stück für Stück ab.

Auf dem Wege über den Südabhang fing man ein altes Murmeltier, das sich zu weit von seiner Höhle entfernt hatte. Es wurde gefesselt und auf ein Kamel gesetzt. Zwei Monate blieb es bei der Karawane und bereitete den müden Wanderern oft ein wenig Kurzweil. Sobald sich ihm jemand näherte, richtete es sich auf die Hinterbeine und zeigte seine messerscharfen Schneidezähne, mit denen es von Holzstöcken ganze Späne abbiß. Wenn man es im Lager angebunden hatte, begann es sofort ein Loch zu graben;

am andern Morgen mußte es diesen Schlupfwinkel verlassen, und am Abend wühlte es sich einen neuen.

Schon wähnte man im Tale zu sein und die Bergwildnis überwunden zu haben, als sich eine neue Kette vor den Reisenden erhob. So ging es abermals bis zu 5210 Metern empor, und die Tiere schleppten sich infolge des andauernd spärlichen Futters von Tag zu Tag langsamer, mühseliger weiter. Man kam denn auch nicht über dieses Gebirgsmassiv hinüber, ohne daß noch ein Kamel verendete.

✣✣✣

Viertes Kapitel.

Abenteuer in Nordtibet.

Am Südfuße des Arka-Gebirges wurden mehrere Einzelexpeditionen nach den merkwürdigen Seen unternommen, die auf der Hochebene verstreut liegen. Der Hauptteil der Karawane bezog ein Lager, wo man den Tieren und Menschen Ruhe gönnte, während Hedin, begleitet von Schagdur und zwei andern seiner Leute, nach kurzer Rast aufbrach. Mehrere Tage hindurch wanderte diese kleine Schar an einer Kette von Salzseen entlang. Über mehrere fuhr Hedin mit Schagdur in einem kleinen Faltboote, das von einem der Kamele getragen wurde.

Auf einer dieser Fahrten wurden sie von einem bösen Sturme überrascht. Das Wetter war wunderbar, als sie abfuhren. Kein Lüftchen rührte sich; ein paar am Himmel segelnde Wolken spiegelten sich in der klaren Flut. Die Sonne schien sehr warm und tat den Männern wohl, die so lange den kalten, scharfen Schneesturm, die frostige Luft der Berge hatten erdulden müssen. Dabei war das Land hier noch so hoch, daß nichts von den giftigen Bremsen zu spüren war, die weiter unten in den Ebenen umherschwirren. Hier summte keine Fliege, hier sprang kein Fisch — das Wasser war so völlig ohne Leben wie eine chemische Lösung.

Man ließ sich gemächlich treiben, die Ruder ruhten im Kahne. Ein paar Tropfen fielen von ihnen ab auf den Boden des Fahrzeugs und gerannen sofort wie erkaltendes Stearin. Als das Wasser ganz verdunstet war, blieb ein kleines Häuflein, weiß wie Kreide, zurück. Auch die Ruder wurden, als sie trockneten, ganz weiß, und derselbe Belag bedeckte die Hände, die Anzüge der Bootsinsassen. Das Innere des Kahnes war weiß gesprenkelt, als sei er vor kurzem mit Mehlsäcken beladen gewesen.

Plötzlich ertönte ein fernes Brausen, so daß man glauben konnte, man nähere sich der Mündung eines Flusses. Der See nahm eine stahlgraue

Färbung an, und in der Ferne zeigten sich die ersten weißen Wogenkämme. Mit unheimlicher Geschwindigkeit zog der Sturm herauf. Sie hißten das Segel, aber im nächsten Augenblick setzte der Wind mit solcher Stärke ein, daß sie die Schnur rasch zerschneiden mußten, um nicht zu kentern. Blaugraue Wolken, von denen lange Regenfransen herabhingen, jagten über den Himmel hin, und es ward finster. Hoch gingen die Wellen, prasselnd sauste die Hagelbö über die Männer im Boote. Von den Ufern und den Bergen war nun nichts mehr zu sehen.

Schagdur und Hedin griffen beide zum Ruder und arbeiteten aus Leibeskräften, um eine geschützte Bucht zu erreichen. Die letzte Lotung hatte 48 Meter Tiefe ergeben, und es wäre keine Kleinigkeit gewesen, in Salzwasser von solcher Mächtigkeit bei einem derartigen Unwetter umherzuschwimmen und weiter keinen Halt zu haben als ein kleines Faltboot aus Latten und imprägniertem Segeltuch.

Hier ging es um das Leben, und scharf paßten sie auf jede Welle auf, um sie mit der Spitze abzufangen. Eine einzige hätte genügt, das Fahrzeug zu füllen oder umzuwerfen. In sausender Fahrt ging es durch den wild erregten See und den dicken Nebel, der allen Ausblick verhinderte. Sie mußten fürchten, gegen eine Felswand geschleudert zu werden, und dankten Gott, als sie keinen der steileren Teile des Ufers erreichten, sondern mit Knirschen in den Sand einer seichten Bucht hineingetrieben wurden. Rasch sprangen sie in die Brandung, packten das Boot und zogen es vollends auf Land. Sie waren von dem Salzwasser so durchnäßt, daß sie, an der Sonne trocknend, wie Schneemänner aussahen.

Da Sven Hedin nur noch eine kleine Kette von eng beieinanderliegenden Seen zu besuchen gedachte, so hatte er zwei seiner Begleiter mit drei Kamelen zurückgeschickt. Dem letzten der Leute nannte er einen Treffpunkt, an welchem er ihn nach der Seefahrt mit zwei Kamelen vorzufinden wünschte. Sobald das Unwetter ausgetobt hatte, machte er sich mit Schagdur auf den Weg nach dieser Stelle, doch von Chodai Kullu, dem Treiber, war nichts zu sehen.

Er hatte im Nebel und Sturm den Weg verfehlt.

Der Abend brach herein. Die beiden Männer mußten sich entschließen, an Ort und Stelle zu übernachten. Es war sehr kühl, und da der Boden von Regen und Hagel aufgeweicht war, so gehörte es nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens, hier den Morgen zu erwarten. Sie nahmen das Boot auseinander, breiteten das Segel auf der Erde aus und legten das Korkkissen darauf. Dann streckte Hedin sich der Länge nach nieder, und Schagdur stülpte die eine Hälfte des Bootes über ihn. Als der Burjat nun gar mit dem Ruder ein wenig Sand um ihn her aufhäufte, um alle

Ritzen zu verstopfen, konnte Hedin sich wirklich einbilden, er liege in einem Sarge.

Schagdur kroch unter die zweite Hälfte des Bootes. Seine Stimme klang, als käme sie aus dem Grabe.

„Wenn wir wenigstens heißen Tee und ein Brot hätten!" sagte er.

„Ich wäre schon mit einem Becher Wasser zufrieden," antwortete sein Herr.

„Wer weiß, ob Chodai Kullu uns findet," seufzte Schagdur.

„Die Nacht über werden wir nicht darauf rechnen dürfen."

„O weh, jetzt fängt es wieder an zu regnen."

„Zu gießen, meinst du. Es prasselt auf das Segeltuch herab, als wenn Trommeln wirbelten. Doch nun sei ruhig. Laß uns schlafen, das ist noch das Vernünftigste, was wir tun können."

Tiefe Stille war um die beiden Männer her. Regen und Wind allein waren ihre Gesellschafter. Sie waren hungrig wie Wölfe, aber sie schliefen fest, bis am Morgen die Kälte sie aufweckte. Hedin rief mit lauter Stimme, und Schagdur raffte sich auf, wunderte sich zuerst über seine seltsame Lage und ließ dann seinen Herrn aus dem Tuchsarge heraus. Sie waren beide steif gefroren, sammelten Holz und Schilf und zündetene in Feuer an, um sich zu wärmen. Viel fanden sie nicht; bald war alles Schilf abgebrannt, und kein Span Holz war mehr aufzutreiben. Alles umher war Sand, Stein und Salz. Sie stiegen zu einer Geländewelle empor, von der aus sie einen Teil der Umgegend überblicken konnten, doch noch immer war weit und breit nichts von Chodai Kullu und den Kamelen zu sehen.

„Er wird sich auf den Rückweg zum Hauptquartier gemacht haben," sagte Hedin.

„Dann sitzen wir ja schön in der Patsche," meinte der Burjat. „Er weiß doch aber, daß wir weder Reis noch Wasser haben. Nein, ich will gehen und ihn suchen."

„Gut, ich warte hier und werde von Zeit zu Zeit einen Schuß abgeben damit du dich nicht verirrst," sagte Hedin.

„Ohne Sorge," antwortete Schagdur lächelnd, „ich finde mich zurück."

Und er verlor sich im Morgennebel.

Der Mittag kam heran, und Schagdur kehrte nicht wieder. Um ihn war Hedin weniger in Sorge. Er kannte den ausgezeichneten Ortssinn, die scharfe Orientierung dieses Sohnes der Steppe. Auch wußte er, daß Schagdur sich daran gewöhnt hatte, stets nach dem Kompaß zu gehen und seine Schritte zu zählen. Als es jedoch Abend wurde und er immer noch nicht zurückkehrte, da begann Hedin sich um ihn zu sorgen. Der Hunger peinigte ihn entsetzlich, und die von den Ausdünstungen des Salzsees erfüllte

Luft erzeugte einen nicht minder qualvollen Durst. Schon machte er sich auf eine zweite Nacht ohne Speise und Trank gefaßt, da vernahm er ein leises, schleifendes Geräusch. Er richtete sich auf und stand regungslos wie eine Bildsäule lauschend da.

Kein Zweifel, das waren die Tritte von Kamelen.

Nun erhub Hedin seine Stimme und rief laut in die Nacht hinein.

Wenige Minuten später war Chodai Kullu bei ihm und warf sich ihm laut weinend zu Füßen. Aber Hedin war viel zu froh, ihn bei sich zu haben, als daß er ihm hätte zürnen können. Während er sich satt aß und trank, berichtete der Treiber, wie es ihm ergangen war.

„Als ich merkte, daß ich mich verirrt hatte, verlor ich ganz den Kopf. Ich lief aufs Geratewohl drauf los und zerrte meine Kamele blindlings mit mir. Es ist ein Wunder, daß sie nicht Hals und Beine gebrochen haben. Aber immer wieder versperrten größere und kleinere Seen meinen Weg; die größeren umging ich, durch die kleineren bin ich einfach hindurchgeschwommen. Schließlich packte mich die Verzweiflung. Ich schrie mich heiser, aber die Wüste gab mir keine Antwort. Ich konnte mich kaum entschließen, Rast zu machen und selbst etwas zu essen oder zu trinken, so bitter schmerzte mich der Gedanke, daß Sie, Herr, durch meine Schuld hungern und dursten müßten. Am zweiten Tage war ich in Gefahr, den Verstand zu verlieren. Ich fand meine eigenen Spuren wieder, und obwohl ich dies im ersten Augenblick für ein neues Unglück hielt, weil ich mir sagte, daß ich im Kreise herumgeirrt sei, so begreife ich jetzt doch, daß es für mich zum Heile war, denn ich habe mich auf diese Weise doch wenigstens nicht allzu weit von dem Orte unserer Verabredung entfernt. Wäre ich immer gerade fortgelaufen, so hätte ich wohl kaum den Schuß gehört, der mir schließlich die rechte Richtung bezeichnete."

„Du hast schießen hören?" antwortete Hedin. „Ich habe nicht geschossen. Auch habe ich selbst keinen Schuß gehört."

„So hat Schagdur geschossen."

„Dann muß auch er in der Nähe sein. Gut, ich gönne dir eine halbe Stunde Rast, dann wirst du gehen und ihn suchen."

Doch ehe diese halbe Stunde verstrichen war, tauchte elastischen Schrittes der Burjat im Nebel auf. Er war nicht mehr hungrig und brachte seinem Herrn, den er noch immer ohne Nahrung wähnte, eine halbe wilde Ente mit.

„Ich hatte das Suchen aufgegeben, und willens, zu Ihnen zurückzukehren, setzte ich mich auf einen Stein, um ein paar Minuten zu ruhen," erzählte er. „Da flog ein Schwarm über meinem Haupte dahin. Ich wollte eben schießen, da kam eine Ente von selbst heruntergepurzelt. Sie muß

flügellahm geworden sein. Es war ein Glück, denn vor Hunger und Ermattung zitterten meine Hände so sehr, daß ich keinen sichern Schuß hätte tun können. Als ich mich an der Hälfte des Vogels gesättigt hatte, kam wieder ein Schwarm, und ich schoß, doch der Teufel hatte seine Hand im Spiele. Ich fehlte. Schade um die Kugel!"

„Nein," entgegnete Hedin, „dieser Schuß hat Chodai Kullu die Richtung angegeben, wo wir zu finden seien."

Das erste, was Schagdur tat, nachdem er eine Kanne voll Wasser ausgetrunken und Bericht erstattet hatte, war, Chodai Kullu eine nach seiner Meinung sehr notwendige Tracht Prügel mit der Reitpeitsche zu verabfolgen.

„Sie sind viel zu gut gegen diese Schlingel!" rief er seinem Herrn zu, den Ziemer schwingend.

Chodai Kullu schien selber der gleichen Meinung zu sein, denn er unterzog sich ohne Sträuben der Prozedur.

Die Nacht war wunderbar still. Am dunklen Himmel leuchteten die Sterne scharf und klar, der Mond ergoß seinen Silberglanz über die spiegelglatten Seen, deren mehrere gleich verstreuten Metallplatten schimmerten. In dieser Atmosphäre des Friedens erinnerte nichts mehr an den Sturm, der die Reisenden eben noch mit dem Tode bedroht hatte.

Sven Hedin hatte den Entschluß gefaßt, Schagdur zu fragen, ob dieser bei dem kühnen Versuch, in die heilige Hauptstadt von Tibet vorzudringen, welche noch kein Europäer ungestraft betreten hatte, sein Begleiter sein wolle. Mehr als einmal schon hatte Schagdur sich als einen überaus tüchtigen, tapferen und zuverlässigen Diener erwiesen, und Sven Hedin hielt ihn für die geeignetste Person, die in Frage käme. In einer solchen sternenklaren Nacht rief er den Burjaten zu sich. Die Gelegenheit, mit ihm zu sprechen, war hier sehr günstig; sie waren allein; Chodai Kullu schnarchte bei den Kamelen. Und sonst war niemand da, der ihr Gespräch hätte mit anhören können.

„Schagdur, willst du mich auf einer gefahrvollen Reise, die wir allein machen müssen, begleiten?" fragte der Schwede.

„Ich folge Ihnen bis ans Ende der Welt, Herr, ohne erst zu fragen, wohin es gehen soll," antwortete der Burjat.

„Sage das nicht so leicht hin," fuhr Hedin fort. „Denn wisse, es soll nach Lhassa gehen, nach dem heiligen Lhassa, ins Herz von Tibet. Weißt du, was das bedeutet?"

Der Burjat nickte. „Das ist schwer, Herr," erwiderte er. „Für mich nicht, denn ich bin Lamaist und als solcher berechtigt zum Besuch der heiligen Stadt. Doch Sie, Herr, setzen dabei Ihr Leben aufs Spiel, wenn-

gleich ich nicht glaube, daß die Tibetaner es wagen werden, einen vornehmen Ausländer zu töten, der unter dem unmittelbaren Schutz des Kaisers von Rußland reist."

„Ich will nicht als Ausländer reisen, das ist es eben," sagte Hedin. „Ich will vielmehr die Verkleidung eines mongolischen Priesters anlegen. Die Gefahr ist also immer vorhanden; denn wer wird sie zur Verantwortung ziehen, wenn sie einen Mongolen töten? Erfährt man aber im Auslande, daß sie mich getötet haben, so brauchen sie zu ihrer Verteidigung nur zu sagen, ich hätte sie nicht wissen lassen, daß ich ein Europäer war!"

Schagdur schwieg nachdenklich.

„Gleichviel, Herr," sagte er schließlich, „auf mich dürfen Sie zählen."

„Ich bin fest zu der Reise entschlossen," sprach Hedin. „Es muß strengstes Geheimnis zwischen uns bleiben, verstehst du, kein Mensch darf auch nur ahnen, was wir vorhaben. Erst wenn alles fertig ist und wir aufbrechen, sollen die andern es erfahren. Die Tibetaner sind sehr wachsam an ihren Grenzen, und wenn sie auch nur die Nähe eines Europäers witterten, so würden sie ihre Vorsichtsmaßregeln verstärken und uns schon an der Schwelle ihres Landes zurückweisen."

„Ich werde zu schweigen wissen, Herr," antwortete der Burjat.

„Ich weiß, daß ich mich auf dich verlassen kann, darum fällt unter allen Mitgliedern der Expedition meine Wahl auf dich," sagte Hedin. „Todesverachtung, Geistesgegenwart, Ausdauer und List gehören zu dem Unternehmen, kann man doch nie wissen, wessen man sich von den Tibetanern, von den Bewohnern der Dörfer und den räuberischen Horden der Ebene zu versehen hat, so rücksichtsvoll vielleicht auch die Behörden mit uns umzugehen gesonnen sein mögen. Bei dir glaube ich die nötigen Eigenschaften zu finden. Höre nun meinen Plan. Sobald wir ins Hauptquartier zurückgekehrt sind, brichst du auf nach der nächsten Ortschaft und beschaffst für dich und mich die vollständige Ausrüstung mongolischer Wallfahrer — alles, was dazu gehört, verstehst du, bis auf den kleinsten Gegenstand. Wenn es dir möglich ist, einen Mongolen zu dingen, der schon einmal in Lhassa war und die tibetanische Sprache beherrscht, so wirbst du ihn an. Beeile dich nach Möglichkeit, ich möchte nicht viel Zeit verlieren."

Damit war die Angelegenheit vorerst erledigt. Sven Hedin beendete seinen Forschungsabstecher und stieß mit seinen Begleitern zum Hauptquartier. Hier fand er alles in bester Ordnung. Er sandte zwei Boten ab mit den wichtigen Ergebnissen seiner Untersuchungen und mit den ausführlichen Reiseberichten, den Tierskeletten, den Stein- und Altertumsfunden, die unterwegs gemacht worden waren. Der eine Bote sollte auf der großen

Karawanenstraße nach Kaschgar gehen, der andere wurde nach Indien geschickt mit Briefen an den Vizekönig Lord Curzon.

Schagdur trat seine Sendung an und entledigte sich mit gewohnter Klugheit seines Auftrags. Er brachte nicht nur die Ausrüstung mit, sondern auch einen Mongolen, und was mehr war, einen Lama, das heißt einen mongolischen Priester, der auf der Wallfahrt zur heiligen Stadt begriffen war.

„Er ist aus Urga in der Mongolei gebürtig," berichtete der Burjat, „ist aber gegenwärtig Priester an einem Tempel bei Kara-schahr. Er zählt siebenundzwanzig Jahre und scheint mir gutmütig, brauchbar und vernünftig. Ich habe ihn freilich in den Glauben gewiegt, Sie wären ein Landsmann von mir, und ich rate Ihnen, Herr, lassen Sie ihn einstweilen in diesem Irrtum, bis wir so weit sind, daß er nicht mehr zurück kann."

„Das wird vorerst nötig sein," stimmte Hedin bei, „obwohl mir bei allen Geschäften Offenheit und Ehrlichkeit über alles gehen. Führ dene Mann in mein Zelt."

Der Lama trat ein. Er trug das rote, einem Schlafrock ähnliche Priestergewand, das ein gelber Gürtel um den Leib zusammenhielt. Auf dem kahlgeschorenen Kopfe hatte er ein chinesisches Käppchen. Sven Hedin bewillkommnete ihn aufs freundlichste, damit er vom ersten Augenblick Zutrauen gewänne.

„Ich bin gern bereit," sagte er, von Schagdur zu Hedin blickend, „Euch beide, da Ihr zwei Burjaten seid, nach Lhassa zu führen. Aber ich muß die Bedingung stellen, daß kein Europäer mitgeht — das könnte ich nicht übernehmen. Es würde mich das Leben kosten oder doch wenigstens meiner Laufbahn als Priester ein schnelles und schmähliches Ende bereiten."

Nun wurden die Vorbereitungen mit Eile und Sorgfalt betrieben, und währenddessen erzählte Schereb Lama, so hieß der Priester, so viel von den Wundern, die man in Lhassa sehen könne, daß Schagdur von Sehnsucht entbrannte, die heilige Stadt zu schauen. Ehe es noch möglich war aufzubrechen, kamen zehn mongolische Pilger des Weges, welche ebenfalls nach Lhassa zogen. Es war nicht gut möglich, ihnen zu verheimlichen, daß das Ziel der Reisegesellschaft Tibet sei, und man mußte nun damit rechnen, daß sie den tibetanischen Behörden berichten würden, welche große Expedition in den Norden des Landes eingedrungen sei und sich mit der Absicht trage, gen Süden vorzurücken. Sven Hedin wußte sehr wohl, daß dies ein unglücklicher Zufall sei, der für sein Unternehmen die schlimmsten Folgen haben konnte und das Gelingen von vornherein in Frage stellte, aber wenn einmal etwas beschlossene Sache war, so gab es für Hedin kein Zurück mehr.

Ein zweiter unglücklicher Zufall ereignete sich unmittelbar darauf. Tscherdon und Schagdur, die beiden Burjaten, hatten einen Wolf verfolgt. Als sie wiederkamen, erschien Schagdur ganz niedergeschlagen in dem Zelte des Führers, der sich eben mit Schereb Lama besprach.

„Wir haben Unglück gehabt, Herr," erzählte er. „Wir sind auf unserer Jagd mitten in ein tibetanisches Lager geraten. Die Kerle machten Miene, auf uns zu schießen, aber ehe sie mit ihren Gabelflinten fertig wurden, hatten wir uns schon wieder empfohlen. Sie führten eine Herde von Grunzochsen und Pferden mit sich."

„Die Sache wird immer fataler," antwortete Hedin. „Nun wird es nicht lange dauern, so weiß es ganz Tibet. Denn verlaß dich drauf, die Magistratsbeamten der nächsten Bezirke werden alsbald Extraposten nach Lhassa schicken, um beim Dalai-Lama anzufragen, wie sie sich diesen Eindringlingen gegenüber zu verhalten haben. Wir werden einen abseits gelegenen Weg einschlagen müssen."

Schereb Lama machte ein bedenkliches Gesicht; es kam ihm sonderbar vor, daß die beiden Männer Russisch miteinander sprachen, so daß er nichts davon verstand. Hedin bemerkte dies und erklärte ihm, was vorgefallen sei.

„Offenbar waren es Hirten oder Jäger," setzte er hinzu. „Gesehen haben sie unsere Karawane, das steht fest. Wie wenn wir drei in Eile aufbrächen und uns an sie anschlössen?"

„Das wäre wirklich gar nicht schlecht," meinte der Burjat. „Wir hätten dann Führer und könnten gleichzeitig verhindern, daß sie weitererzählen, was sie gesehen haben."

„Macht ihr beide, Schagdur und Schereb Lama, euch ohne Säumen auf den Weg und versucht sie einzuholen und zu mir zu bringen," sagte Hedin. „Nehmt Tabak und Tee mit und beschenkt sie, damit sie sehen, wir sind ihnen freundlich gesinnt. Und hier hast du auch Silbergeld, Schagdur. Sieh zu, ob du ihnen ein paar Pferde abkaufen kannst."

Die beiden Männer sprengten von dannen. Spät am Abend kamen sie unverrichteter Dinge heim. Sie hatten von den Tibetanern nichts weiter gefunden als das schwelende Feuer und Überreste ihrer Mahlzeit.

„Sollen wir uns auf den Weg machen, sie einzuholen?" fragte Hedin.

„Unsere Pferde sind dazu wohl nicht flink genug," sagte Schagdur. „Auch werden die Tibetaner die ganze Nacht hindurch und den morgigen Tag ununterbrochen im Sattel bleiben, um einen Vorsprung zu gewinnen."

„Nun so geht zur Ruhe und schick mir noch Tscherdon herein, Schagdur."

Die Zeit, bis Tscherdon kam, benutzte Hedin, den Lama über seine Persönlichkeit aufzuklären. Schereb hatte wohl schon geahnt, wie die Dinge standen, er war weniger erstaunt, als betrübt. Den Kopf schüttelnd, antwortete er:

„Aber es ist ja unmöglich. Ihnen, Herr, und auch Schagdur wird man nichts tun, aber mich kostet es den Kopf. Und selbst wenn sie mir das Leben lassen, so stempeln sie mich doch zum Abtrünnigen, zum Verräter."

„Ich will nicht, daß du dich meinetwegen unglücklich machst, Schereb," erwiderte Hedin. „Mein Entschluß steht fest. Ich ziehe als Priester verkleidet nach Lhassa, ob mit, ob ohne dich."

„Dann wäre es das Beste," sagte der Lama, „Sie zögen mit der ganzen Karawane nach Süden. Man würde Sie zurückweisen, aber ich könnte mich dabei als Türke verkleiden; keiner von all den Priestern, mit denen ich die geistlichen Hochschulen besucht habe, würde mich wiedererkennen."

„Ich will es aber eben vermeiden, daß ich zurückgewiesen werde," sprach Hedin. „So höre denn! Begleite uns, soweit es irgend angeht. Dann magst du zurückkehren. Obwohl du mir unentbehrlich bist, da ich einen Dolmetscher brauche, so will ich dann doch mit Schagdur allein weiterreisen."

„Das ist ebenfalls ganz unmöglich, Herr!" rief der Lama. „Wie sollte ich Sie allein gehen lassen? Ich habe mich verpflichtet, Sie zu führen. Soll ich Sie verlassen, wo Sie meiner gerade am nötigsten bedürfen? Von Schagdur aber finde ich es gemein, daß er mich so getäuscht hat."

„Tadle ihn nicht," warf Hedin ein. „Er ist mein Diener und handelte so auf meinen ausdrücklichen Befehl."

„Nun, so möge das Verhängnis seinen Weg nehmen," murmelte Schereb. „Ich werde Sie führen — bis Lhassa kommen wir ja doch nicht."

„Ich werde nur vor unüberwindlichen Hindernissen weichen," sagte Hedin.

„Ich nun auch," antwortete der Lama, und seine kleine Gestalt richtete sich straff empor, aus seinen unscheinbaren Augen sprühte ein heldenhafter Geist.

In diesem Augenblick trat der Landsmann des Burjaten ins Zelt, und Schereb zog sich zurück.

„Nimm Platz, Tscherdon," sagte Hedin, „und höre, was ich dir zu sagen habe."

Und er unterrichtete ihn nun über die Reise, die er mit Schagdur und Schereb Lama unternehmen wolle. Tscherdon schwieg betroffen und schüttelte ernst den Kopf.

„Das heißt sehr viel wagen, gnädiger Herr," sagte er nur.

„Ich weiß, ich weiß," sagte Hedin lächelnd. „Doch laß dich dies alles nicht kümmern. Für dich kommt nur folgendes in Betracht. Ich mache dich während meiner Abwesenheit zum Oberbefehlshaber des Hauptquartiers. Sorge dafür, daß jeder seine Pflicht tut. Bleibe hier, bis das Gras abgeweidet ist, dann ziehe zum nächsten Weideplatze, und so fort. Bezeichne deinen Weg durch Steinhaufen, so daß wir dir überallhin folgen können. Wenn wir in fünfundsiebzig Tagen nicht wieder da sind, so sind wir verloren. Dann brich auf und führe die Karawane nach Kaschgar."

„O, mein gütiger Herr," rief der Burjat mit Tränen in den Augen. „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen."

„Ich glaube nicht, daß die Tibetaner uns töten werden," antwortete Hedin ruhig. „Aber man muß auf alles gefaßt sein. Hier hast du den Schlüssel zur Silberkiste. Wenn du auf dem Rückweg über das Gebirge zu schwere Verluste hast, so rüste von dem Gelde eine neue Karawane aus. Ich vertraue dir alles an, was ich habe, Tscherdon. Ich selbst ziehe von hier als armer Pilgrim weiter."

Fünftes Kapitel.

Die drei Pilger.

Am folgenden Morgen trat Sven Hedin als mongolischer Priester aus seinem Zelt. Er trug einen langen dunkelroten Kittel, einen gelben Gürtel und eine gelbe Kappe. An den Füßen saßen die plumpen mongolischen Stiefel. Um den Hals hing ein Rosenkranz mit einem Amulett, das aus einem Götzenbild bestand. Im Gürtel saß ein Messer, und in kleinen Ledertäschchen waren die Elfenbeinstäbchen, deren sich die Chinesen beim Essen bedienen, außerdem Feuerzeug, Zunder, Feuerstein, ein Tabaksbeutel und eine lange Pfeife. In geheimen Taschen, die selbst bei einer zudringlichen Untersuchung Aussicht hatten, unentdeckt zu bleiben, führte er Uhr, Kompaß, Aneroid und Thermometer bei sich.

Das zottige Pferd mit der langen Mähne und dem langen Schweif hatte auf dem Rücken den mit Holzgestell versehenen mongolischen Sattel, hinter welchem ein Schafpelz festgeschnallt war. Die Steigbügel hingen an kurzen Riemen, da die Mongolen mit ziemlich krummen Knien zu reiten pflegen.

Das Gepäck wurde in zwei echt mongolische Kisten verpackt. Alle Gebrauchsgegenstände, wie Töpfe, Kannen, Tassen und dergleichen, waren ebenfalls echt mongolisch. Es durfte nicht an Rasiermessern und Seife

fehlen, denn von jetzt ab mußten auch Hedin und Schagdur, genau wie der Lama, am ganzen Kopfe rasiert sein. Dunkle Brillen, Schreibmaterial, eine Schere, eine Laterne, mehrere Kerzen, Streichhölzer, Proviant, der aus Reis, Mehl und Fleisch bestand, und für 2000 Mark chinesisches Silbergeld vervollständigten die Ausrüstung dieser seltsamen Expedition. Alle Dinge, die aus Europa herrührten, wurden tief unter dem Proviant versteckt und waren durchweg so beschaffen, daß man sie im Notfalle ins Wasser werfen konnte, ohne ihren Verlust beklagen zu müssen.

An Waffen waren das russische Magazingewehr Schagdurs und der schwedische Offiziersrevolver Hedins vorhanden.

Die kleine Karawane stieg zu Pferde. Die Leute umringten ihren liebgewonnenen Führer, der nun von ihnen schied, um ein gefahrvolles Wagnis auszuführen. Sie küßten ihm die Hände und weinten, fürchteten sie doch, ihn nie wiederzusehen. Hedin tröstete sie und befahl ihnen noch einmal, während seiner Abwesenheit Tscherdon als seinen Stellvertreter anzusehen und ihm ebenso zu gehorchen, wie sie bisher ihm selbst gehorcht hätten.

Darauf wandte sich Hedin an den Mongolen.

„Ein letztes Mal, Schereb Lama, stelle ich dir die Wahl. Willst du bei der Karawane bleiben oder mich begleiten?"

„Ich gehe mit, und sollte es mich das Leben kosten," erwiderte Schereb Lama.

„Chodaim war! Es gibt einen Gott!" rief Sven Hedin seinen Leuten zu, dann winkte er noch einmal mit der Hand, und die Pferde griffen aus.

„Bismillah, bismillah! Im Namen Gottes!" schrieen die Mohamedaner hinter ihnen her. Und einige setzten hinzu: „Inschallah, ja Allah!"

In wenigen Minuten waren die drei Reiter den Blicken der Nachschauenden in einer Staubwolke entschwunden. Sven Hedin ritt einen stattlichen Schimmel, Schagdur ein falbes Pferd und Schereb ein kleines, zähes Maultier. Jollbars, der Steppenhund, gehörte mit zur Partie und sprang, lustig bellend, zwischen den Reitern hin und her, jagte ihnen voraus und wirbelte fast mehr Staub auf, als die drei Pferde zusammen.

Mittags lagerten sie in einem großen, offenen Tal und nahmen ihre erste Mahlzeit auf echt mongolische Art ein. Darauf ergriff Schagdur die Schere und schnitt Hedin das Haar ab, Schereb Lama trat mit dem Rasiermesser heran, und der Schädel des Schweden erglänzte wie eine Billardkugel. Auch der Schnurrbart mußte fallen. Das Tollste aber kam nun erst noch. Der Lama zog aus seiner Tasche zwei Büchsen hervor, von denen die eine Schaffett, die andere eine braune Salbe enthielt, und begann hiermit das Gesicht Hedins zu bearbeiten. Von Zeit zu Zeit trat er ein paar Schritte zurück, legte den Kopf auf die Seite und betrachtete sein

Werk mit kritischen Blicken. Noch immer schien er nicht ganz zufrieden zu sein, sondern schmierte neue Massen von Salbe auf die Stirn, auf die Wangen und um den Hals. Endlich nickte er mit dem Kopfe:

»Ihe sän bane,« sagte er. „Nun ist es in Ordnung."

Hedin aber erschrak fast vor sich selbst, als er die Innenseite des Uhrendeckels als Spiegel benutzte. Wie hatte er sich in wenigen Minuten verändert! Eine fettig glänzende, kupferbraune Fratze mit schreckhaft kahlem Kopfe grinste ihm entgegen. Seine beiden Begleiter schienen jedoch der Meinung zu sein, daß er jetzt erst einem vernünftigen Menschen ähnlich sehe, denn in ihrem Lächeln lag ein gewisser Zug von Stolz. Es dauerte nicht lange, so setzte sich Staub auf die Fettschicht und bildete eine schmutziggraue Färbung, den charakteristischen Hautton des Tibetaners.

Bis zum Abend waren sie durch eine öde, einsame Gegend gezogen und hatten nirgend Spuren von Menschen gesehen. Auch der Hund gab keinen Laut von sich und schien nichts Verdächtiges bemerkt zu haben. Die Reisenden krochen in ihr Zelt. Schereb Lama hatte die erste Wache bis Mitternacht. Die Stunde seiner Ablösung war gekommen, und Schagdur machte sich eben fertig hinauszugehen, als das Zelttuch zurückgeschlagen wurde und Schereb Lama auf allen vieren hereingekrochen kam.

Er legte den Finger auf die Lippen und flüsterte:

„Es ist jemand hier gewesen."

„Wann? wo? wer?" stieß Schagdur hervor.

„Ich war eben noch bei den Pferden und fand alles richtig," erklärte der Mongole. „Bevor ich zum Zelt ging, blickte ich noch einmal hinüber, da sah ich eine Gestalt zwischen den Tieren hindurchhuschen."

„Auf! auf!" rief Schagdur.

Hedin sprang empor, und ohne zu fragen, was es gebe, griff er, dem Beispiel des Burjaten folgend, zur Waffe. Alle drei stürmten hinaus und eilten dem etwa fünfzig Meter entfernten Weideplatz der Pferde zu.

Draußen war es sehr stürmisch. Finstere Wolken jagten mit unheimlicher Geschwindigkeit am Himmel hin. Der Mond kämpfte sich zwischen ihnen hindurch gleich einem Schiff auf hoher See.

Die drei Männer kamen zu spät. Sie sahen in der Ferne, als die leuchtende Scheibe einen raschen Lichtschein durch die Dunkelheit schoß, zwei Reiter davonsprengen, die zwei ledige Pferde vor sich hertrieben.

Schagdur jagte eine Kugel hinter ihnen her, doch ohne Erfolg. Dann warf er sich auf ein Maultier und setzte den Räubern ein Stück weit nach. Nach einer halben Stunde kam er wieder.

„Nichts mehr zu sehen," rief er. „Weit und breit keine Spur von Menschen."

„Auch sonst nichts Verdächtiges?"

„Nichts."

Die Maulesel — die zwei, die das Gepäck trugen, und der eine, auf dem der Lama ritt — waren noch da, aber Hedins Schimmel und Schagdurs Falber waren gestohlen worden.

„Jedenfalls haben die Diebe uns den ganzen Tag über verfolgt," sprach Schagdur, „und sich in der Nähe unseres Lagers in einer Senkung versteckt, bis der günstigste Moment für ihren Handstreich gekommen war."

„Laßt sie uns verfolgen!" rief Hedin. „Sie sollen den Diebstahl schwer büßen! Wir schießen sie zusammen!"

„Ich bin dabei," stimmte Schagdur zu, dem die Flinte in den Händen brannte.

„Wo wollen wir mitten in der Nacht hin?" warf der Lama ein. „Und wir haben nur Maulesel. Die Diebe werden die Nacht hindurch reiten und sich in Sicherheit bringen. Hat nicht Schagdur sie schon vergeblich gesucht, wo wir sie doch fast noch vor Augen hatten?"

„Weil die Nacht finster ist," antwortete der Burjat. „Wenn es hell wird, ist das anders. Laßt mich dann nochmals auf die Suche gehen, und ihr sollt sehen."

„Dann teilen wir unsere Streitkräfte," sagte Hedin, „und das ist nicht ratsam. Denn ich ersehe aus diesem neuen Zusammentreffen mit Tibetanern, daß wir schon von allen Seiten bewacht werden und möglicherweise von Spionen umgeben sind."

Sie schwiegen. Alle drei waren aufgeregt und von Wut entflammt, um so mehr, als sie sich sagen mußten, daß sie ohnmächtig seien.

„Wir können nichts tun," sagte Hedin schließlich. „Lassen wir es uns zur Warnung sein. Das Schlimmste ist noch, daß wir kostbare Zeit verlieren. Denn nun mußt du, Schagdur, zur Karawane zurückreiten und uns andere Pferde holen. Erzähle Tscherdon, was geschehen ist, und sage ihm, er solle die Spur der Diebe zu verfolgen suchen, ohne sich jedoch zu weit ins Land hinein zu wagen. Wir aber wollen von nun an die Augen offen halten; die Sache wird jetzt ernst."

Sie schliefen in dieser Nacht nicht mehr. Mißgestimmt erwarteten sie den Morgen. Mit Tagesanbruch ritt Schagdur fort.

„Wenn mir einer von den Halunken in den Weg kommt," beteuerte er, „ich schieße ihn über den Haufen. Heute darf sich keiner in meine Nähe wagen."

„Vorsicht, Schagdur!" rief Hedin ihm nach. „Vergiß nicht, wir sind friedfertige Pilger."

Der Schwede und der Lama harrten voller Ungeduld, bis er wiederkam. Der Abend graute, als er im Galopp heransprengte, zwei Pferde mit sich führend.

„Dein Maultier hat sich brav gehalten, Schereb Lama," rief er den Harrenden zu, die ihn so zeitig gar nicht erwartet hatten.

„Nun aber scheint es müde zu sein," sagte der Mongole und streichelte ihm den Kopf. „Du hast es tüchtig abgetrieben, Schagdur."

Und mit väterlicher Sorgfalt nahm er sich des Tieres an, reichte ihm zu trinken und schlug ihm den Pflock an einer Stelle in die Erde, wo noch große Büschel frischen Grases standen.

Jetzt behielten sie die Pferde in unmittelbarer Nähe des Zeltes, so daß sie mit einem Blick zu übersehen waren, und nahmen sich auch vor, ihr Lager stets in ganz offenem Gelände aufzuschlagen, wo sie von keiner Seite überrascht werden konnten.

„Höre, Schagdur," sagte Hedin, als sie am andern Morgen aufstanden, „von heute ab müssen wir die Rollen tauschen. Jetzt bin ich der Diener, du bist der Herr. Auch dürfen wir kein Wort Russisch mehr sprechen, wir müssen uns ganz daran gewöhnen, nur Mongolisch zu reden. Mir darf keine Spur von Ehrerbietung mehr bezeugt werden; ich bin Knecht. Ob wir allein sind oder unter Leuten, ist einerlei. Es muß immer dabei bleiben, denn nur so können wir uns in unsere Rollen einleben."

Schagdur kratzte sich hinter den Ohren.

„Es wird mir sehr sauer werden, Ihnen zu befehlen, gnädiger Herr!" antwortete er.

„Da hilft kein Maulspitzen," versetzte der Schwede. „Und somit — fangen wir an."

„Nun, wenn's denn sein muß!" seufzte Burjat. Darauf stemmte er die Fäuste auf die Hüften und rief: „Marsch, Bursche, geh und sammle Dung für das Feuer zum Frühstück!"

Und Hedin ging hinaus und führte den Befehl so ruhig und so gewissenhaft aus wie der niedrigste unter seinen Kameltreibern.

Als sie am Abend das Lager wieder aufschlugen, sprach Schagdur:

„Gnädiger Herr, wir wollen es so machen —"

„Was?" rief Hedin, den Finger erhebend.

Da kratzte sich der Burjat abermals hinter den Ohren, lachte und fuhr fort:

„Richtig — also gib acht, Bursche und merke wohl, was ich dir sagen werde. Das Zelt wird hier errichtet. Der Eingang kommt nach der vom Winde abgelegenen Seite zu stehen, beachte das! Hinter dem Zelt wird zwischen zwei Pflöcken ein Seil ausgespannt, und daran binden wir die

Pferde fest, sobald sie unter unserer Aufsicht zwei Stunden geweidet haben. Vor den Pferden aber, auf der dem Winde zugekehrten Seite, wird der Hund angekettet. Ist dir das Verfahren klar? Auf der einen Seite sind wir vor den Pferden, auf der andern der Hund. Da soll es den Buschkleppern schwer fallen, uns noch einmal zu bestehlen. Und so wird es von nun an alle Abende gemacht."

„Zu Befehl, gnädiger Herr," antwortete Hedin und setzte hinzu: „Du bist doch ein sehr praktischer Kopf, Schagdur."

„Um 9 Uhr beginnt deine Wache, Bursche," fuhr Schagdur fort. „Um 12 löse ich dich ab, um 3 Uhr kommt der Lama an die Reihe."

Als sie am folgenden Morgen ihre Frühmahlzeit zu sich nahmen, ergriff Schagdur das Wort.

„Während ich auf Wache war, haben sich drei Reiter gezeigt — wohlgemerkt, südlich von uns. Sie haben auf dem Hügel, den ihr dort drüben seht, haltgemacht, schienen miteinander zu beraten und verschwanden dann. Solange ich wachte, zeigten sie sich nicht wieder. Hast du etwas bemerkt, Schereb Lama?"

„Nichts," antwortete dieser, seinen Tee schlürfend.

„Warum hast du mir das nicht schon in der Nacht gesagt, Schagdur?" fuhr Hedin auf.

„Was fällt dir ein, mich zur Rede zu stellen, Bursche?" versetzte Schagdur. „Sei froh, daß ich dich schlafen ließ!"

Der Schwede lachte. Aber sie machten dennoch bedenkliche Gesichter.

„Sie haben sich freilich verdächtig genug benommen," setzte Schagdur hinzu, „aber ich glaubte, wir seien vor einer Überrumplung völlig sicher."

„Und von Süden kamen sie?" fragte Hedin.

„Nun ja, der Hügel dort liegt südlich von uns."

„Verlaßt euch drauf, wir sind von Spähern umgeben," fuhr Hedin fort. „Ich möchte nur wissen, ob sie auf eigene Faust handeln oder auf Befehl von Lhassa."

„Nehmen wir getrost das letztere an," meinte Schagdur.

Und Schereb Lama schüttelte wieder traurig den Kopf.

Tagsüber herrschte elendes Wetter; es regnete heftig; der Boden verwandelte sich in eine Lehmsuppe, in die die Tiere tief einsanken. Die drei Männer wurden bis auf die Haut naß. Am Abend sah es noch nicht anders aus. Von Schutz war weit und breit nicht die Rede. Der Regen trommelte aufs Zelt herab und drang bis zu den Schlafenden hinein, die sich jedoch im Schnarchen nicht stören ließen. Sven Hedin, der die erste Wache hatte, schritt hin und her; es war eine trübselige, zu melancholischen Gedanken anregende Nacht. Die Pferde und Maultiere troffen von Nässe. Der

Hund heulte jedesmal freudig, wenn der Herr auf seinem Rundgang an ihm vorbeikam. Langsam verflossen die Stunden in dieser eintönigen Stille, die nur hin und wieder durch einen fernen, dumpfen Donner unterbrochen wurde oder durch den klatschenden Schlag, den ein Pferd mit seinem nassen Schwanze tat.

Mitternacht war nahe, als der Hund plötzlich zu bellen begann. Schagdur war sofort auf den Beinen und kam mit der Flinte an. Auch Schereb Lama steckte den Kopf zur Zelttüre heraus. Hedin und der Burjat schlichen ein Stück nach der Seite hin, von der der Hund Gefahr zu wittern schien, und hörten ganz deutlich Pferdegetrappel und fernes Hundekläffen. Aber es war nichts zu sehen. Nach einer Weile vernahm man die Hufschläge nicht mehr. Rings herrschte wieder lautlose Stille. Nur der Regen rauschte ohne Ende. Hedin kroch ins Zelt, lauschte noch ein Weilchen auf den Patrouillenschritt des Burjaten und schlief dann ein.

Man stand beim ersten Morgengrauen auf, denn die Finsternis war unter solchen Umständen unheimlich, und jeder begrüßte mit Freuden die Rückkehr des Tageslichtes. Das Wetter blieb regnerisch, und immer tiefer ritten die drei Pilger in das geheimnisvolle Land hinein, mit dem Bewußtsein, auf Schritt und Tritt bewacht zu sein, ohne daß die Späher sich zeigten.

Wenige Tage später trafen die Reisenden eine ganze Karawane von mongolischen Pilgern. Sie kam aus dem Kloster „der zehntausend Bilder", einem Wallfahrtsort westlich vom Kuku-nor-Gebirge, und war unterwegs nach Lhassa. Offenbar hatten die Leute auch schon von den drei verdächtigen Männern gehört, über die sich ganz Tibet zu beunruhigen schien; denn sie fragten mit auffallender Zudringlichkeit, von wannen sie kämen, wer sie seien, und ob ihrer irgendwo noch mehr wären.

Im Laufe des Tages kamen sie zu dem Zelte eines wandernden Hirten, der mit seinem Weibe und seinem Sohne und mit etwa 70 Schafen von Weide zu Weide zog.

„Wollt ihr uns eine Portion Tsamba, eine paar Schafe und Milch verkaufen?" fragte ihn Schagdur.

Der Alte, der von Schmutz starrte und ohne Hosen, nur mit einem sackartigen Mantel bekleidet, auf seinem Gaule saß, betrachtete die Ankömmlinge mit unverhohlenem Mißtrauen.

„Seid ihr Fremdlinge," erwiderte er, „daß ihr nicht wißt, was für ein Feiertag heute ist und daß wir an einem solchen nichts verkaufen dürfen?"

Schereb Lama legte sich ins Mittel.

„Wohl wissen wir dies," versetzte er. „Siehst du doch, daß wir Pilger

sind. Aber uns hungert, und da wir noch weit zu wallfahren haben, müssen wir jede Gelegenheit, wo sich uns Speise und Trank darbietet, wahrnehmen. Zum mindesten kannst du uns wohl einen Sack trockenen Yakmist ablassen? Wir haben nichts mehr, um Feuer anzumachen."

Dazu ließ der Alte sich bereitfinden. Sein Gesicht war fast schwarz, bartlos und so runzlich wie zerknittertes Pergament. Sein rabenschwarzes Haar hing in wirren Strähnen bis zur Schulter herab. Der Filz seiner Stiefel mochte einst weiß gewesen sein, hatte jetzt aber eine ganz unbestimmte Farbe, weder Grau, noch Schwarz, noch Braun. Am Gürtel hing ein schmieriger Lederbeutel, eine verschmutzte Tabakspfeife und eine Gebetmühle. Er hieß Sampo Singi und hatte die Gewohnheit, sich alle Augenblicke mit den Fingern zu schneuzen. Hedin und Schagdur glaubten schließlich, dies gehöre zur mongolischen Etikette, und machten es ebenso. Der Alte nahm grinsend eine Prise aus der dargebotenen Dose und fragte darauf unter heftigem Niesen:

„Ihr habt wohl Pfeffer in eurem Schnupftabak?"

Sven Hedin konnte sich des Lachens nicht enthalten, da drehte sich Schagdur nach ihm um und rief barsch:

„Was gibt's da, Bursche? Warum stehst du hier und gaffst? Schaff den Sack Yakmist weg!"

Am andern Tage brachte der Hirt ein Schaf, einen großen Klumpen Fett, eine Kanne saure Milch und eine Holzschale voll zerstoßenem Käse. Dieser gehörte zu dem sogenannten Tsamba, dem tibetanischen Nationalgericht, das aus Mehl, Fettstückchen und Fleischschnitten bereitet wird. All dies wird tüchtig durcheinander gerührt. Die saure Milch nennen die Tibetaner „Scho", und sie ist in der Tat ein köstliches Labsal, frisch, unverfälscht und mit einer dicken Schicht herrlicher Sahne bedeckt.

Da Sampo Singi mit der Bezahlung sehr zufrieden war, die aus chinesischen Silbermünzen und einigen Stücken chinesischer Seidenstoffe bestand, welch letztere besonders seiner Gattin imponierten, so erbot er sich nun auch, das Schaf auf der Stelle zu schlachten, und besorgte das auf echt mongolische Weise, indem er ihm das Maul mit einem Riemen zuschnürte, auf die zu Boden gedrückten Hörner kniete und dann Daumen und Zeigefinger in die Nüstern des Tieres steckte, um ruhig zu warten, bis es erstickt war. Dabei plapperte er unaufhörlich vor sich hin:

„Om mani padme hum! Om mani padme hum!" *)

*) Diese Gebetsformel — zu deutsch: „O du Juwel in der Lotusblume!" bezieht sich wahrscheinlich auf das größte Heiligtum des Buddhismus, den Zahn Buddhas, welcher, in einer silbernen Lotusblume ruhend, in einem der ältesten Tempel dieses Kults auf der Insel Ceylon aufbewahrt wird. Der Zahn soll jedoch nicht von einem Menschen, sondern von einem jungen Flußpferd herrühren.

„Das ist ja nicht mit anzusehen!" murmelte Hedin, entrüstet über die grausame Prodezur.

Da rief Schagdur wieder: „Gibt's nichts zu tun, Bursche? Schau nach den Pferden!"

Die Frau sah ebenso schwarz aus wie ihr Mann und ihr Sohn, ein ungeschlachter, scheuer Bengel von etwa zwanzig Jahren. Ihr Haar hing in Schwänzchen und Zotteln wirr herab. Auf Sauberkeit konnte sie sich nichts einbilden, ihr Gesicht war mit einer dicken Kruste von Schmutz überzogen, gegen die selbst eine Feuerspritze nichts ausgerichtet hätte.

Tagelang regnete es, was vom Himmel wollte; die Flüsse waren hochgeschwollen und stets nur mit großen Gefahren zu überschreiten. Die Reisenden hatten keinen trockenen Faden am Leibe, und oft brannte bei den herniederströmenden Wasserfluten nicht einmal das Feuer.

❖❖❖

Sechstes Kapitel.

Gefangen.

Man schrieb den 2. August. Der Regen hörte auf. Die Pilger benutzten den Sonnenschein, sich zu entkleiden und ihre von Feuchtigkeit dampfenden Sachen zu trocknen. Am Nachmittag begegneten sie fünfundzwanzig Handelsleuten, die mit etwa dreihundert Grunzochsen Tee nach Tibet hineinschafften. Die Männer sahen nicht eben vertrauenerweckend aus. Jedenfalls verschmähten sie neben dem ehrlichen Handel gelegentlich auch den Diebstahl nicht. Sie baten die Pilger, bei ihnen zu bleiben, aber auf einen stummen Wink Hedins zogen die drei weiter.

„Es kam mir doch nicht recht geheuer vor," sprach der Schwede, als man außer Hörweite war, „in dieser Gesellschaft die Nacht zu verbringen."

Schagdur nickte verständnisinnig. Als man am andern Morgen das Zelt stehen ließ, um einen Ruhetag einzuschieben, ertönte schrilles Pfeifen, lautes Peitschenknallen und Hundegebell. Die Teekarawane kam vorüber, ein langer Zug, in Gruppen von je dreißig bis vierzig Ochsen geteilt, die immer von mehreren Treibern in Ordnung gehalten wurden. Die schwarzen Kerle in den Pelzen und langen Kitteln, auf zottigen Pferden sitzend, die Gabelflinten auf dem Rücken, die hin und her jagenden Hunde, die unförmigen Ochsen mit dem langen Zottelhaar, das im Winde schaukelte, vereinten sich zu einem seltsamen Bilde, dem der dämmernde Morgen eine fast gespenstische Beleuchtung verlieh.

Die Sonne schien herrlich und wärmte die Reisenden, trocknete die Sachen vollends und war eine Wohltat nach dem häufigen Regen. Sie legten sich in den Sand, der bald trocken und heiß war.

„Nun müssen wir uns langsam darauf gefaßt machen," sagte Hedin, „vor einen Statthalter geführt und verhört zu werden."

„Und die Statthalter werden noch viel zudringlicher sein mit ihren Fragen als das umherziehende Volk," sagte der Burjat. „Was werden wir antworten?"

„Laßt es uns überlegen," antwortete der Schwede.

„Die Wahrheit, die Wahrheit," riet Schereb Lama. „Alles Leugnen, alle Ausflüchte werden nichts nutzen. Der Dalai Lama ist durch keine List zu täuschen, denn er ist allwissend. Er weiß sogar, was wir in diesem Augenblick sprechen."

„Nun, so wird er auch wissen, daß wir nichts Böses gegen ihn und sein Land im Sinne haben."

Es war der 5. August, und die drei Pilger waren vom Quartier ihrer Karawane 270 Kilometer entfernt. Sie waren in den letzten Tagen beständig zwischen den Zelten nomadisierender Hirten hindurchgekommen, und auch an diesem Abend lagerten sie in der Nähe von zwölf Zelten. Die Tibetaner schienen keine Notiz von ihnen zu nehmen. Erst als es schon finster geworden war, näherten sich drei Männer. Der Lama und Schagdur gingen mit ihnen fort. Es war schon finstere Nacht geworden, als der Burjat allein zurückkam.

„Wo ist Schereb?" fragte Hedin.

Schagdur zuckte die Achseln.

„Sie haben ihn noch da behalten," antwortete er.

„Ist etwas besonderes geschehen?"

„Ich habe nicht verstanden, was sie mit ihm gesprochen haben," sagte Schagdur. „Ich hörte nur immer die Worte Schwed-peling, was soviel heißt wie Europäer, und zwar Schwede, Burjat, womit ich gemeint war, und Lhassa. Aber daraus, daß der Lama sehr geknickt war, ja sogar Tränen vergoß, schließe ich, daß die Dinge kritisch stehen."

Eine Stunde später kam der Mongole wieder. Er war sehr niedergeschlagen.

„Ein Häuptling hat mit mir gesprochen," erzählte er. „O, wie barsch war er zu mir! Er hat mir gesagt, sie wüßten längst, daß ein Europäer nach Lhassa gehen wolle, sie wüßten auch, daß im Norden eine große europäische Karawane läge. Ob wir zu dieser gehörten, oder ob wir etwas von ihr wüßten? Ob wohl gar einer der Europäer bei uns wäre? Ob wir bewaffnet wären und woher wir kämen und weshalb wir diese ver-

steckte, abgelegene Straße gewählt hätten, statt den bei Pilgern üblichen Weg? Ich wußte nicht, was ich zuerst, was zuletzt beantworten sollte. Dabei schrie er mich fortwährend an, ich sollte ja die Wahrheit sagen, und es gezieme sich schlecht für einen Lama, verdächtige Fremdlinge durch das heilige Land zu begleiten."

„Was hast du denn gesagt?" fragte Hedin.

„Die europäische Karawane hätte neun Tagereisen nördlich von uns haltgemacht," antwortete Schereb Lama. „Wir drei aber hätten Erlaubnis bekommen, Lhassa zu besuchen."

„Und ließen sie dich dann ziehen?"

„Ich mußte ihnen erst ganz genau auseinandersetzen, wie es mit unserer Karawane stände. Ich glaube, sie haben auch dort hinauf schon Spione geschickt. Schließlich sagte der Häuptling, wir sollten bis morgen noch hier bleiben, er wolle zu uns kommen."

„Nun scheint es mir, als ob wir auf einem toten Punkt angelangt wären," sprach Hedin. „Hier wird es sich entscheiden, ob wir weiterziehen können — —"

„Und auch, ob man uns gestatten wird umzukehren. Denn daß sie uns nicht nach Lhassa gehen lassen, das ist nun wohl klar," sagte Schagdur.

„Ich glaube beinahe auch," meinte Hedin. „Wissen möchte ich nur, woher ihnen bekannt ist, daß ich ein Schwede bin?"

„Erinnern Sie sich nicht, Herr, daß eine Pilgerkarawane durch Tscharchlik zog, als wir im vorigen Herbst dort lagerten?" sprach der Burjat. „Vielleicht war die, welche wir vor einigen Tagen trafen, dieselbe? Und vielleicht hat einer der Leute Sie erkannt?"

„Wir wollen den Kopf obenbehalten und den Mut nicht sinken lassen," sagte Hedin. „Von dem Verhör morgen hängt alles ab. Am Ende auch unser Leben."

„Burchan mädine! Gott weiß," warf der Lama ein.

Schagdur nickte. An Schlaf war nicht zu denken. Auch heulten die Hunde rings um die Nomadenzelte her die ganze Nacht hindurch. Kaum dämmerte der Morgen, so stellten sich drei Tibetaner ein, stiegen von den Pferden und setzten sich zu den Pilgern ans Feuer. Nachdem man sich sehr höflich begrüßt hatte, stopften sie ihre Pfeifen und rauchten.

Plötzlich wandte sich einer an Hedin, obwohl dieser wie gewöhnlich die Rolle eines Dieners spielte.

„Nimm doch einmal deine schwarze Brille ab," sagte er.

Er tat es, und der Mann sah ihm rasch in die Augen, betrachtete sie verwundert und nickte darauf den beiden andern zu. Darauf wechselten sie ein paar Worte miteinander, die Schereb Lama später Hedin übersetzte.

„Seine Augen sind ebenso schwarz wie die unseren," hatten sie gesagt. „Sollte er ein Europäer sein? Diese sind alle blond und haben blaue Augen. Vielleicht ist er doch ein Burjat."

„Zeigt uns doch einmal eure Waffen," sagte nach einer Weile ein anderer.

Schagdur legte sofort sein russisches Magazingewehr vor ihnen nieder. Hedin fügte seinen Revolver hinzu. Sie nahmen sie scheu in die Hände, und der Burjat und der Schwede begannen nun den Mechanismus zu erläutern. Da wurden sie plötzlich ganz ängstlich, und einer von ihnen sagte:

„Tut die Dinger wieder weg."

Darauf erhoben sie sich und gingen, offenbar in dem Wunsche, möglichst rasch aus dem Bereiche dieser unheimlichen Waffen herauszukommen.

Sie waren noch nicht lange fort, da erschienen vier andere, darunter ein alter Mann in der Kleidung eines Lama von Rang. Wiederum spielte die Begrüßung sich in der höflichsten Weise ab. Schereb drückte die Handflächen gegeneinander und berührte mit der Stirn die des älteren Lama, wie es der Brauch unter den mongolischen Priestern erforderte.

Hedin gab sich schon, von dem friedfertigen, fast liebenswürdigen Benehmen des Lama beruhigt, der Hoffnung hin, daß alles noch gut gehen werde, als dieser sich zum Gehen anschickte und in der Zelttür noch die Worte sprach:

„Vorerst müßt ihr drei hier bleiben. Ich habe Boten an den Statthalter geschickt und anfragen lassen, ob ihr weiterreisen dürft oder nicht. Diesen Bescheid müßt ihr abwarten."

„Und wie lange kann das dauern?" fragte Schereb Lama demütig.

„Drei Tage — vielleicht aber auch fünf. Es kann aber auch sein, der Statthalter kommt selbst, um euch zu verhören und zu untersuchen. Bis dahin, beachtet dies wohl, seid ihr meine Gefangenen."

Mit diesen Worten ging er fort.

Schon nach einigen Stunden kam er wieder. Diesmal stieg er nicht vom Pferde, sondern erklärte — im wahrsten Sinne des Wortes von oben herab:

„Soeben habe ich die Nachricht vom Statthalter bekommen. Er kommt in drei Tagen persönlich her. Bis dahin werdet ihr auf meine Kosten verpflegt. Meine Leute sind angewiesen, euch Brot, Milch, Butter und Fleisch zu bringen, soviel ihr braucht, und keiner darf Bezahlung dafür annehmen. Es wird euch also an nichts fehlen. Das eine aber laßt euch gesagt sein: macht keinen Versuch, zu fliehen oder noch weiter ins Land einzudringen. Ich würde euch mit Waffengewalt gegenübertreten. Der

Dalai Lama wird Gnade vor Recht ergehen lassen, wie ich glaube. Vor kurzer Zeit noch sind alle, die auf solchen Schleichwegen, wie ihr sie eingeschlagen habt, Lhassa zu erreichen versucht haben, einfach enthauptet worden."

„Wir stehen unter dem Schutz eines mächtigeren Herrn, als der Dalai Lama ist," erwiderte Schagdur stolz.

„Wir kennen hier keinen höheren, keinen mächtigeren Herrn als den Dalai Lama," versetzte der Tibetaner. „Wisset, ich habe in den heiligen Büchern nachgeschlagen und darin gefunden, daß man euch dreien nicht trauen und euch auf keinen Fall nach Lhassa ziehen lassen darf. Auch weiß ich ganz genau, daß im Norden euer Gefolge steht, groß an Zahl. Das hat mir ein Jäger gemeldet, der euch dort begegnet ist. Laßt es euch gesagt sein: verhaltet euch hier ganz still und unternehmt nichts, was den Zorn des Volkes wachrufen kann oder was mich zu härterem Vorgehen zwingen könnte. Wenn ihr an meiner Macht zweifelt, so seht dorthin!"

Damit warf er sein Pferd herum und sprengte von dannen. Zwischen den Zelten erschienen nun überall bewaffnete Reiter, die nur auf seine Rückkehr gewartet hatten, um sich zu zeigen. Sie sammelten sich und kamen auf seinen Wink herangeritten, indem sie Lanzen, Speere, Säbel und Gabelflinten schwangen.

„Jetzt werden sie kommen, uns den Garaus zu machen," rief Schereb Lama.

Schagdur faßte seine Flinte. Hedin zog ebenfalls den Revolver, um auf alles gefaßt zu sein.

„So schlimm wird es nicht werden," sagte er. „Wenn sie uns töten wollten, würden sie nicht in so großer Anzahl kommen und es auch nicht am hellen Tage tun. Zu einem Morde ist die Nacht die beste Zeit."

Indessen schien doch der Lama recht behalten zu sollen. Die Reiter kamen in wildem Galopp geradeswegs auf die drei Pilger los. Staub und Steine flogen unter den Hufen der Pferde auf. Das Wiehern der halbwilden Tiere, das Geschrei der Soldaten, das Klirren ihrer Waffen vereinten sich zu einem Lärm, der wahrlich nichts Gutes verkündete. Schon waren sie ganz dicht vor Hedin und seinen Gefährten, im nächsten Augenblick mußte der Sturmwind über sie hinwegbrausen und sie mitsamt dem Zelt zermalmen — da teilte sich mit einer bewundernswerten Geschicklichkeit die Kavalkade, die eine Hälfte galoppierte zur Rechten, die andere zur Linken vorüber, um sich hinter dem Zelte wieder zusammenzuschließen.

Sie wiederholten das Manöver noch einige Male; doch als die Pilger wußten, daß es nur geschah, um ihnen Furcht einzuflößen, nahmen sie gar keine Notiz mehr davon. Schließlich gingen sie in ihr Zelt und legten sich

schlafen, ohne sich noch weiter darum zu bekümmern, was die Tibetaner begännen. Als die Nacht hereingebrochen war, trat Hedin mit Schagdur hinaus.

„Wo sind unsere Pferde?" fragte er.

„Gedenken Sie ihnen zu entschlüpfen, Herr?"

„Wie? Ich sollte fliehen, Schagdur, fliehen, wie ein Feigling?" antwortete Hedin. „Ein Schwede weicht nicht zurück, wenn er auch nur eine Spur von Stolz auf die Geschichte seiner Heimat besitzt."

„Unsere Pferde sind wie wir in Kost bei den Tibetanern," erklärte der Burjat. „Sie weiden frei, brauchen wir uns doch jetzt nicht mehr vor Dieben zu fürchten."

„Siehst du die Lagerfeuer rings um uns her?"

„Ja, Herr, wir sind von allen Seiten umstellt. Keine Maus könnte hindurch. Ich zähle siebenunddreißig Feuer."

„Mir tut nur Schereb Lama leid. Er ist ganz unglücklich. Er sagt, man würde ihm nun auf Lebenszeit verbieten, die heilige Stadt zu besuchen, und das ist für einen Mann seines Glaubens so gut wie Acht und Bann."

„Ist es Ihnen aufgefallen, Herr, daß die Tibetaner unser Spiel durchschaut haben? Sie wissen, daß Sie der Herr und ich der Diener bin."

„Allerdings, und wir haben unsere Rollen in diesen Tagen ja auch unmerklich wiederum vertauscht. Wie weit mag es von hier bis Lhassa noch sein?"

„Ich rechne fünf Tagereisen. Die Extraposten, die die Tibetaner hingeschickt haben, scheinen die Entfernung ja noch weit schneller zurückgelegt zu haben."

„Und da muß man umkehren. Hol' der Teufel die ganze Sippschaft! Aber ich wußte, wie es kommen würde, als ihr eines Tages auf der Jagd in ein Lager tibetanischer Jäger geraten wart. Erinnerst du dich?"

„Ja, und dann die zehn Pilger, die uns kurz vorher begegnet waren," setzte Schagdur hinzu.

„Es ist nicht zu ändern."

In diesem Augenblick trat Schereb Lama hinzu.

„Armer Freund," wandte der Schwede sich an ihn, „du mußt viel leiden um meinetwillen. Doch wenigstens wird es uns nicht ans Leben gehen."

„Wenn auch — meine Priesterlaufbahn ist doch vorbei," antwortete der Mongole, den Kopf schüttelnd. „Nie wird mir verziehen werden, was ich getan habe. Man hat Beispiele, Herr, daß Priester wegen weit geringerer Verstöße schwer bestraft worden sind. Ich habe einen im Kloster zur Urga gekannt, der war von dort aus auf den Knieen bis gen Lhassa gezogen — denken Sie sich, Herr, von Urga nach Lhassa auf den Knieen! — Sechs Jahre hat er dazu gebraucht, und zu guter Letzt ist ihm der Zutritt

Im Verlaufe des Verhörs, das er alsbald begann, stellte er die Frage: „Stehen hinter der Hauptkarawane, über deren Zusammensetzung wir genau unterrichtet sind, noch andere Scharen von Fremdlingen? Es wird vermutet, die Karawane sei nur der Vortrab eines feindlichen Heeres, das in unser Land einbrechen solle. Ist es an dem? Sagt die Wahrheit, denn nur dadurch könnt ihr euch retten."

„Wir reisen ganz allein," entgegnete Hedin. „Weshalb hätten wir sonst unsere große Karawane verlassen? Wir kommen in friedlicher Absicht, getrieben allein von dem Verlangen, die heilige Stadt zu sehen. Wir stehen unter dem unmittelbaren Schutz des Kaisers von Rußland."

„Das ist uns gleichgültig," antwortete der Dolmetscher. „Auch fragen wir gar nicht darnach, wer ihr seid und welchem Lande ihr angehört. Ihr dürft nicht nach Lhassa. Ihr müßt umkehren und dorthin gehen, von wo ihr gekommmen seid."

„Und weshalb verwehrt man uns, nach Lhassa zu ziehen?" rief Schagdur. „Der Kaiser von Rußland hat uns erlaubt, dorthin zu gehen. Und seit wann wird ein Burjat vom Besuch der heiligen Stadt ausgeschlossen?"

„Sobald er Europäer dorthin bringen will," versetzte der Tibetaner. „Das ist ein Verbrechen, und er soll sich freuen, wenn es ihn nicht den Kopf kostet?"

„Was? Was?" schrie Schagdur außer sich. „Der Bombo soll sich nur in acht nehmen, daß es ihm selbst nicht an den Kragen gehe! Wenn der Kaiser von Rußland erfährt, wie ihr Leute behandelt, die er hergeschickt hat, und die unter seinem Schutz stehen, dann ist er mächtig genug, den Bombo vom Erdboden wegzublasen, wie eine Gänsefeder. Er soll es nur wagen, uns ein Haar zu krümmen! Und vor allem möge er uns bald die Freiheit wiedergeben!"

„Was redest du da von Rußland und seinem Kaiser?" erwiderte der Abgesandte. „Wir fragen gar nichts nach ihm. Hier ist Tibet, und hier gebietet der Dalai Lama, niemand anders, und der Bombo vollführt nur dessen Befehle."

„Schon gut, aber er möge uns nicht mehr lange warten lassen," warf nun Hedin ein.

„Er wird bald eintreffen, denn er ist wenige Stunden nach mir aufgebrochen," antwortete der Dolmetsch. „Ich werde sogleich Boten an ihn abschicken, mit der Bitte, seine Reise nach Möglichkeit zu beschleunigen."

„Gut, gut, wir sind's zufrieden," sagte Hedin. „Und schickt nur auch noch einen Boten nach Lhassa und laßt dem Dalai Lama sagen, was wir Euch eben von dem Kaiser, unter dessen Schutz wir stehen, gesagt haben. Es kann nichts schaden, wenn der Dalai Lama etwas von der Macht und

zur heiligen Stadt doch verweigert worden. Auch mir wird es schlimm ergehen!"

„Der Statthalter Kamba soll ja in diesen Tagen kommen, dann wird sich alles entscheiden," sagte Hedin.

„Erwarten Sie nichts von ihm," entgegnete Schereb. „Ich kenne ihn. Er ist es, der alle nach Lhassa ziehenden Karawanen, ob von Pilgern oder von Kaufleuten, zu untersuchen und zu verhören hat. Er ist dem Dalai Lama unmittelbar verantwortlich dafür, daß kein Europäer durchschlüpft. Er wird uns nicht eben freundlich behandeln."

Während der drei Tage, die bis zur Ankunft des Statthalters verflossen, geschah nichts Außergewöhnliches. Die Tibetaner blieben in einem Kommen und Gehen, brachten Speise und Trank, waren freundlich bis zur Zudringlichkeit und ließen die drei Männer keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie im Notfalle aber auch sich als deren grimmige Feinde zeigen würden. Mehrmals sah man Reiter in der Richtung gen Lhassa fortsprengen, dann wieder kamen berittene Boten aus dieser Richtung an, und zwischen der heiligen Stadt und dem Lager schien ein fieberhafter Verkehr von Spähern und Kurieren zu herrschen. In diesen drei Tagen kamen auch unaufhörlich neue Scharen von Soldaten an, bis schließlich ein ganzes Heer rings um die drei Menschen her versammelt war. Offenbar hatte der ganze Bezirk mobil gemacht. Der friedliche Forscherzug eines einzigen Europäers hatte eine ganze kriegerische Bewegung in Tibet wachgerufen.

Siebentes Kapitel.

Bis hierher und nicht weiter!

Der dritte Tag der Gefangenschaft war herangekommen, da sprengte von dem tibetanischen Lager her eine Reiterschar auf das Zelt der drei Pilger zu.

„Aha, nun kommt seine Gnaden, der Herr Statthalter," sagte Hedin.

„Nein, das ist der Bombo nicht," antwortete Schereb Lama. „Den da kenne ich nicht. Es ist wieder nur ein Abgesandter."

So verhielt es sich auch. Der Tibetaner stellte sich als Dolmetscher des Statthalters vor, welcher dessen bevorstehende Ankunft anzumelden hätte. Er war zwei Tage und zwei Nächte ununterbrochen geritten. Er trat sehr höflich auf, verbarg jedoch nicht, daß er sich zu den hohen Standespersonen von Tibet zählte und ein großer Teil der Würde des Bombo auf seine Persönlichkeit überginge.

dem Einfluß dieses Kaisers erfährt. Er ist ein weitdenkender Mann und wird anderer Meinung sein als Ihr, wird sich nicht so gleichgültig darüber hinwegsetzen."

„Ganz gewiß," rief der Burjat ungestüm. „Denn seht Euch dieses Gewehr an, Herr Dolmetscher. Solche Gewehre haben alle die Tausende und Abertausende, die der russische Kaiser ins Feld führen kann, und mit diesem Gewehre schieße ich zehn von den Euren nieder, ehe diese auch nur mit Laden fertig sind. Überlegt, was das bedeutet, Herr!"

Der Dolmetsch zuckte die Achseln.

„Das ist gar nicht meines Amtes," sagte er. „Meine Sendung ist erledigt. Erwartet meinen Gebieter, den Bombo, und sagt ihm das alles, wenn ihr wirklich meint, daß es ihn interessieren könne."

Damit drehte er den Pilgern den Rücken zu und verließ das Zelt.

Zwei Tage später herrschte im tibetanischen Lager ein reges Leben. Die Zelte wurden abgebrochen. Die Pferde wieherten, die Schafe blökten die Yaks grunzten, die Menschen schrien durcheinander, ein ganzer Schwarm von Mongolen zog landeinwärts.

Schereb Lama jammerte, als er dies sah.

„Die Bauern werden weggeschickt," sprach er, „weil der Statthalter nun ein Strafgericht an uns vollziehen will. Gebt acht, jetzt wird er die Reiterei über uns herfallen lassen. Da kommen sie schon, sein Zelt aufzuschlagen."

„Woher weißt du, daß das Zelt des Bombo sein soll?" fragte Hedin.

„Weil es weiß und blau ist, das sind die Farben der hohen Beamten," antworte der Lama, „und seht nur, wie viele Menschen da ankommen anstelle derer, die fortgezogen sind. Da sind Soldaten — da sind Priester — da sind Häuptlinge. Der Bombo kommt mit großem Gefolge."

„Um so mehr Ehre für uns," antwortete Hedin lächelnd. „Man sieht, sie nehmen uns nicht für all und jeden."

Ein paar Stunden dauerte dieses Treiben, dann war ein förmliches Dorf von Zelten entstanden, und es war Mittag geworden, als der Dolmetscher wiederum vor den drei Pilgern erschien.

„Der Bombo ist angekommen," sprach er, „und fordert euch durch mich auf, alsbald vor ihm zu erscheinen. Brecht euer Zelt ab, errichtet es neben dem seinen und kommt zum Schmause. Es ist alles bereitet, schon werden die Speisen aufgetragen, und man wird euch die blaue Binde umlegen, zum Zeichen, daß man euch alle Ehre zu erweisen gedenkt, die euch gebührt."

„Sehr schmeichelhaft," erwiderte Hedin vortretend. „Doch sage deinem Bombo, daß ich bei ihm bessere Begriffe von Anstand und mehr weltmännische Bildung vermutet hätte. Weiß er nicht, daß es seine Pflicht ist,

erst mir einen Besuch abzustatten, ehe er mich zu einem Schmause bitten darf? Komme ich zu ihm oder er zu mir? Wenn er Verlangen nach unserer Nachbarschaft hat, so möge er sein Zelt neben dem unseren aufschlagen. Wir haben nicht nach ihm verlangt, wir begehren nichts weiter von ihm, als zu wissen, ob wir nach Lhassa ziehen dürfen oder umkehren müssen. Und vor allem soll er mir beweisen, ob er befugt ist, als Stellvertreter des Dalai Lama aufzutreten, ehe ich überhaupt mit ihm verhandle."

Der Dolmetsch fiel aus den Wolken; als er aber sah, daß es dem Fremden mit seinen Worten bitter ernst war, gebärdete er sich wie ein Verzweifelnder. Daß jemand einem Bombo so antwortete, war er nicht gewöhnt.

„Verlangt alles andere von mir, nur nicht, daß ich mit einem solchen Bescheid zurückkehre!" rief er aus. „Bedenkt doch nur! Ich bin geliefert! Was tat ich Euch zuleide, daß Ihr mich ins Unglück stürzen wollt? Der Bombo wird mich mit Schimpf und Schande fortjagen, wenn ich einen solchen Auftrag übernehme."

„Richtet es aus oder richtet es nicht aus," erwiderte der Schwede gelassen. „Solange der Bombo nicht zuerst zu mir kommt, kann er warten, bis in alle Ewigkeit — mich bekommt er nicht zu sehen."

Der Dolmetsch bat und bat, flehte und jammerte. Zwei volle Stunden wandte er all seine Überredungskünste an, Hedin gefügig zu stimmen. Als er endlich nicht mehr wußte, was er tun sollte, stieg er in den Sattel und ritt zurück.

„O, mein gnädiger Herr," rief der Lama, als er ihn sich entfernen sah, „mit dem verläßt uns der Friede. Nun haben wir nichts zu hoffen. Diese Beleidigung bricht uns den Hals."

„Tröste dich," entgegnete Hedin. „Dieser Herr Statthalter ist nicht der erste asiatische Würdenträger, mit dem ich zu tun habe. Ich weiß, wie man sie anzufassen hat."

„Sie haben wohlgetan, Herr," sagte Schagdur. „Vielleicht hat uns der Bombo nur in eine Falle locken wollen. Was braucht er uns zu Tische zu laden? Er wollte wohl gar nur, daß wir ohne Waffen zu ihm kommen sollten. Nein, wir wollen uns nicht überlisten lassen. Diese Flinte fällt nicht eher in seine Hände, als bis die letzte Patrone aus dem Laufe heraus ist!"

„Recht so, mein Kosak!" rief Hedin frohgemut. „Wenn es sein muß, werden wir mit Ehren zu sterben wissen!"

Stunden verstrichen, ohne daß etwas geschah. Die Zeit wurde den drei Pilgern zur Ewigkeit. Sven Hedin war sich klar darüber, daß er viel wagte, ja daß es hier ums Leben ginge, aber ebenso fest stand es für ihn,

daß er nicht anders handeln dürfe. Die Dinge schwebten jetzt gewissermaßen auf des Messers Schneide.

Ein lebhaftes Treiben herrschte um das Zelt des Häuptlings. Die Leute sammelten sich in dichter Schar. Den Dolmetscher sah man nicht wieder.

Plötzlich traten Soldaten in Reih und Glied, stiegen zu Pferde und bewegten sich gleich einem Walde von Lanzen auf das Zelt der Pilger zu. Nach wenigen Schritten schon schlugen die Pferde Galopp an, laut dröhnte der Hufe Schlag von dem jetzt wieder trockenen, harten Boden. Schereb Lama zitterte und betete. Unaufhörlich klang es von seinen Lippen: „Om mani padme hum! O Juwel in der Lotusblume!"

Als die Tibetaner dicht herangekommen waren, ritt aus ihrer Mitte der Häuptling hervor, umgeben von einer Schar prachtvoll gekleideter Männer. Die Soldaten, wieder bis an die Zähne bewaffnet, blieben ein wenig zurück. Nur die mittlere Gruppe kam noch näher.

Nun erkannten die Pilger auch den Dolmetscher wieder. Er sprengte bis vor die Zelttür, schrie Hedin zu, der Bombo sei da, und entfernte sich. Etwa zehn Meter vom Zelt sprangen mehrere Tibetaner aus dem Sattel und warfen einen Teppich und ein paar Kissen auf den Boden. Nun stieg der Bombo ab, der auf einem grauen Maultier saß, und ließ sich mit nur einem Manne seines Gefolges, einem vornehmen Priester, auf dem Teppich nieder.

Hedin trat auf ihn zu.

„Habt die Güte Herr, in mein Zelt zu kommen, wenn Ihr mit mir verhandeln wollt," sprach er fast in befehlendem Tone.

Der Statthalter erhob sich, sah ihn aus seinen kleinen Augen freundlich, doch verschmitzt an, lächelte und machte ein paar Einwendungen. Doch Hedin drehte ihm einfach den Rücken und ging in sein Zelt. Da bequemte der Mongole sich, ihm zu folgen. Hier hatte er nun freilich keinen Teppich und kein Kissen, sondern mußte mit einem Maissack vorlieb nehmen, der noch deutliche Spuren des letzten Regens trug. Sein Gefährte, der edle Lama, mußte sogar stehen. Der Bombo mochte etwa 40 Jahre alt sein; seine Züge waren schlaff und müde. Aber er suchte durch stetiges Lächeln über die Abspannung hinwegzutäuschen, die die überstürzte Reise verursacht hatte. Aus seinen Augen sprach unverkennbare Freude, daß so vornehme Reisende ganz seiner Willkür preisgegeben seien, allein er zürnte ihnen nicht, weil sie ihm Gelegenheit gaben, sich mit seiner Wachsamkeit groß zu tun und dadurch ein Lob beim Dalai Lama zu verdienen.

Er trug einen roten Mantel, den die Diener ihm abnahmen. Darunter kam ein Gewand von feinster gelber Seide zum Vorschein. Seinen kahlen Schädel zierte ein blaues Käppchen, und seine Stiefeln waren aus

grünem Samt. Er ließ durch den Dolmetsch Schreibmaterial vorlegen und begann ein Verhör, das Punkt für Punkt mit großer Umständlichkeit zu Protokoll gebracht wurde. Auch seine Fragen bezogen sich hauptsächlich auf die Karawane, die im Norden zurückgeblieben war, auf deren Zusammensetzung und Kopfzahl, und Schagdur, der neben Hedin sich sehr lebhaft an der Unterhandlung beteiligte, hatte den glänzenden Einfall, die Stärke des Hauptquartiers bei weitem zu übertreiben. Hedin erkannte seine Absicht und tat das Seine, die Angaben des Burjaten zu bestätigen. Er merkte, daß die Tibetaner vor allem fürchteten, das nach Tausenden zählende Heer, das nach ihrem Vermuten in den Bergen versteckt wäre, würde das Land verheeren, wenn man diesen Fremdlingen ein Leid zufügte.

Der Bombo untersuchte darauf die Koffer der Pilger, doch geschah dies nur ganz oberflächlich. Wahrscheinlich glaubte er, es seien irgendwelche teuflischen Gegenstände darinnen, deren Berührung mit Lebensgefahr verbunden sei.

„Wozu schreibt Ihr das alles so haarklein auf?" fragte Schagdur.

„Das wird nach Lhassa geschickt," antwortete Kamba, der Statthalter, „und ihr könnt euch denken, daß der Dalai Lama sehr genau unterrichtet zu sein wünscht."

„Warum haltet Ihr Burjaten auf, die doch berechtet sind, nach Lhassa zu gehen?" fragte Schagdur weiter.

„Der dort ist kein Burjat," versetzte Kamba, „er ist ein Europäer, und zwar ein Schwede. Der Dalai Lama weiß das schon; doch hat er mir ans Herz gelegt, den Herrn so höflich zu behandeln, wie einen hohen Beamten unsers Landes. Also tu ich es."

„Man merkt wenig davon," entgegnete Schagdur barsch. „Mußten wir Euch doch erst sagen lassen, was die Höflichkeit erforderte. Ich aber bin ein Burjat. Wie steht es mit mir? Mein Kaiser wird das nicht so hingehen lassen, das kann ich Euch sagen."

„Du willst uns ja bloß Angst machen," antwortete Kamba mit seinem verschmitzten Lächeln.

„Ich habe ein Recht, Lhassa zu besuchen!" rief Schagdur. „Was denn, wenn ich ruhig weiterziehe? Wer will es mir verwehren? Das darf selbst der Dalai Lama nicht?"

Der Bombo hob die Hand und legte sie flach an seinen Hals.

„Wenn ihr auch nur einen Schritt weiter gen Süden geht," erwiderte er ruhig und bestimmt, „so fällt euer Kopf. Ich erkläre euch hiermit ein für allemal, Euch, dem Schweden, Euch, dem Burjaten, und auch Dir, dem Lama: ihr alle drei müßt zurück."

„Gut, gut, wir werden uns fügen," sagte Schagdur, „aber verlaßt Euch drauf, diese Sache wird noch weite Kreise ziehen. Ihr werdet schon sehen, was für böse Folgen sich daraus für Euch und für Tibet entwickeln werden. Wir sind friedlich durch dieses Land gezogen, wir haben niemand etwas zuleide getan. Uns aber haben Räuber überfallen, mit dem Leben bedroht und uns Pferde gestohlen."

„Ihr seid auf Schleichwegen gekommen und selbst schuld daran."

„Auf Schleichwegen? auf Schleichwegen?" entgegnete der Burjat. „Und dennoch wimmelte es auf diesen Schleichwegen von zudringlichen Spionen und von fragwürdigem Gesindel, von Buschkleppern, von ungastlichen Hirten, die uns nicht einmal eine Schale Milch verkauften. Für die gestohlenen Pferde aber verlangen wir Schadenersatz."

„Ich bin nur für das verantwortlich, was in meiner Provinz geschieht," erwiderte der Bombo.

„So, so? dies war also nicht Euer Land?" rief der Burjat höhnisch. „Wem gehört es denn? Gehört es etwa schon zu Rußland?"

„Dem Dalai Lama gehört es, Mann!" versetzte Kamba ärgerlich und erhob sich. „Genug nun! Man wird euch andere Pferde geben."

Darauf verließ er das Zelt. Draußen wechselte er ein paar Worte mit einem seiner Leute, und sofort wurden zwei Pferde vorgeführt.

Schagdur betrachtete sie mit kritischen Blicken.

„Was, Herr Statthalter?" sprach er mit wegwerfender Miene. „Ihr wagt es, uns solche Krippensetzer anzubieten? Unsere Pferde waren edle Tiere, Herr, denen man etwas zumuten durfte. Würdet Ihr Euch getrauen, auf diesen Schindmähren auch nur eine Tagereise zu machen?"

„Bringt andere!" befahl Kamba. Und nun wurden zwei gute Pferde vorgeführt, an denen der Kosak nichts auszusetzen hatte.

Darauf wandte der Statthalter sich an Hedin, den er mit durchbohrendem Blick musterte.

„Hört mein letztes Wort," sprach er. „Ihr könnt hier bleiben, solange Ihr wollt — Ihr könnt aufbrechen, wann Ihr wollt — aber Euer Weg geht dorthin," damit wies er gen Norden. „Eine Geleitschaft soll Euch nach der Grenze bringen, und Proviant wird Euch kostenlos geliefert werden. Und Ihr," wandte er sich an Schereb Lama, „laßt Euch dies gesagt sein: Ihr seid ein Verräter, und Euer Name ist in die Liste der Verdächtigen eingetragen worden. Nie wieder dürft Ihr das heilige Gebiet betreten."

Schereb Lama senkte traurig das Haupt. Es war, als sei ihm das Todesurteil gesprochen worden.

Der Statthalter bestieg sein Maultier, und umringt von seinen reich-

geschmückten Würdenträgern, ritt er von dannen. Die letzten Strahlen der Sonne funkelten auf den silbernen Säbelscheiden, auf den goldenen Armbändern, auf den Edelsteinen, die sie an den Ohren und in den Haaren trugen. Dann kam die Nacht, und die Sterne erschienen am Himmel. Drunten aber glänzten wiederum die Feuer der Wachtposten, doch nur im Halbkreis von Osten, Süden und Westen, nach Norden hin war der Weg frei.

Am Morgen stellten sich drei vornehme Tibetaner ein, welche erklärten, daß sie beauftragt seien, den Fremdlingen auf dem Rückwege das Geleit zu geben. In einiger Entfernung hielten fünfzig Reiter, die Mannschaft der Eskorte.

„Warum sollen so viele Soldaten mit?" rief Schagdur. „Habt ihr so große Furcht vor uns?"

„Dies geschieht, weil dieser dort," antwortete einer der Tibetaner, „ein vornehmer Sahib ist, dem alle Ehrfurcht erwiesen werden soll."

„Larifari," versetzte Schagdur grob. „Ich sage euch, ehe diese da nur einmal schießen können, haben wir sie mit unsern Waffen alle niedergeknallt."

„Es soll ja gar nicht geschossen werden," sagte der Tibetaner. „So harte Worte brauchen nicht zwischen uns gewechselt zu werden, wir sind ja Freunde."

„Laß gut sein, Schagdur," mischte Hedin sich ein. „Wir brechen noch heute auf. Eure Begleitung nehme ich an, ihr Herren. Wie weit sollt ihr mich führen?"

„Die Hälfte des Weges, der bis zu Eurem Hauptquartier zurückzulegen ist," war die Antwort.

„Gut denn," sagte Hedin, und sich zu Schagdur wendend, setzte er auf Russisch hinzu: „Nach Lhassa dürfen wir also nicht, aber wir kommen doch nicht ums Leben, und das ist auch etwas wert."

✣✣✣

Achtes Kapitel.

Zurück!

Die drei Tibetaner hießen Solang Undü, Anna Tsering und Dakkschе. Sie waren gemütliche Männer, die sich ihres verdrießlichen Amtes mit Geschick und Anstand entledigten und es sogar verstanden, zwischen sich und den Fremdlingen ein fast freundschaftliches Verhältnis entstehen zu lassen, ohne dabei ihre Wachsamkeit zu verringern. Ein reges Treiben

herrschte nun um die Reisenden her, sie waren fürder nicht mehr einsam. Die tibetanischen Soldaten mit ihren Gabelflinten, ihren Säbeln und Speeren ritten bald geschlossen hinter ihnen, bald sprengten einzelne Abteilungen voraus oder nebenher oder verloren sich wohl auch auf Rekognoszierungsritten aus dem Gesichtskreise. Ihre Pferde trugen Glöckchen um den Hals, die ununterbrochen klangen, und das Schnattern und Schreien der Leute verstummte keinen Augenblick. Dazwischen ertönte das Schnurren von Gebetsmühlen, die zwei mitreitende Lamas unermüdlich in Bewegung hielten.

Fünf Tage lang waren die drei Pilger in dieser Gesellschaft, dann hatte man jene Stelle erreicht, wo auf dem Herwege die Wallfahrer mit Sampo Singi zusammengetroffen waren. Hier verabschiedeten sich die Tibetaner, nicht ohne Hedin einzuschärfen, daß jeder neue Versuch, wieder gen Süden zu ziehen, ebenso fehlschlagen würde, wie dieser erste, und daß er Tibet verlassen müsse.

„Wenn Ihr dennoch abermals südwärts zieht, so verfallt Ihr dem Zorn des Dalai Lama, der dann vielleicht nicht mehr so gütig ist wie jetzt. Man wird Euch Millionen von Soldaten entgegenstellen, und Haufen von Kriegern werden jedes einzelne Eurer Kamele festhalten."

„Für dieses Mal habe ich genug von Tibet," erwiderte Sven Hedin lächelnd. „Ich sehne mich nach Hause. Das aber will ich euch sagen, so sehr ihr auch bemüht seid, euer Land gegen Europäer zu verteidigen, auf die Dauer werdet ihr diese Absperrungspolitik doch nicht durchführen können. Seht euch Indien an — es ist europäischer Besitz, seht euch China, Korea und Siam an — alle diese Länder haben sich mit den Europäern abfinden müssen. Auch euch wird es nicht anders ergehen. Auch an Tibet wird einmal die Reihe kommen."

Nun waren die Pilger wieder allein. Fast tat es ihnen leid, daß die Tibetaner fort waren, denn es war so behaglich gewesen, keine Sorge um die Tiere, um die Ernährung, um die Sicherheit zu haben. Jetzt mußten sie wieder selbst wachen und jagen und zur Verteidigung bereit sein. Stürme mit Regen und Hagelschauern stellten sich ein. Wie auf dem Herwege übernahm Hedin die erste Nachtwache, setzte sich in den Eingang des Zeltes und las oder schrieb, um alle fünf Minuten einen Rundgang zu machen. Schagdur löste ihn ab und setzte sich gewöhnlich mit der Pfeife zwischen die Pferde. Dann kam der Lama an die Reihe, der ruhelos umherschritt und in einemfort betete, um Verzeihung für die Sünde zu erflehen, die er begangen zu haben meinte.

Am 20. August durften sie sich sagen, daß sie nun nicht mehr fern von dem Hauptquartier sein könnten. Sie ritten langsam, denn ihre Tiere

waren müde, obwohl sie abwechselnd den alten und den neuen, die sie von Kamba verlangt hatten, den Sattel auflegten. Am Mittag dieses Tages hörten sie einen Flintenschuß und sahen einen Yak einen Hügel bergan flüchten.

Sie ritten sofort nach dieser Seite hin und erblickten in der Ferne zwei Männer.

„Laßt uns ruhig weiterziehen," sagte Hedin. „Wir wollen uns um diese Menschen gar nicht mehr kümmern — ich habe mir wahrlich einstweilen an allem, was Tibetaner heißt, den Magen verdorben. Ich mag mit keinem dieser Sippe noch ein Wort wechseln, und ich habe das Gefühl, als wenn ich bei neuen Zudringlichkeiten aus der Haut fahren könnte."

„Sie haben uns schon gesehen, Herr, sie kommen direkt auf uns zu," sagte Schagdur. „Herr — Herr, das sind keine Tibetaner, das sind die Unserigen!"

„Was? Täuschen dich deine Augen nicht?"

Nein! Schagdur hatte recht gesehen. Da kamen sie herangesprengt und schwenkten die Mützen, und im nächsten Augenblick sprang einer vom Pferde, stürzte das letzte Stückchen zu Fuß herbei und umfing mit beiden Armen die Kniee Sven Hedins.

„Sind Sie glücklich wieder bei uns, mein gnädiger Herr?" rief der Mann und weinte vor Freuden.

„Ja, mein guter Tscherdon! Gott zum Gruß!"

Es war der Landsmann Schagdurs mit Tokta Ahun, einem Türken. Sie hatten eine Yakspur verfolgt, um frisches Fleisch zu beschaffen. Daß sie ihren Herrn treffen würden, hatten sie nicht vermutet. Sie rechneten jetzt noch nicht auf seine Rückkehr, war doch noch nicht die Hälfte der Frist verstrichen, welche Hedin als Dauer seines Abstechers nach Lhassa angegeben hatte.

Wenige Stunden später lag der Schwede wieder in seinem bequemen Zelt, in der Mitte seiner Getreuen. Er beklagte es nicht, daß er unverrichteter Dinge umkehren mußte, denn er hatte auf diesem Pilgerzuge ein großes Stück Land kennen gelernt, das noch ganz unerforscht war, tiefe Einblicke in das Wesen und die Sitten des wilden Gebirgsvolks waren ihm vergönnt gewesen, und man hatte ihn schließlich doch mit großer Ehrerbietung behandelt.

Der Rückmarsch der Karawane war unendlich mühselig; mehrere der Leute und viele Kamele erlagen den Strapazen, dahingerafft von der Bergkrankheit, von dem langen Aufenthalt in der trockenen, dünnen Luft und der schneidenden Kälte. Schagdur erkrankte unterwegs auch und mußte zurückgelassen werden.

Als Hedin ihn in dem Krankenhause der Missionsstation, wo er untergebracht worden war, besuchte, um ihm Lebewohl zu sagen, da ward der prächtige Burjat zum erstenmal auf der ganzen Reise mutlos und lebensmüde. Er weinte wie ein Kind und mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, sonst wäre er trotz seiner Krankheit mitgegangen, selbst auf die Gefahr hin, im Kamelsattel sterben zu müssen.

In Kaschgar nahm Hedin Abschied von Tschernoff und Sirkin. Schereb Lama und Tscherdon begleiteten ihn noch bis Astrachan. Die vier Kosaken erhielten vom schwedischen König die goldene Medaille und vom russischen Kaiser das Ehrenkreuz des Annenordens und ein Geldgeschenk. Der Lama fand Aufnahme in einem buddhistischen Kloster.

Sven Hedin aber wurde in Anerkennung seiner Verdienste um die Erforschung eines großen Teils des unbekannten Asiens vom schwedischen König geadelt.

Anmerkung. Wer sich nach dieser kurzen Erzählung für Hedins Persönlichkeit und Taten interessiert, dem diene zur Mitteilung, daß alle seine Reisebeschreibungen im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen sind. Es sind das die Werke: „Durch Asiens Wüsten", „Im Herzen von Asien", „Abenteuer in Tibet" (ein Auszug aus den beiden vorgenannten Büchern) und „Trans-Himalaja". Die höchst lebendige Schreibweise des Schweden, die interessante Natur der Gegenden und Völker, die er besucht hat, und der mannhafte, edle Charakter des Reisenden selbst machen diese Werke überaus geeignet auch zur Lektüre für die reifere Jugend. Sie seien hiermit jedem Knaben, der sich gern für große Männer und deren Leistungen begeistert, aufs wärmste empfohlen.

Von der Sammlung „Helden" sind bis jetzt folgende fesselnde Erzählungen erschienen:

Heft 1. **Das Blutbad von Teutoburg.**
Heft 2. **Die Blume der Katakomben.**
Heft 3. **Ellak, der Steppenwolf.**
Heft 4. **Kniva, der König der Sterbenden.**
Heft 5. **Um Freiheit und Glauben.**
Heft 6. **Der Narr von Genua.**
Heft 7. **Der weiße Schrecken.**
Heft 8. **Bei den Kanibalen der Südsee.**
Heft 9. **Tausend Kilometer im Kanu.**
Heft 10. **Der Todesgang der Karawane.**

Preis jedes Heftes 25 Pf.

Heft 1—5 können auch zusammen als Band I der Sammlung,
Heft 6—10 als Band II der Sammlung
auf besserem Papier gedruckt, jeder Band mit fünf Vollbildern geschmückt, hocheleganten in Ganzleinen gebunden, zu dem außerordentlich **billigen Preise von je 2.25 Mark** bezogen werden.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Unter der Guillotine.

Eine Erzählung von der französischen Revolution und dem ersten Auftreten Napoleons.

Von **Walter Heichen.**

1.

Das Ende eines Königs *).

Man schrieb den 17. Januar 1793. Seit 30 Stunden hatte der Nationalkonvent von Frankreich über das Schicksal des entthronten und gefangenen Königs Ludwig XVI. zu Gericht gesessen. Die ehemalige königliche Reitschule war der Versammlungsort, ein nüchterner Saal mit symmetrischen Bänken, einer viereckigen Rednerbühne, rechtwinkligen, schachtelartigen Tribünen und geradlinigen Bindebalken. Zwischen diesen rechten Winkeln und geraden Linien saß der Konvent: zwischen der Geometrie der Sturm — ein Gewimmel von großen und kleinen Geistern, eine Schar von Riesen und Zwergen, von Adlern und Mäusen, von Genies und Durchschnittsmenschen, eine Versammlung, in der sich die ganze schwelende oder flammende Stimmung jener furchtbaren Zeit zu einem Brennpunkt vereinte, ein Volkspalast, der sich auf einem zusammengestürzten Königshaus aufbaute.

An den Wänden hingen noch die Plakate, die zur Zeit der Flucht und Gefangennahme der königlichen Familie ganz Paris überflutet hatten. Da las man: „Der König wird zurückgebracht. Wer ihn begrüßt, bekommt Stockprügel!" Auf einem andern standen die Worte: „Hut aufbehalten! er fährt an seinen Richtern vorbei!" Vor diesen Schriften und diesen Menschen hatte sich am 11. und am 26. Dezember

*) Die Beschreibungen des revolutionären Paris in den Kapiteln 1 und 3 lehnen sich an Hugos geschichtlichen Roman „1793" an.

des Jahres 1792 Ludwig XVI., dieser Märtyrer seines Standes, mit schlichten Worten und in würdevoller Haltung verteidigt. Aber das Volk erinnerte sich nicht, daß dieser Mann anders geartet war als sein Vorgänger, daß er ein weiches Herz, ein Gefühl für Pflicht und Recht und den besten Willen hatte, sein Volk glücklich zu machen; das Volk vergaß, daß er oft auf seine Apanage verzichtet hatte, um das Elend der Armen zu lindern. Das Volk forderte seinen Tod, um in seiner Person ein System zu erschlagen, das von Frankreichs Boden verschwinden sollte.

Die Verteidigungsrede des Königs war durch zündende Ansprachen der großen Volksvertreter widerlegt worden. Danton hatte mit seiner Löwenstimme den Saal erschüttert; Robespierres kalter, schneidender Ton und Marats an einen Wolf erinnerndes Knurren war erklungen. Saint-Just, der Bluthund mit dem Mädchengesicht, hatte seine flammende Beredsamkeit, Desmoulins, der edle Träumer, seinen schwärmerischen Phrasenschwall über das Haupt des unglücklichen Königs hinfluten lassen.

Dann schritt das Volk zur Abstimmung. Die sieben Vertreter des Kreises Haute-Garonne wurden zuerst zur Stimmenabgabe aufgerufen, und ein Mann, namens Mailhe war es, der zu allererst dem König das Wort „Todesstrafe" entgegenschleuderte. Nach ihm fällten seine Landsleute Delmas, Projean, Calès, Ayral, Julien und Desaby das gleiche Urteil. Das Publikum auf den Tribünen, das sich Kopf an Kopf drängte und mit unerschöpflicher Ausdauer dieses Ende der langen Verhandlungen abgewartet hatte, begrüßte jeden neuen Todesspruch mit wildem Beifallsgeschrei.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Durch die hohen Fenster sah die Dämmerung herein. Auf den weißen Gipsstatuen, die zwischen den Fenstern standen, zeigten sich tiefe Schatten. Die von außen leise durch die Spalten eindringende Winterluft vermochte den Dunst nicht aufzufrischen, den das Holzfeuer in den eisernen Öfen und die vielen aufgeregten, schwitzenden und eifernden Menschen verbreiteten. Die über der Rednertribüne herniederwallende Trikolore hing unbeweglich in der dicken Atmosphäre.

Wie Gewitterstimmung lastete es in dem weiten Saale, und gleich Blitzen, die aus finstern Wolken zuckten, folgten einander die tragischen Richtersprüche dieser vom Freiheitstaumel trunkenen Menschen.

Paganel erklärte: „Todesstrafe! Ein König ist nur nützlich, wenn er stirbt!"

Millaud rief: „Wenn es heute noch keinen Tod gäbe, so müßte man ihn erfinden."

Raffron du Trouillet, ein greiser Eiferer mit schneeweißem Haar, schrie mit schriller Stimme: „Schleunige Todesstrafe!"

Gonpilleau übertrumpfte ihn noch mit den Worten: „Gleich aufs Schafott mit ihm! Verzögerung ist Gnadenfrist!"

Sieyès, den Robespierre den Maulwurf der Revolution nannte, faßte sein Votum in das eine düstere Wort zusammen: „Tod!"

Fast schien es, als seien Mitleid und Nachsicht aus der Welt geschwunden; da fand Buzot als erster den Mut, vor dieser nach Königsblut dürstenden Menge den Vorschlag zu machen, man solle, ehe man ein Todesurteil fälle, jede Stadt, jeden Bezirk Frankreichs befragen, kurz, das gesamte Volk sprechen lassen.

Doch sogleich wurden tausend Stimmen laut, die ihn übertönten. Die Wände zitterten unter dem Geschrei des Pöbels. Einen Augenblick schien es, als wollte die Menge über Buzot herfallen; doch Dantons brüllende Stimme überschrie das Getöse, und man begriff, daß der eine Buzot nichts bedeute, nichts vermöchte gegen den auf Vernichtung gerichteten Gesamtwillen. Nach Danton warfen auch Robespierre und Marat das ganze Gewicht ihres Urteils in die sinkende Wagschale, und die Schale, in der das Leben des Königs lag, stieg hoch wie eine Feder.

„Wie? Das Volk befragen?" rief Thuriot, „vierundvierzigtausend Gerichtshöfe einsetzen? Das würde ein Prozeß ohne Ende, und Ludwigs XVI. Haupt hätte Zeit genug, weiß zu werden, ehe es fiele!"

„Ich kenne das Erbarmen nicht, das die Völker erwürgt und den Despoten verzeiht! Todesstrafe!" rief der jüngere Robespierre, der seinen Bruder an Grausamkeit und Blutdurst noch übertraf.

„Das Blutvergießen ist mir ein Greuel, aber Königsblut ist kein Menschenblut!" erklärte Foussedoire. „Todesstrafe!"

„Ohne toten Tyrannen kein freies Volk!" rief Jean Bon-St. André.

„Solange der Tyrann atmet, hat die Freiheit keine Luft!" rief Lavicomterie.

„Tod Ludwig dem Letzten!" schrie Chateauneuf-Randon.

„Man sollte eine Kanone extra für den Kopf Ludwigs XVI. gießen!" sprach Tellier.

„Mit nichten!" sagte Rouyer dagegen. „Der Kopf eines Königs braucht im Fallen nicht mehr Lärm zu machen als der eines andern Menschen."

Manuel, der Prokurator des Stadtrats, erklärte: „Der Tod eines Königs macht die Welt um keinen Menschen ärmer!"

„Bisher sind die Menschen gestorben, weil das Volk schlief," ließ sich Lasource vernehmen. „Nun stirbt ein König, weil es erwacht ist!"

Mercier rief mit der heisern, abgebrauchten Stimme eines Kaffeehausredners: „Todesstrafe! Dieser 21. Januar soll allen Königen in den Nacken fahren!"

St. Fargeau, St. Just, Fouché mit der Teufelsseele und dem Leichengesicht, Sillery, der Krüppel, Guadet, der in einer Nacht den schlafenden Dauphin auf die Stirn geküßt, Rabaut-St. Etienne ,Quinette, Camus, Dupont, Lacroix, ein General, der im verflossenen Herbst erst das Ludwigskreuz erhalten hatte, Ruth, der Unerbittliche, der später Selbstmord übte, weil er die Republik nicht überleben wollte, Garan-Coulon, der, als sich der Hof von Spanien für Ludwig XVI. verwenden wollte, die trotzigen Worte sprach, man solle sich nicht herablassen, die Fürbitte eines Königs für einen andern zu lesen, Robert Lindet, der furchtbare Schöpfer des Sicherheitsausschusses, jenes Ungeheuers, das Frankreich mit einundzwanzigtausend Armen, welche man die revolutionären Ausschüsse nannte, in eiserner Umklammerung festhielt, der poetische und grausame Tallien und viele andern fällten das Todesurteil.

Auf den Tribünen zählten die Männer all diese Stimmen laut oder an den Fingern her; andere merkten sie durch Striche in ihren Notizbüchern an. Geputzte Frauen mit ausgeschnittenen Kleidern führten darüber mit Nadelstichen in den Verzeichnissen der Abgeordneten Buch. Mit tosendem Gelächter wurde das Urteil eines Abgeordneten aufgenommen, der vor Müdigkeit eingeschlafen war und von einem Türhüter zur Stimmenabgabe geweckt wurde. Mit halbgeöffneten Augen rief er: „Todesstrafe!" und schlief gleich darauf wieder ein.

Danach kamen die Girondisten zur Abstimmung, und hier fanden einige den Mut zu hochherzigen Worten der Verteidigung für den unglücklichen König, so Vergusand, der greise Tronchet, Petion, Malesherbes und Desèze. Auch Lanjuinais, der edle, starrsinnige Bretone, stimmte für Leben und erklärte, die Versammlung sei überhaupt nicht befugt, ein endgültiges Urteil zu fällen. Charles Villatte warf die verwegenen Worte hin: „Ich mag nicht unterm Fallbeil abstimmen!" —

Gentil erklärte: „Ich bin für Gefängnis. Ein zweiter Karl Stuart wird uns einen zweiten Cromwell bringen!"

Bancal, ein kleinlicher Krämerssohn, der sich's nie hätte träumen lassen, daß er einmal über Leben und Tod eines Monarchen entscheiden solle, sprach: „Ich bin für Verbannung. Der erste König der Welt soll sich als Handwerker sein Brot verdienen."

„Ich bin ebenfalls für Verbannung," ließ Albouys sich vernehmen. „Er mag als lebendiges Gespenst zwischen den andern Thronsesseln der Welt umgehen."

Zangiaconi rief: „Gefängnis! Laßt ihn leben, damit wir ihn auf immer als Schreckbild benützen können!"

„Den Toten könnte Rom heilig sprechen," meinte Chaillot, „deshalb laßt ihm das Leben!"

Duchâtel, ein Abgeordneter des Departements Deux-Sèvres, der so krank war, daß er sich auf der Bahre in den Saal tragen lassen mußte, stimmte, selber schon dem Tode geweiht, für Leben.

Doch alle Bemühungen der Girondisten, das Äußerste zu vermeiden, schlugen fehl. Die selbst schon im Sterben liegende Partei wurde von der rücksichtslos vorwärts stürmenden Bergpartei einfach überrannt. Der Konvent kannte und achtete kein andres Gesetz als seinen Willen, und sein Wille war, daß Ludwig XVI. sterbe. Man verurteilte ihn nicht nur zum Tode, sondern verfügte auch die unverzügliche Vollstreckung des Urteils.

All diese Menschen, die den grausamen, ungerechten Spruch mit Jubel begrüßten, wußten nicht, wie nahe ein jeder von ihnen dem Schicksal sei, das sie jetzt über ein gekröntes Haupt verhängten. Die Zeit hatte einen kurzen Atem, und als Ludwig XVI. zur Guillotine verurteilt wurde, da hatten die drei gewichtigsten unter seinen Feinden selber nur noch eine kleine Lebensfrist vor sich: Robespierre achtzehn, Danton fünfzehn und Marat gar nur noch fünf Monate. Hunderte andre sollten noch im selben Jahre gleichfalls in „die rote Mette" gehen, wie man den Tod unterm Fallbeil der Guillotine damals nannte. Als Gensonné eines Tages die steilen, unbequemen Stufen zur Rednerbühne im Nationalkonvent emporstieg, stolperte er und rief: „Das ist die reine Guillotinentreppe!" — „Ja, übe dich nur immer," antwortete man ihm. Und diesen zynischen Scherz hätte man unzähligen andern mit gleichem Recht zurufen können. Einstweilen frohlockten sie über ihren Triumph und verbreiteten die frohe Nachricht in der ganzen Stadt, und die Stadt jubelte mit ihnen. Diese Nacht, die auf den 17. Januar folgte, war eine Nacht des Taumels, der Trunkenheit. Die Revolution hatte ihr erstes großes Ziel erreicht; der Blutdurst des Pöbels konnte sich am Leben eines Königs sättigen.

Wo man hinhörte, sprachen die Leute von der bevorstehenden Hinrichtung Louis Capets. An den vorm Hause stehenden Tischen, wo die Familien unter sich beim Abendbrot saßen, war davon die Rede. Auf den Kirchenstufen, wo die Weiber für die Soldaten im Felde bei den Klängen der Marseillaise Charpie zupften, zählte man die Stunden,

die noch vergehen sollten, bis das arme, verhaßte Haupt fiele. Auf den großen Plätzen, wo unter den Augen der Menge Gewehre und Degen angefertigt wurden, in den Läden der Antiquitätenhändler, wo jetzt der Hausrat geplünderter Paläste und Kirchen feilgeboten wurde, vor den Theatern und in den Kneipen, wo die Zecher sich in Chorhemden gekleidet hatten und den Wein aus den goldenen Gefäßen der Kathedralen tranken, wurde das große Thema erörtert. Die Leute, die sich vor den fliegenden Kaufständen, den Krambuden, den Karren ansammelten, auf denen allerlei Ware von Haus zu Haus gefahren wurde, vergaßen das Kaufen über dem Schwatzen. In den armseligen Schlupfwinkeln ehemaliger Gräfinnen und Marquisen, von denen manche eine Dachkammer mit einer Aussicht auf ihr einstiges Schloß bewohnte und sich mit Nähen kümmerlich nährte, knüpfte man trostlose Betrachtungen über die eigene Sicherheit an die Kunde von der Verurteilung des Königs. Bänkelsänger sangen an allen Straßenecken Couplets auf Ludwig Capet und auf die Guillotine. Man tanzte in den leeren Klöstern, in den entweihten Kirchen, wo die Statuen der Heiligen die Revolutionsmütze trugen, Freudentänze der frohen Botschaft zu Ehren. Vor den Viktualienläden und vor den Bäckerläden, wo die Frauen in langer Kette standen und geduldig die Nacht hindurch warteten, bis die Reihe an sie käme, hineinzugehen und sich Brot oder Hülsenfrüchte geben zu lassen, vertrieb man sich die Zeit mit Erörterungen über den Sturz der Monarchie.

Am tollsten ging es auf einigen Plätzen her, wo man vor Ungeduld, da der lebende König immerhin noch eine kurze Frist hatte, die Statuen der Könige niederriß. Auf dem Vendômeplatz hatte der bronzene Ludwig XIV. hundert Jahre lang gestanden. Er fiel und erschlug im Fallen eine Frau, die an dem um seinen Hals geschlungenen Seile zog. Auf dem Konkordienplatz wurde das Bronzebild Ludwigs XV. zertrümmert. Ein Mann, der es wagte, Protest gegen diese Bilderstürmerei zu erheben, wurde totgeschlagen. Von der überlebensgroßen Herrschergestalt blieb nur ein Arm übrig, den der Fürst mit der Gebärde eines römischen Imperators ausstreckte. Dieser Arm, der rechte, wurde als Geschenk vom Volk dem alten, greisen Opfer der Fürstenwillkür, dem Bürger Latude, überbracht, der siebenunddreißig Jahre unschuldig in der Bastille geschmachtet hatte. Noch war er nicht lange frei — noch war es nicht lange her, da saß er auf Befehl desselben Königs, dessen Statue über ganz Paris ragte, mit einem Ring am Halse und einer Kette um den Leib, lebendig vermodernd im Kerker — und nun war die Statue gefallen, die Monarchie im Gefängnis, der Gefangene Herr über die Hand, die seinen Haftbefehl geschrieben, und nur ein

erzener Arm noch übrig von jenem allmächtigen König und schmachvollen Menschen.

Nun ging die ganze prachtvolle Welt dieses Königtums zugrunde! Welch eine Wandlung, welch ein Umsturz! Vor kurzem noch war der Mann, der jetzt gefangen saß und dem Tode durch das Fallbeil entgegenging, zwischen Gold und Spiegeln und Lichtern, zwischen Samt und Seide und Edelsteinen, zwischen Schminke und Puder und Ordenssternen gähnend und lächelnd einhergewandelt, der schwächliche, vor Langeweile vergehende Mittelpunkt einer lärmenden, schwärmenden Welt. Er hatte zu seinem persönlichen Dienste 9050 Lakaien, 68 Marschälle, 62 Herolde, 48 Leibärzte und 75 Beichtiger. 383 Köche brieten nur für ihn die Poularden und Rebhühner, die Lachse und Lämmchen in den silbernen Pfannen, 103 Küchenjungen drehten die Bratspieße. Er aß von goldenen Tellern und trank aus kristallenem Becher. Er hatte 150 Pagen, die immer um ihn her standen, und das Kleid jedes einzelnen Pagen kostete 7500 Franks, denn es war aus reiner Seide und über und über mit Gold besetzt. Jeder Prinz der königlichen Familie hatte seinen Hofstaat für sich. Jedem standen 300 Diener zu Gebote. Einer kleinen Prinzessin, die einen Monat alt war, wurde ein Staat von 80 Hofchargen eingerichtet. Die Ämter des königlichen Garderobenverwahrers, des königlichen Mundschenks, des königlichen Stallmeisters waren das Ziel des Ehrgeizes für die Söhne der edelsten Geschlechter, und sie führten um diese Ämter erbitterte Kämpfe. Wem die Ehre gewährt ward, dem König den Leuchter zu tragen, wenn er zu Bett ging, der ward von Hunderten von Edelherren mit scheelen Augen des Neides verfolgt. Auf silbernen Schalen wurden, wenn der König sich ankleidete, das Hemd, die Hose, das Jabot gereicht. 300 Kavaliere wurden allabendlich zugelassen, um den König zu Bett gehen zu sehen, und ebenso viele genossen frühmorgens die Gnade zuzusehen, wie er Toilette machte und wie zwei Pagen vor ihm niederknieten, ihm die Pantoffeln abzunehmen, worauf zwei andere Pagen folgten, um ihm die Stiefeln anzuziehen. In endlosen Ställen standen kettenklirrend die Pferde, 10000 an Zahl, und die königlichen Jagdmeuten heulten in ihren Zwingern. Das Futter für die Hunde des Königs kostete im Jahre 160000 Franks, der Hafer für die Pferde 900000.

So stand es noch kurz vor der Revolution, in einer Zeit, wo man sich einschränkte und aus Rücksicht auf die im Lande herrschende Not die Sparsamkeit für geboten erachtete.

Alltäglich drängte und flutete eine unabsehbare Menge von prunkvoll gekleideten Herren und Damen zu den Marmortreppen hinauf, zu Tausenden standen sie in den Galerien und Vorzimmern, und aller

Augen waren unverwandt auf die eine Tür gerichtet, aus der der schmächtige, gähnende, gelangweilte Mann hervorkommen mußte: ein unzählbares Gewimmel von gepuderten Köpfen, geschminkten Gesichtern, goldstrotzenden Gestalten: eine glänzende Gesellschaft, die in Reichtum, Geist, Kunst und Grazie schwelgte und nur eins nicht hatte: das Gewissen.

Auf der andern Seite Millionen von armen, ausgesogenen, geknechteten Menschen in Stadt und Land, die keinen Puder im Haar, keine Schminke auf den hohlen Wangen, keine goldenen Tressen und samtene Schärpen auf den zerlumpten Kleidern hatten, die keine Diamanten auf der Brust, aber den Hunger im Magen und den Haß im Herzen trugen, die lange Jahre vor den tänzelnden Pferden der Prunkkarossen ehrfürchtig zur Seite gewichen waren, bis sie eines Tages den Pferden in die Zügel griffen und den Insassen der Kutsche herauszerrten, die lange Jahre scheu durch die Gitter der königlichen Gärten dem lustigen Treiben zugeschaut hatten, bis sie endlich an den Stäben rüttelten und den Adel mit furchtbarer Eindringlichkeit daran erinnerten, daß sie auch Menschen seien.

2.

Das Ende eines Thronerben.

Als der Nationalkonvent seine Sitzung schloß und Abgeordnete wie Zuhörer die Reitschule verließen, traten als letzte drei junge Leute auf die Straße hinaus. Der eine von ihnen, ein schlanker, hochaufgeschossener Mensch mit unverkennbar aristokratischen Zügen sah stumpf und finster vor sich hin, wie jemand, der einen wirren Traum geträumt hat und noch nicht weiß, daß er erwacht ist. Er bewegte das von kurzen schwarzen Locken bedeckte Haupt langsam hin und her, als wenn er heftige Schmerzen hätte. Die langen Arme, an denen weiße, wohlgepflegte Hände schlaff herniederhingen, hob er ein wenig vom Leibe ab, um sie kraftlos wieder sinken zu lassen.

„Unglaublich! unglaublich!" murmelte er vor sich hin. „Vicomte von Quesnault, wie ist das möglich?"

„Herr Ex-Marquis von Caderousse!" antwortete der Gefragte, ein etwa zwanzigjähriger Bursche mit großen dunklen Augen unter kühn geschwungenen Brauen und einer verwegen vorspringenden Nase, „Sie sehen, ich nenne Sie Ex-Marquis, und Sie können mich auch getrost Ex-Vicomte nennen, denn mit allen von den Ahnen überkommenen Titeln und Würden ist es ein für allemal vorbei. Ich sage: Ein Narr, wer jetzt noch Royalist bleiben wollte! Meinen Sie nicht auch, Leutnant Bonaparte?"

„Warum fragen Sie mich nach Dingen, die so selbstverständlich sind?" war die Antwort des Dritten, der der kleinste und äußerlich unscheinbarste von ihnen war, ein schmalschultriger hagerer Jüngling mit lang über die Schläfen herabfallendem Haar.

„Bonaparte hat es leicht, gleichgültig zu bleiben," sagte Caderousse. „Er ist ein Korse."

Bonaparte warf aus seinen großen, tiefliegenden Augen einen stechenden Blick auf den Ex-Marquis. Auf seinen hohlen, bleichen Wangen erschien eine flüchtige Röte.

„Ich bin Franzose!" stieß er zwischen den schmalen, zusammengekniffenen Lippen hervor mit einem trotzigen Ruck seines scharf ausgeprägten Kinnes. „Korsika hat mich und die Meinen geächtet und verstoßen."

„Weil Sie es französisch machen wollten," sagte Quesnault lachend, „nachdem Sie zuvor vergebens versucht hatten, es unabhängig zu machen. Sie wollten ein zweiter und besserer Paoli Ihrer Heimat werden, und als Sie einsahen —"

„Warum erinnern Sie mich daran?" versetzte Bonaparte in ruhigem Tone, durch den der mühsam verhaltene Zorn hervorklang, während sein Blick kalt und scharf wurde wie eine Degenspitze.

„Regen Sie sich doch nicht auf!" rief der Ex-Vicomte mit seinem brutalen Lachen. „Wir hängen jetzt alle den Mantel nach dem Winde. Es geht drunter und drüber, da muß jeder zusehen, wie er sich halten kann. Wohl dem, der seine Meinungen täglich ein paarmal umkrempeln kann wie seine Handschuhe!"

„Sie haben neben mir gestanden, als das Volk am 20. Juni des vorigen Jahres die Tuilerien stürmte," antwortete Bonaparte, noch immer äußerlich in voller Ruhe, welche das nervöse Zucken der schmalen Lippen Lügen strafte. „Erinnern Sie sich nicht mehr, was ich zu Ihnen sagte, als der König sich mit einer roten Mütze auf dem Haupte am Fenster zeigte?"

„Recht wohl," sagte Quesnault. „Welch ein Dummkopf! sagten Sie und fügten hinzu: Wenn ich an seiner Stelle stände, so würde ich das Gesindel mit Kanonenschüssen vertreiben."

Caderousse sah auf und nickte. „Das war brav gesprochen!" sagte er wie zu sich selbst.

Bonaparte schien diese Zwischenbemerkung nicht zu hören. „Nun, so wissen Sie doch, wie ich über den König denke," sagte er zu Quesnault.

„Und auch wie Sie über das Volk denken, das Sie Gesindel zu titulieren geruhten," entgegnete der Ex-Vicomte.

„Ich bin ein Freund der beiden Robespierre," erwiderte Bonaparte.

„Und würden morgen der Freund der Girondisten sein, wenn es vorteilhafter wäre," sagte Quesnault. „Warum nicht? das nimmt Ihnen kein Mensch übel. Im übrigen kennen wir uns ja von Brienne her. Sie waren schon dort ein Sonderling, und man hat nie recht gewußt, woran man bei Ihnen sei. Caderousse ist und bleibt weiß wie die Lilie, ich war noch vor kurzem rosa, jetzt bin ich rot wie ein Fallbeil am Ende seines Tagewerks, Sie, Bonaparte —"

„Nun ich — —?" fragte dieser mit einem scharfen Seitenblick.

„Sie sind eine Art Chamäleon, mein lieber Bürger Bonaparte."

Sie waren inzwischen durch ein Gewirr von kleinen Gassen geschritten. Überall drängte sich eine lärmende, schwatzende Menschenmenge. Ganz Paris schien sich auf der Straße aufzuhalten, um über das große Ereignis des Tages zu sprechen. Hier und dort sah man Leute vor den Häusern Möbel entzweisägen, denn das Holz war teuer und das Geld rar. Eine Sintflut von Papiergeld hatte sich über die Stadt ergossen, aber diese sogenannten Assignate waren so wertlos, daß man eine Summe von 3950 Franks in Papier für einen einzigen Louisdor hingab. Hier und dort sah man Papiergeld auf der Straße liegen, und kein Mensch dachte daran, sich zu bücken und es aufzuheben. Ein paarmal kamen sie an einem Volksredner vorüber, der von einem Karren herab zu dem Pöbel sprach. Besonders laut ging es vor den Weinschenken her, wo die Schankwirte ihren „Emigrantenwein", ihr „Aristokratenblut" anpriesen. An allen Mauern, an allen Straßenecken waren Plakate angeklebt, groß und klein, gelb, rot und grün, bedruckt und beschrieben. Da las man: „Es lebe die Republik!" oder: „Keinen Adel mehr außer im Herzen!" oder: „Uns soll keiner mehr schröpfen!" Allerorten erklangen die wuchtigen Akkorde der Marseillaise. Selbst ganz kleine Kinder lallten schon ihr: „Ça ira!"

Als sie an einem großen Plakat vorüberkamen, auf welchem eine rote Mütze abgebildet und die Inschrift zu lesen war: „Aufs Schafott mit dem König!" — offenbar das allerneueste Werk der Pariser Plakatkunst — zog Quesnault mit einem schiefen Blick auf eine seitwärts stehende Gruppe von Männern die Mütze und rief: „Nieder mit dem König!" — Bonaparte lüftete den Hut ein wenig und sagte nur ein wenig lauter, als er sonst zu sprechen pflegte: „Es lebe die Republik!" — Caderousse schwieg. Er blieb stehen, zog die Schultern hoch, reckte den Hals vor und schien willens zu sein, mit einem Schrei der Wut auf das Plakat loszustürzen, um es herunterzureißen. Aber Quesnault hielt ihn am Rockzipfel zurück und murmelte: „Mäßigen Sie sich,

Herr Ex-Marquis. Es empfiehlt sich nicht, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen!"

Da löste sich von der Gruppe von Männern ein einzelner ab und trat herzu. Die rote Mütze saß ihm im Genick, das schmutzige Hemd stand auf der Brust offen, seine Holzschuhe klapperten schlürfend auf dem Pflaster. Ohne Umstände legte er die Hand auf Caderousses Rockkragen, sah ihn mit einem wilden Blick an und fragte: „Warum stimmst du nicht ein in den Ruf der guten Patrioten?"

Quesnault und Bonaparte traten zur Seite und warfen rasch einen Blick nach den andern Männern hinüber, die neugierig zusahen. Caderousse aber tat einen Schritt zurück, dann hob er langsam und ohne ein Wort zu sagen, die langen Arme und schob den Mann zur Seite. Der ließ sich jedoch nicht ohne weiteres abschütteln. Er schwang die Faust und schrie: „Gleich rufst du: ‚Aufs Schafott mit dem König!' sonst dreh ich dir das Genick um."

„Geh deines Wegs!" antwortete Caderousse. „Du dufteſt nach Knoblauch und belästigst mich!"

Der Mann packte von neuem zu — da faßten die weißen, wohlgepflegten Hände des Aristokraten die braunen Arme und preßten sie wie ein Schraubstock zusammen. Im nächsten Augenblick sank der Fremde auf die Knie. Caderousse bückte sich über ihn und rief: „Nieder mit dem Pöbel! Es lebe der König! Das ist meine Antwort, du räudiger Hund!" Dann gab er ihm einen Ruck, daß er rücklings aufs Pflaster niederfiel, und schritt gleichmütig weiter.

Die andern Männer stimmten Rufe der Entrüstung an und machten Miene, den drei jungen Leuten zu folgen; da wurde zum Glück für Caderousse ihre Aufmerksamkeit abgelenkt. Unmittelbar vor ihnen trugen Männer ein volles Faß Wein von einem Wagen her zu einer Kneipe. Über dem Bürgersteig, gerade vor der Tür der Schenke, entglitt es ihren Händen, fiel aufs Pflaster und zerschellte. Der rote Rebensaft überflutete sofort die Steinfliesen und quoll wie ein breiter Strom von Blut in den Rinnstein. Die Träger fluchten, der Wirt rang die Hände und kam mit Krügen herbeigestürzt, um zu retten, was noch zu retten wäre. Von den angrenzenden Häusern eilten Männer, Weiber und Kinder hinzu, und im Handumdrehen hatte sich eine gierige Menge von Menschen über den verschütteten Wein hergemacht. Einige schöpften mit Tassen und Kännchen, die sie von ihren vor den Häusern stehenden Tischen mitbrachten, aus dem Rinnstein, der sich rasch füllte; andere bückten sich einfach wie dürstende Wüstenwanderer und legten die Lippen auf die Steine, über die der Wein geflossen kam; andere balgten sich um die Trümmer des Fasses und kauten an den zerplatzten

Holzstücken herum. Die drei jungen Leute, durch diesen Vorfall aufgehalten, standen ein paar Minuten unbehelligt da, denn sowohl der Mann, der Taderousse angegriffen, wie seine Freunde vergaßen den mutmaßlichen Feind der Republik und begannen sich mit den andern um den besten Platz am Rinnstein zu raufen.

Taderousse machte einen großen Umweg über den Fahrdamm hinweg. Quesnault sah sich nach trockenen Stellen um und schritt auf den Spitzen seiner zierlichen Schuhe behutsam über den verschütteten Wein. Bonaparte stampfte mit seinen Soldatenstiefeln geradeswegs hindurch.

„Es hätte uns schlecht ergehen können, Herr Ex-Marquis," sagte Quesnault, als sie in eine andere Straße eingebogen waren. „Lassen Sie doch den König nun aus dem Spiele, da ihm doch schon das Fallbeil im Nacken sitzt."

„Ludwig XVI. hat einen Sohn," antwortete Taderousse.

„Hofft ihr Royalisten auf dieses Kind?" sprach Quesnault. „Nun, Herr Ex-Marquis, ich will Sie endgültig davon überzeugen, wie aussichtslos eure Sache steht. Folgen Sie mir!"

Sie gingen eben an einer kurzen, winkligen Gasse vorüber. Quesnault bog in sie hinein und führte seine Begleiter zu einem kleinen, schmutzigen Hause. Als sie in den schmalen, niedrigen Korridor traten, drang ihnen ein Geruch nach Leder und Moder entgegen. Auf den abgelaufenen Ziegelsteinen, mit denen der Flur gepflastert war, lag Staub und Stroh. Aus einem Eimer stieg der widerliche Duft von Spülichtwasser auf. Ein paar Lumpen, Besen, zerbrochene Töpfe und derlei Gerümpel lag in einem Haufen an dem finstern Ende des Ganges. Eine von Ruß geschwärzte Lampe erhellte undeutlich die dumpfe Wölbung und fügte zu den andern fragwürdigen Gerüchen noch den beklemmenden Gestank schlecht brennenden Öls.

Quesnault blieb an einer Tür stehen, hinter der laute Worte und rohes Gelächter erklangen. Er klopfte, doch niemand antwortete.

„Sie sind so sehr bei der Sache, daß sie uns nicht hören," sagte Quesnault zu seinen Begleitern, „also nur herein!"

Er öffnete die nach außen aufgehende Tür. Sie blickten in ein kleines, halbdunkles Gemach. Das erste, was sie sahen, waren drei Männer, die die Revolutionsmütze trugen und aus langen Tonpfeifen dicke Wolken von Tabaksrauch vor sich hinbliesen. Sie saßen mitten in dem Raume auf hölzernen Schemeln, vornübergeneigt, lachend und schreiend. Ihnen gegenüber saß vor einem kleinen Tische ein vierter, umgeben von dem Gerät, das zum Handwerk eines Schuhmachers ge-

hört. Er hielt einen Stiefel in der linken Hand, einen kleinen Hammer in der rechten. Über ihm hing an gebogenem Drahte eine kleine Lampe von der Decke herab. Was aber das Augenmerk der jungen Herren, die nun in der Tür standen und das Innere der Stube betrachteten, vor allem auf sich lenkte, das war die Gestalt eines Knaben, der vor dem Schuhmacher kniete. Das Lampenlicht fiel auf sein Gesicht und überzog es mit einem grünlichen Schein, der seine natürliche Bläße noch erhöhte und ihm etwas Geisterhaftes gab. Über die Stirn herein und um die Ohren hing blondes, zottiges Haar, das seit langem nicht mehr von Bürste oder Kamm berührt worden war. Die geröteten Augen hatten den stumpfen Blick beginnenden Wahnsinns. Die Wangen waren von Schmutz und Stiefelwichse geschwärzt, und Tränen hatten darauf kleine, weiße Rinnsale gebildet. Schmutzig waren auch die Hände und die dünnen, skelettartigen Arme, die aus dem grauen, groben Hemd hervorsahen. Der Knabe war barfuß, obwohl es Winter und die Stube nicht sonderlich erwärmt war. Während er den Stiefel dem Schuhmacher hinhielt, hatte er die scheue, geduckte Haltung eines geprügelten Hundes.

Caderousse wollte eine Frage stellen, doch Quesnault legte den Finger auf die Lippen.

„Seht ihr, Bürger," sagte der Schuhmacher, sich an die drei Männer wendend, die vor ihm saßen, „ich tu meine Pflicht. Niemand könnte sie besser tun. Ich weiß, was ich der Republik schuldig bin. Die Republik hat ihn in meine Obhut gegeben, und weshalb? Damit an ihm die Sünden seiner Väter geahndet werden, damit an ihm das Volk gerächt werde, damit in ihm die lasterhafte Brut vernichtet werde. Das Amt ehrt mich, Bürger, und man soll vom Schuster Simon sagen, er hat seine Sache gut gemacht."

„Brav gesprochen, Bürger Simon!" rief einer der drei Männer.

„Man sieht es wohl, du läßt ihn nicht Zucker lecken!" setzte der zweite hinzu.

„Gib uns eine Probe von deiner Amtsführung!" rief der Dritte mit dem Lachen eines Betrunkenen.

Der Schuhmacher nahm den Stiefel zur Hand, den der Knabe ihm hinhielt. Er drehte ihn ein paarmal hin und her; dann griff er mit der Linken in das zottige Haar des Jungen. „Nennst du das geputzt?" rief er und schlug mit dem Stiefel auf den Kopf, auf die Schultern des Kindes ein, das mit dem Gesicht auf den Boden fiel. Durch einen Fußtritt drehte er es herum, spie es an, riß es empor und schleuderte es mit einem Stoß gegen die Wand, wo es zusammenbrach.

Durch eine Tür trat eine Frau herein. „Hier ist das Abendbrot,"

sagte sie. In der einen Hand hielt sie eine Scheibe trockenes Brot, in der andern einen Napf mit Wasser.

„Hol dir's!" schrie der Schuster.

Der Knabe erhob sich und taumelte durch die Stube. Zitternd und leise winselnd nahm er das Brot und das Wasser.

„Bring's hierher!" rief Bürger Simon, und als das Kind zu ihm trat, entriß er ihm das Brot und das Wasser. „Nicht einen Bissen, nicht einen Schluck heute abend für deine Faulheit!" Mit diesen Worten schleuderte er die Scheibe Brot zwischen das am Boden liegende Leder und zermalmte sie mit dem Fuße, während er den Inhalt des Napfes dem Knaben ins Gesicht schüttete.

Die drei Männer lachten laut und klatschten in die Hände.

„Habt ihr genug gesehen?" murmelte Quesnault.

„Dieses Kind — —?" keuchte Caderousse, von tiefem Mitleid ergriffen, von banger Ahnung berührt.

„Ist der Thronerbe von Frankreich!" antwortete Quesnault. „Ist der Sohn Ludwigs XVI., ist eben jener Ludwig XVII., auf den ihr Royalisten eure Hoffnung setzt."

Caderousse stieß einen dumpfen Laut hervor und wollte über die Schwelle treten, doch rasch zog Quesnault die Tür zu, faßte seinen Freund am Arm und führte ihn mit Bonapartes Hilfe auf die Straße hinaus.

„Was sagst du nun?"

Caderousse antwortete nicht auf diese Frage des Vicomte. Er schritt wie bewußtlos zwischen den beiden hin. Ihm war, als laste ein schmerzhaftes, drückendes Traumbild auf ihm, das sich nicht abschütteln ließ. Zu sehr ging das, was er eben gesehen, nicht nur gegen alle Gewohnheit, gegen alle bisher gültigen Begriffe, sondern auch gegen alle Natur und Menschlichkeit. Nicht nur den König mordete dieses Volk, auf noch viel schlimmere Weise brachte es den Sohn des Königs ums Leben. Konnte es denn wahr sein? Konnte das stolze, mächtige Haus Bourbon so tief, so hoffnungslos gefallen sein? Und hatte dann nicht Quesnault recht? War es dann nicht Wahnwitz, noch länger auf eine Wiederaufrichtung des Throns zu hoffen? Morgen sollte das Haupt Ludwigs XVI. auf der Guillotine fallen, und wie lange konnte es noch währen, dann erlag der schon jetzt ganz zerrüttete, heruntergekommene Dauphin der grausamen Behandlung, zu der er verurteilt worden war.

Quesnault blieb stehen. „Wir wollen uns schlafen legen," sagte er. „Es ist Nacht, und es war ein anstrengender Tag. Sehen Sie, Bonaparte," wandte er sich an den Leutnant, der bisher stumm, mit

zusammengekniffenen Lippen neben den beiden hergegangen war, offenbar tief in seine eigenen Gedanken versunken, „ich hatte mit Caderousse gewettet, ich würde ihn in wenigen Tagen davon überzeugen, daß seine Liebe zum Königtum heutigentags ein Unsinn sei. Ich glaube, ich habe die Wette gewonnen."

„Es gibt Krankheiten, gegen die selbst eine Radikalkur machtlos ist," antwortete Bonaparte. „Sehen Sie zur Vendée hinüber. Dort sterben die Menschen täglich zu Tausenden mit dem Ruf: ‚Es lebe der König!' auf den Lippen! Und mich dünkt, Toulon, Ihre Vaterstadt, sei auch noch voll von solchen Tollhäuslern."

„Das wohl!" rief Caderousse, aus seiner Betäubung erwachend, als er von Toulon reden hörte. „Aber dort wartet und wartet man, feige und unentschlossen, deshalb habe ich meiner Heimat den Rücken gekehrt. In die Vendée zieh ich. Dort gehör ich hin. Kann ich auch nichts weiter für meinen König und sein Haus tun, so kann ich doch mein Blut für ihn hingeben!"

„Dann hätten wir auch in Toulon bleiben können, Herr Ex-Marquis," antwortete Quesnault ungeduldig. „Wozu habe ich Sie nach Paris gebracht? Wozu sind wir im Nationalkonvent und beim Bürger Simon gewesen? Verblendeter! Wollen Sie wirklich keine Vernunft annehmen? Helfen Sie mir, Bonaparte!"

Bonaparte zog seine schmalen Schultern in die Höhe. „Es hat mich gefreut," sagte er, „Sie beide wiederzutreffen, nachdem wir uns seit Brienne und unsern Kriegsschülertagen nicht mehr gesehen haben. Doch wie die Dinge heute liegen, muß jeder für sich selbst stehen. Gehen Sie immerhin in die Vendée, Caderousse, wenn Sie sich dazu berufen fühlen. Vielleicht sehen wir uns dort wieder."

„Wie?" rief Caderousse begeistert. „Wollen auch Sie in der Vendée kämpfen?"

„Unter den Fahnen der Republik — ja!" antwortete Bonaparte.

Caderousse sah ihn mit fast schmerzlichem Blicke an, dann wandte er sich an Quesnault. „Und Sie?" fragte er.

„Ich gehe nach Toulon zurück," antwortete dieser, „berichte, was wir hier gesehen haben, und ruhe nicht eher, bis ich unsere Freunde auf den richtigen Weg gebracht habe!"

„Auf die Seite der Republik, meinen Sie?" versetzte Caderousse, und der auf seinem Gemüt lastende Druck löste sich nun endlich in einem leidenschaftlichen Ausbruch. „Auf die Seite der Königsmörder? Auf die Seite des Pöbels? des Abschaums? Sind denn das Menschen, die ihr Oberhaupt aufs Schafott schleppen wollen, die ein unschuldiges Kind nur deshalb langsam zu Tode martern, weil das Blut von Königen

in seinen Adern fließt! Pfui über euch alle! Schmach und Schande! Und Sie wollen dem ehrwürdigen, im treuen Dienste der Bourbonen alt gewordenen Marquis von Chevreuil, Sie wollen seiner edlen, grundgütigen Tochter zumuten, mit solchen Schuften, mit solchem würdelosen Gesindel gemeinsame Sache zu machen? Das ist Ihr richtiger Weg? Dann gehen Sie Ihren Weg, und lassen Sie mich den meinen gehen!"

Bonaparte blieb stehen und sah sich um. Quesnault blieb stehen und heftete einen halb verzweifelten, halb ungehaltenen Blick auf Caderousse, der im Begriff stand, ziellos auf und davonzustürmen. Da trat aus dem Schatten der Straße, die jetzt ganz leer war, ein Mann hervor.

„Ich hörte hier eben den Namen des Marquis von Chevreuil nennen," sagte er. „Ich bin in seinem Auftrag hier und suche Herrn Marquis von Caderousse?"

„Der bin ich," antwortete der junge Mann. „Was bringen Sie?"

„Diesen Brief!"

Caderousse nahm ein versiegeltes Schreiben in die Hand, riß es auf und begann es im Schein der Straßenlaterne zu lesen. Laute des Erstaunens, der Freude entrangen sich dabei seinen Lippen, und schließlich rief er aus: „Habe ich es nicht gesagt? Noch hat der König Freunde, noch gibt es treue Menschen, die ihr Leben für ihn in die Schanze schlagen! Noch ist nicht alles verloren! Lesen Sie!"

Er streckte den Brief Quesnault hin, doch Bonaparte war rascher als dieser, das Papier zu ergreifen.

„Sehen Sie an!" rief er, während er es rasch überflog. „Toulon ist in Gefahr, der Republik verloren zu gehen — die Royalisten haben dort die Oberhand gewonnen — die Einnahme des Hafens und der Stadt durch die vereinten Streitkräfte Englands, Neapels und Piemonts steht bevor. Ei, sieh da, sieh da! der größte Kriegshafen, den wir haben, eine stattliche Zahl von Linienschiffen, die Werften und die mit Munition wohlgefüllten Arsenale — das wäre ein gefundenes Fressen für die Feinde der Republik!"

„Unser der Sieg!" rief Caderousse. „Von Toulon aus wird sich die wiedererstarkte Monarchie ihr Land und ihren Thron zurückerobern, und wir werden es sein, an deren Seite der gerettete König aufs neue von seinem Eigentum Besitz ergreift. Es lebe der König!"

„Sie kompromittieren uns!" sagte Bonaparte kurz und scharf. „Man muß in diesen Zeitläuften in der Wahl seiner Bekannten vorsichtig sein. Leben Sie wohl!" Mit diesen Worten drehte er sich auf dem Absatz und schritt rasch davon, ohne sich umzusehen.

Quesnault schaute ihm betroffen nach. Caderousse sah seinen Freund triumphierend an. „Was sagen Sie nun?" rief er.

„Das letzte Zucken eines Leibes, der den Todesstoß erhalten hat," sagte Quesnault. „Doch lassen Sie mich den Brief selbst lesen."

„Ich gab ihn Ihnen," antwortete Caderousse.

„Wie? Ich habe ihn nicht," versetzte Quesnault.

„Dann hat ihn Leutnant Bonaparte mitgenommen," sagte der Marquis.

„Zum Henker!" rief Quesnault und drehte sich um, aber von Bonaparte war nichts mehr zu sehen.

Die beiden sahen sich ein Weilchen an, dann legte Quesnault die Hand auf den Arm seines Freundes und sprach: „Ich will Ihnen etwas sagen, Caderousse. Lassen Sie uns eilen, daß wir aus Paris hinauskommen, sonst sind wir beide verloren."

Der Mann, der den Brief gebracht, hatte abseits gestanden, jetzt trat er aufs neue herzu. „Ein Pferd für den Herrn Marquis steht bereit," sagte er.

„Und Sie treten mir das Ihre ab gegen diese Börse hier!" rief Quesnault ihm zu. Dann eilten sie, von dem Mann geführt, durch die Straßen dem nächsten Stadttor zu.

3.

Die Gewaltigen.

Das Haupt des Königs war gefallen; das Haupt der Königin war gefallen. Der Kronprinz von Frankreich siechte einem nahen Tode entgegen. Die Partei der Girondisten hatte das Spiel verloren; viele ihrer Mitglieder folgten Ludwig, dem sie das Leben erhalten wollten, aufs Blutgerüst. Ein Taumel, ein Rausch von Tod und Grauen brauste über Paris hin, und an den Grenzen des aufgelösten Landes folgte eine blutige Schlacht der andern. Deutsche, Österreicher und Holländer kämpften gegen die Soldaten der Republik; im Innern des Landes mordeten einander die Royalisten und die Revolutionäre in der Vendée und im Süden mit unversöhnlichem Grimme.

Im Juli 1793 saßen eines Abends drei Männer in dem Hinterstübchen einer kleinen Weinschenke der Vorstadt Saint-Antoine. Es war etwa acht Uhr. Draußen auf der Straße war es noch hell. Drinnen aber brannte schon die Lampe, die von der niedrigen Decke auf den Tisch herabhing.

Der eine der drei Männer war auffallend bleich. Wenn er schwieg, so ließen die dünnen Lippen, die spitze Nase, der starre, scharfe Blick der Augen und die fahle Farbe sein Antlitz wie eine leblose Maske

erscheinen. Ein nervöses Zucken in der linken Wange war dann die einzige Bewegung in diesen marmorartigen Zügen. Die steife Haltung der eckigen Gestalt, der hellblaue Rock, der bis zum Halse hinauf fest zugeknöpft war, die hohe, weiße Binde und das gestärkte Jabot, die weißen Hosen, die weißen Strümpfe, die weißen Handschuhe und der Puder im Haar steigerten nicht nur den blutlosen Ton des Gesichts, das Steinerne seiner Erscheinung, sondern fügten noch den untrüglichen Eindruck des Eisigen, des Abweisenden, des Unnahbaren hinzu.

Der zweite mochte gleich dem ersten etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Er stand am Tische. Seine vierschrötige Gestalt ragte weit über das Mittelmaß empor. Seine Brust war breit, seine starken Halsmuskeln duldeten keine Binde, ja selbst das Tuch war nur lose geschlungen und hing über das vorn offenstehende Hemd herab. Sein Rock war scharlachfarben und weit zurückgeworfen, an der Weste fehlten ein paar Knöpfe, das Haar hing wie eine Mähne wirr um die Schläfen. Sein Gesicht war von Blatternarben entstellt, zwischen den borstigen Brauen stand eine Zornfalte, doch um die Winkel des wulstigen Mundes lag ein Zug von Gutmütigkeit. Seine Augen leuchteten wild, die Faust, die er auf den Tisch stemmte, war grob und schwer wie die eines Hausknechts. Seine verwahrloste Erscheinung bildete einen krassen Gegensatz zu dem geglätteten, geplätteten Äußern des ersten.

Der dritte war gegen den zweiten schier ein Zwerg. Er saß vornüber geneigt, und in dieser kauernden Haltung sah es fast so aus, als wenn er bucklig wäre. Sein Gesicht hatte eine grünliche Farbe, wie man sie bei Leuten findet, die an einem Gallenleiden kranken. Die tiefliegenden Augen sahen hohl und glanzlos drein, die unteren Lider waren stark gerötet. Seine Stirn war niedrig, sein Mund unförmig groß. Sein starres Haar glänzte von Pomade. Ein schmutziges Tuch, das viel vom Fett der Salbe angenommen hatte, war darumgeschlungen. Während der erste der drei Männer zierliche Schnallenschuhe, der zweite schwere Stulpenstiefel trug, hatte der dritte Pantoffeln an. Über der schmierigen Atlasweste hing ein Kittel, in dessen Falten eine harte, gerade Linie einen Dolch vermuten ließ. Er sah älter aus als die beiden andern und mochte wohl die Fünfzig schon überschritten haben.

Der erste dieser drei Männer hieß Robespierre, der zweite Danton, der dritte Marat. Vor Danton stand ein Glas voll Wein neben einer Flasche, vor Marat eine Tasse Kaffee, vor Robespierre lagen Papiere.

Diese bildeten den Gegenstand der Unterredung, in deren Verlauf

es zu einem Wortwechsel gekommen war. Etwas wie ein verhaltenes Gewitter grollte zwischen den dreien hin und her.

„Ich aber," sagte Danton mit seiner wie Donner rollenden Stimme, „ich sage, nur eins drängt jetzt: die Gefahr der Republik. Für mich gibt es nur eine Aufgabe: Frankreich vom Feinde befreien. Dafür sind alle Mittel gut — alle, alle, alle! Wie Löwen müssen wir denken und handeln! Nur keine Halbheiten! Lassen Sie uns entsetzlich und nutzbringend zugleich sein! Sieht der Elefant erst nach, wohin er den Fuß setzt? Lassen Sie uns den Feind zermalmen!"

„Mir schon recht," sagte Robespierre gelassen. „Nur muß man erst wissen, wo der Feind steckt."

„An der Grenze!" rief Danton.

„Nein, in der Vendée," antwortete Robespierre.

„Überall ist er," knurrte Marat.

Robespierre legte die Hand auf seine Papiere und fuhr in kühlem Tone fort: „Ich sage Ihnen, der Krieg mit dem Auslande ist nichts, der Bürgerkrieg ist alles. Der Krieg mit dem Auslande ritzt uns am Ellenbogen, der Bürgerkrieg frißt uns wie ein Geschwür an der Leber. Die Streitkräfte der Vendée schließen sich jetzt unter einem Oberhaupt zusammen, und die Briten vereinigen sich mit ihnen. Vendée und England heißt Bretagne und Bretagne. Denn die Kaffern von Finisterre reden dieselbe Sprache wie die Hottentotten von Wales. In vierzehn Tagen wird ein Heer von 300 000 Buschkleppern dastehen und die ganze Bretagne dem König gehören.

„Welchem? Dem König von England?" sagte Danton.

„Nein, dem König von Frankreich! Meinen Sie, weil das Haupt Ludwigs XVI. gefallen, weil sein Sohn so gut wie tot ist, gäbe es keinen König von Frankreich mehr? Achtzehnhundert Jahre reichen nicht aus, die Monarchie zu vernichten. Da liegt die Gefahr."

„Man wird die Engländer aus Frankreich hinauswerfen wie die Preußen!" sagte Danton.

Robespierre legte seine kalte Hand auf Dantons fieberheiße Faust. „Die Champagne hielt nicht zu Preußen, aber die Bretagne hält zu den Engländern. Dort war es ein Kampf mit dem Ausland, hier ist es — ich wiederhole es — der Bürgerkrieg. Das ist ein gewaltiger Unterschied."

„Wie kann man eine Katastrophe von Westen erwarten, wenn sie von Osten droht?" versetzte Danton, der sich nicht von seiner Auffassung abbringen ließ. „Im Westen holt England zum Hiebe aus, zugegeben! Aber im Osten haben wir Holland, Italien, Deutschland und dahinter den russischen Bären. Im Süden dazu noch Spanien. Die Gefahr ist

ein Kreis, Robespierre, und wir stehen mitten drin. Die Armee ist zusammengeschmolzen, wir haben kein Bataillon von über vierhundert Mann mehr. Unsere Generäle verraten uns, Dumouriez an der Spitze. Die Rückzüge von Custine sind mir ebenfalls verdächtig. Der Braunschweiger wird immer mächtiger, nimmt eine Stadt nach der andern und pflanzt überall die deutsche Fahne auf. Der Markgraf von Brandenburg ist der Schiedsrichter von Europa. Er steckt unsere Provinzen in die Tasche und wird sich noch Belgien zuschlagen, das sage ich Ihnen jetzt schon! Wir arbeiten nur Berlin in die Hände, und wenn nicht bald Wandel geschafft wird, so ist die französische Revolution für Potsdam gemacht worden und hat keinen andern Nutzen gehabt, als die Macht Friedrichs II. zu vergrößern. Wir haben dann den König von Frankreich umgebracht ‚pour le roi de Prusse', wie wir Franzosen sagen."

Dieses Scherzwort aus Dantons Munde entlockte Marat ein Lächeln. „Ein jeder von Ihnen reitet sein Steckenpferd," sagte er. „Das Ihre, Danton, heißt Preußen, das Ihre, Robespierre, heißt Vendée. Die wirkliche Gefahr sehen Sie beide nicht. Sie ist um uns her. Die Cafés und die Kneipen — die sind die Gefahr. Das eine Café steckt voll von Jakobinern, das andere voll von Royalisten, das dritte eifert gegen die Nationalgarde, das vierte nimmt sie in Schutz, im fünften zerfetzt man die Assignate, im sechsten fordert man billigere Lebensmittel. Die Cafés und die Kneipen, sage ich Ihnen, sind die Brutstätten der Uneinigkeit, aus ihnen bricht der Bürgerkrieg!"

Danton schlug mit der Faust auf den Tisch. „Haben Sie uns etwa zum besten, Marat?" rief er.

„Wie? So wollen Sie nicht auf mich hören?" antwortete Marat. „Ja, sagen Sie mir doch, Bürger Danton, wozu haben Sie mich zu Ihrer Besprechung geladen, wenn nicht, um meine Meinung zu erfahren? Habe ich etwa darum gebeten? Und nun wollen Sie mich nicht verstehen. Ist hier kein Staatsmann bei der Hand? Muß man Ihnen politisch buchstabieren helfen? Nun denn noch einmal in kurzen Worten: Die Gefahr liegt nicht in London, wo Sie sie suchen, Robespierre, nicht in Berlin, wo Sie, Danton, sie suchen — sie liegt hier in Paris, in der Zerfahrenheit der Meinungen, in der Eigenwilligkeit jedes einzelnen — dabei denke ich vor allem an Sie beide — in dem staubartigen Auseinanderstieben der Geisteskräfte, in dem Mangel eines einigen Gesamtwillens. Was uns not tut, ist ein Diktator! Ich verlange einen Diktator!"

„Ich weiß," sagte Robespierre kalt. „Sie oder ich, Marat."

„Ich oder Sie," antwortete Marat.

„Wage es nur einer neben mir!" rief Danton.

„Die Lage der Dinge ist es wert, daß wir versuchen, uns zu einigen," fuhr Marat fort. „Der Föderalismus im Osten, der Royalismus im Süden und Westen, der Zweikampf des Konvents und des Stadtrats in Paris, Custines Zurückweichen und Dumouriez' Verrat — was bedeutet das alles? Die Zwietracht! Was aber tut not? Die Eintracht! Paris und Frankreich müssen eine Regierung im revolutionären Geiste haben, eine Diktatur! Teilen wir uns drein! Wir sind die Träger der Revolution. Wir sind die drei Köpfe des Zerberus. Der eine spricht, Sie, Robespierre — der zweite bellt, Sie, Danton —

„Der dritte beißt," vollendete Danton, „Sie, Marat."

„Sie beißen alle drei," sagte Robespierre.

„Wir drei können nie an einem Strange ziehen!" rief nun Danton. „Nein, nein, nein! Sie, Robespierre, sind ein Block von Eis, ich bin ein Feuerherd, Marat ist schwelende Asche. Wir würden einer den andern ersticken, verzehren, auffressen. Marat, Sie sind der Mann der Heimlichkeit, ich bin der Mann des hellen Tags, des freien Himmels. Ich mag mich nicht verkriechen wie eine Kellerassel. Sie, Robespierre, sind der Mann der Eitelkeit, Ihr eignes Porträt ziert alle Wände Ihres Zimmers, Sie können ohne Spiegel und Puder und Schminke nicht leben! Ich denke nicht daran, meine Narben zu bedecken, zu verbergen! Wir drei passen nimmermehr zusammen."

Marat war nun auch aufgesprungen. Die Schlange wuchs zum Lindwurm an. „So? Ihr wollt mich nicht hören?" platzte er heraus. „Nun denn, so sage ich euch, ihr seid beide verloren! Eure Politik verläuft sich in Sackgassen. Ihr verschließt euch alle Türen, nur die zum Grabe nicht! Nimm dich in acht, Danton! Auch Vergniaud hatte ein breites Maul und zornige Brauen und Blatternarben wie du. Der 31. Mai hat ihn weggefegt. Du zuckst die Achseln? Mit solchem Achselzucken kann man sich gar leicht den Kopf von den Schultern schütteln. Danton, ich sage dir, bei deiner lockern Halsbinde wird die Guillotine ein leichtes Spiel haben. Und du, Robespierre, geh du nur hin und kräusle dir das Haar und pudere dich und bürste jedes Stäubchen von deinem Rock und putze dich mit Schnallen, mit Jabot und weißer Wäsche, ich sage dir, du mußt auch noch am Grèveplatz daran glauben und wirst um nichts gnädiger behandelt werden als der Königsmörder Damiens! Adieu, meine Herren!"

Robespierre war sehr bleich, Danton sehr rot geworden. Marats Auge das nur vorübergehend aufblitzte, erlosch wieder. Er war im Begriff hinauszugehen, da erklang aus dem Hintergrunde eine Stimme: „Mäßigung, Bürger! Mäßigung!"

Alle drehten sich um. Aus dem Schatten trat eine stolze, hoch-

gewachsene Gestalt mit schneeweiß gepudertem Haar. Als das Licht der Lampe auf den Mann fiel, blickte man in ein schmales, feingeschnittenes Gesicht, dessen fast weibische Zierlichkeit nur durch zu dicht beieinander stehende Augen beeinträchtigt wurde. Der Anzug verriet im Schnitt und in dem tadellosen Zustand der Wäsche bei aller Anpassung an die republikanische Mode den Aristokraten. Auch sein Gang, seine Haltung, sein selbstbewußtes Auftreten deuteten auf edle Abstammung. Nur der unstete, flackernde Blick verriet eine gewisse Furcht vor Gefahren, eine ständige Gewohnheit, nichts um sich her unbeachtet zu lassen und stets auf der Hut zu sein. Dieser Blick huschte jetzt, während der kleine, hübsche Mund freundlich lächelte, lauernd, forschend von einem zum andern.

„Sie sind's, Bürger Barras?" sagte Marat. „Guten Tag."

„Wie sind Sie hereingekommen?" fragte Danton polternd.

„Ich habe überall Zutritt, wo über das Wohl der Republik gesprochen wird," antwortete Nikolaus Graf von Barras. „Was ich zu sagen habe, rechtfertigt es, daß ich mich ungebeten in Ihre Beratung dränge. Sie streiten sich hier über die Gefahren und die Feinde unseres Landes und vergessen, daß zunächst Sie selbst als Feinde der Heimat handeln, wenn Sie Ihre Kräfte, Ihre Fähigkeiten in gegenseitigem Haß vergeuden und zersplittern. Die Republik braucht Sie alle drei."

Robespierre schloß die Augen und lächelte kalt wie jemand, der erst abwarten will, was man mit ihm vorhat; Marat kaute an den Nägeln; Danton knurrte wie ein Hund, den man streichelt.

„Sie, Robespierre, sehen scharf und tief, Sie, Danton, sehen weit, Sie, Marat, durchspähen die Finsternis. Drei solche Augenpaare, zusammen auf das Wohl des Vaterlands gerichtet, sind die besten Wächter. Sie, Robespierre, sehen einen Feind im Westen, Sie, Danton, sehen ihn im Osten, Sie, Marat, sehen ihn in Paris selbst."

„Und Sie, Barras," unterbrach ihn Danton, „wo sehen Sie ihn?"

„Im Süden!" antwortete Barras. „Sie haben recht, alle drei. Feinde sind wirklich dort, wohin Sie den Finger richten, aber die wundeste Stelle von Frankreich ist Ihren Blicken entgangen. Nicht von der Vendée aus kann die Republik erschüttert werden, nicht von den Vogesen her kann Frankreich erobert werden. Nein, die Achillesferse heißt Toulon! Toulon, meine Herren Bürger! Wissen Sie, was in Toulon vorgeht? Schon im Januar erhielt ich die Nachricht — von welcher Seite, tut nichts zur Sache —, daß die Royalisten dort viel Feld gewonnen hätten. Ich reiste auf der Stelle selbst nach Toulon, ich habe mich bis vor kurzem dort aufgehalten. Nichts ist mir verborgen geblieben. Wohin ich nicht selbst kommen konnte, da schlichen

sich meine Späher ein. Ich bin im Besitz einer genauen Namensliste aller, die dort gegen die Republik konspirieren, und ich sage Ihnen, die Zahl ist unglaublich groß. Doch nicht das ist es, was Sie in Schrecken setzen soll. Wenn ich nichts weiter zu sagen hätte, so wären Sie berechtigt, mich auszulachen. Das, worauf es ankommt, sind die Verhandlungen, die die Royalisten mit der englischen, neapolitanischen und piemontesischen Flotte angeknüpftt haben und die ihrem Abschluß entgegengehen. Vielleicht schon indem wir hier sprechen, wird Stadt und Hafen den Feinden ausgeliefert."

„Man wird sie wieder hinauswerfen, die Royalisten vernichten und ein strenges Strafgericht über Toulon verhängen," rief Danton.

„Das ist leicht gesagt, Bürger Danton," entgegnete Graf Barras. „Toulon ist eine Festung ohnegleichen, unser stärkster Hafen und mit Vorräten und Lebensmitteln sehr reich ausgestattet. Selbst wenn wir den Feind wieder hinauswerfen, so werden wir vorher doch einen sehr empfindlichen Verlust erlitten haben. Es kommt darauf an, den Feind erst gar nicht nach Toulon hineinzulassen. Schicken Sie einen brauchbaren Befehlshaber hin! Sorgen Sie dafür, daß der rechte Mann zur rechten Zeit am rechten Orte steht! Treffen Sie ohne Verzug Ihre Maßregeln!"

„Wer ist Ihr rechter Mann, Bürger Barras?" fragte Marat mit einem Anflug von Spott. „Wen haben Sie da wieder unter Ihre Fittiche genommen?"

„Wählen Sie den Mann selbst, wenn Sie einen bessern wissen, als ich Ihnen vorschlage," antwortete Barras mit seinem süßlichen Lächeln. „Ich gebe meine Stimme dem Leutnant Bonaparte, demselben, der mich zuerst auf die ganze Größe der Gefahr aufmerksam gemacht hat."

„Ich kenne ihn," sagte Robespierre lächelnd und klopfte ein wenig Puder ab, der auf den Rock gefallen war, „er sucht meine und meines Bruders Freundschaft. Auch bezweifle ich nicht, daß er militärische Fähigkeiten hat, aber wenn es sich hier in der Tat um eine so drohende Gefahr handelt, so werden wir einen erprobten Mann vorschlagen, nicht einen Neuling, mögen Sie sich noch so sehr für ihn einsetzen, Bürger Barras."

Der Graf war außer sich über Robespierres anmaßenden Ton, doch ließ er sich nichts merken. Nur seine Augen flackerten ein wenig stärker, sein Lächeln schwand. „Ich habe Sie aufmerksam gemacht," sagte er. „Darum war mir zu tun. Sie werden im Konvent die Sache zur Sprache bringen und entscheiden, wie Sie es für gut befinden. Hoffen wir nur, daß Sie in der Wahl dann diesmal glücklicher sind,

als Sie es bei Carteaux und bei Doppet gewesen. Wenn Sie von neuem einen Mann dieses Schlages hinsenden, so werden Sie Toulon nicht retten, und wenn Sie nicht rasch handeln, kommen Sie zu spät! Mehr habe ich nicht zu sagen. Guten Abend, meine Herren!"

Graf Barras winkte nachlässig mit der Hand und verließ die Stube. Kurz darauf hoben auch die drei Gewaltigen ihre Beratung auf.

4.

Die Royalisten.

Etwa um die Zeit, da diese Besprechung zwischen Robespierre, Danton, Marat und Barras in Paris stattfand, versammelte sich in Toulon eine zahlreiche Gesellschaft im Palast des Marquis von Chevreuil. Wie im Norden von Frankreich, wo die starrsinnigen Bretonen mit fanatischem Grimm für das Königtum und vor allem für ihre Religion kämpften, so hatte sich auch im Süden die monarchische Gesinnung erhalten, und in Lyon, in Marseille, in Toulon und an andern Plätzen war ein großer Teil der Bevölkerung noch immer königstreu. In Grenzstädten wie in Hafenstädten hatten sich viele der aus Paris geflüchteten Aristokraten niedergelassen, um hier den Gang der Dinge abzuwarten und erst im äußersten Notfall außer Landes zu gehen. Toulon war einer der größten Sammelpunkte des Monarchismus. Als bedeutendster Kriegshafen des Reichs war diese Stadt von jeher eine Heimat des militärischen Geistes und mit der kriegerischen Vergangenheit des Landes eng verknüpft. Als die Revolution durch das Land brauste, brachen auch in Toulon Meutereien unter den Werftarbeitern aus. Doch konnte sich die Sache des Umsturzes nicht durchsetzen, da die Übergriffe der Volksregierung auf die Marineverwaltung zu höchst verfehlten Neuerungen führten, die ihr in der seemännisch geschulten Einwohnerschaft keine Sympathie erwerben konnten. Diese Neuerungen spitzten sich nach dem endgültigen Sturz des Königtums zu einer gänzlichen Umgestaltung des Kriegsschiffwesens zu, durch welche der größte Teil aller im Dienst des Marineministeriums, der Kriegshäfen und der Kriegsschiffe stehenden Offiziere völlig entrechtet und die Marine den vom Konvent bestellten Männern überliefert wurde, die nichts davon verstanden. Mit Murren fügte man sich den Bestimmungen des allmächtigen Nationalkonvents; doch konnte man sie nicht als Segen empfinden. Unter diesen Umständen blieb der Anhang der Royalisten auch nach dem Tode Ludwigs XVI. noch immer sehr groß.

Das Haupt der Royalisten von Toulon war Marquis von Chevreuil. Alt geworden im Dienst des Königshauses, mit Ruhm bedeckt von

mehreren Feldzügen her, geehrt durch die langjährige Gunst der beiden letzten Monarchen, selber der Abkömmling eines uralten Adelsgeschlechts, war er so recht der Vertreter des „ancien régime". Wenn er für die Erhaltung der Monarchie kämpfte, so kämpfte er für sein Leben. Denn was er war, was er hatte, seine Vergangenheit und seine Gegenwart, sein ganzes Denken und Fühlen stand und fiel mit dem Königtum.

In seinem Hause fanden die großen Zusammenkünfte der königstreuen Patrioten statt; in seinem Hause wurden die Beratungen gepflogen über die Auslieferung Toulons an die Engländer und deren Bundesgenossen. Er machte kein Hehl aus seiner Gesinnung; er trug seine Verachtung aller revolutionären Maßnahmen ganz offen zur Schau. Noch kurz nach dem Tode des Königs konnte er das auch ungestraft tun. Denn der Geist, den er verkörperte, war noch immer der herrschende in der Stadt; die Abgeordneten des Konvents verhielten sich still, die revolutionär gesinnten Bewohner wußten sich in der Minderheit und warteten auf Unterstützung von Paris her. Von dort aber geschah nichts. Ob aus Eitelkeit, um nicht allzu bereitwillig dem Rat des Grafen Barras zu entsprechen, ob aus Eifersucht gegeneinander ließen die derzeitigen Machthaber die Dinge in Toulon gehen, wie sie eben gingen, und gewährten dem Marquis von Chevreuil Frist, seinen Plan in aller Umsicht auszugestalten und durchzuführen.

Am Abend des 20. August waren die Säle des Palais Chevreuil voll von Gästen. Die großen Kristallleuchter warfen ihr Licht auf festlich geschmückte Tafeln, auf denen silbernes Geschirr, geschliffenes Glas und zartes Porzellan funkelten. Mehrere hohe, bronzene Kandelaber, die brennende Kerzen trugen, waren seitwärts aufgestellt, und auch auf den Tafeln selbst standen hier und dort Kerzen, deren Licht sich schimmernd in den mit rotem und weißem Wein gefüllten Karaffen brach. Drei große Prunkgemächer reichten kaum aus, die Fülle der Gäste zu fassen. Durch die weit geöffneten Flügeltüren schritten die Lakaien in goldstrotzenden Livreen geräuschlos hin und her. In allen drei Sälen schwirrte das Gespräch der Schmausenden wie das Summen eines Bienenschwarms, vermischt mit dem hellen Klang der Gläser, dem Klirren der Messer und Gabeln, dem Klappern der Teller. Marquis von Chevreuil saß mit den maßgebenden Personen seines Anhangs in dem mittleren der Säle, in welchem das Licht durch große, fast die ganze Wand füllende Spiegel blendend vervielfältigt wurde. Zu seiner Linken saß seine Tochter Athénais, in strahlender Schönheit. Eine dreifache Perlenkette schimmerte um ihren Hals, in ihrem dunkeln, vollen Haar leuchteten Diamanten wie Tautropfen. Rechts neben Chevreuil saß der junge, stattliche Marquis von Caderousse, und obwohl ihm als

einem nahen Verwandten des Hauses dieser Platz zukam, so wußte man doch, daß er ihn an diesem Abend als anerkannter Verehrer, als zukünftiger Gemahl der schönen Athénais innehatte.

Der alte Marquis war in Hoftracht. Er sah sich am Ziel seiner Wünsche. Sein Zweck war erreicht. Sein Gesicht strahlte. Nach bangen Tagen der Mühe und der Sorge war er in fröhlichster Stimmung. Todesfurcht kannte er nicht. Er wäre jederzeit bereit gewesen, den Kopf unters Fallbeil zu legen und lieber zu sterben, als seinen Frieden mit den Revolutionären zu machen. Aber seine ganze Natur bäumte sich dagegen auf, ihnen den Sieg zu lassen. Eine Niederlage des Monarchismus war für ihn eine Unmöglichkeit. Jetzt, da er dem Royalismus in Toulon zum Siege verholfen, da er sich den Beistand Englands und Neapels gesichert hatte, glaubte er kurzen Prozeß mit den Republikanern machen zu können. Er sah schon den Sohn des gemordeten Königs auf dem Thron, gleich seinem Vater umgeben von treuen Dienern; und es erfüllte ihn mit Stolz, daß Toulon, daß die Stätte seines Wirkens der Ausgangspunkt der Wiedereroberung sein werde. Er ließ den Blick über die Tafel schweifen. Auf all diese Leute konnte er sich verlassen. Sie waren ihm und ihrem König ergeben, sie sehnten den Tag herbei, da man mit Feuer und Schwert gegen die Republikaner, gegen die verhaßten Jakobiner, gegen die anmaßenden Söhne des Pöbels vorgehen würde. Er brauchte nur die Parole zu geben, so war die Fehde angesagt, so fielen die Royalisten mit der Waffe in der Hand über die Umstürzler her.

„Meine Damen und Herren!“ rief er, das Glas erhebend. „Ich trinke auf das Wohl des Hauses Bourbon! Es lebe Seine Majestät Ludwig XVII!“

Laute Zurufe erklangen an der Tafel und aus den Sälen rechts und links. Einige Herren eilten herbei um mit Chevreuil anzustoßen. Die Gläser klangen. Eine Zeitlang hörte man nichts als den mit Begeisterung wiederholten Namen des Königs. Als es wieder ruhiger geworden war, sah man den jungen Marquis von Caderousse neben Chevreuil stehen. Mit seinen langen Armen stützte er sich auf den Tisch. Sein Gesicht glühte. Er schien nach Worten zu ringen. Tiefe Stille trat an der Tafel ein. Neugierige Blicke richteten sich von allen Seiten auf den jungen Mann, wußte man doch, daß er sich mehrere Monate hindurch in Paris aufgehalten hatte, daß er viele der Vorfälle, die allen unglaublich schienen, selbst mit angesehen hatte.

„Ludwig XVII.!“ rief Caderousse, mit der Befangenheit, vor so vielen Leuten zu reden, und mit seiner Unbeholfenheit ringend. „Er lebe — an uns ist's, ihn am Leben zu halten! an uns, ihn zu retten!

Dem Tode ist er nahe — einem schrecklicheren Tode, als sein Vater erlitten hat, als seine Mutter noch erleiden wird! Mit eigenen Augen habe ich ihn gesehen — den Sohn unseres gemordeten Fürsten — mißhandelt von einem elenden, viehischen Schuster. Mit einem Stiefel hat der Unmensch auf das zarte blonde Haupt eingeschlagen — ins Gesicht hat er ihm gespieen, dem Sohne unseres Königs! Und ich sah ihn am Boden liegen zwischen Schmutz und Unrat — und man ließ ihn nicht einmal das trockene Brot essen, das Wasser aus einem steinernen Napf trinken!" Die Aufregung übermannte ihn. Seine Stimme brach. Eine Pause trat ein. Ringsum erklang Schluchzen. Einige der Damen weinten laut. Mehrere Herren preßten den Kopf in beide Hände und schlossen die Augen. Andere legten die geballten Fäuste auf den Tisch und sahen starr mit aufeinandergepreßten Zähnen zur Decke empor. Aus den andern Sälen drängten die Leute herzu und umringten die Tafel. Marquis von Chevreuil sah ernst und feierlich vor sich hin.

„Trocken Brot — Wasser aus einem steinernen Napf!" stieß Caderousse hervor. „Lumpen auf dem abgezehrten Leibe — starrend vor Schmutz und Jammer — Schmach über uns! Schmach und Schande! Hier sitzen wir bei Wein und Leckerbissen! Hier lachen, trinken und schmausen wir! Und er — keine Worte vermögen das Elend zu schildern! Fortgerissen von Vater und Mutter — weggezerrt aus dem königlichen Leben, das er von der Wiege an geführt hat — hineingestoßen in den Abschaum des Pöbels — in ein stinkiges Loch mitten im ärmsten verworfensten Viertel der Stadt — eines Königs Sohn — und selber nun ein König von Gottes Gnaden!"

Die Aufregung wuchs. Die weiter ab Stehenden reckten die Hälse, Caderousse zu sehen. Von vielen Seiten erklang der Ruf: „Rache für Ludwig XVII.!"

Caderousse rang nach Luft. Er blickte um sich her, und als er starre Blicke auf sich gerichtet sah, in denen er Zweifel an seinen Worten las, hob er die Hand wie zum Schwur empor und rief: „Bei den Wundmalen des Erlösers, ich spreche die Wahrheit. Das habe ich mit diesen meinen Augen gesehen!" — Dann ließ er sich in seinen Stuhl zurückfallen.

„Und das ist der Geist, dem wir uns beugen sollen!" rief nun Chevreuil. „Das ist der Geist, der unserm Lande Segen bringen will! Mörder, Folterknechte, Hanswürste, die ein über Nacht erlangtes Ansehen um den Verstand gebracht hat, Hungerleider, Söhne von Sklaven, die aus ihren Kellern ans Licht gekrochen sind, Gesindel, das gestern noch im Staube lag!"

„Zurück in den Staub mit ihnen!" rief Herzog von La-Roche-

jacquelin. „Warum zaudern wir noch? Toulon ist unser! Treten wir von hier unsern Siegeszug nach Paris an!"

„Auf nach Paris!" erklang es von allen Seiten. „Nieder mit den Jakobinern!"

„Ruhe, ihr Herren, Ruhe!" rief Chevalier d'Elbée. „Toulon ist uneinnehmbar. Versichern wir uns vorerst unserer Stadt. Dann mögen die Revolutionsheere heranrücken und sich an unsern Bastionen die Zähne ausbeißen! Von außen wird uns England schützen. Hier bleiben, hier Widerstand leisten, bis der Feind sich erschöpft hat, das ist die Hauptsache! Bedenken Sie! Von den Heeren der Vendée, von Holland, Österreich und Deutschland bedroht, müssen die Revolutionäre sich nach allen Seiten hin verteidigen, da werden ihre Kräfte bald aufgerieben sein. Dann ist der Zeitpunkt zu siegreichem Vordringen gekommen, dann wird Paris in unsere Hände fallen!"

„Und dann erheben wir Ludwig XVII. auf den Thron," rief Fürst von Latrémoille, ein alter Herr mit dem Gesicht einer Mumie, auf dem ein langjähriges Leben in der nächsten Umgebung des ausschweifenden Königs Ludwigs XV. deutliche Spuren zurückgelassen hatte. „Dann haben wir wieder unsern König, unsere Tuillerien, unsere Antichambres! Dann wird wieder das Lächeln oder der Unmut des Fürsten über den Tag entscheiden! Wir werden ihn wieder allabendlich zur Ruhe geleiten und allmorgendlich untertänigst begrüßen! Die Soupers, die Wagenfahrten, die Tänze, die Maskeraden in Fontainebleau — all das wird wieder da sein! Sie, meine schönen Damen, werden wieder zu Ihrem Rechte kommen und wir zu unsrer Gewohnheit!"

Tränen traten ihm in die erloschenen Augen, während er der großen, schönen Zeit gedachte, da er als junger, schmucker Kavalier der Marquise von Pompadour die Hand geküßt oder von der lasterhaften und doch so schönen Dubarry einen zärtlichen Klaps mit dem Fächer erhalten hatte.

„Was gewesen ist, wird wieder sein," sagte Kardinal Fürst von Longuefay salbungsvoll. „Was Gott erhoben, das kann der Mensch nicht stürzen! Die Königsmörder und Tempelschänder gehen einem schrecklichen Strafgericht entgegen."

„Hier in Toulon soll es seinen Anfang nehmen!" rief Chevalier von Beauvilliers. „Fallen wir morgen schon über die Jakobiner her!"

So erhitzten sich die Gemüter, und der schwere Wein, den die Lakaien aus den kristallenen Karaffen in die schön geschliffenen Gläser gossen, tat das Seine dazu, eine hoffnungsfrohe, kriegerische Stimmung zu entzünden. Als dann Caderousse noch mehr von Paris, von der Verurteilung des Königs, von seinem Tode auf dem Schafott, von der

Gefangenschaft der Marie Antoinette sprach, da erhob sich aufs neue ein Sturm der Entrüstung. In flammender Begeisterung forderten alle Herrn von Chevreuil auf, nun nicht länger zu warten, sondern die gerechte Strafe über diejenigen zu verhängen, die sich durch revolutionäre Gesinnung zu Mitschuldigen an diesen Greueln machten. Chevreuil stand auf mit der Miene eines Feldherrn, der vor dem entscheidenden Augenblick seine Heerschar überschaut.

„Es freut mich, Sie so einmütig zu sehen!" rief er aus. „So wissen Sie denn, morgen mit Tagesanbruch eröffnen wir den Bürgerkrieg, den Krieg gegen die Jakobiner. Es ist mir gelungen, den Platzkommandanten Mandès auf meine Seite zu ziehen; Admiral Trogof, der Kommandant der Flotte, hat sich verpflichtet, neutral zu bleiben; wir werden morgen abend das Regiment über die Stadt an uns gerissen haben; und die Guillotine, die bisher nur für Royalisten dagewesen ist, wird nun Revolutionäre auf ihren Stufen sehen. Ich sage ihnen das nicht nur, um Sie zu erfreuen, sondern um Sie zu warnen. Keine Halbheiten, kein Hin- und Herschwanken von morgen ab! Wer nicht für uns ist, ist gegen uns! Von dem Augenblick an, wo ich Herr über Toulon bin, fällt das Haupt eines jeden, der nicht für die Sache des Königs eintritt. Mit eisernem Besen fege ich die Stadt rein von allen, die auf Seite des Umsturzes stehen. Wer morgen früh sich in meinem Schloßhof der Schar der Streiter anschließt, der ist mir als Bundesgenosse willkommen; alle andern, wie sie auch heißen, mögen sich hüten! Es lebe Ludwig XVII.! Es lebe das Haus Bourbon!"

Mit diesen Worten zog er seinen Degen und streckte ihn mitten auf den Tisch. Im nächsten Augenblick senkten sich von allen Seiten die blitzenden Klingen, und ein starrendes Bündel von Metall vereinte sich über der festlich geschmückten Tafel. Manches umgestoßene Glas ließ den roten Wein wie Blut über das Tuch fließen.

„Dem König Treue bis in den Tod!" rief Herzog von La-Rochejacquelin.

„Rache für das Haupt Ludwigs XVI.!" rief Vicomte Dumesnil.

„Mein Blut für meinen König!" sprach Chevalier von Lepertre.

„Mein Leben für Ludwig XVII." rief Chevalier von Beauvilliers.

Kardinal Fürst von Longuefay aber breitete die Hände über die Degenklingen und rief inmitten eines tiefen, ehrfurchtsvollen Schweigens: „Ich segne euch, ihr Streiter für die gerechte Sache, ich segne euch im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!"

Man verließ die Tafel. Die Lakaien trugen das Geschirr ab, die Herren und Damen zerstreuten sich in den Gesellschaftsräumen, die kleiner waren als die großen Empfangssäle. In den weichen Polster-

▫▫▫

mehr oder weniger kommt es nicht an! Was sich jetzt um uns vollzieht, das ist kein kleinlicher Aufruhr, das ist eine Umgestaltung nicht nur Frankreichs, sondern der Welt, das ist ein Zornanfall der Kultur, Thermopylä und Gomorrha in einem Atem. Ein Weltbrand ist es, der einstweilen noch alles in Rauch erstickt, in dem sich aber das Gold des Fortschritts abklären wird! Ein Chaos von Flammen ist es, das sich zum Lichtschein ewiger Wahrheit läutern wird. Wir alle sind nur eine Welle im Ozean, das Wollen und Wünschen des Einzelnen hat gar nichts zu besagen! Unbezwingbar und unermeßlich braust es von den Höhen hernieder und zerschmettert, was sich ihm entgegenstellt! Es ist kein Werk der Menschen, es ist eine Kraftäußerung höherer Mächte! Gehen Sie in sich! Gegen einen Donner anzuschreien, einem Blitz die Hand entgegenzustrecken, das bringt keinen Ruhm, das nennt man Narrheit!"

Er war aus seiner Ruhe herausgegangen. Die Worte fielen wuchtig von seinen Lippen, nicht in brausendem Schwall, sondern schwer, von innerer Glut erfüllt, wie Tropfen Blutes. Das war nicht mehr die gleichgültige, oberflächliche Weise eines Mannes, der sich leicht den Dingen anpaßt; das war der Ton der festen Überzeugung, des aufrichtigen Glaubens, der ehrlichen Meinung. Aber Marquis von Chevreuil war nicht der Mann, die Wahrheit in sich aufzunehmen, die in Quesnaults Worten enthalten war. Er erblickte in der Revolution keine Spur von Größe, sondern die freche Auflehnung des Pöbels gegen Recht und Gesetz, gegen die durch Gott und die Zeit geheiligte Ordnung. Er zog die Nasenwinkel zu einem Ausdruck unsäglicher Verachtung empor und rümpfte die Lippen, als wenn er einen bittern Geschmack auf der Zunge hätte.

„Mit schönen Worten wollen Sie Ihren schändlichen Gesinnungswechsel, Ihren feigen Abfall verbrämen, Herr Vicomte," antwortete er. „Wissen Sie, daß der niedrigste meiner Diener, der seinem Herrn die Treue wahrt, edler, besser und achtungswerter ist als Sie? Wir haben nichts mehr miteinander zu schaffen. Und nochmals, hüten Sie sich! Sie könnten sonst den Reigen derer eröffnen, die schon morgen auf das Schafott steigen werden."

„Ich fürchte mich nicht vor Ihnen, Herr Marquis, noch vor Ihren ohnmächtigen Helfershelfern," versetzte Quesnault. „Ihr Haus verlasse ich — doch nicht die Stadt. Sie werden mich täglich auf der Straße sehen. Lassen Sie mich ergreifen und töten, wenn Sie das wollen und die Macht dazu haben. Es wird Ihnen und allen Ihren Genossen nicht anders ergehen wie den Mücken, die das Licht umtanzen. Doch ehe ich Ihr Haus für immer verlasse, gestatten Sie mir noch eine Bitte.

Wenn Sie schon selber in Ihrer heillosen Verblendung ins Unglück rennen wollen, reißen Sie wenigstens Ihre Tochter nicht mit ins Verderben. Athénais ist wahrlich zu schade für die Guillotine!"

„Was geht Sie meine Tochter an?" fuhr der Marquis auf. „Am Tage unseres Sieges wird sie die Gattin des Herrn von Caderousse, und beide werden am Hofe Ludwigs XVII. eine Rolle spielen."

Quesnault biß sich auf die Lippen. Aus seinem Gesicht wich die frische Farbe. Seine dichten Brauen zogen sich fast mit einem Ausdruck des Schmerzes zusammen. Er schien einen Augenblick um eine Antwort verlegen zu sein. Aber der Stolz verwehrte es ihm, der Tochter Chevreuils noch fürder Erwähnung zu tun. Daher rief er aus:

„Ludwig XVII.! Schweigen Sie doch von diesem Unglücklichen! Unter allen Opfern, die die blutige Wandlung fordert, wird die Nachwelt dieses Kind das bedauernswerteste nennen. Und wenn es Ihnen auch gelänge, sein Leben zu retten, so würden Sie in ihm doch nur einen König haben, der durch die rohe Behandlung eines Unmenschen zum Blödsinnigen geworden ist!"

„Genug, Bürger Quesnault!" unterbrach ihn Chevreuil mit Hohn. „Suchen Sie passendere Ohren für Ihr Geschwätz! Sie werden sie unter den Werftarbeitern, unter dem Pöbel, der auf den Kais herumlungert, jederzeit finden."

Damit wandte er ihm den Rücken zu und befahl dem Lakaien, ihn zu entkleiden. Quesnault war noch bleicher geworden; seine Lippen zuckten; seine Hände ballten sich. Er warf den Kopf weit in den Nacken und atmete tief auf.

„Herr Marquis, wir sprechen uns noch!" stieß er hervor. Dann schritt er rasch zur Tür, die er hinter sich so laut ins Schloß warf, daß die Wände zitterten und das Echo donnerartig durch die nächtlich stillen Korridore hallte.

5.

Hannibal ante portas!

Am Morgen des folgenden Tages begann in Toulon der Kampf der Royalisten mit den Revolutionären. Der Bürgerkrieg tobte durch die Straßen. Weitaus die Mehrzahl der Bewohner wünschte das Joch der jakobinischen Gewaltherrscher abzuschütteln, deren Regiment man weit drückender empfand als jemals das der königlichen Verwaltung. Die von den Getreuen Chevreuils überall ausgegebene Parole: „Auf zum Streit gegen die Jakobiner!" hallte von Haus zu Haus, und die Schar des Marquis wuchs mit der Schnelligkeit eines den Berg hinabrollenden Schneeballs. Als sie vor den Gebäuden der Regierung und

der Stadtverwaltung erschien, zählte sie nach Tausenden. Der Platzkommandant — mit dem sich Chevreuil insgeheim geeinigt hatte — leistete keinen Widerstand. Die vom Nationalkonvent bestellten Beamten hatten von Tag zu Tag auf Hilfe von Paris gewartet und standen nun den Dingen ohnmächtig gegenüber. Zum Teil wurden sie gefangen genommen; zum Teil leisteten sie Widerstand und wurden getötet. Zu erbitterten und überaus blutigen Kämpfen kam es im Arbeiterviertel. Barrikaden wurden errichtet, die der Pöbel mit Ingrimm und Ausdauer verteidigte. Bis in die späte Nacht hallte Gewehrfeuer an allen Ecken und Enden der Stadt. Doch noch ehe die Dunkelheit anbrach, sah man auf allen öffentlichen Gebäuden die Trikoloren sinken und das Lilienbanner der Bourbons aufsteigen.

Am andern Tage dauerten die Barrikadenkämpfe im Arbeiterviertel fort. Doch das eigentliche Toulon war in den Händen der Royalisten. Alle, die sich eben noch geflissentlich mit der Revolutionsmütze gezeigt hatten, legten diese verpönte Kopfbedeckung ab. Wer noch von der Königszeit her Orden besaß, trug sie nun wieder stolz zur Schau. Nirgend hörte man noch die Leute einander „Bürger" nennen; die früheren Titulaturen kamen wieder in Geltung. Viele Leute wagten sich nicht aus den Häusern; desto mehr trieb sich lichtscheues Gesindel, das sich sonst in seinen Schlupfwinkeln verborgen hielt, auf den Straßen umher, um die herrschende Verwirrung zu seinem Vorteil auszubeuten. Ein großer Teil der Bewohner wollte die Stadt verlassen; doch es wäre eher möglich gewesen, durch ein Nadelöhr zu schlüpfen als jetzt zu Toulon heraus oder herein zu gelangen. Die Royalisten hielten alle Tore besetzt und ließen nur solche Leute passieren, die mit genauen Ausweispapieren der Partei versehen waren. Deshalb konnte auch Quesnault nicht fort. Er befand sich in einem seltsamen Widerstreit der Gefühle. Den Royalisten hätte er den Sieg gegönnt; allein er konnte an einen dauernden Erfolg nicht glauben; in Paris würde man nun nicht länger zaudern, die aufständische Stadt zu züchtigen. Für ihn war es eine ausgemachte Sache, daß der Monarchismus in Frankreich endgültig ausgespielt hatte und das Volk sich die erkämpfte Freiheit nicht wieder würde entreißen lassen. Als nun aber Chevreuil damit begann, den Jakobinern den Prozeß zu machen, als täglich zahlreiche Hinrichtungen stattfanden, da erwachte abermals wilder Zorn in seinem Herzen. Obwohl er dem Marquis ins Gesicht gesagt hatte, er würde sich ohne Furcht auf der Straße zeigen, so hielt er sich nun doch verborgen; und er grollte dem Alten um so mehr, als er sich durch ihn zu einer seiner Natur im Grunde widersprechenden Feigheit gezwungen sah. Andersseits sagte er sich, daß jeder einzelne dieser Triumphe

von den Royalisten in kurzem teuer bezahlt werden müßte, daß ihre Strafe desto härter sein würde, je mehr sie jetzt auf ihre vorübergehende Macht pochten. Für jeden Kopf eines Jakobiners würden zehn Royalistenköpfe fallen. Daran zweifelte er nicht nach all den Schrecknissen, die er mit eigenen Augen in Paris gesehen. Um Chevreuil und Caderousse kümmerte er sich wenig; ihm war nur um die schöne Athénais zu tun, die er liebte, die er Caderousse nicht gönnte. Der Gedanke, daß sie den Jakobinern in die Hände fallen und den Tod auf der Guillotine oder vielleicht noch Schlimmeres erleiden sollte, ließ ihm keine Ruhe. Während er im Verborgenen blieb, sann er darüber nach, wie er sie retten könnte, wie sich das Unglück abwenden ließe, das ihm unvermeidlich erschien. Er kannte ihren Edelsinn, ihren hohen Mut und wußte, sie würde ihren Vater nicht verlassen. Vielleicht auch Caderousse nicht, setzte er mit Ingrimm hinzu. Vielleicht liebte sie Caderousse? Bei diesem Gedanken preßte er die Hände gegen die Schläfen und vereinte alle Denkkraft auf die Frage: Wie kann ich sie vor dem Unheil bewahren, in das der Vater und der Bräutigam sie mit sich reißen? Und eine ganz naheliegende Möglichkeit trat ihm plötzlich vors Auge. Wenn Chevreuil und Caderousse bei den Kämpfen, die sich um Toulon entspinnen müssen, den Tod finden — wenn ich Athénais aus den Händen der Jakobiner befreie, vor Strafe schütze und ihr so das Leben rette, wird sie, die dann allein auf der Welt dasteht, mir ihre Hand versagen? Diese Möglichkeit gewann die Gestalt eines erwägenswerten Gedankens und dann eines erstrebenswerten Ziels. Er sagte sich schließlich, daß er nicht abwarten dürfe, ob der Zufall es so füge, sondern irgendwie darauf hinarbeiten müsse, daß die Dinge eine solche Wendung nähmen. Dann gedachte er auch der Worte Chevreuils, am Tage des Sieges solle die Vermählung der Athénais mit Caderousse stattfinden. Nun schwebte er in steter Sorge, daß dies geschehen würde; doch offenbar war der Vater zu sehr von den Geschäften des Tages in Anspruch genommen, um an die Herzensangelegenheiten seines Kindes zu denken. Quesnault hoffte aber, daß, wenn sie sich nicht beeilten, ihren Bund zu schließen, es schon in den nächsten Tagen dazu zu spät werden möchte. All diese Erwägungen erfüllten ihn mit großer Unruhe und ließen ihm die unfreiwillige Haft, zu der er sich verurteilt sah, sehr bitter empfinden. Bei seinem Tatendrange fiel es ihm schwer, untätig abzuwarten, welchen Lauf die Dinge nehmen würden, und der Entschluß, bei der ersten Gelegenheit handelnd einzugreifen, drängte in seinem Innern immer mehr nach Erfüllung.

Acht Tage waren seit dem Beginn der Feindseligkeiten verflossen. Die Royalisten hatten noch immer nicht völlig den Widerstand der

Revolutionäre gebrochen. Im Arbeiterviertel kam es noch täglich zu Zusammenstößen. Die Guillotine hatte sich an Blut satt getrunken, und viele Männer, selbst adliger Abkunft, die sich gleich Quesnault für die Revolution begeisterten, waren auf dem Schafott gefallen. Da langten eines Tages versprengte Royalisten an, die auf der Flucht von Marseille her waren. Sie berichteten, daß diese Stadt ebenfalls von ihrer Partei im Namen des Königs erobert worden sei, sich jetzt aber der Revolutionsarmee hätte ergeben müssen. Der Eroberer, General Carteaux, einer jener improvisierten Kriegshelden des Umsturzes, der früher Maler gewesen, hatte ein grausames Strafgericht über die unglückliche Stadt verhängt. In Strömen von Blut war die royalistische Bewegung ertränkt worden. Dann lief die Kunde ein, daß die Stad Lyon dasselbe Schicksal erlitten hätte. Da ergriff Furcht die Königstreuen von Toulon. Als es nun gar ruchbar wurde, daß Carteaux, der Bezwinger von Marseille, mit seinem siegreichen Heer auf Toulon marschiere, da sank der frohe Mut, und selbst Chevreuil mußte sich sagen, daß seine Sache verloren sei. Wenn auch der Admiral Trogof versprochen hatte, sich neutral zu verhalten, wenn er auch dieses Versprechen bisher gehalten, so wußte der Marquis doch ganz genau, daß Saint Julien, der Konteradmiral, ein verbissener Jakobiner sei und sofort über den Kopf Trogofs hinweg Maßregeln gegen die Royalisten ergreifen würde, sobald er eines Beistands von der Landseite her sicher sei. War man aber hier von den Truppen des Konvents, dort von den Schiffen eingeschlossen und bedroht, so mußte das Schicksal Toulons sehr rasch entschieden sein.

Die Verhandlungen mit den Engländern und Neapolitanern wurden nun von neuem angeknüpft. Chevreuil traf mit dem englischen Admiral Hood das Abkommen, daß die vereinigte Flotte Britanniens und Neapels in den Hafen einlaufen und die Stadt im Namen und als Verbündete des Königs Ludwigs XVII. besetzen solle. Die Bedingung war, daß sie durch diese Einnahme keinerlei Hoheitsrechte über Toulon erhalten sollten, sondern Stadt und Hafen sogleich nach der Thronbesteigung des entrechteten Königs zu räumen hätten. Abermals gelang es Chevreuil, obwohl an der raschen Annäherung der Revolutionsarmee kein Zweifel mehr war, die Zustimmung des Platzkommandanten und des Admirals Trogof zu erlangen. Allein Saint Julien widersetzte sich mit allem Nachdruck. Als ihm der Entschluß Chevreuils hinterbracht wurde, rief er seine Mannschaft zusammen, hielt ihr eine feurige Ansprache, in der er die freilich nur durch die Not gebotene Handlungsweise der Royalisten als blanken Landesverrat hinstellte, und ließ Offiziere und Matrosen schwören, niemals die Feinde in den Hafen

hineinzulassen. Er benützte einen Augenblick, wo sein Vorgesetzter, Admiral Trogof, an Land weilte, um diese republikanische Rede zu halten. Nicht nur auf seinem Schiffe, sondern auf allen andern stimmte man ihm bei. Er sandte überallhin Offiziere an Bord, die zum Widerstand gegen den beabsichtigten Verrat aufforderten. Als er der Zustimmung aller sicher war, riß er den Oberbefehl an sich und versperrte mit dem Geschwader die Reede.

Chevreuil sah sich zu einem Gewaltstreich gezwungen und ließ die Kanonen der Festungswerke auf den Hafen richten. Saint Julien seinerseits richtete die Geschütze auf die Stadt. Die Dinge standen auf des Messers Schneide. Admiral Hood, der englische Kommandant, wartete im Außenhafen dem Abkommen gemäß auf Freigebung der Einfahrt, die er aus politischen Rücksichten nicht mit Waffengewalt erzwingen wollte. Ehe es jedoch zu einem Schußwechsel kam, löste sich die Fregatte „Perle" unter Leutnant van Kempen von der Flotte ab und fuhr gegen die Stadt heran. Admiral Trogof benutzte sogleich die Gelegenheit, ließ sich auf die Fregatte rudern und hißte auf ihr seinen Admiralswimpel, wohl wissend, daß diesem Zeichen von den Seeleuten stets Gehorsam geleistet werde.

In der Tat fiel denn auch ein großer Teil des Geschwaders beim Anblick des Admiralswimpels sofort von Saint Julien ab. Nur sieben Schiffe blieben dem Konteradmiral treu. Er beschloß, mit diesen mitten durch die feindliche Flotte hindurchzufahren — ein Manöver, das er mit kaltem Blut und unerhörtem Glück auch wirklich ausführte. Als das letzte der sieben den Außenhafen durchlief, gewannen die Fahrzeuge der feindlichen Flotte den Innenhafen. Damit fiel einer der wichtigsten und durch seine Magazine und Arsenale wertvollsten Plätze des Landes in die Gewalt der Engländer. Ganz Frankreich erbebte von diesem Schlage.

Dies war am 29. August geschehen. Wenige Tage später stand General Carteaux mit etwa 30000 Mann vor Toulon und begann die Belagerung. Der rasche Erfolg, den er bei Marseille gehabt, hatte ihn stolz gemacht. Er glaubte auch hier zu kommen, zu sehen und zu siegen. Die Mithilfe der Artillerie dünkelhaft verschmähend, gedachte er mit einem heldenhaften Sturm auf die Befestigungswerke alles zu entscheiden. Als der erste Ansturm mißglückte, ließ er sich dies nicht zur Warnung gereichen, sondern versteifte sich vielmehr noch hartnäckiger auf seine vorgefaßte Meinung. So kam es, daß sich die Belagerer an den eisenfesten Mauern von Toulon nur blutige Köpfe holten, ohne das geringste auszurichten. Das wurde dem Konvent zu bunt, er nahm

Carteaux den Oberbefehl und schickte den General Doppet nach Toulon. Der aber erwies sich als ebenso unfähig wie sein Vorgänger. Er fand an dessen strategischen Maßnahmen nichts zu ändern. Die Dinge blieben beharrlich auf dem gleichen Standpunkt. Das ging den Herren in Paris gar sehr gegen den Strich. Toulon mußte rasch wiedergewonnen werden, wenn die Sache der Revolution nicht in den Augen Frankreichs und vor allem des Auslands eine empfindliche Schlappe erleiden sollte. Nun endlich erinnerte man sich des Mannes, den Graf Barras empfohlen hatte, und am 12. September traf Leutnant Bonaparte bei der Belagerungsarmee ein, um den Befehl über die Artillerie zu übernehmen.

Er meldete sich sofort beim Kommandeur. Doppet, ein langer, schmächtiger Mensch von krankhafter Eitelkeit, seines Zeichens ein Zahnarzt, sah ihn sehr von oben herab an. Der Konvent, sagte er sich, traue es ihm nicht zu, daß er allein mit Toulon fertig würde. Hatte man von diesem jungen Menschen, der kaum über 20 Jahre alt sein mochte, eine höhere Meinung? Anmaßend genug schien er allerdings zu sein, dieser Herr Leutnant mit den schmalen Schultern und dem Gesicht eines Schwindsüchtigen.

„Was heißt Artillerie?" herrschte er den Leutnant an. „Wir brauchen keine Artillerie. Heute abend noch nehmen wir Toulon mit dem Bajonett, und morgen früh äschern wir es ein!"

„Herr General," antwortete Bonaparte, „eine Festung nimmt man nicht ohne Artillerie."

„Darüber habe ich zu bestimmen," versetzte Doppet. „Ich habe Ihre Meldung entgegengenommen. Gehen Sie an Ihren Platz und warten Sie weitere Befehle ab."

Nach diesen Worten wandte er sich den Papieren zu, die vor ihm auf dem Tische lagen. Bonaparte verließ das Zimmer. Begleitet von Junot, seinem Adjutanten, und Dupas, einem Leutnant Doppets, machte er sich auf den Weg, um die Aufstellung der Artillerie zu besichtigen. Man führte ihn zu einem Weinberge, wo hinter einem Wall ein paar Kanonen standen. Ein Blick genügte für ihn, um zu erkennen, daß die Entfernung bis zu den Wällen der Stadt viel zu groß war, und keine von hier aus abgeschossene Kugel ihr Ziel erreichen konnte. Im ersten Augenblick glaubte er, Doppet hätte diese Geschütze mit Absicht hier aufgestellt und ihn durch Dupas zu ihnen führen lassen, um ihn auf die Probe zu stellen und nach seinem Urteil über diese Anordnung seine Fähigkeiten zu bemessen; allein der Ernst, mit dem Dupas seine Erklärungen zum Vortrag brachte, ließ keinen Zweifel daran, daß man in der Tat von hier aus, allerdings erst im äußersten Notfall, die Artillerie in Tätigkeit setzen wollte.

„Und sind das alle unsere Geschütze?" fragte Bonaparte.

„Ja, Leutnant."

„Dann können wir freilich an eine Mitwirkung der Artillerie bei der Belagerung vorderhand gar nicht denken," sagte Bonaparte. „Diese reichen zur Not hin, zwei feindliche Bastionen in Schach zu halten."

Darauf machte er mit Junot einen mehrere Stunden währenden Spazierritt um Toulon herum. Die Umgebung glich einem Garten voll Wein, Palmen, Oliven und Mandelbäumen. Üppiges Grün bekleidete die Höhen, die den Fuß im blauen Meere badeten. Doch Bonaparte hatte keinen Sinn für die Naturschönheiten der Landschaft; er suchte nur Angriffspunkte, erwog nur die Lage der einzelnen Höhen gegen die Stadt und die Befestigungen hin und entwarf mit dem Scharfblick und der raschen Entscheidungsgabe, die ihn sein Leben lang ausgezeichnet haben, schon an diesem ersten Tage den ganzen Plan für seine Beschießung von Toulon.

Am Nachmittag berief General Doppet seine Offiziere zu einem Kriegsrat. Es wurde jedoch niemand um seine Meinung befragt, und die Beratung bestand lediglich darin, daß Doppet seinen Entschluß kundgab, am Abend einen entscheidenden Sturm zu unternehmen, und die Befehle verteilte. Auch schwang sich niemand zu einer Gegenäußerung auf.

Da trat Bonaparte vor, schritt zu dem Tische, auf dem die Papiere des Generals lagen, neigte sich über den großen Situationsplan und begann, unbekümmert um die entrüstete Miene des Generals, die Karte mit seinen Notizen zu vergleichen. Ein peinliches Schweigen herrschte um ihn her. Man kannte Doppets Reizbarkeit und fürchtete, er werde sich im Zorn zu einer unbedachten Handlung hinreißen lassen. Doch ehe er Worte für sein Erstaunen fand, legte Bonaparte den Finger auf eine Stelle der Karte und sagte, indem er sich im Kreise der Offiziere umsah: „Meine Herren, dies ist Toulon!"

Die andern drängten herzu. Doppet stand vom Stuhle auf, blickte auf die Karte und brach in Lachen aus. — „Mein Herr Gernegroß," antwortete er spöttisch, „wenn Sie noch nicht einmal wissen, wo auf dieser Karte Toulon liegt, so hätten Sie wahrlich in Paris bleiben können."

„In der Tat," meinte Oberst Léchelle, „unser ‚capitaine Canon' scheint etwas schwach in Geographie zu sein."

So erhielt Bonaparte seinen ersten Spitznamen. Erst viel später bekam er den zweiten, welcher bis zu seinem Tode Geltung behielt: ‚der kleine Korporal'.

Bonaparte sah Doppet ruhig und fest ins Auge. „Ich wiederhole,"

sagte er, „dies hier ist Toulon, das heißt, von diesem Platz aus und allein von diesem können wir Toulon erobern. Hier liegt der Angelpunkt unserer Bemühungen."

Nun hielt Doppet nicht länger an sich. „Herr Besserwisser," rief er aus, „wer fragt Sie um Ihre Meinung? Was haben denn Sie bisher vollbracht, das Ihnen ein Recht gibt, sich hier aufzuspielen? Sie stehen hier vor den Überwindern von Marseille und Lyon, und denen werden Sie es wohl zutrauen, daß sie auch mit Toulon fertig werden."

„Ich bin zu einem Kriegsrat befohlen worden," erwiderte Bonaparte ruhig, doch scharf, „und unter einem Kriegsrat verstehe ich freie Meinungsäußerung eines jeden, der daran teilnimmt. Sie beabsichtigen, noch heute abend einen Sturm zu unternehmen, und ich erkläre, daß Sie damit nichts erreichen können. Sie werden unnütz Menschen opfern, und die Bürger, die unter der Fahne der Republik kämpfen, sind zu schade zum Kanonenfutter. Diese Mauern können Sie nicht eher bezwingen, als bis die Geschütze Bresche gelegt haben. Ich stimme dafür, daß gewartet wird, bis wir genügend Artillerie hier haben, um eine energische Beschießung der Stadt vorzunehmen. Jeder Versuch vorher bedeutet nur eine Schwächung unserer Kräfte."

Doppet fand zuerst keine Worte, dann aber platzte er wild heraus: „Feigheit — Feigheit ist's, was Sie —"

Da wandte Napoleon sich an die beiden Volksvertreter Salicetti und Gasparin, die als Bevollmächtigte des Konvents bei der Belagerungsarmee weilten.

„Volksvertreter," rief er aus, „ich stehe hier als Befehlshaber der Artillerie. Ich erkläre, die Artillerie ist in ihrem jetzigen Zustande unfähig, an der Belagerung wirksam teilzunehmen, ich erkläre, eine Eroberung ohne Geschütze ist unmöglich, ich mache mich anheischig, in kurzem eine genügende Anzahl von Kanonen requiriert zu haben. Ich verlange aber, daß ich vor jeder Behinderung von seiten des Generals Doppet geschützt werde, sonst kann ich für nichts aufkommen."

Die beiden Volksvertreter erhoben sich, und Gasparin fragte: „Wer sind Sie denn, daß Sie hier überhaupt eine Verantwortung übernehmen wollen?"

„Wer ich bin?" versetzte Bonaparte. „Ein Mann bin ich, der das Kriegshandwerk versteht, und ich bin hier unter Männern, die nichts davon verstehen."

Salicetti war ein Landsmann Bonapartes, und das feste Auftreten des jungen Korsen erfüllte ihn mit einem gewissen Stolze.

„Der Leutnant Bonaparte hat recht," sprach er. „Als Vertreter der Regierung fordere ich den General auf, mit einem Sturm zu warten, bis von seiten des Konvents näherer Bescheid eintrifft."

Gegen die Bestimmungen der Volksvertreter, welche im Namen des Konvents sprachen, gab es keine Widerrede. Doppet mußte seinen Plan fallen lassen. Er hob die Sitzung auf und entließ die Offiziere.

Der nähere Bescheid des Konvents bestand darin, daß Doppet durch den General Dugommier abgelöst wurde. Dieser, ein Kriegsmann von Beruf und ein wirklich tüchtiger Feldherr, brachte schon von Paris auf Betreiben des Grafen Barras die Vorschrift mit, Bonaparte in der Führung der Artillerie völlig freie Hand zu lassen. Damit legte der Konvent die schwere und für das Land so bedeutsame Aufgabe der Eroberung Toulons eigentlich in die Hände des jungen Leutnants.

Er zeigte sich dieser Aufgabe gewachsen. In der Frist von zwei Monaten hatte er eine Anzahl von 100 Geschützen aus dem Boden gestampft. Von allen nahen Küstenplätzen und Garnisonen ließ er sämtliche verfügbaren Kanonen herbeischaffen, die er nun in überaus geschickter Weise auf die Toulon umgebenden Höhen verteilte. In Anerkennung seiner Tätigkeit wurde er von den Volksvertretern im Namen des Konvents zum Bataillonschef und kurz darauf zum Obersten befördert.

Gegen Ende des November begannen die 100 Kanonen des Obersten Bonaparte ihren vernichtenden Regen von Eisen und Feuer gegen die Außenwerke der Stadt zu schleudern. Der holde Kranz von rebenumsponnenen Hügeln war zu einem Gürtel von Vulkanen geworden, die Tod und Brand spieen und das in ihrem Schutz, in ihrem freundlichen Schatten liegende Gefilde in grimmiger Umklammerung festhielten und erwürgten.

6.

Bonaparte der Sieger.

Die ersten Mißerfolge der Belagerungsarmee versetzten die Royalisten in Freude und Hoffnung. Die Meinung, Toulon sei uneinnehmbar, griff unter ihnen um sich. Sie wähnten sich völlig sicher, und Chevreuil wiederholte, daß von ihnen die Wiedereinsetzung des Königtums ausgehen und Toulon zum Mittelpunkt einer neuen Monarchie aufsteigen würde. Die Begeisterung wuchs von Tag zu Tag. Man kämpfte mit Löwenmut auf den Wällen und schlug jeden neuen Angriff Carteaux' und Doppets siegreich zurück. Als dann in der Belagerung ein Stillstand eintrat, glaubte man schon endgültig gewonnen

zu haben. Kein Mensch in der unglücklichen Stadt ahnte, daß dies nur die Stille vor dem Sturm sein solle, daß der unheimlich treffsichere Geist eines großen Feldherrn während dieser Stille die Todesschlinge um die Stadt legte.

Mit jedem Tage erwartete man den Abzug der Belagerungsarmee. Ein Mißerfolg vor Toulon mußte der Revolution eine schwere, vielleicht tödliche Wunde zufügen. Mit Englands Hilfe gedachte Chevreuil dann gegen Paris vorzudringen; Österreich, das alle Ursache hatte, den Tod Maria Antoinettes zu rächen, Deutschland und Holland würden sein Vorgehen mit allem Nachdruck unterstützen. Lag doch allen diesen Ländern viel daran, die Revolution, deren Geist wie ein Gifthauch über ganz Europa wehte, niederzuwerfen, um alle Nacheiferungsgelüste bei ihren eignen Untertanen im Keim zu ersticken.

Der erste Tag der furchtbaren Beschießung erschütterte all diese Hoffnungen. Bisher hatte man von einer feindlichen Artillerie noch nichts verspürt. Diejenigen unter den Royalisten, die kriegerische Erfahrungen hatten, belächelten die Unbeholfenheit der Eroberer; doch dieses Lächeln wandelte sich nun in eine Miene des Schreckens, als rings um die Stadt her Kanonen ihre Feuerschlünde auftaten und Blei und Eisen spieen. Die Mehrheit unter den Einwohnern verlor sogleich allen Mut. Wenn Chevreuil nicht Bundesgenossen gehabt hätte, so würde die Bevölkerung ohne Zögern die Öffnung der Tore, die Übergabe der Festung gefordert haben, in der Hoffnung, dadurch Gnade bei den Feinden zu finden. Allein jetzt traten die Engländer auf den Plan. Sie hatten sich einmal in die Dinge eingemischt, und ihr Stolz erlaubte es nicht, die Waffen zu strecken und das Feld zu räumen. Sie brachten zunächst ihre Schiffe in den Schutz der großen Magazingebäude, Warenspeicher und Arsenale, so daß sie zunächst für die Kugeln der Belagerer unerreichbar waren, und transportierten dann eine große Anzahl ihrer Schiffskanonen auf die Befestigungswerke, um das Feuer der Revolutionäre möglichst wirksam zu erwidern.

Für die Stadt begann nun eine Zeit des Grausens, täglich dröhnten stundenlang die Kanonen. Der revolutionäre Geist regte sich von neuem unter den Hafenarbeitern, die sich zusammenrotteten und des nachts mordend, brennend und raubend umherzogen. Chevreuil mußte all seinen Einfluß aufbieten, um seinen Anhang beisammenzuhalten; aber Quesnault begann jetzt unter der Hand ihm wirksam entgegenzuarbeiten. Unterstützt von den Schrecken der Beschießung, fand er an vielen Orten ein williges Ohr, und immer zahlreicher, immer lauter wurden die Stimmen, die sich gegen unnützes Blutvergießen erklärten und die Kapitulation verlangten.

In den ersten Tagen leisteten die Außenwerke wackere Gegenwehr. Die Belagerer schienen zunächst keinen Schritt an Boden zu gewinnen. Doch ganz allmählich machte sich die geniale Aufstellung geltend, die Bonaparte seinen Geschützen gegeben hatte; mehr und mehr gewann seine Artillerie das Übergewicht, und zwar gerade an den Punkten, auf die es ihm in erster Linie ankam. Das waren der im Norden von Toulon gelegene 546 m hohe Berg Faron, das Fort Malbosquet, das im Westen der Stadt lag und den Schlüssel zum Innenhafen bildete, und das Fort Aiguillette, nach dessen Bezwingung über La Seyne hinweg der Weg zu der den Außenhafen beherrschenden Halbinsel Cépet frei wurde. Das letzte war von den Verteidigern Toulons besonders stark besetzt worden, und man nannte es deshalb Klein-Gibraltar. Eine volle Woche führten die Kanonen allein das Wort; dann erst schritt General Dugommier unter dem Schutze der Artillerie Bonapartes zu einem Sturm vor, der jedoch erfolglos blieb.

Bonaparte ließ nun vor Malbosquet und Aiguillette nur so viel Kanonen stehen, daß das Feuer auch von dort aus ohne Unterbrechung fortgesetzt werden konnte, und richtete die ganze Kraft seines Angriffs gegen Faron. Da aber der Sturm der Belagerer gegen Malbosquet gerichtet war, so hatten die Belagerten wiederum ihre Stellung auf Faron geschwächt, um sie bei Malbosquet und Aiguillette zu verstärken. Einen vollen Tag währte das erbitterte Ringen um Faron. Nach heldenhaftem Widerstande mußten die Verbündeten den Punkt dem Feinde überlassen. Bonaparte wußte recht wohl, daß damit im Grunde schon das Schicksal Toulons besiegelt sei; die näher gegen die Stadt gelegenen Forts Pas-de-Leidet, Saint André und Pomet konnten nun nicht mehr lange Gegenwehr leisten. Standen seine Kanonen aber erst auf Saint André und Pomet, so waren sie in Schußweite der Stadt und konnten mit ihrem Kugelregen die Straßen überschütten. Dann mußten auch die Innenmauern in kurzem fallen.

Am Abend des 16. Dezember, nach einem anstrengenden Tage, trat der junge Oberst, der durch einen Bajonettstoß leicht am Schenkel verwundet worden war, vor General Dugommier, der am Arm und am Knie Streifschüsse erhalten hatte, und sprach zu ihm: „Nun gönnen Sie sich Ruhe, General. Übermorgen schlafen Sie in Toulon."

Im Laufe des 17. Dezember wurden die Forts Pas-de-Leidet, Saint André und Pomet in Grund und Boden geschossen und von den Verbündeten geräumt. Noch am selben Abend stellten sich die Kanonen Bonapartes dort auf, um die Nacht über Toulon zu beschießen. Der junge Löwe reckte sich unmittelbar über der Stadt empor, um sie mit seinen Tatzen zu zerschmettern. Der Anfang vom Ende stand bevor.

In der Stadt herrschten jetzt furchtbare Zustände. Uneinigkeit bestand nicht nur unter den Royalisten, von denen sich viele schon auf piemontesische und neapolitanische Schiffe begeben hatten und die Kapitäne aufforderten, den Hafen zu verlassen, ehe es zu spät sei; auch unter den Engländern brachen Meinungsverschiedenheiten aus. Nur mit Mißmut verrichteten die britischen Seesoldaten den Dienst auf den Wällen. Sie begriffen nicht, warum sie sich dieser Stadt wegen totschießen lassen sollten. Weit lieber hätten sie die Vorratsspeicher, die Arsenale, die in ihrer Hand befindlichen Schiffe geplündert und wären mit der reichen Beute auf und davongefahren, statt nun ihre Haut zu Markte zu tragen. Von solchem Geist beseelt, leisteten sie nicht viel, und die Unterstützung, die die von Chevreuil und Caderousse mit starker Hand zusammengehaltenen Royalisten im Kampfe von ihnen erhielten, war nicht sonderlich hoch anzuschlagen. Das wirkte naturgemäß auch auf die Royalisten zurück, und als Faron gefallen war, als Pas-de-Leidet, Saint André und Pomet aufgegeben werden mußten, vermochten auch Chevreuil und Caderousse nicht mehr ihrer zerbröckelnden Schar den eigenen Todesmut einzuflößen. Ihre Sache war verloren.

Am Abend des 17. Dezember saß Bonaparte in seinem Quartier auf Fort Pomet. Er nahm eine Erfrischung zu sich und gedachte, zwei Stunden zu schlafen und dann die Kanonade auf die Stadt zu leiten. Da trat sein Adjutant Junot zu ihm, der spätere Herzog von Abrantes, und meldete: „Oberst, ein Mann ist hier, der den General sprechen will. Ich glaubte, es sei Ihnen lieb, vor Dugommier zu vernehmen, was er zu sagen hat."

„Recht, Junot," antwortete Bonaparte und war trotz seiner Erschöpfung sofort wieder ganz bei der Sache, „lassen Sie ihn herein."

Die Tür öffnete sich. Vor Bonaparte stand Quesnault.

Das Erstaunen war auf beiden Seiten nicht gering. Doch der Korse wie der Bürger von Toulon waren Männer, die sich zu beherrschen wußten. Nach kurzem Schweigen sprach der Ex-Vicomte: „Es freut mich sehr, Sie wiederzusehen, allein ich wollte General Dugommier sprechen, nicht Leutnant Bonaparte."

„Der General ist verwundet und kann Sie nicht empfangen," antwortete der Korse. „Ich, als Oberst, vertrete ihn."

„Oberst?" rief Quesnault in ungeheuchelter Verblüffung. „Da gratuliere ich zu der schnellen Laufbahn. Ja, ja, unter der Trikolore bringt man's geschwind zu hohen Würden. Das sieht man ja an Carteaux, der ein Maler war, und an Doppet, der vor kurzem noch Zähne zog."

„Zur Sache!" unterbrach ihn Bonaparte. „Was führt Sie her?"

„So sind Sie bei der Belagerungsarmee von Toulon?“ fuhr Quesnault fort, ohne auf diese Frage zu hören. „Sieh da, sieh da! Das ist doch gewiß kein bloßer Zufall. Sollte nicht jener Brief, den Sie damals in Paris Herrn von Caderousse zurückzugeben vergaßen, Ihnen einige Dienste geleistet haben?“

„Nochmals, was wollen Sie hier?“ versetzte Bonaparte scharf. „Ich habe keine Zeit, mich mit Ihnen zu unterhalten. Nennen Sie den Zweck Ihres Kommens, oder ich lasse Sie in Gewahrsam setzen, denn, nachdem Sie sich auf Feindesboden gewagt haben, werde ich Sie nicht nach Toulon zurückkehren lassen. Also, was wollen Sie, Quesnault?“

„Sie zum Herrn von Toulon zu machen.“

„Das bin ich schon.“

„Ich weiß, Sie beherrschen die Stadt von Pomet und Saint André aus und können sie in wenigen Tagen in Grund und Boden schießen; aber noch haben Sie Malbosquet und Aiguillette nicht erobert, und gegen den Hafen vermögen Ihre Kanonen nichts. Sie können nicht verhindern, daß Ihre Gegner zu Schiff die Flucht ergreifen.“

„Sie wollen also Ihre Vaterstadt verraten?“

„Wenn Sie es so nennen wollen — ja!“ antwortete Quesnault in verbissenem Tone. „Wer aber hat Toulon zuerst verraten? Die Royalisten, indem sie die Stadt an die Engländer auslieferten. Was wird die Folge sein? Die Engländer werden die Arsenale und Vorratsspeicher plündern und niederbrennen, die Schiffe teils rauben, teils in Brand stecken und mit reicher Beute den Hafen verlassen. Das sollen Sie verhüten. Toulon ist verloren, Sie werden es in kurzem erobern. Ich will das Vaterland nur vor einem großen Verlust schützen, den die Engländer ihm zufügen können. Nennen Sie das nun noch Verrat?“

„Sie wollen mir also helfen, Malbosquet und Aiguillette zu stürmen?“

„Ja — damit Sie heute Nacht noch die englischen Schiffe unter Feuer nehmen und an der Flucht verhindern können.“

„Und wie denken Sie sich das?“

„Ich bin im Besitz des Losungswortes. Ich weiß, daß heute Nacht von Malbosquet aus ein großer Ausfall gegen Ihre Stellung unternommen werden soll. Um hierzu hinreichend Mannschaft zu haben, werden die Engländer Fort Aiguillette eines Teils seiner Besatzung entkleiden müssen. Ich führe Sie auf Wegen, die mir genau bekannt sind, an Malbosquet vorbei, während die Engländer und Royalisten gegen Ihre Kanonen vorrücken. Lassen Sie ihnen ruhig die paar Geschütze, die Sie dort stehen haben, in die Hände fallen. Es kommt

nicht darauf an. Während die Verbündeten sich über diesen kleinen Erfolg freuen, nehmen Sie ihnen Aiguillette, einen weit wichtigeren Punkt, vor der Nase weg und richten mit Tagesgrauen Ihr Feuer auf den Außenhafen."

Bonaparte schwieg. Was Quesnault ihm da vorschlug, hatte nicht nur Hand und Fuß, sondern war für ihn höchst verlockend, da er in der Tat nur von Malbosquet oder noch besser von Aiguillette aus die englische Flotte angreifen konnte. Es verlangte ihn daher sehr danach, den Vorschlag Quesnaults anzunehmen. Aber seine große Kaltblütigkeit ließ es ihm sogleich als unvorteilhaft erscheinen, das Anerbieten mit allzu großem Entzücken anzunehmen, und sein Mißtrauen gebot ihm überdies, sich vorerst davon zu überzeugen, ob Quesnault ein ehrliches Spiel treibe. Vielleicht handelte es sich nur um eine Falle, in die man den gefürchteten Befehlshaber der Artillerie locken wollte. Und war auch dies nicht der Fall, so konnte Bonaparte doch nicht glauben, daß Quesnault lediglich aus Vaterlandsliebe handelte. Es galt daher zu erforschen, was Quesnault mit seinem Unternehmen im letzten Grunde bezweckte.

Er richtete daher an Quesnault die Frage: „Was veranlaßt Sie dazu, und welche Gegenleistung verlangen Sie von mir?"

„Was mich dazu veranlaßt, ist meine Sache. Eine Gegenleistung verlange ich allerdings. Ich weiß, wenn Sie Toulon genommen haben, so wird der Konvent die Stadt ebenso schwer züchtigen, wie Marseille, und alle Royalisten, Männer, Frauen, ja Kinder werden auf die Guillotine kommen. Ich weiß aber auch, daß der Konvent in seiner Freude über die Eroberung dieses wichtigen Platzes dem Sieger keine Bitte abschlagen wird. Ich verlange daher von Ihnen, daß Sie der Tochter des Marquis von Chevreuil das Leben retten. Sie haben die Macht dazu. Es wird Sie nur ein Wort kosten."

Bonaparte lächelte. Er kannte die Liebe nicht. Er hatte weder Freundin noch Braut. Aber er wußte, daß die Liebe mächtig sein könne im Herzen der Menschen, und sobald er hörte, Quesnault handle um eines Weibes willen, so zweifelte er nicht mehr an der Aufrichtigkeit des Vicomte. Seine Gedanken kehrten zu jenem Brief zurück, den Chevreuil an Caderousse nach Paris gerichtet hatte und worin ein Gruß von Athénais, seiner Tochter, an den jungen Marquis bestellt wurde. Er glaubte Quesnault zu durchschauen. Daß er auf seiten der Revolutionäre stände, während Caderousse ein überzeugter Anhänger der Bourbons war, hatte er damals erfahren. Nun erriet er, daß Quesnault ein Nebenbuhler des Marquis von Caderousse sei und ihm die Liebe der Athénais nicht gönne. Aus Furcht, das Paar möchte

zu Schiffe aus Toulon entrinnen, beschloß er, die den Hafen beherrschenden Forts dem Feinde auszuliefern, um ihnen die Flucht zu Wasser abzuschneiden. Wenn er dann vor Athénais als ihr Lebensretter trete, so hoffte er, sie würde ihn in Gnaden aufnehmen, um so mehr, als Caderousse sowohl wie ihr Vater keine Hoffnung hätten, dem Strafgericht zu entrinnen und sie nach beider Tode verlassen auf der Welt dastände.

„Ich denke nicht daran, ein Wort zugunsten einer Royalistin zu sprechen," dachte Bonaparte bei sich, „zumal, wenn sie die Tochter des Mannes ist, der Toulon an die Engländer verraten hat. Das ist in unsern Zeitläuften zu gefährlich." Zu Quesnault gewandt sagte er jedoch: „Ich nehme Ihren Vorschlag an und verpflichte mich, für Mademoiselle Athénais von Chevreuil zu tun, was in meinen Kräften steht. Bürgen kann ich für ihr Leben allerdings nicht."

„Dies Wort genügt mir," antwortete Quesnault.

„Sie haften mit Ihrem Kopf für den Erfolg des Unternehmens," setzte Bonaparte hinzu.

Quesnault nickte. „Sind Sie bereit, mir auf der Stelle zu folgen?"

„Auf der Stelle," sagte der Oberst.

Eine Viertelstunde später verließ er, geführt von Quesnault, an der Spitze von 60 Mann sein Quartier. Die Leitung der Kanonade übertrug er seinem Adjutanten Junot.

Es war eine sehr finstere Nacht. Die Truppe nahm zunächst ihren Weg gegen die eigne Vorpostenkette. Hier konnten sie rasch ihres Weges schreiten. Sobald sie sich zwischen den eignen und feindlichen Vorposten befand, ging es langsam und mit größter Vorsicht weiter. Obwohl man kaum die Hand vor Augen sehen konnte, verlor Quesnault nie die Richtung. Nur ein Einheimischer, der von Kind auf in dieser Gegend herumzustreifen gewöhnt war, konnte sich in diesem Irrgarten von Hohlwegen, von Gestrüpp und Gesträuch, von verfallenen Weinbergen und brach liegenden Olivenhainen zurechtfinden. Bald ging es weglos an einem steilen Bergeshang hernieder, bald in einer von Geröll angefüllten Schlucht dahin, dann wieder durch Brombeerbüsche, durch dicht verwachsene Akazien, deren Dornen den Leuten die Haut ritzten. Immer wieder mußte haltgemacht werden, um keine Lücken in dem Zuge entstehen zu lassen, der zum größten Teil nur im Gänsemarsch vorwärts rücken konnte. Endlich sah man, aus einem Hohlweg an den Fuß einer Anhöhe gelangend, unmittelbar vor sich das Licht von Wachtfeuern. Stimmen von Posten, die einander zuriefen, hallten durch die Nacht. Bonaparte, der neben Quesnault ging, faßte seine Pistole fester, bereit, beim ersten verdächtigen Zeichen den Vicomte

niederzuknallen. Quesnault ließ haltmachen. Einzeln, jedes Geräusch vermeidend, rückten die Leute noch etwa fünfzig Schritte vor, bis sie eine Mulde, die in der Mitte zwischen zwei Wachtfeuern lag, erreicht hatten. Hier sammelten sie sich, wandten sich nach rechts und schritten nun, Quesnault folgend, geradeswegs auf den vor ihnen liegenden Posten zu.

Gleich darauf erklang der Ruf: „Halt! Wer da?" Gewehrhähne knackten.

„Alles für Bourbon!" rief Quesnault. „Unterwegs nach Malbosquet!"

Die Gewehre wurden abgesetzt; die Soldaten ließen sich ruhig wieder am Feuer nieder. „Glück auf den Weg!" riefen einige. „Jagt die roten Hunde zum Teufel!" Darauf schritten die Leute Bonapartes, nur ein kurzes Stück von den Wachtfeuern entfernt, über die Anhöhe hin. Der Lichtschein vermochte jedoch die tiefe Finsternis nicht zu durchdringen, und die Posten sahen nur undeutliche Gestalten vorüberhuschen. Da sie die Parole gehört hatten, zweifelten sie keinen Augenblick daran, daß die Leute zu den Ihrigen gehörten.

Nun waren die Schwierigkeiten des Weges zum größten Teil überwunden. Quesnault führte die Truppe in Laufgräben, in denen sie sehr schnell vorwärts kamen. Die Wachtposten, die sie stets in einiger Entfernung passierten, ließen sie auf das Losungswort hin stets ungehindert vorbei. Es war an allen Wachtfeuern bekannt, daß in dieser Nacht von Malbosquet ein großer Ausfall unternommen werden sollte, und daß zu diesem Zwecke von mehreren Forts Truppenteile zusammengezogen wurden. Der Vorbeimarsch einer kleinen Abteilung konnte unter diesen Umständen keinen Verdacht erregen.

Die Truppe gelangte an Malbosquet vorbei und erreichte nach einigen Stunden die Rückseite des Forts Aiguillette. Hier führte Quesnault sie zu einem Graben, der von dicht wucherndem Gerank wilden Weins völlig verdeckt war. Er führte zu der Batterie der Bastion und war für die Mannschaft angelegt worden, um ihr das Hinaufschaffen von Pulver und Kugeln zu erleichtern. Leise und flink wie die Katzen schlichen die Leute Bonapartes hinauf. Oben verteilten sie sich im Gebüsch. Hundert Schritte vor ihnen, im Dunkel der Nacht unförmigen Schatten gleichend, standen die Kanonen des Forts. Die Mannschaft saß, keines Angriffs gewärtig, um ein paar Feuer. Einige Posten schritten am Außenrande der Bastion langsam auf und nieder. Nichts war in der Stille der Nacht zu hören, als das Knistern des brennenden Reisigs, der Schritt der Wachen und von Zeit zu Zeit der dumpfe Kanonendonner aus Norden.

Plötzlich fielen Schüsse. Ein paar der bei den Feuern sitzenden Männer sanken mit einem Aufschrei zu Boden. Die andern sprangen entsetzt empor und stürzten nach vorn. Die Posten rissen die Gewehre an die Wange und feuerten blindlings in die Nacht hinein. Doch was war das? Die Schüsse kamen nicht von vorn, sondern aus dem Rücken. Von den Verschanzungen, aus den Gräben, von den Geschützen eilten die Leute herbei. Alles lief ratlos hin und her. Eine furchtbare Verwirrung herrschte. Dann aber suchten die Leute schleunigst Deckung vor den heimtückischen Kugeln, die aus der Finsternis über sie herprasselten, ohne daß sie den Feind sehen konnten. Dann zeigte sich vor den im Dickicht versteckten Leuten Bonapartes auf einem Wall eine einzelne Gestalt. Es war der englische Kommandant der Seesoldaten, General O'Hara, der feststellen wollte, woher dieser unvermutete Angriff käme. Ein Sergeant legte auf ihn an und schoß. Der General stürzte vornüber, kollerte ein Stück weit über den Rasen und kam mitten zwischen die Feinde zu liegen, die sogleich über ihn herfielen, um ihn zu töten. Zufällig stand Bonaparte ganz in der Nähe. Er befahl den Soldaten, den Mann am Leben zu lassen und gefangenzunehmen. Als dieser seinen Namen nannte, war der Oberst nicht wenig erfreut, daß der Zufall ihm einen so hochstehenden Offizier der feindlichen Armee in die Hände geliefert hatte. Die Besatzung leistete tapfer Widerstand, und es kam zu einem wenn auch kurzen, so doch sehr erbitterten Kampfe. Aber Bonapartes Leute wußten recht wohl, daß sie verloren sein würden, wenn es ihnen nicht gelänge, das Fort in Besitz zu nehmen. Zurück hätten sie trotz Quesnaults und trotz des Losungswortes nimmermehr kommen können. So warfen sie sich mit dem Mute von Löwen auf ihre Feinde, und eine Stunde später war das Fort genommen.

Bonaparte mußte nun damit rechnen, daß, durch das Gewehrfeuer alarmiert, feindliche Truppenteile gegen Aiguillette anrücken würden, und machte sich auf einen heftigen Angriff gefaßt. Er schickte sofort Quesnault mit einem einzelnen Mann zurück, um bei Dugommier die Einnahme von Aiguillette zu melden und um unverzügliche Entsendung von Verstärkung zu bitten. Zu seinem Glück schlug jedoch der Ausfall, der von Malbosquet gegen die Belagerungsarmee unternommen wurde, fehl. Hauptmann Arena warf die Verbündeten nicht nur zurück, sondern brachte ihnen auch überaus schwere Verluste bei. Caderousse, der den Ausfall leitete, fiel in Gefangenschaft.

Inzwischen schwiegen auf Pomet und Saint André die Kanonen keinen Augenblick. In der finstern Nacht prasselte ihr eiserner Regen über die Stadt herein. Ziellos abgeschossen, schlugen die Kugeln in die

Straßen, auf die Plätze, in die Häuser. Überall hörte man das Krachen zertrümmerter Mauern, das Schreckensgeschrei der Bürger, die aus den Häusern stürzten und planlos hin und her rannten, nicht wissend, wohin sie entfliehen sollten. Bisweilen schlug eine Kugel in eine Gruppe von Flüchtlingen und warf ganze Reihen von Menschen nieder. In wildem Gedränge strebte alles dem Hafen zu. Ein blutiger Kampf entspann sich alsbald um die Kähne und Boote, die dort vor Anker lagen, und in kurzem wimmelte es auf dem Wasser von Fahrzeugen, die den Außenhafen zu gewinnen trachteten. Viele, welche zu voll besetzt waren, gingen unter, und Hilferufe erklangen ringsum. Die Ertrinkenden klammerten sich an andere Boote an, deren Insassen erbarmungslos mit den Rudern auf sie einschlugen. Manchmal waren es ihrer so viele, daß sie den Kahn, an dem sie sich festhielten, zum Kentern brachten. Doch nun begannen sich die Schiffe, die im Innenhafen lagen, aus Furcht, von feindlichen Kugeln erreicht zu werden, nach dem Außenhafen in Bewegung zu setzen. Viele Boote, die in der tiefen Finsternis der Nacht zwischen die ankernden Schiffe geraten waren, wurden von den eisernen Planken zermalmt, andere wurden in Grund und Boden gerannt.

In den Straßen wurde die Panik noch wilder, als die Engländer in der Erkenntnis, daß die Stadt verloren sei, die Wälle räumten. In geschlossenen Abteilungen rückten sie ab und stürmten nun durch die Straßen dem Hafen zu. Rücksichtslos brachen sie sich mit der Waffe in der Hand Bahn und schlugen alles nieder, was ihnen den Weg versperrte. Ebenso verfuhren die Wachmannschaften der englischen Boote, die am Kai zurückgeblieben waren, um ihre Seesoldaten aufzunehmen. In Scharen stürzten die Menschen heran, um die Kähne zu besteigen. Sie wurden mit Säbelhieben, mit Flintenschüssen zurückgetrieben.

Gegen zwei Uhr in dieser schrecklichen Nacht schlug eine Kugel in ein großes Pulvermagazin, das mit furchtbarem Krach in die Luft flog. Die Gebäude in seiner Umgebung fielen wie Kartenhäuser zusammen, der Boden schwankte wie bei einem Erdbeben, Hunderte von Menschen wurden unter den Trümmern begraben. In weiterer Entfernung barsten die Fenster und überschütteten die Fliehenden mit einem Regen von Glassplittern, von Steinen und zerrissenen Balken. Bald darauf fingen ein paar Warenspeicher Feuer und brannten in kurzem lichterloh. Dicke Rauchwolken wälzten sich nun durch die Straßen — vom Winde erfaßt, wehten Garben von Funken durch die Luft und trugen das Feuer weiter und weiter. Namentlich dort, wo die aus Lehm und Stroh leicht gebauten Häuschen der Arbeiter und Armen wie Zunder brannten, war zu beiden Seiten der engen, winkligen Gassen bald ein Feuermeer.

Auf Schritt und Tritt war hier durch glühende Trümmer, durch Haufen von Asche der Weg versperrt. Aus allen Häusern schrieen Leute um Hilfe, doch niemand dachte an Rettungsversuche. Viele Hunderte kamen in den Flammen um; viele sprangen aus Verzweiflung in die Glut, um den Tod zu finden.

Endlich graute der Tag; doch nur um den Schrecken der Nacht neue hinzuzufügen. Jetzt donnerten Kanonenschüsse von der Hafenseite her. Die Engländer begriffen sofort, daß Aiguillette in die Hände des Feindes gefallen und es die höchste Zeit für sie sei, die hohe See zu gewinnen. Nun machten sie sich mit ihren Booten auf den Weg. Diejenigen ihrer Kameraden, die inzwischen noch nicht zurückgekommen waren, mußten sie ihrem Schicksal überlassen. Von den Bürgern Toulons retteten sie niemand; nur die neapolitanischen und piemontesischen Schiffe — im ganzen vier an der Zahl — nahmen einige Flüchtlinge auf, doch nur hochstehende Angehörige der Royalistenpartei. Die Briten trugen im Gegenteil das Ihre zur Zerstörung der Stadt bei, indem sie einige der verschont gebliebenen Arsenale anzündeten und Feuer an französische Schiffe legten. Die ganze Flotte zu vernichten, gelang ihnen nicht, da die Besatzung auf einigen sich tapfer den Engländern widersetzte. So konnten sie nur neun Linienschiffe verbrennen, vier Linienschiffe, drei Fregatten und einige kleinere Fahrzeuge schleppten sie mit sich, allein vierzehn Linienschiffe wurden gerettet. Zum Glück für die Briten waren die Kanonen auf Aiguillette nicht zahlreich genug, um den Hafen in seiner ganzen Breite zu bestreichen, so daß es ihnen glückte, ohne nennenswerte Verluste die Ausfahrt zu gewinnen und in See zu gehen.

Gegen Mittag des 18. Dezember rückten die Belagerer zum Sturme vor. Wider Erwarten stießen sie noch einmal an verschiedenen Punkten auf tapfer kämpfende Feinde. Eine große Zahl von Royalisten zog den Tod der Flucht vor, und da sie lieber mit den Waffen in der Hand als unter dem Fallbeil der Guillotine sterben wollten, so beschlossen sie, ihr Leben teuer zu verkaufen und die Wälle bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Dank den gewaltigen Festungsmauern, die Toulon besaß, wog ein Abwehrender zehn von den Anstürmenden auf, und bis zum Abend, bis zum Einbruch der Nacht zog sich das wütende Ringen um die Zugänge zur Stadt hin. An einigen Punkten brachen die Belagerer gegen Abend den Widerstand, an andern mußten sie bei zunehmender Finsternis den Kampf aufgeben. Als sie dort bei Tagesanbruch von neuem vorrückten, stießen sie nicht mehr auf Gegenwehr. Die letzten der Royalisten hatten sich selbst den Tod gegeben.

Toulon war erobert.

7.

Im Hause Chevreuil.

Am Abend des 17. Dezember stand Athénais von Chevreuil an einem Fenster des väterlichen Palais. Eben war ihr die Nachricht überbracht worden, die Feinde hätten Pomet und Saint André erobert und damit sei Toulon rettungslos verloren. Nun sah sie auf die Straße hinab, wo die Schrecken der entsetzlichen Stunden vorüberzogen. Aus Furcht, plünderndes Gesindel herbeizulocken, ließ sie kein Licht im Hause machen. Ihre Zofen saßen weinend in einer Ecke. Athénais bewahrte ihre Ruhe. Sie blickte in die Nacht hinaus. Es war so dunkel, daß man auf der Straße nichts sehen konnte. Nur das furchtbare Geschrei verkündete ihr, was geschah. Hin und wieder beleuchteten Fackeln, von Flüchtlingen getragen, das Bild. Dann erkannte sie einen Schwarm von Menschen, die in wilder Hast vorwärtsdrängten. Viele trugen Bündel auf den Schultern, viele waren nur halb bekleidet oder in dem Zustande, wie die in die Häuser schlagenden Kugeln sie aus den Betten gescheucht hatten. Dann war es wieder finster.

Athénais wandte sich an ihre Frauen. „Wer von euch gehen will, kann gehen," sagte sie, „ich halte euch nicht."

Niemand antwortete ihr. Keine der Frauen kam zu ihr hin, um ihr zu versichern, daß sie nicht daran dächten, ihre junge Herrin zu verlassen. Athénais schien dies jedoch von einigen erwartet zu haben.

„Dies ist das Haus," sagte sie, „gegen das sich die Wut der Revolutionäre zuerst richten wird. Wer hier gefunden wird, hat keine Gnade zu hoffen. Besser ist es, ihr sucht euer Heil auf der Straße, als fallt hier unsern Feinden in die Hände."

„Doch Sie, gnädigstes Fräulein?" fragte eine ältere Person.

„Ich warte hier, was auch kommen mag," antwortete sie. „Mein Vater und Herr von Caderousse werden mich nicht vergessen."

„Demoiselle, wir können doch nicht —" begannen zwei andere.

„Verlieren Sie nicht die kostbare Zeit mit unnützen Worten!" unterbrach Athénais sie. „Suchen Sie den Hafen zu gewinnen und auf ein Schiff der Neapolitaner zu kommen. In Neapel lebt eine Schwester meines Vaters. Grüßen Sie sie von mir und dem Marquis, so werden Sie freundliche Aufnahme finden. Gott befohlen! Wenn Gott will, sehen wir uns in Neapel wieder."

Im nächsten Augenblick war sie allein. Sie seufzte; dann kehrten ihre Gedanken zu dem Vater und dem Bräutigam zurück. Seit einigen Tagen hatte sie sie nicht gesehen. Bisher war sie immer vom Stand

der Dinge benachrichtigt worden; an diesem Tage hatte sie noch keinerlei Kunde erhalten. Wo mochten beide weilen? Lebten sie noch, oder hatten sie bei den erbitterten Kämpfen, zu denen es bei Pomet und Saint André gekommen sein mußte, den Tod gefunden? Was sollte dann aus ihr werden? Die Menschen, die dort unten lärmten, würden in das Haus dringen und sie erschlagen — oder die Belagerer würden kommen und sie gefangennehmen. Und das Schreckgespenst der Guillotine stieg vor ihr auf. Doch nein! Gott würde sie nicht verlassen. Caderousse würde kommen und sie hinwegführen. Gewiß hatte er inzwischen schon alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Er würde sie auf das Schiff des neapolitanischen Admirals Caracciolo bringen, und am friedlichen Gestade von Sorrent würden sie alle drei, der Vater und ein glückliches Paar, von den Schrecken dieser Tage genesen. Von dieser Hoffnung beseelt, begann sie ihre Geschmeide, ihre Juwelen und andere Kostbarkeiten zusammenzusuchen und zu einem Päckchen zu verschnüren. Dann holte sie einen Mantel herbei, legte eine Haube zurecht und machte alles fertig, um jeden Augenblick das Haus verlassen zu können.

Die Tür tat sich auf. Athénais erschrak, doch beruhigte sie sich sogleich, als sie in dem Ankömmling den alten Fürsten von Latrémoille erkannte. Doch wie sah er aus! Als er bemerkte, daß sie ihn erstaunt betrachtete, schnappte er keuchend nach Luft, dann stieß er atemlos hervor: „Schrecklich, Gnädigste — Rock im Gedränge vom Leibe gerissen worden — beinahe totgedrückt — eine Hölle von Menschen — einen Augenblick — einen Augenblick!“ Er winkte mit der zitternden Hand und ließ sich stöhnend in einen Stuhl fallen.

Athénais lief zu einem Wandschrank, füllte ein Glas mit Wein und reichte es ihm. Er goß es auf einen Zug hinunter. Nachdem er ein wenig zu Atem gekommen war, fuhr er fort: „Ja, Sie staunen mich an, teuerste Demoiselle — ist jemals Fürst von Latrémoille in solchem Zustand auf die Straße gegangen? Ohne Rock — das Hemd obendrein zerfetzt — schwarz im Gesicht von Rauch und Asche — bin ich nicht schwarz im Gesicht, Gnädigste? Sehen Sie nur die Finger an! als wenn man ein Kohlenzieher wäre! Die Lakaien, diese Schufte, haben mich allein gelassen! Ich bin alt und schwach! Ein Wunder, daß ich bis hierher gekommen und nicht von dem Pöbel niedergerannt und zertrampelt worden bin! Hat man so etwas je erlebt? Das ist wie am Jüngsten Tage! Mitten zwischen dem schmutzigen, stinkenden, schreienden Gesindel muß man sich — o mein Gott, mein Gott!“

Die Luft ging ihm aus. Er zog aus der Tasche ein zart duften-

des Tuch und wischte sich damit die vom Schweiß bedeckte Stirn. Sein mumienhaftes Gesicht sah noch gelber aus als sonst.

„Ich bin hier hineingeschlüpft, um zu mir zu kommen!" stammelte er weiter. „Ein Glück, daß ich Sie noch treffe. Sonst scheint schon alles auf der Flucht zu sein. Höchste Zeit — höchste Zeit, teuerste Demoiselle. Keine zwei Stunden mehr bei dieser Kanonade, dann steht in Toulon kein Stein mehr auf dem andern. Die Pest über die roten Hunde! Bonaparte soll er heißen, der Kerl, der die Artillerie kommandiert. Ein grüner Bengel, hab ich gehört, kaum über die zwanzig hinaus! Nicht mal Franzose, sondern von ganz obskurer Herkunft — aus Korsika, wenn ich nicht irre — halb Soldat, halb Strauchdieb! Und das schießt Toulon zusammen, wie man eine Eierschale zerschlägt!"

„Haben Sie nichts von meinem Vater gehört, nichts von Herrn von Caderousse?" fragte Athénais.

„Nichts, teuerste Demoiselle — das heißt, ja — die Franzosen haben Pomet und Saint André genommen —"

„Das weiß ich — wie könnten sie sonst die Stadt beschießen!"

„Richtig, Demoiselle — und ein großer Ausfall von Malbosquet soll in dieser Nacht gemacht werden — doch was soll das nun noch nützen? Ich bitte Sie, was soll der Ausfall noch ändern? Man hätte längst kapitulieren sollen, statt diese Teufel zu solcher Wut zu reizen. Man hätte uns zum mindesten rechtzeitig Gelegenheit zur Flucht geben sollen. Schiffe waren genug da. Dann brauchte man sich nicht so mit dem Abschaum der Menschheit herumzuschlagen. Apropos, Demoiselle, wie ich gehört habe, führt bei dem Ausfall von Malbosquet Herr von Caderousse den Oberbefehl."

„Herr von Caderousse, sagen Sie —"

„Wozu noch, frage ich Sie? Ganz zwecklos — ganz hoffnungslos! Nur blutige Köpfe werden sie sich holen. Toulon ist hin — nichts mehr daran zu ändern." Dabei sprang er plötzlich in die Höhe. „Auf ein Schiff und fort! Das ist das einzige, was noch übrigbleibt. Teuerste Demoiselle, sehen Sie meinen Zustand! Ohne Rock, ohne Hut — helfen Sie mir aus, ich bitte Sie! Und zwar schnell, daß ich fortkomme!"

„Ich will in die Zimmer meines Vaters eilen —"

„Nein, nein, Demoiselle — verhängnisvoller Zeitverlust — ich sehe hier einen Mantel, eine Haube — die tun dieselben Dienste! Gestatten Sie mir, Demoiselle!" Und ohne ihre Antwort abzuwarten, griff er zu, warf sich den Mantel der Athénais über die Schultern und zog ihre Haube über den kahlen Schädel, den er in der Eile mit der Perücke zu bedecken vergessen hatte. „Eine prachtvolle und übrigens sehr zweck-

dienliche Verkleidung!" rief er in seinem schrillen Diskant. „Man wird mich für ein altes Weib halten! Ich danke Ihnen, Demoiselle! Wenn Sie meinem Rate folgen wollen, dann halten Sie sich hier nicht mehr lange auf. Die Revolutionäre können jederzeit von Saint André aus die Stadt stürmen. Au revoir, Demoiselle!"

Er winkte mit der Hand und eilte hinaus. Athénais blieb in der größten Bestürzung zurück. So kämpfte Caderousse noch in dieser Nacht? Einen Ausfall von Malbosquet leitete er? Sie wußte, Malbosquet war eins der stärksten und wichtigsten Forts von Toulon. Ohne Frage galt es hier einen letzten Rettungsversuch, bei dem die Verteidiger allen Mut, alle Kraft aufbieten würden, um den Feind zurückzuschlagen. Sie kannte Caderousse. In der ersten Reihe, an der Spitze von allen würde er sich in den Kampf stürzen. Bei diesem Gedanken klopfte ihr Herz ungestüm. Bisher, das wußte sie, hatten sie im Schutze der Mauern gefochten, den Ansturm des Gegners abgewehrt oder nur Kugeln mit ihm gewechselt. Jetzt aber führte Caderousse die Seinen mitten in den Feind hinein, vielleicht eine kleine Schar gegen eine große Übermacht. Würde er lebend wiederkommen? Und sie griff zu ihrem Rosenkranz, kniete am Tische nieder und betete — betete so heiß, so inbrünstig, daß sie von dem Lärm draußen nichts mehr hörte, daß sie die Schrecknisse, von denen sie umgeben war, ganz vergaß. Nur noch an den Geliebten dachte sie, der jetzt die Brust dem Feinde darbot, der sein Leben für die dem Untergang geweihte Stadt in die Schanze schlug. Lange lag sie so auf den Knien, und die Stunden verstrichen, ohne daß sie es gewahr wurde. Da plötzlich sprang sie entsetzt empor. Ein furchtbarer Knall zerriß die Luft, das Haus bebte in all seinen Fugen, die Fensterscheiben zerbrachen. Sie lief zum Fenster. Der Himmel war blutrot.

„Es brennt in der Stadt," sprach sie zu sich selbst. „Gewiß ist eins der Pulvermagazine in die Luft geflogen. Gott helfe uns!"

Feuerschein beleuchtete die Straße. Noch immer liefen Menschen, wie wahnsinnig vor Angst, hin und her. Noch immer heulte der Kanonendonner durch die Luft. Während sie hinausblickte, schlug eine Kugel in ein Haus, das jenseits eines kleinen Platzes vor dem Palais Chevreuil stand. Das Geschoß traf mitten zwischen zwei Fenster und riß ein großes, gähnendes Loch. Eine Staubwolke wirbelte auf, und prasselnd hagelten die Steine auf das Pflaster. Athénais schreckte zurück, flüchtete in das Dunkel des Zimmers und betete von neuem. Abermals mochten ein paar Stunden verstrichen sein. Draußen graute der Tag. Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter. Sie sprang auf.

Vor ihr stand der junge Herzog von La-Rochejacquelin, ein Freund des Herrn von Caderousse. Das milchweiße, zarte Gesicht des achtzehn-

jährigen Jünglings war von Rauch geschwärzt und von Blutspritzern befleckt. Seine Uniform zeigte die Spuren eines wilden Kampfes. Um die linke Hand hatte er ein Tuch geschlungen, das die bräunlichen Flecke geronnenen Blutes aufwies.

„Demoiselle, ich komme von Malbosquet — wir sind geschlagen — vernichtet —"

„Mein Gott!" schrie Athénais auf. „Und Caderousse —?"

„Ist gefangen!" antwortete La-Rochejacquelin dumpf. „Er schickt mich zu Ihnen. Seinen letzten Gruß soll ich bringen. Sie sollen mit mir fliehen. Er hätte sich nimmer fangen lassen, aber er ward verwundet, und als er bewußtlos niedersank —"

„Doch lebt er noch?" rief Athénais.

„Ja, Demoiselle — aber die Feinde geben keinen Pardon. Die Revolutionäre werden keinen Royalisten verschonen. Das läßt Caderousse Ihnen sagen. Sie sollen ihn seinem Schicksal überlassen, jeder Rettungsversuch wäre Wahnsinn, Sie müßten nur mit ihm sterben — deshalb sollen Sie mir folgen. Stehen Sie auf, Demoiselle, die Zeit drängt. Auf unserm Rückzug haben wir erfahren, daß auch Fort Aiguillette in die Hände des Feindes gefallen ist. In jeder Minute kann das Feuer von dort aus eröffnet werden, und dann ist der Hafen —"

Sie hörte ihn gar nicht. „Ohne Caderousse geh ich nicht fort," sagte sie. „Wenn ich ihn nicht retten kann, so will ich mit ihm sterben."

„Demoiselle, wenn Sie mir nicht gutwillig folgen, so soll ich Sie mit Gewalt fortführen! Caderousse hat mir das Versprechen abgenommen!" Er streckte die Hände nach ihr aus, um sie zu ergreifen und fortzutragen. Da ward das Haus von wildem Getöse erfüllt. Menschenstimmen erschollen in den Korridoren, Getrampel und Gebrüll kam die Treppe herauf. Ehe die beiden wußten, was geschah, stürzte eine Anzahl von Männern zur Tür herein. An den roten Mützen erkannte man auf den ersten Blick die Revolutionäre. Es waren Werftarbeiter von Toulon, die den Marquis von Chevreuil suchten, die sein Haus verwüsten wollten. La-Rochejacquelin sprang ihnen mit gezücktem Degen entgegen, doch seine Waffe zerbrach an einem wuchtigen Knüttel, der zum Schlage gegen sein Haupt geführt wurde. Im nächsten Augenblick sank er zu Boden. Die wilde Schar kam auf das wehrlose Mädchen zu. Athénais fühlte sich von fester Hand erfaßt und fortgetragen. Sie verlor die Besinnung; doch ehe ihr Bewußtsein schwand, schlug sie die Augen noch einmal auf — da war es ihr, als blickte sie in das Gesicht des jungen Vicomte von Quesnault.

Am Abend des 18. Dezember schwieg der Kanonendonner. Die letzten Royalisten, die sich bis zum Einbruch der Nacht zur Wehr gesetzt hatten, waren von der eigenen Hand gefallen. An einzelnen Punkten waren die Revolutionäre schon in die Stadt gedrungen. Aber die Absicht, zu den Forts zu rücken, wo noch immer Gegenwehr geleistet worden war, mußten sie aufgeben, da es in der finstern Nacht unmöglich war, durch die von Trümmern erfüllten, durch Brände gefährdeten Straßen einen Weg zu finden. So standen die Dinge, als Marquis von Chevreuil, nachdem er von den letzten seiner Getreuen Abschied genommen, unter Gefahr seines Lebens sich in die Stadt begab und sein Haus aufsuchte, um nach seiner Tochter zu sehen. In den Korridoren, in den Zimmern bot sich ihm ein schrecklicher Anblick. Alle Möbel waren zertrümmert; alle Kästen der Sekretäre, der schweren Büfetts, der Tische und Kommoden waren aufgebrochen und ausgeräumt. Papiere, Geschirr und allerlei Gerät lagen verstreut am Boden herum. Die Fensterscheiben waren entzwei. Er wußte nicht, daß dies von der Explosion des Pulvermagazins herrührte, und vermutete, daß sie durch Steinwürfe zerstört worden seien. Von einem Zimmer zum andern, durch die zwei Stockwerke, bis zum Boden hinauf suchte er seine Tochter und fand sie nicht. Er rief ihren Namen und erhielt keine Antwort. Das Haus war wie ausgestorben; von der Dienerschaft war niemand zurückgeblieben. Zuerst hatte er vermutet, der Pöbel, der das Haus verwüstet, hätte die Diener noch angetroffen und erschlagen. Allein, nirgend entdeckte er Blut, nirgend Spuren eines Kampfes um das Leben. Deshalb war er auch um seine Tochter im Grunde nicht besorgt. Jedenfalls hatte sie zusammen mit der Dienerschaft zur rechten Zeit das Haus verlassen und sich auf eines der ausfahrenden Schiffe begeben.

Ein Gedanke stimmte ihn wieder unruhig. Sie hätte ihm ein paar Zeilen zurückgelassen oder sonst ein Zeichen, an dem er erkennen sollte, daß sie in Sicherheit sei. Er stand in ihrem Zimmer und sah sich um. Plötzlich fiel sein Blick auf ihren Rosenkranz, der halb vom Tisch herabhing. Er war zerrissen, und ein paar Perlen waren auf den Boden gerollt. Das machte ihn stutzig. Man mußte Athénais mit Gewalt fortgebracht haben, sonst hätte sie nimmermehr ihren Rosenkranz zurückgelassen. Und wie kam es, daß er zerrissen war? In höchster Unruhe schritt er hin und her und suchte, ob er irgendwo näheren Aufschluß fände. Da sah er einen Schmuckkasten, leer und zerbrochen.

Mit beiden Händen griff er sich in das weiße Haar. Konnte er noch daran zweifeln, daß man seiner Tochter, seiner geliebten Athénais,

Gewalt angetan hatte? Das war der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte. Er wußte recht wohl, daß er den Fall von Toulon nicht überleben konnte, noch wollte. Auf den Trümmern seines vernichteten Werkes wollte er sterben. Doch sie — sie — das junge Blut, das hoffnungsvolle Leben — die letzte ihres Geschlechts — sie sollte nicht mit ihm zugrunde gehen! Tränen traten dem harten Manne in die Augen, der in diesen letzten Tagen so vielen Schrecknissen gelassen die Stirn geboten hatte; ein Schluchzen zerriß ihm die Brust; kraftlos sank er in einen Sessel und starrte vor sich hin. Da fiel sein umflorter Blick auf ein Stück Papier, das zu seinen Füßen auf dem Teppich lag. Mechanisch bückte er sich, hob es auf und las beim Schein der durchs Fenster hereinschimmernden Feuersglut die Worte: Ihre Tochter ist gerettet. Vicomte von Quesnault.

„Gott sei Dank!" entrang es sich seinen Lippen. „Ob auch ein Jakobiner, so ist er doch ein Ehrenmann. Er wird sie zum mindesten vor der Guillotine bewahren!"

Nun war er wieder völlig ruhig. Die Verwüstung um ihn her berührte ihn gar nicht. Er hatte mit allem abgeschlossen. Seine Arbeit war getan — seine Getreuen lagen tot — das Königtum hatte sich endgültig verblutet — seine Tochter war gerettet. Stolz und heiter wollte er sterben.

Zum erstenmal in seinem Leben bediente der in Reichtum und Wohlleben alt gewordene Marquis sich selbst. Er holte sich Brot, kalten Braten und Wein und aß mit gutem Appetit. Dann warf er den zerfetzten Uniformrock ab, zog einen seidenen, mit Watte gefütterten Schlafrock an, streckte sich in einen Fauteuil, schloß die Augen und erwartete im Halbschlummer den Morgen.

Schmetternde Musik erweckte ihn. Er trat ans Fenster. Die siegreichen Revolutionssoldaten zogen vorbei. Die Marseillaise hallte herauf. Da griff der Marquis in die Tasche seines Schlafrocks, in der er eine Flöte zu tragen pflegte, da er es liebte, vor dem Schlafengehen ein wenig zu musizieren. Er wartete, bis die Klänge der Musik nicht mehr so laut zu hören waren. Dann setzte er das Instrument an den Mund und spielte das altfranzösische Königs- und Nationallied:

„Heinrich der Vierte,
Der Tapfre lebe hoch!
Herrschend verbleibe
In Ruh sein Haus fortan!"

Ein Soldat ward auf den Flötenspieler aufmerksam, und als er die Melodie erkannte, die zu jener Zeit die verhaßteste von allen war,

stieß er einen Fluch aus, riß das Gewehr an die Wange und schoß. In die Brust getroffen stürzte Chevreuil zu Boden. Unten aber begannen die Revolutionssoldaten zu singen: „Allons, enfants de la patrie!“

8.

Die rote Mette.

Acht Tage waren seit der Eroberung von Toulon verflossen. Nach grausamer Plünderung, durch die viele wohlhabende Bürger an den Bettelstab gebracht wurden, saßen nun die Volksvertreter Salicetti und Gasparin im Namen des Nationalkonvents zu Gericht über die Landesverräter, Empörer und „Verdächtigen“. Die Guillotine war auf dem Marktplatze errichtet, und täglich konnten die Revolutionäre „in die rote Mette gehen“, wie sie das Zuschauen bei den Hinrichtungen nannten. Unzählige Opfer forderte das Fallbeil — dieses grausame Wahrzeichen des Umsturzes. Unter den Verurteilten befand sich auch der junge Marquis von Caderousse. Nur seiner Verwundung dankte er es, daß er nicht unter den ersten aufs Schafott kam. Durch Quesnault wußte Athénais, wie es ihm erging und was ihm bevorstand.

Am Morgen des achten Tages erwachte sie über einem Geräusch. Sie schob die Vorhänge ihres Bettes auseinander und sah sich um. Es war niemand im Zimmer; doch hatte jemand einen Brief durch die Türspalte hineingesteckt; sie stand auf, nahm das Papier an sich und las die folgenden Zeilen:

Teuerste Demoiselle!

Seit acht Tagen bemühe ich mich um Ihre Liebe. Ich habe Sie aus den Händen von Mördern und Räubern befreit, ich habe Sie vor der Verfolgung der Revolutionäre bewahrt, und ich glaubte dadurch Ihre Dankbarkeit, Ihr Herz zu gewinnen. Ich weiß, ich kann von dieser Liebe niemals loskommen, ich kann ohne Sie nicht leben. Sie sind in meiner Hand — ich könnte Sie zwingen, mir anzugehören — doch nicht das ist's, wonach mich verlangt. Freiwillig sollten Sie zu mir kommen, mir Ihr Herz und Ihre Liebe entgegenbringen. Seit acht Tagen liege ich vor Ihnen auf den Knien, Sie haben mich weinen sehen, mich flehen, ja drohen hören — doch immer haben Sie für mich nur die eine Antwort: Ich will sterben mit Caderousse.

Ich sehe, wie die Angst um Caderousse, die Sehnsucht nach ihm Sie verzehrt. Sie sind nur noch der Schatten Ihrer früheren Erscheinung. Ihr Gram wird zu einer tödlichen Krankheit führen, wenn nicht bald Erlösung kommt. Nun dringen Sie gar in mich,

Sie an die Schreckensmänner auszuliefern, um wie Caderousse zum Tode verurteilt zu werden.

Vor dieser felsenfesten Treue, vor diesem unerbittlichen Starrsinn der Liebe gebe ich den Kampf auf. Ich strecke die Waffen — ich räume meinem glücklichen Nebenbuhler das Feld. Sein sei der Sieg! Sein sei der Schatz, den ich mir zu gewinnen hoffte. Doch Sie sollen erkennen, wie groß meine Liebe zu Ihnen ist. Ich will, teuerste Athénais — das ist das Letzte, wozu mich meine Liebe treibt, die ebenso herrisch, ebenso starrsinnig ist wie die Ihrige — ich will, daß Sie sich jetzt schon oder doch später fragen sollen, ob der andere, ob der Glücklichere das jemals für Sie tun würde, was ich für Sie zu tun mich entschlossen habe.

Hören Sie nun genau auf das, was ich Ihnen sage. Heute Abend wird ein Wagen vorfahren. Sie werden alles Geld, das Sie in meinem Sekretär vorfinden, an sich nehmen und in den Wagen steigen. Nehmen Sie alles mit, was zu einer weiten Reise für Sie selbst und einen männlichen Begleiter nötig ist. Der Kutscher, der Sie fährt, ist ein zuverlässiger Mann. Er weiß, wohin er Sie zu bringen hat, vertrauen Sie sich daher seiner Führung an. Bleiben Sie auf alle Fälle im Wagen, zeigen Sie sich nicht, wenn der Wagen unterwegs kurze Zeit Aufenthalt nimmt. Verhalten Sie sich ganz ruhig. Von Ihrer Fassung, von Ihrer Geduld, von Ihrem Vertrauen zu diesen meinen Worten wird viel abhängen.

Teuerste Demoiselle, meine letzte Bitte an Sie ist: Handeln Sie so, wie ich es Ihnen hier genau vorgeschrieben habe. Bei Ihrer Liebe zu Caderousse! Vergessen Sie nichts! Quesnault.

Während sie dies las, rasselten unten die Karren vorbei, in denen man die Verurteilten zur Guillotine fuhr. Dicht besetzt waren diese Todeswagen. Männer, Frauen und Kinder saßen und standen darin. Zu beiden Seiten zog eine vielköpfige Menschenmenge einher, die Marseillaise wurde gesungen, hin und wieder klang ein Schimpfwort oder ein grausamer Scherz zu den unglücklichen Opfern hinauf. Athénais las den Brief noch einmal. Eine tolle, unfaßbare Hoffnung flammte in ihrem Herzen auf. Hatte Quesnault Aussicht, Caderousse zu retten? O, wenn sie ihn auch nicht lieben konnte, sie konnte ihn doch ihr Leben lang ehren, ihm allzeit danken! Es fiel ihr schwer, sich zur Ruhe zu zwingen, um nichts von dem, was er ihr ans Herz legte, zu unterlassen. Der Gedanke, daß er sie unter diesem Vorwande nur von Toulon fortführen wolle, blitzte flüchtig durch ihre Hoffnung — aber sie verwarf ihn — Quesnault beschwor sie ja bei ihrer Liebe zu Caderousse! Mit zitternden Händen suchte sie alles zusammen, was

nach ihrer Meinung, und soweit sie in ihrer Aufregung sich darüber klar werden konnte, zu einer weiten Reise nötig war. Dann wartete sie in furchtbarem Schwanken zwischen Angst und unbestimmter Hoffnung.

Inzwischen saß Caderousse im Kerker. Seine Wunde war geheilt; er wußte, daß er am folgenden Tage sterben sollte. Sein einziger Schmerz war, daß er nicht wußte, was aus Athénais geworden sei. Hatte sie während der letzten Schrecken der Belagerung den Tod gefunden? War sie gleich ihm gefangengenommen worden? Hatte sie vielleicht gar vor ihm schon die Guillotine bestiegen? Zuweilen zweifelte er nicht daran. Manchmal aber schlich auch eine leise Hoffnung in sein Herz, daß sie noch am Leben sei, daß er auf seiner Todesfahrt sie sehen, einen letzten Blick, ein stummes Lebewohl mit ihr tauschen könne.

Der Abend kam heran — der Abend vor der letzten Nacht. Die Tür seiner Zelle wurde geöffnet. Aus dem dunkeln Gange trat der Schließer, begleitet von zwei Männern.

„Sprich mit ihm, Bürger," sagte der Schließer zu dem einen der Männer. „Nimm Abschied. Morgen früh ist die Reihe an ihm. Ich kann dir jedoch nur eine Viertelstunde Zeit gewähren. Meine Instruktionen sind sehr genau."

„Ich danke dir, Bürger," war die Antwort.

Der Schließer kehrte in den Gang zurück; von den beiden Männern trat derjenige, der gesprochen hatte, zu Caderousse heran, der andere blieb neben der Tür stehen.

Der junge Marquis sah den Näherkommenden erstaunt an. Der aber legte den Finger auf den Mund.

„Still, Caderousse! Kein Wort von Ihren Lippen! Sprechen Sie nicht — denken Sie nicht — tun Sie nur, was ich Ihnen sage! Ziehen Sie Ihren Rock, Ihre Weste, Ihr Beinkleid aus und legen Sie rasch meine Kleidung an, diese Mütze, diesen Jakobinerkittel, diese Bürgerstiefel! Schnell, schnell!"

Caderousse schüttelte den Kopf. „Das ist Wahnwitz, Quesnault! Aus diesen Mauern kommt kein Gefangener hinaus."

„Verlieren Sie nicht die kostbare Zeit mit unnützem Gerede!" versetzte der Vicomte. „Ich will Ihnen behilflich sein."

Doch der Marquis wehrte ihn von sich ab. „Mich können Sie nicht retten. Sie opfern nur selbst Ihr Leben. Jeder Versuch, einen verurteilten Aristokraten zu befreien, wird mit dem Tode bestraft."

„Caderousse," versetzte Quesnault, „wenn ich zu Ihnen sage: Stehen Sie auf, verlassen Sie an meiner Seite diese Zelle, dieses Gefängnis, dann mögen Sie mir antworten: ‚Sie sind verrückt! Gehen Sie und lassen Sie mich sterben.' Doch verlange ich das von Ihnen?

Ich verlange nichts, als daß Sie die Kleider mit mir wechseln. Athénais —"

Caderousse öffnetete weit die Augen. Seine fiebernde Hand packte den Arm Quesnaults. „Lebt sie?"

„Sie lebt und ist in Sicherheit. Sie wartet auf ihren Bräutigam! Sie hat alles fertig gemacht, um mit ihm zu entfliehen. Die Wege sind geebnet, Pässe sind besorgt — alles, Caderousse, alles — beeilen Sie sich!"

Und während er dies sprach, streifte er ihm mit wunderbarer Geschwindigkeit und mit einer Willenskraft, die kein Widerstreben duldete, Rock, Weste und Beinkleid vom Leibe, zog eine Schleife aus seinem Haar und band sie in das des Gefangenen. Der Marquis war wie im Traum; schwach widerstrebend ließ er nun alles mit sich machen. Quesnault erzählte nun weiter von Athénais, mit hastigen, raschen Worten, von ihrem Herzeleid, von ihrer Sehnsucht nach dem Geliebten, von ihrem Wunsch, mit ihm zu sterben, von ihrer unwandelbaren Treue.

Caderousse schluchzte. Um all die Ruhe, mit der er bisher sein Schicksal hingenommen hatte, war es mit einem Male geschehen. Der Gedanke an Athénais und an das Glück, das er an ihrer Seite hätte finden können, zerriß ihm das Herz.

„Hier ist Tinte, Feder und Papier," sagte Quesnault, diese Gegenstände aus der Tasche ziehend. „Können Sie schreiben?"

„Ich will's versuchen," stammelte der Marquis.

„So schreiben Sie, was ich Ihnen diktiere. ‚Teuerste Athénais! Ich habe den Frieden gefunden. Ich bin glücklich in dem Bewußtsein, daß ich Sie glücklich mache.' Haben Sie geschrieben, Caderousse?"

„Ja," antwortete dieser. „Was haben Sie da in der Hand?"

„Ein Riechfläschchen," sagte Quesnault. „Ich kann die Kerkerluft nicht vertragen. Schreiben Sie! — ‚Dieses Bewußtsein erleichtert mir den Tod, ja macht ihn mir zur Freude.' – Schreiben Sie schneller, Caderousse, wir haben nicht viel Zeit mehr." Bei diesen Worten glitt seine Hand wie zufällig an der Nase des Marquis vorüber.

Caderousse schrieb weiter. Doch plötzlich wurden ihm die Augen schwer, seine Hand begann zu zittern, die Schriftzüge wurden unsicher.

„Schreiben Sie," drängte Quesnault. „‚Lassen Sie mich die Hoffnung mit mir nehmen, daß Sie mich nicht vergessen werden —'"

Abermals glitt seine Hand zum Gesicht des Schreibenden herab, und jetzt verweilte sie ein wenig länger dort.

„Haben Sie geschrieben," fragte der Vicomte, „‚daß Sie mich nicht vergessen werden'?"

„Nicht vergessen werden," wiederholte der Marquis mit lallender Stimme. Dann entfiel die Feder seiner Hand, er sank zurück. Doch plötzlich raffte er sich auf. „Quesnault," stieß er hervor. „Ich will es nicht — Sie betäuben mich — es ist unnütz —"

Doch Quesnault packte ihn an Hals und Nase, hielt ihn einen Augenblick fest umklammert und ließ ihn hierauf wie leblos zu Boden gleiten. Nun warf er blitzschnell die Kleider ab, zog sie dem Bewußtlosen an, schlüpfte in dessen Sachen, schob seine Mütze Caderousse tief ins Gesicht und steckte ihm noch den Zettel, den er eben beschrieben, in die Rocktasche. Dann setzte er sich auf den Schemel, wo der Gefangene gesessen hatte, winkte dem Mann an der Tür zu und legte den Kopf auf den Tisch.

Im nächsten Augenblick trat der Schließer herein.

„Sein Freund ist vor Schmerz ohnmächtig geworden," sagte der Mann an der Tür in spöttischem Tone. „Wie kann man sich beim Abschied von einem Royalisten so aufregen?"

„Solche Anteilnahme ist in unsern Zeiten obendrein noch höchst gefährlich," brummte der Schließer. „Ja, ja, Bürger Caderousse," wandte er sich an den anscheinend von tiefstem Schmerz überwältigten Gefangenen, der ihm den Rücken zukehrte, „das wird wohl der einzige sein, der um Sie weint, vielleicht folgt er Ihnen bald nach."

„Sie sehen, er kann nicht gehen," sagte der Mann an der Tür, „helfen Sie ihn mir hinausbringen!"

Der Schließer stellte seine Laterne in den Korridor und faßte den Bewußtlosen bei den Beinen. Der andere faßte ihn unter die Arme. So trugen sie ihn hinaus. Der Zurückbleibende bewegte sich nicht und sah nicht auf. Erst als die Tür verschlossen worden war, sprang er empor und lauschte gespannt. Er hörte die Schritte der Männer leiser und leiser werden. Dann war alles still. Der Schließer kam nicht wieder.

Die beiden trugen den Ohnmächtigen vor die Tür. „Ich danke Ihnen, Bürger Gefangenwärter," sagte der Mann. „Wir wollen ihn nur getrost hierher legen. Die frische Luft wird ihn bald zum Bewußtsein bringen. Wieviel werden es morgen sein?"

„Einige sechzig," war die Antwort. „Louisette" — dies war der Spitzname der Guillotine — „hat wieder mal ein schönes Stück Arbeit vor sich. Gute Nacht, Bürger."

Damit kehrte der Schließer ins Gefängnis zurück.

Athénais von Chevreuil wartete. Der Vormittag verstrich, der Mittag, der Nachmittag — und nichts geschah. Sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Der stundenlange Kampf zwischen Furcht und

Hoffnung begann ihre Kräfte aufzureiben; sie verlor alles Gefühl und alles Denkvermögen. Ihr war zumute, als befände sie sich in einem Strome, der sie hinwegtrug — sie wußte nicht wohin, noch war es ihr möglich, dem Strome Richtung und Lauf zu geben — sie mußte sich tragen lassen, wie es ihm gefiel. Abermals nahm sie Zuflucht zum Gebet und fand darin Erleichterung und Stärkung. Endlich — es begann bereits zu dunkeln, und sie befürchtete schon, das unerträgliche Warten solle sich noch in die Nacht hinein erstrecken — endlich hörte sie das Geräusch eines Wagens. Im nächsten Augenblick trat ein ihr unbekannter Mann herein, forderte sie auf, ihm zu folgen, und half ihr die Sachen hinausschaffen, die sie zurechtgelegt hatte.

Sie wußte nicht, wohin die Fahrt ginge, sie fragte nicht danach. Eine halbe Stunde war sie unterwegs, da machte der Wagen halt. Sie war durch Quesnault darauf vorbereitet und blieb still in der Ecke sitzen. Sie war viel zu aufgeregt, um von der Dauer dieses Aufenthalts irgendeinen Begriff zu gewinnen. Sie wagte nicht einmal, den Vorhang am Fenster zur Seite zu schieben, um zu sehen, wo sie sich befände. Sie hörte das Rauschen von Bäumen. Menschliche Stimmen, Schritte oder andere Geräusche, die darauf hingedeutet hätten, daß sie auf einer Straße hielten, waren nicht zu vernehmen. Sie schloß daraus, daß der Wagen entweder auf einer Chaussee oder aber in einer ganz verlassenen, abgelegenen Gegend von Toulon haltgemacht habe. Wie hätte sie erraten sollen, daß wenige Schritte vor ihr auf einem großen Platze das von tiefschattenden Bäumen umstandene Gefängnis lag, in welchem ihr Geliebter seit acht Tagen schmachtete?

Sie glaubte etwas wie einen leisen Pfiff zu hören. Dann setzte sich der Wagen wieder in Bewegung, fuhr langsam um eine Ecke herum und machte abermals halt. Sie hörte ihren unbekannten Begleiter, der zum Kutscher auf den Bock gestiegen war, herabspringen, die Tür ging auf, und eine menschliche Gestalt ward hineingeschoben, die regungslos und anscheinend leblos zu ihren Füßen liegen blieb. Dann zogen die Pferde leise an; der Wagen fuhr ein Stück behutsam und langsam, nahm dann eine schnellere Gangart an und flog schließlich wie mit Windeseile dahin.

Und kein Wort — keine Erklärung von ihrem Begleiter! Wer war das zu ihren Füßen? Ein Toter — ein Kranker —? Da plötzlich war es ihr, als stocke der Pulsschlag ihres Herzens. Einem jähen Instinkt folgend, bückte sie sich, zog den Zipfel des Mantels zur Seite, der das Gesicht bedeckte, und erkannte Caderousse. Doch getreu der Mahnung, die Quesnault ihr gegeben, hatte sie die Geistesgegenwart, einen Aufschrei zu unterdrücken. Nach einem Weilchen hielt der

Wagen noch einmal an, der Begleiter sprang wieder vom Bock und öffnete die Tür. Nun hoben sie beide den Ohnmächtigen auf den Rücksitz des Wagens und lehnten ihn tief in die Ecke. Dann ging die Fahrt weiter.

Und noch einmal tat sich die Tür auf. Athénais sah beim Schein einer Laterne uniformierte Männer den Wagen umstehen. Sie erschrak zu Tode. Waren sie verraten worden? Fielen sie abermals den Feinden in die Hände? Die Männer leuchteten in den Wagen hinein.

„Noch immer bewußtlos aus Schmerz um einen Royalisten?" rief eine Stimme. „Haha, Bürgerin, sorge dafür, daß dein Mann anders wird, wenn du ihn behalten willst. Sind die Pässe in Ordnung?"

„Alles in Ordnung," antwortete eine andere Stimme. „Bürger und Bürgerin Quesnault — Greuze, Diener — Chamboix, Kutscher. Nichts Verdächtiges in und auf dem Wagen?"

„Nichts. Können passieren. Vorwärts, Kutscher, und gute Fahrt!"

Sie waren aus der Stadt hinaus. Athénais wagte es, einen Blick durchs Fenster zu werfen. An einer Reihe von nächtlich dunkeln Bäumen jagte der Wagen dahin. Sie hatten die Landstraße unter sich. Der Ohnmächtige neben ihr regte sich nicht. Der Kopf hing ihm auf die Brust herab. Doch es war Caderousse, es war ihr Geliebter. Sie faßte seine Hände, sie neigte sich vor, sie legte das Ohr auf seine Brust und schluchzte vor Freude, als sie sein Herz schlagen hörte.

Erst viel später, als sie und Caderousse sich von den Nachwirkungen der Schreckenstage erholt hatten, erfuhr sie aus seinem Munde, auf welche Weise er gerettet worden war. Sie saßen beide am Strande von Sorrent im Sonnenschein und blickten auf die tiefblaue See hinaus. Da las Athénais zum erstenmal die Zeilen, die Quesnault im Gefängnis Caderousse diktiert hatte. Ihre Augen flossen von Tränen über.

An demselben Tage, da die Flüchtlinge der Freiheit und dem Glück entgegeneilten, da Quesnault das Haupt unter das Fallbeil legte, erhielt Bonaparte seine Ernennung zum General. Er war damals vierundzwanzig Jahre alt.

1910/11 erschienen Heft 1—10; 1912 erscheinen außer dem vorliegenden Heft 11:

Heft 12: Der kleine Tiger. Eine Erzählung aus der Zeit, da Napoleon Kaiser ward.

Heft 13: Vaterland, dir woll'n wir sterben. Eine Erzählung von der Verteidigung Kolbergs und den Reiterzügen Schills.

Heft 14: So hat sie Gott geschlagen. Eine Erzählung aus dem russischen Feldzug 1812.

Heft 15: Der Adler sinkt — die Fahne fliegt. Eine Erzählung aus dem Jahre 1813.

(Die Hefte 16—20 werden die napoleonische Zeit von Elba bis Sankt Helena behandeln.)

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.

Der kleine Tiger*).

Eine Erzählung aus der Zeit, da Napoleon Kaiser wurde.

Von Walter Heichen.

1. Am Hofe des ersten Konsuls.

In einem Rausch von Blut und Schrecken war das achtzehnte Jahrhundert zur Neige gegangen, einem tiefroten Sonnenuntergang in wildbewegtem Meer vergleichbar. Das neunzehnte Jahrhundert hatte mit dem Jubel der fliegenden Fahnen und Siegestrompeten begonnen. Auf seinem Schilde trug es Bonaparte, seinen Genius, seinen Lenker. Durch die siegreichen Feldzüge gegen Italien und Österreich war das Antlitz Europas umgestaltet worden: Frankreichs Grenzen reichten bis an den Rhein und die Etsch, und große Teile Italiens standen unter seiner Oberhoheit. Die Augen aller Welt waren auf den einen Mann geheftet, der aus dem unentwirrbaren Chaos der Revolution mit klarem Blick, mit zielbewußter Miene emporstieg und mit festem, raschem Schritt an die Spitze seiner Nation trat. Mit Staunen hatte man seine kriegerischen Taten an der Wende des Jahrhunderts verfolgt, und nun zeigte es sich, daß er nicht nur ein Feldherr, sondern ein Staatsmann sei, der die mancherlei Strömungen, welche sich nach der gewaltigen Gärung des Umsturzes noch nicht geklärt, in das sicher begrenzte, kraftvoll eingedämmte Bett seines Willens zu leiten wußte. Man erkannte, daß in diesem Manne die unbeirrbare Sicherheit des Pfeiles war, der sein Ziel kennt und darauf zufliegt, ohne abzuschweifen. Niemand konnte mehr daran zweifeln, daß Bonaparte schon jetzt der eigentliche Herrscher von Frankreich sei, der ungekrönte König, dem nichts

*) „Obwohl ich für diesen lieben General eine große Zuneigung hege, nenne ich ihn doch wegen seines Wuchses, seiner Ausdauer und seines Mutes, wegen seiner Beweglichkeit und seines Feuers ganz im geheimen den kleinen Tiger." Graf d'Haussonville, Die römische Kirche und das Kaiserreich.

mehr fehlte als der Titel. Zum ersten Konsul auf zehn Jahre gewählt, hatte er volle monarchische Gewalt; seine Mitkonsuln galten ihm so gut wie nichts. Nie hatte in Frankreich ein Mann so unbegrenzte Gewalt besessen. Selbst Ludwig XIV., selbst Robespierre waren nicht solche Machthaber gewesen. Er war das Haupt der Regierung, der Vollzieher der Gesetze, der Herr über Heer und Flotte, der Leiter der äußeren und inneren Politik. Ein Federstrich seiner Hand ernannte Beamte und setzte sie ab. Wie er Frankreich gehörte, so gehörte Frankreich ihm. Er hielt Hof gleich einem König, gab große Feste, die das Ausland bezahlen mußte, erteilte Audienzen, hielt Empfänge ab und versammelte in seinen Antichambres alle bemerkenswerten Geister. Er war der populärste Mann nicht nur Frankreichs, sondern Europas: die große Hoffnung seines Landes, der Schrecken des Auslandes, der Brennpunkt der Zukunft.

So standen die Dinge in Paris und in Frankreich im Jahre 1800. Bonaparte hatte seine bescheidene Wohnung in der Rue Chantereine mit den Tuilerien, dem alten französischen Königsschloß, vertauscht. In den erinnerungsreichen Hallen, wo sich die glanzvolle Welt der vier Ludwige bewegt hatte, wandelten nun die neuen Herren. Einstweilen wiesen sie noch jede allzu deutliche Annäherung an die alten Zustände von sich. Sie pochten auf ihre Selbstherrlichkeit; sie rühmten sich, aus eigener Kraft etwas geworden zu sein; sie bedurften des äußeren Gepränges nicht. Doch schon drängten sich in Scharen die zurückgekehrten Adeligen heran; die Unmenge der Herren und Damen, die nun einmal nicht ohne Tuilerien und Antichambres leben konnte, fing an, neben dem selbstgeschaffenen Gefolge des Machthabers eine Rolle zu spielen. Die Zeit stand vor der Tür, da Napoleon nur zu bereitwillig bei diesen Meistern der Etikette und des höfischen Lebens in die Schule ging. Der Unterschied zwischen den bärbeißigen Helden der siegreichen Schlachten, durch die Napoleon seine Macht begründet hatte, und den Söhnen der alten Aristokratie begann sich mehr und mehr zu verwischen. Man redete sich nicht mehr „Bürger" und „Bürgerin" an, sondern wieder „Monsieur" und „Madame". Man kehrte zu Puder und Schminke zurück; hier und dort zeigte sich wohl auch das Schönpflästerchen wieder. Einige aus der militärischen Suite des Konsuls, welche mit Zivilämtern belehnt waren, legten Säbel und Stiefel ab und schnallten den Degen des Höflings um, gingen in seidenen Schuhen und Strümpfen und brachten Ordnung in ihre kriegerischen Mähnen. Sie beflissen sich einer gewählten Sprache, säuberten ihre Redeweise von dem groben Jargon des Lagerlebens, in dem sie aufgewachsen waren, und wurden manierlich.

Die Damen waren naturgemäß noch mehr geneigt als die Herren,

ihren Frieden mit den alten Formen des Hofzeremoniells zu machen. Sie trieben Aufwand in Kostümen und Juwelen; allen voran die Frau Konsul, Josephine, die schöne Kreolin mit der fragwürdigen Vergangenheit. Ihre Hüte, Kleider und Schals stellten ein Vermögen dar. Die Schmucksachen, die sie sich im Laufe der Jahre anschaffte, wurden später auf zehn Millionen geschätzt. Für rote Schminke — denn Bonaparte sah sie gern mit rosigen Wangen — gab sie jährlich 3000 Franks aus. Ihr Friseur stand sich auf 12000 Franks im Jahr. Mit vollen Händen gab man das Geld aus, das die Eroberungszüge nach Frankreich strömen ließen. Dreimal am Tage machte sie Toilette, und begreiflicherweise wollten die Damen der Familie Bonaparte nicht hinter ihr zurückstehen. Mit der Zeit gewöhnten auch die besseren Klassen des Volkes sich wieder an den äußeren Prunk. Die allem Gepränge abholde Gesinnung der Revolutionäre vermochte niemand mehr nachzufühlen. Bei den Festlichkeiten in den Tuilerien wurde eine so bunte, schillernde Pracht entfaltet, daß es den Anschein hatte, als habe die große Sturmflut des letzten Jahrhunderts, indem sie das Königsschloß ausfegte, nichts als eine Reihe glänzender Muscheln zurückgelassen.

Es war am 24. Dezember des Jahres 1800. Der erste Konsul hatte seiner Gewohnheit gemäß ein sehr heißes Bad genommen und dann allein gefrühstückt. Jetzt kleideten die Kammerdiener ihn an, während Duroc, der Palastgouverneur, ihm Vortrag hielt. Dieser General, der im italienischen Feldzug Adjutant Bonapartes gewesen und sich auch in Ägypten ausgezeichnet hatte, genoß das besondere Vertrauen des Konsuls. Bonaparte hörte nur mit halbem Ohr zu, während Duroc von den Arbeiten in Versailles berichtete, wo man das alte Königsschloß zu einem Asyl für Kriegsinvaliden und zu einem Museum der französischen Nation umwandelte. Inzwischen legten die Lakaien ihm das scharlachrote, samtene Staatskleid an, das er an Stelle der militärischen Uniform bei Empfängen und Audienzen zu tragen pflegte. Der dick mit Gold und grüner Seide in der Form von Lorbeerzweigen bestickte Rock war ein Geschenk der Stadt Lyon. Er glich im Schnitt der früheren Hoftracht, wurde aber über der Brust fest geschlossen und ließ nur über dem Leib eine lange, weiße Atlasweste sehen. Die weißen Beinkleider mit den goldenen Kniegürteln, die Schuhe mit den goldenen Schnallen, die weißseidenen Strümpfe, das breite Spitzenjabot an der Brust, die bis über die Finger herabfallenden Spitzenmanschetten, der zierliche Degen und der dreieckige Federhut — all das ließ die kleine Gestalt des Konsuls noch kleiner erscheinen und kleidete ihn lange nicht so gut wie die knappe militärische Tracht. Er schien das selbst zu empfinden, denn er zupfte ungeduldig an den

Spitzen, die Lakaien arbeiteten ihm nicht rasch genug und bekamen hin und wieder ein hartes Wort zu hören.

Die Tür öffnete sich, und ohne Anmeldung ließ der diensttuende Türhüter einen hochgewachsenen Mann herein, dessen klassisch geschnittenes, schönes Gesicht an einen römischen Patrizier erinnerte.

„Ah, mein lieber Talma," rief Bonaparte ihm zu, indem er sich sofort von Duroc abwandte und diesem einen raschen Wink gab, mit seinem Vortrag aufzuhören, „wie weit sind wir mit unserer Einstudierung des Cid?"

„Wir machen gute Fortschritte, konsularische Gnaden," antwortete der Schauspieler. „Allein die Kostüme, die ich neu anfertigen lasse, und die getreu der Historie entsprechen sollen, verschlingen Unsummen."

„Potzblitz, Talma, ich subventioniere die Comédie française mit 100 000 Franks im Jahre, ich bezahle meine Loge mit 21 000 Franks, ich habe alle Mitglieder meiner Familie, ja selbst meine Generale, die sich verteufelt wenig aus einer Komödie machen, dazu angehalten, eine Loge zu mieten. Kommt Ihr immer noch nicht aus?"

„Eure konsularische Gnaden wissen, es handelt sich hier sozusagen um eine Wiedergeburt des nationalen Schauspiels, des Theaters. Die Neuanschaffungen sind sehr beträchtlich. In den Zeiten, die hinter uns liegen, ist das Theater arg vernachlässigt worden. Wir geben uns alle Mühe, unseren großen Dichtern wieder zu dem ihnen gebührenden Ansehen zu verhelfen."

„Recht, Talma! Und Sie sind meiner Unterstützung dabei stets gewiß. Männer wie Corneille und Racine dürfen nicht in Vergessenheit geraten. Wenn wir jetzt siegreich kämpfen, wenn es uns an Helden nicht fehlt, so hat der Geist, der aus ihren Werken uns anweht, seinen Anteil daran. Die Tragödie ist die Schule der großen Männer. Sie erhebt die Seele, erwärmt das Herz, stärkt den Mut und befähigt zur Begeisterung. Duroc," wandte Bonaparte sich an den General, „schreiben Sie für Talma eine Anweisung auf 10 000 Franks. Sind Sie zufrieden, mein lieber Talma?"

„Eure konsularische Gnaden erwerben sich ein unvergeßliches Verdienst um unsere Bühne."

„Und nun beeilen Sie sich. Ich bin begierig, den Cid von Ihnen gespielt zu sehen. Geben Sie uns ein Stück zum besten, Talma."

Während Bonaparte sich behaglich zurücklehnte, stellte sich der Mime, der damals schon im Rufe des größten französischen Schauspielers stand, in die Mitte des Gemachs. Die Morgensonne beleuchtete seine schöne Gestalt, sein feingeschnittenes Gesicht, seine kurzen Locken, durch welche er die Mode des Tituskopfes begründet hatte. Mit edler Ge-

bärde, mit starker, doch überaus wohlklingender Stimme sprach er die kühnen, schwungvollen Verse Peter Corneilles. Er wählte jene Stelle, wo Don Rodrigo, der Cid, nachdem er den Vater seiner Geliebten im Zweikampf getötet, vor dieser seine Tat rechtfertigt. Mit königlicher Würde, mit wohlgerundeten Bewegungen, die nur durch den schweren Pelz beeinträchtigt wurden, den Talma trug, brachte er die edlen, ob auch etwas phrasenhaften Sätze zu lebendigem Ausdruck.

Bonaparte lauschte mit Entzücken. Außer dem Donner der Schlacht war seinem Ohr nichts so angenehm, wie die dichterische Sprache der großen Dramatiker. Er hörte sie um so lieber, als ihm die Kunst des poetisch verzierten Wortes ganz abging. Die rauschenden Phrasen, der theatralische Vortrag, die wirkungsvolle Gebärde, die schöne Pose entsprachen seiner Natur. Ohne es sich einzugestehen, nahm er in diesen Dingen den großen Komödianten zu seinem Vorbilde. Eine geheime Verwandtschaft, eine verborgene Wesensgleichheit bestand zwischen dem Theaterkönig und dem künftigen Herrscher der Welt.

Nachdem Talma entlassen worden, erhob sich der Konsul und schritt in das Vorzimmer. Hier harrte seiner eine zahlreiche Gesellschaft. Ein paar Herren, die man an den gepuderten Locken und an den wohlgeschulten Verneigungen als Höflinge aus der Königszeit erkannte, bildeten in ihrem gezierten Äußeren und abgezirkelten Benehmen einen auffallenden Gegensatz zu mehreren hochgewachsenen Soldatengestalten, die sporenklirrend, den blinkenden Säbel hebend, vor ihrem General salutierten. Da war der General Lannes, ein schöner Mann mit melancholischem Gesichtsausdruck. Die Züge des Zweiunddreißigjährigen waren fast mädchenhaft weich, und nur das dunkle, leuchtende Auge verriet die Tapferkeit, die diesem Krieger innewohnte. Dem stolz in den Nacken geworfenen Kopf, dem hochmütigen Zug um die Lippen sah man es nicht mehr an, daß er ehemals ein Färberlehrling gewesen war.

Der Riese an seiner Seite, der um etwa zehn Jahre älter sein mochte und neben dem schönen Lannes überaus häßlich aussah, war General Augereau. Die lange, gebogene Nase, die etwas dicht zusammenstehenden Augen und das ungepflegte, rötlichgelbe Haar gaben ihm etwas Tölpelhaftes. Seine schwere, wuchtige Hand verriet eine große Kraft. Von seinem ehemaligen Beruf eines Fechtmeisters her waren seinen Armen noch weit ausholende, schlenkernde Bewegungen zu eigen, und seine Hände schienen stets unbeholfen, ja unvollständig, solange sie nicht den Säbel hielten.

Da war General Davout mit seinem scharf geschnittenen, wie aus Stein gemeißelten Kopf und dem kalten, grausamen Blick der stechenden

Augen. Da war General Lefèbvre, ein alter Haudegen mit dem Gesicht eines Bullenbeißers und schon ergrauendem Haar, General Michel Ney, der Böttchersohn, ein hübscher, noch jugendlicher Mann mit großen, kühlen Augen und entschlossen zusammengezogenen Lippen, Oberst Marmont, der trotz seiner siebenundzwanzig Jahre schon ganz den Eindruck eines Eisenfressers machte und unter dicken, buschigen Brauen wilde Blicke warf, Marquis von Saint-Cyr, der mit seinem etwas nachlässigen Äußern, seinen lang und lose in den Nacken fallenden Haaren noch immer den Mann der Revolution herauskehrte, der schon bejahrte General Masséna, der sein Leben als Schiffsjunge begonnen hatte, und den man seinem Gesicht nach eher für einen verhungerten Schreiber als für einen Heerführer hätte halten mögen, General Soult und Junot, Stadtkommandant von Paris, beides stattliche Männer.

Sie standen in einer Gruppe für sich, stolz, selbstbewußt, verkörperte Jahre des Ruhms, geziert von Narben. Ihre bloße Erscheinung weckte kriegerische Erinnerungen; ihre Haltung verriet den straffen Drill der Heereszucht, ihr Schritt war fest und abgemessen.

Eine zweite Gruppe von Herren stand auf der linken Seite des Vorzimmers. Sie trugen die Tracht der Höflinge, doch sah man auch hier manches Gesicht, dessen verwitterte Farbe auf langjähriges Lagerleben schließen ließ, selbst wenn keine breiten Narben auf einen kriegerischen Beruf deuteten. Hier fiel besonders einer durch übergroße Pracht der Kleidung auf. Die Knöpfe seines schwerseidenen Rockes waren Diamanten. Von seinem Samthut wallten kostbare Straußenfedern herab, die von einer goldenen Agraffe gehalten wurden. Der Ausdruck seines Gesichts war fade und geistlos. In den etwas müden Augen und der vorgeschobenen Unterlippe prägte sich grenzenloser Hochmut aus. In schmuckloserer Tracht hätte er kaum Aufsehen erregt. Doch wer hätte jetzt, beim Anblick des goldstrotzenden Kragens, der Diamanten und der Federn, in diesem Manne den Sohn eines Gastwirts vermutet, wer hätte geglaubt, daß er vor gar nicht allzu langer Zeit noch im Gasthaus seines Vaters den gaskognischen Bauern seines Heimatsdorfes Schnaps eingeschenkt hatte? Und doch war Joachim Murat, der spätere König von Neapel, der große Reiterführer der napoleonischen Feldzüge, noch im Jahre 1777 barfüßig in den Weinbergen von Cahors umhergeklettert oder in den Wäldern der Umgegend auf die Suche nach Trüffeln gegangen. Jetzt war er nicht nur Divisionsgeneral, sondern seit 1800 auch der Schwager des Konsuls, der Gemahl Karolinens, der jüngsten Schwester Bonapartes.

An seiner Seite stand Berthier, der schöne Mann mit den pechschwarzen Locken, der Kriegsminister, und der schlanke, blasse Minister

des Äußern Talleyrand mit dem Klumpfuß. An einem Fenster in ihrer Nähe lehnte Fouché, der Polizeiminister, und ließ seiner Gewohnheit gemäß sein hinterlistiges Auge von einem zum andern schweifen. Da war Joseph Bonaparte, der ältere Bruder des Konsuls, Staatsrat und Botschafter, der einzige unter den Brüdern des Konsuls, der zur Zeit in Paris weilte; denn Lucian war als Gesandter in Madrid, Ludwig, der spätere König von Holland, war mit seinem Regiment im Süden Frankreichs, Jérome, der spätere König von Westfalen, befand sich als Schiffsleutnant in Haiti. Mit Joseph Bonaparte unterhielt sich Cambacérès, der zweite Konsul. Zwischen beiden glänzte das behäbige, runde Gesicht des guten Onkels Fesch, des Stiefbruders der „Madame Mère", der bisher — sehr zu seinem eigenen Vorteil — Armeelieferant gewesen, jetzt aber zu seinem eigentlichen Beruf des Geistlichen zurückgekehrt war und sich schon große Hoffnungen auf den Kardinalshut machte, den er denn auch binnen zwei Jahren erhalten sollte.

Dies waren die hervorstechendsten Persönlichkeiten unter den Männern des Kreises, der das Vorzimmer füllte. Die Frauen scharten sich um zwei besonders auffallende Gestalten, die eine gewisse Ähnlichkeit miteinander hatten, so daß man sie auf einen flüchtigen Blick hin für Schwestern hätte halten können. Das war Lätitia Bonaparte, die Mutter des Konsuls, Madame Mère, wie man sie zu nennen pflegte, eine stolze Frau mit dunklen Augen, etwas länglicher Nase und trotz ihrer einundfünfzig Jahre noch tiefschwarzem Lockenhaar, und Josephine, die Gattin des Konsuls, die anmutige Kreolin. Beide waren von großer Schönheit, aber während Lätitia, die Mutter, jedes künstliche Mittel, ihre Schönheit zu erhöhen oder vorteilhaft zur Geltung zu bringen, getrost verschmähen konnte, hatte Josephine dem Rot ihrer Wangen und dem Schwarz ihrer Augenbrauen und Wimpern ein wenig nachgeholfen. Man sah, sie strebte danach, jünger zu erscheinen und über die sechs Jahre, um die sie ihrem Gemahl voraus war, hinwegzutäuschen. Gelang es ihr trotzdem nicht, die Schönheit der „Madame Mère" zu überstrahlen, so war es ihr ein leichtes, sie durch prächtigere Kleidung, durch reicheren Schmuck auszustechen; denn Lätitia war sparsam bis zum Geiz. Aus ihrem Eheleben her war ihr das Haushalten zur zweiten Natur geworden. Als Mutter einer starken Familie hatte sie nie ein verschwenderisches Leben führen dürfen. Und auch jetzt schien sie es für angebracht zu halten, auf schlechtere Zeiten Geld zurückzulegen. Diese Kargheit kam auch in ihrer Tracht zur Geltung. Sie beschränkte ihren Putz, ihren Schmuck auf das Äußerste. Dafür war Frau Josephine nicht zu haben. Niemand durfte kostbarer geschmückt sein als sie; das glaubte sie auch ihrem Gemahl schuldig zu sein, der sie allerdings in

ihrer Putzsucht bestärkte. Zwischen ihr und den jüngeren Schwestern Bonapartes, Pauline, die gegen ihren Willen mit General Leclerc vermählt war, und Karoline, der jungen, schönen Gattin Murats, bestand ein ununterbrochener Wettstreit um den Preis des schöneren Kostüms. Auch heute hatten die beiden jungen Frauen, die sich lachend mit ihr unterhielten, ihr mit bestem Erfolg die Palme streitig zu machen gewußt. Die älteste Schwester dagegen, die an der Seite ihrer Mutter saß, Elisa, die Gattin des Hauptmanns Bacciochi, schien mehr nach Lätitia zu arten; sie gab sich keine Mühe, durch äußeren Prunk zu glänzen, dessen sie freilich am ehesten bedurft hätte, denn im Gegensatz zu Pauline und Karoline war sie von der Natur stiefmütterlich behandelt worden. Ihre harten, fast strengen Züge, ihre eckige Gestalt stachen sehr unvorteilhaft ab gegen die weiche, doch feurige Schönheit der beiden andern.

Neben diesen Erscheinungen, die den Mittelpunkt der Damengruppe bildeten, zeigte sich die blasse, etwas kränklich aussehende Gattin Joseph Bonapartes, Julie, die Tochter des reichen Kaufmanns Clary aus Marseille, und deren Schwester Désirée, die Gattin des Generals Bernadotte, den Bonaparte in die Vendée geschickt hatte. Man erzählte sich von ihr, daß sie sich Hoffnung auf die Hand Bonapartes gemacht habe, als ihre Schwester den Bruder des berühmten Mannes nahm. Sie ahnte damals nicht, wie gut das Schicksal es mit ihr meinte, indem es sie nicht an den vergötterten General und Konsul kettete. An seiner Seite hätte sie das Exil auf der einsamen Felseninsel St. Helena teilen müssen. An der Seite Bernadottes bestieg sie den Königsthron von Schweden und wurde die Mutter einer noch jetzt herrschenden Dynastie.

Das Merkwürdigste an dieser glänzenden Gesellschaft von Männern und Frauen war, daß sie die hohe Bedeutung, zu der sie plötzlich emporgestiegen waren, für etwas ganz Selbstverständliches hielten. Niemand unter ihnen schien sich über die Rolle, die ihm zugefallen war, irgendwie zu wundern. Niemand schien mehr daran zu denken, daß sie alle vor kurzem noch kaum gewußt hatten, wovon sie ihr Leben fristen sollten. Vom Urheber der ganzen Herrlichkeit bis herab zu der gedankenlos lachenden Karoline, dem jüngsten Mitglied der Familie Bonaparte, nahmen diese Kinder eines obskuren korsischen Advokaten und ihr ebenfalls mehr oder minder obskurer Anhang mit größter Gelassenheit die Plätze der ersten Personen von Frankreich ein.

Als Bonaparte eintrat, erhob sich alles von den Plätzen. Die Höflinge verneigten sich tief, die Damen machten, so gut sie es schon gelernt hatten, ihren Knicks, die Offiziere grüßten militärisch. Unter den heimgekehrten Aristokraten waren einige, die oftmals in diesem selben Raume sich vor Ludwig XVI. bis zur Erde gebückt hatten. Sie konnten

jetzt ein etwas spöttisches Lächeln nicht unterdrücken, teils weil die Reverenzen hier und dort unbeholfen und eckig ausfielen, teils weil die Bildung des Spaliers sich nicht mit jener Glätte und Geräuschlosigkeit vollzog, wie sie es von den königlichen Empfängen her gewöhnt waren.

„Geben Sie acht, lieber Chamford," flüsterte einer von ihnen seinem Nachbar zu, „man wird uns noch brauchen."

„Inwiefern, lieber Rémusat?" entgegnete der Angeredete. „Mich dünkt, für unsere Samtschuhe ist wenig Raum zwischen diesen Sporenstiefeln."

„Sehen Sie nur, wie sich das schiebt und stößt und durcheinander läuft, wie in einem schlecht eingeübten Theaterstück," antwortete Rémusat. „Wir werden die Regisseure der neuen Komödie sein müssen."

Mit dem ihm eigenen kurzen, fast trippelnden Schritt ging Bonaparte durch die Reihen, nach rechts und links würdevoll grüßend. Wer ihn jetzt rasch an den Offizieren vorbeischreiten und nur dem und jenem von oben herab zunicken sah, der hätte gewiß nicht geglaubt, daß vor kurzem noch einige von ihnen dem Range nach über ihm gestanden. Jetzt mußten sie sich vor ihm beugen; jetzt hing ihre Laufbahn von ihm ab; er hatte Ehren und Beförderungen zu verteilen. Einigen von ihnen war das noch nicht so recht eingegangen. In mancher Brust regte sich noch Eifersucht und Trotz.

Masséna kniff die Lippen zusammen und wandte sich an Augereau. Beide trugen sie zehn Jahre länger den Säbel als Bonaparte und waren schon Generale gewesen, als dieser eben erst Hauptmann wurde.

„Erinnerst du dich, Augereau," sagte Masséna mit seiner etwas heiseren Stimme, „des Tages, als wir im Hauptquartier zu Albenga auf den neuen Kommandanten warteten, den man uns von Paris aus schicken wollte."

„Gewiß, gewiß," antwortete Augereau und schien sich fast darüber zu ärgern, daß er bemüht sein mußte, leise zu sprechen, „ich schwur, ihm den Standpunkt klar zu machen und ihn in seine Schranken zurückzuweisen, wenn er sich überheblich benehmen sollte."

„Noch mehr, Augereau," flüsterte Masséna, „du nanntest ihn einen Emporkömmling, einen Günstling des Barras, einen Straßengeneral, der noch nichts geleistet habe, einen kleinen, unansehnlichen Burschen. Und wie kam es dann?"

„Er ließ uns warten wie armselige Lakaien. Dann bekamen wir unsere Befehle, und ehe wir wußten, was los sei, waren wir wieder entlassen. Geflucht habe ich weidlich, das weiß ich noch genau. Und du, Masséna, hast kein Hehl daraus gemacht, daß diese kleine Bestie von General dir Furcht einflößte."

„Allerdings, ich wußte damals nicht, was für eine geheime Macht das sei, die uns vom ersten Augenblick an seinem Willen untertan machte. Jetzt, nachdem wir in Italien und in Österreich mit ihm gefochten haben, weiß ich es."

Augereau nickte. „Ja, ja, seit Castiglione und Rivoli kennen wir ihn."

Inzwischen war der Konsul zu den Damen gegangen, hatte seine Gemahlin begrüßte und reichte seiner Mutter den Arm. Sogleich sprang Cambacérès, der zweite Konsul, herbei, um Josephine zu führen, und Joseph Bonapart nahm Gemahlin und Schwägerin. Talleyrand, seinen Klumpfuß nachschleifend, trat zu der schönen Frau Pauline, deren Gemahl General Leclerc sich auf der Reise nach Haiti befand, von der er nicht zurückkehren sollte, und Fouché, der aalglatte, in allen Sätteln gewandte Schleicher, hielt es für vorteilhaft, trotz seiner Vorliebe für schöne Frauen den Gesellschafter für die Bacciochi abzugeben. Die anderen Paare schlossen sich an. Die „Huissiers" öffneten die breiten Flügeltüren, und die erlauchte Gesellschaft betrat die großen Säle und Empfangshallen, in denen sich eine große Zahl von Herren und Damen aus der besseren Gesellschaft der Stadt befand, welche der Ehre für würdig erachtet worden waren, an diesem Tage dem ersten Konsul vorgestellt zu werden. Da waren Aristokraten, die aus der Verbannung zurückgekehrt waren, Vertreter der Finanz und des Handelsstandes, Deputierte aus größeren Städten des Reiches, Maler, Dichter, Musiker und Gelehrte, Geistliche, die erst durch Bonaparte wieder in Amt und Würden eingesetzt worden. Wie ein König, der von Jugend auf in die Kunst, sich populär zu machen, eingeweiht ist, wie ein seit Jahren mit seinem Volk vertrauter Fürst ging Bonaparte mit all diesen Leuten um. Für jeden hatte er ein paar Worte, die die Interessen der verschiedenen Stände geschickt berührten und zugleich Zeugnis dafür ablegten, daß er selbst in allen Gebieten gut unterrichtet sei. Eine volle Stunde lang führte er in dieser Menge von Menschen fast allein das Wort. Er fand Gelegenheit, in dieser kurzen Zeit alle großen Eigenschaften an den Tag zu legen, die ihm die Bewunderung, die Ehrfurcht aller seiner Zeitgenossen verschafften: das Durchdringende, Allumfassende seines Verstandes, die Geschmeidigkeit und den leichten, natürlichen Schwung seines Geistes, die Kraft und Beharrlichkeit seiner Aufmerksamkeit und sein unfehlbares, fabelhaftes Gedächtnis. Er war dabei ganz in seinem Element. Er spielte mit allen diesen Menschen wie mit Puppen, die ihm ein Weilchen Vergnügen machten, die unter seiner Hand beweglich wurden, und deren Mechanismus er vollkommen durchschaute. Es bereitete ihm Vergnügen, die Schärfe seines Blickes, die Treffsicherheit seines Urteils an den Personen, die man ihm vorführte,

zu erproben. Ein Wort, ein Tonfall, eine Gebärde waren für ihn schon ein Schlüssel zum Charakter des Mannes oder der Frau, mit der er sprach. Seine Fragen waren oft geschickt gestellte Fallen, durch die er mehr herausholte, als die Betreffenden von sich geben wollten. Dabei war es offenbar, daß er selbst streng auf sich achtgab und niemand einen Blick in sein Inneres gewährte. Er blieb kühl und hoheitsvoll; er verriet sich durch keine Geste, durch kein unbedachtes Wort. Trotzdem mußten heftige Leidenschaften in diesem Manne wohnen; darauf deutete das verhaltene Feuer der großen, dunkeln Augen, die bleiche Farbe des noch etwas hageren Gesichts und der herbe Zug um die dünnen Lippen. Er war schon damals mit seinen zweiunddreißig Jahren erfüllt von der festen Überzeugung, daß er ein in der Welt einzig dastehendes Wesen sei, geschaffen, die Menschen zu beherrschen, die Geister nach seinem Willen zu leiten. Was Augereau und Masséna im italienischen Hauptquartier empfunden hatten, das empfand jetzt wie allzeit später jedermann, der mit ihm zusammenkam, mit ihm zu tun hatte: er unterjochte alle, er hatte alle in seiner Hand, die bald hart wie Eisen, bald weich wie Samt war; es gab kein Mittel, sich dieser Hand zu entziehen; was sie einmal gefaßt hatte, ließ sie nie wieder los.

2. Das Attentat.

Am Abend desselben Tages standen die Schwestern Karoline und Pauline Bonaparte, die Schwestern Julie und Désirée Clary und einige Generalsdamen im Salon beisammen, noch festlicher geschmückt als am Morgen. Im Hofe standen die Wagen bereit; denn man wollte in die „Große Oper" fahren, weniger um das neue Musikwerk „Horaz" zu hören, als vielmehr um sich der vollzählig versammelten vornehmen Gesellschaft zu zeigen und sich anstaunen zu lassen. „Madame Mère" und Elisa saßen auf einem Sofa. Lätitia betrachtete mit mütterlichem Stolze ihre hübschen Töchter; Elisa wartete teilnahmslos auf die Erlaubnis, sich zurückzuziehen. Beide beteiligten sich nur selten an den großen gesellschaftlichen Veranstaltungen, die eine aus Sparsamkeit, die andere aus einer gewissen Überheblichkeit über die Schwestern, deren Vergnügungstrieb und Putzsucht sie als hohl und geistlos verurteilte.

Josephine trat hastig und aufgeregt herein. „Ich fürchte," rief sie den Damen zu, „wir werden zu Hause bleiben müssen."

„Warum? Unmöglich!" versetzte Karoline, die schon sehnsüchtig nach dem Wagen im Hofe blickte.

„Bonaparte hat den Nachmittag über sehr angestrengt im Staatsrat gearbeitet und ist tief erschöpft nach Hause gekommen," antwortete Josephine. „Nach dem Diner habe ich ihn verlassen, um Toilette zu

machen. Wie ich jetzt zurückkomme, finde ich ihn schlafend. Er ist bei Tisch eingenickt, und niemand hat sich getraut, ihn zu wecken."

„So hättest du ihn wecken sollen," erklärte Pauline. „Du bist seine Gattin und kannst verlangen, daß er dich nicht allein zur Oper fahren läßt."

„Verlangen?" entgegnete Josephine pikiert. „Ich kann gar nichts verlangen, meine liebe Leclerc. Beim ersten Wort, das nach einem Verlangen klingt, würde Bonaparte mir mit allem Tischgeschirr den schönsten Polterabend veranstalten. Das habe ich einmal gewagt, und es ist mir eine Warnung für alle Zeit."

Pauline zuckte ein wenig geringschätzig die Achseln. „So geh du zu ihm, Mama," wandte sie sich an Lätitia. „Sollen wir uns etwa umsonst in diesen Staat geworfen haben? Und wie sehr wird das Publikum enttäuscht sein, wenn wir ausbleiben."

„Ihr wißt recht wohl, daß Napoleon nicht auf mich hört," sagte Lätitia. „Laßt ihn schlafen, wenn er sich müde gearbeitet hat. Er arbeitet für euch alle, da dürft ihr ihm die Ruhe wohl gönnen."

„So geh ich hin, wenn ihr alle euch vor ihm fürchtet!" rief Karoline lachend. Sie schritt entschlossen zur Tür. Dort stieß sie mit den Generalen Lannes und Bessières zusammen.

„Bleiben Sie hier, Madame Murat," sprach Bessières. „Ich komme eben vom Konsul."

Die schöne Gemahlin des Marschalls Lannes eilte auf ihren Mann zu. „Wie steht es?" rief sie. „Werden wir bald fahren können?"

„Ich weiß nicht," erwiderte dieser. „Ich traf Bessières auf der Treppe. Sagen Sie den Damen, Marschall, wie die Dinge stehen."

„Der Konsul ist erwacht und von heftigem Erbrechen befallen worden," erzählte Bessières. „Er fürchtet eine Vergiftung."

„Mein Gott!" rief Lätitia, sich erhebend.

„Beruhigen Sie sich, Madame Mère," warf Josephine ein, „ich kenne das schon. Jedesmal, wenn er sich im Staatsrat übernimmt oder ärgert, hat er's mit dem Magen zu tun, und dann denkt er immer gleich, man habe ihm Gift beigebracht."

„Auch das noch!" rief Karoline ungeduldig. „Er soll einen tüchtigen Schluck Rhabarber nehmen, dann wird es schon gehen! Wenn wir wegen jeder leichten Übelkeit gleich zu Hause bleiben sollten, dann müßte manches Fest ohne uns stattfinden."

„Die Zeit drängt," setzte Pauline hinzu. „Wenn nicht endlich etwas geschieht, müssen wir wirklich bleiben."

„Wer weiß, wozu es gut wäre," ließ sich Désirée Clary vernehmen. „Bernadotte schreibt mir aus der Vendée, wir sollten uns vor den

Chouans hüten. Man wisse dort ganz genau, daß sich einige von ihnen nach Paris begeben hätten. Es sei nicht daran zu zweifeln, daß sie Böses im Schilde führen."

„Das ist nicht unsere Sache," versetzte Karoline Murat. „Dazu ist Fouché da. Doch Napoleon ist ja nun wenigstens schon wach. Will denn da niemand mit ihm reden?"

„Versuch du doch dein Heil, Lannes," sagte die schöne Gattin des Generals, und mit unverhohlenem Stolz setzte sie hinzu: „Du bist ja der einzige, der noch ‚du' zu ihm sagen darf. Auf dich wird er hören."

Diese Worte schmeichelten dem General, und er machte sich, ob auch mit geringer Hoffnung auf den Weg. General Bessières ging abermals mit ihm. Die Damen warteten in höchster Ungeduld noch eine halbe Stunde; dann trat ein Kammerdiener herein und meldete: „Die Damen möchten sich beeilen, zum Theater zu fahren. Seine Gnaden der Konsul sind schon voraus."

„Ob er's nicht jedesmal so machen muß!" rief Karoline Murat, mit dem Fuße stampfend. „Erst spannt er uns auf die Folter, und dann müssen wir uns abhetzen, daß wir überhaupt noch zurechtkommen."

„Nur fort," sagte Josephine. „Die Hauptsache ist, daß er gefahren ist!"

Darauf eilten sie zu ihren Wagen hinunter. Auf der Treppe begegnete ihnen Adjutant Rapp, dem der Konsul den Auftrag gegeben hatte, die Damen zu begleiten.

„Bei aller Eile, Frau Konsul," wandte er sich an Josephine, „gestatten Sie mir, diesen kostbaren Schal zurechtzurücken. Sie verlieren ihn und könnten ihn auf der Treppe mit dem Fuß zerreißen."

„Ich danke Ihnen," antwortete sie mit einem Blick auf das Schmuckstück — ein Geschenk der Stadt Konstantinopel, in dem sie sich heute zum ersten Male zeigte.

Gleich darauf saßen sie im Wagen und hießen den Kutscher so rasch wie möglich den vorausgefahrenen Wagen des Konsuls einholen.

Es war ein finsterer Abend. Die Straßen waren um diese Stunde schon ziemlich leer. Bei Tage hätten sich überall neugierige Menschen eingefunden, um die stattlichen Grenadiere, die schmucken Pagen, die goldstrotzenden Stallmeister und vor allem den Konsul selbst und seine Damen anzugaffen. In der langen Zeit der Revolution hatte das Volk Hofequipagen und berittene Diener in Livree nicht mehr zu sehen bekommen. Da war eine Ausfahrt des ersten Konsuls und seiner Damen ein Anblick, den man sich nicht gern entgehen ließ. Um von der Rue de Rivoli, die an den Tuilerien entlangführt, zur Rue Honoré zu kommen, die zum Opernhaus führte, mußten die Wagen durch die

schmale, nur 45 Meter lange Rue St. Nicaise fahren, die diese beiden Straßen miteinander verband. Es war, selbst wenn man die Schaulust der Bürger in Anschlag brachte, gleichwohl auffällig, daß sich gerade in dieser kleinen, ungenügend erleuchteten Straße eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Männern und Frauen angesammelt hatte, zumal ein Teil von ihnen ganz genau darüber unterrichtet war, daß der Wagen des ersten Konsuls zu erwarten sei. An einer andern Stelle wäre eine solche Ansammlung der Polizei gewiß auch absonderlich erschienen; denn gerade zu jener Zeit, wo die fanatischen Vendéer einerseits und die Überbleibsel der Jakobinerpartei anderseits ihren Haß auf die eine Person Bonapartes richteten, war man auf alle mögliche Weise beflissen, das Leben des dem Vaterlande teuren Mannes zu schützen, und fahndete beständig nach Verdächtigen und nach Attentätern. Polizeipatrouillen waren denn auch vor einiger Zeit durch die Rue St. Nicaise gegangen, hatten jedoch nichts Auffälliges bemerkt. Sobald sie verschwunden waren, tauchten dann aus einigen Häusern zunächst ein paar Männer auf, die sich an einem kleinen, zweiräderigen Karren zu schaffen machten, auf welchem eine Tonne lag. Die Polizisten hatten diesen Karren wohl gesehen. Da man aber auf diese Weise damals die Straßen mit Wasserfässern zu sprengen pflegte und dies hin und wieder wohl auch zur Winterszeit geschah, wenn sich bei trocknem, warmem Wetter Staub einstellte, so waren sie achtlos daran vorübergegangen. Das Erscheinen von Polizisten war diesen Leuten noch kein hinreichend sicherer Vorbote des Mannes, auf den sie warteten; denn ein paar von ihnen entfernten sich nach den Tuilerien zu und kehrten in kurzem mit der Meldung zurück, daß der erste Konsul seinen Wagen bestiegen hätte. Inzwischen waren aus den Häusern der Straße und sowohl von der Rue de Rivoli als auch von der Rue St. Honoré und der Rue de Richelieu, welche damals die Rue La Loi hieß, Spaziergänger hinzugekommen; die Nachricht, daß Bonaparte und seine Damen zur Oper führen, veranlaßte sie, stehenzubleiben, und die Männer an dem Karren knüpften bereitwillig ein Gespräch mit den hinzukommenden Leuten an. Sie wußten allerlei Neues von Napoleon zu erzählen und taten dies mit Eifer, um die allgemeine Aufmerksamkeit von denjenigen ihrer Gefährten abzulenken, welche jetzt mit flinken Fingern an dem Karren arbeiteten. Daß sich immer mehr Leute um sie her einfanden, schien ihnen ganz erwünscht zu sein, weil sie hinter dieser Ansammlung ihr geheimes Werk — denn daß sie ein solches vorhatten, war nicht länger zu bezweifeln — unauffällig und ungesehen verrichten konnten.

Als nun das Geräusch von Rädern herannahte, rief aus der Mitte der Gruppe eine Stimme: „Lauft, Leute, lauft, der Konsul kommt!"

Ein großer Teil der Herumstehenden eilte — zu ihrem großen Glück, wie sich bald zeigen sollte — dem Wagen Bonapartes entgegen. Die Mehrzahl aber blieb und trat nur zur Seite, um den Fahrdamm freizumachen. In dem hierbei entstehenden Geräusch hörten nur die Männer, die an dem Karren standen, die Worte, die einer von ihnen sprach: „Wartet noch, ich will erst sehen, ob er selber schon im ersten Wagen ist. Es sollte mir leid tun, wenn es die Weiber träfe."

Der Mann war kaum weggelaufen, als die Berittenen, die dem Wagen des Konsuls voransprengten, mit lautem Hufschlag in die kleine Straße galoppierten. Was noch auf dem Fahrdamm war, stob schreiend zur Seite. Der Mann aber, der eben noch dem Konsul hatte entgegeneilen wollen, konnte nicht rasch genug ausweichen, wurde von einem der Pferde umgerannt und bekam obendrein noch einen Hieb mit einer flachen Säbelklinge. Er sprang rasch wieder auf. Im selben Augenblick bog auch schon der Wagen um die Ecke, der Mann sah am Fenster das Gesicht des Konsuls und lief, was ihn die Beine tragen konnten, zu seinen Gefährten zurück.

„Er ist's! er ist's!" schrie er ihnen zu. „Macht schnell!"

Da blitzte rasch ein Flämmchen an dem Karren auf, ohne daß irgend jemand außer den Eingeweihten es gesehen hätte. Dann liefen die Männer nach allen Seiten hin auseinander. Das Gerät stand allein da. Ob nun dem Kutscher das ungestüme Auseinanderlaufen einer Anzahl von Menschen und das plötzliche Auftauchen eines Gegenstandes, den er in der schlechten Beleuchtung nicht recht sehen konnte, verdächtig erschien — ob sein scharfes Auge vielleicht gar das schwache Glimmen einer dünnen Zündschnur entdeckte, die an der Tonne herniederhing —, kurz, er hieb mit einem Male wie toll auf die Pferde, daß sie einen gewaltigen Satz vorwärts taten und wie ein Sturmwind an dem Karren vorübersausten.

Der Wagen mit dem Konsul war etwa am Ausgang der Straße, und die Wagen mit den Damen bogen eben in sie ein, als ein furchtbarer Knall die Luft zerriß. Eine gewaltige Flamme zuckte empor und verschwand in einer mächtigen Rauchwolke, die die Stelle umgab, wo eben noch der Karren mit der Tonne gestanden hatte. Beides war jetzt nicht mehr zu sehen; dagegen war das Pflaster mit toten oder verwundeten Menschen bedeckt. Die Vorderseiten der nächsten Häuser waren geborsten und hatten Schutt und Steine auf die Straße gestreut. Leute waren verschüttet worden. Ein furchtbares Geschrei, das von einem Ende der kleinen Straße zum andern ertönte, war die Fortsetzung der donnerartigen Explosion.

Napoleon hatte auf einen Augenblick die Empfindung, als säße er

in einem schwankenden Boote; dann fuhr der Wagen ganz ruhig weiter. Die bei dem Knall scheu gewordenen Pferde gehorchten schon wieder der eisernen Faust des Kutschers. Als der Konsul Befehl gab zu halten, blieben sie stehen, ob auch noch mit zitternden Knien und fliegenden Nüstern. General Lannes stieg aus, um zu sehen, was geschehen sei. Der Konsul setzte die Fahrt fort.

Von der Ecke her, an der der Wagen der Damen haltgemacht hatte, kam General Rapp. Mit seinen blitzblanken Lackstiefeln stampfte er durch den weit umhergestreuten Schutt. Als er General Lannes erblickte, lief er auf ihn zu.

„Um Gottes willen, Lannes! Ist Bonaparte verwundet?"

„Nein, Adjutant! Wir waren schon vorüber, als das Ding losging. Ein Karren mit einer Tonne war's, sagt der Kutscher. Er hat erst gedacht, das Ding wäre zum Straßensprengen da; dann aber ist es ihm doch verdächtig erschienen, und er machte, daß er vorbeikam. Wie durch ein Wunder sind wir gerettet. Sehen Sie nur die Verwüstung!"

„Wenigstens ein halbes Hundert Menschen liegt hier herum, teils tot, teils verletzt. Ein Schlachtfeld im kleinen! Hoffentlich haben die Grenadiere ein paar von den Schuldigen aufgegriffen."

„Das ist kaum anzunehmen," erwiderte Lannes. „Das Gedränge war zu groß. Die Attentäter sind sicherlich in der allgemeinen Verwirrung entwischt. Es ist nur zu hoffen, daß einige von ihnen an das Sprichwort von der Grube, die man andern gräbt, haben glauben müssen. He, Grenadiere!" rief er den Reitern zu, die ihm gefolgt waren. „Holt Hilfe vom Palast und sorgt dafür, daß die Verwundeten Aufnahme in den Krankenhäusern finden — alle, verstanden! Es könnte sein, daß einer von ihnen etwas über das Komplott zu sagen weiß. Die unschuldig betroffenen Bewohner der Straße sollen sich sofort melden. Der Konsul wird dafür sorgen, daß sie entschädigt werden. Haben Sie für mich einen Platz in Ihrem Wagen, Adjutant? Wir haben hier nichts weiter zu tun. Was machen die Damen? Sehr erschrocken, nicht wahr?"

Darauf überließen sie den Grenadieren das Feld und kehrten zu dem Wagen zurück. Die Damen waren noch in größter Angst. Frau Josephine lehnte ohnmächtig in der Ecke. Madame Murat schrie und schluchzte wie ein Kind. Pauline preßte die Lippen auf die rechte Hand, an der sie durch einen Glassplitter verletzt worden war. Aus dem etwa zehn Meter weiter ab haltenden zweiten Wagen waren Madame Lannes, Madame Bessières und die beiden Schwestern Clary, Madame Bernadotte und Madame Joseph Bonaparte, herbeigeeilt.

Madame Lannes lief ihrem Manne entgegen und warf sich weinend an seine Brust.

„Der Konsul ist unverletzt!" rief Rapp den Damen zu.

Désirée Bernadotte ergriff stürmisch seine Hand. „Gott sei Dank, Adjutant!" rief sie.

Karoline ließ noch immer ihr Kindergeschrei hören. Josephine lag unbeweglich da. Pauline sah auf und fragte in einem Tone, als wenn sie die Schuld an dem Vorfall den beiden Herren beimesse: „Was ist es denn gewesen?"

„Eine Tonne voll Pulver," antwortete Lannes, indem er sich ruhig von seiner weinenden Frau losmachte. „Hoffentlich sind die Schufte selbst in die Luft geflogen! Hätten sie die Zündschnur nur einen Moment eher angesteckt, dann wären wir im ersten Wagen in Stücke gerissen worden. Ein paar Häuser sind schwer beschädigt, die Straße ist durch Trümmer gesperrt, wir müssen anders herumfahren."

„Sind Menschen zu Schaden gekommen?" fragte Madame Désirée.

„Ein halbes Hundert etwa," antwortete General Rapp, „und sicherlich sind viele davon tot. Doch die nötigen Anordnungen sind schon getroffen worden, meine Damen. Es ist nicht ratsam, sich hier noch länger aufzuhalten. Wir müssen uns sehr beeilen, wenn wir noch rechtzeitig in die Oper kommen wollen, zumal wir jetzt einen Umweg machen müssen."

Das Gerücht von dem „Höllenmaschinen-Attentat", wie das Volk das Ereignis alsbald getauft hatte, verbreitete sich mit Windeseile durch die ganze Stadt. Von Mund zu Mund getragen und aufgebauscht, nahmen die Folgen des Attentats an Furchtbarkeit zu, und schließlich erzählte man sich, in der Rue St. Nicaise und der näheren Umgebung stände kein Stein mehr auf dem andern; Hunderte von Menschen seien obdachlos, Hunderte tot, tausend verwundet. Von dem Verhalten des Konsuls wußte man Wunderdinge zu berichten; er sei sofort zur Hilfe herbeigeeilt, obwohl er nur durch ein Wunder dem Tode entronnen wäre. Auch eine große Anzahl von Verdächtigen hätte man sogleich in Haft genommen.

Im festlich erhellten Opernhaus war ein zahlreiches Publikum versammelt. Das Interesse am Theater, an Musik und Dichtung war, nachdem es zur Zeit der Revolution fast ganz brach gelegen, aufs neue zu großer Regsamkeit erwacht; und die Uraufführung einer neuen Oper hatte wieder die Bedeutung eines großen gesellschaftlichen Ereignisses erlangt. Alles, was Paris an Schöngeistern, an Kunstkennern, an wohlhabenden Bürgern besaß, war an diesem Abend im Zuschauerraum der Großen Oper. Man wartete nur noch auf den ersten Konsul, der

sein Erscheinen zugesagt hatte und ganz wider seine Gepflogenheit diesmal unpünktlich war. Die Nachricht von dem Attentat brachte eine unerwartete Erklärung für diese ungewohnte Verspätung. Das Publikum geriet in große Aufregung. Alles rief durcheinander. Vom Parkett aus machte die große Nachricht die Runde durch die oberen Platzreihen. Die Versicherung, der Konsul sei dem schändlichen Attentat entgangen, wurde mit einstimmigem Jubel begrüßt.

Dann ertönte plötzlich der Ruf: „Er kommt! er kommt!" und in dem weiten Raume ward es mäuschenstill. Alle Augen richteten sich auf die ehemalige Hofloge. Tausend Operngläser waren bereit, das Antlitz des großen Mannes im selben Moment, wo es sich zeigen würde, zu erhaschen. Bonaparte trat in die Loge und zeigte sich an der Brüstung. Mit der Lorgnette musterte er ganz ruhig, als wenn nichts geschehen wäre, den Zuschauerraum. Dann klatschte die Menge wie toll in die Hände. Beifallsgeschrei brauste um Bonaparte her. Er verneigte sich lächelnd. Er sah nicht bläßer aus als sonst; sein scharf geschnittenes Gesicht verriet keine Spur von Aufregung.

Neben ihm stand, weiß wie ein Leinentuch, Fouché, der Polizeiminister, und stammelte Worte des Bedauerns.

„Schon gut, lieber Fouché," versetzte Bonaparte kurz, „Sie haben geschlafen, lassen Sie sich nicht stören."

„Man hat geglaubt, es sei ein Sprengwagen," sagte der Polizeiminister mit zitternder Stimme.

„In der Tat, die ganze Straße ist gesprengt worden — von diesem Sprengwagen," erwiderte Bonaparte. Und sich zu seinem Kammerherrn wendend, setzte er hinzu: „Ist meine Gemahlin —"

Da öffnete der Logenschließer die Tür, und die Damen, voran Madame Josephine, traten herein.

„Ah, meine Kleine!" rief Napoleon. „Da bist du ja! Die Schufte haben uns in die Luft sprengen wollen!"

Josephine war eben erst zur Besinnung gekommen. Sie wußte, daß ihr Gatte unversehrt geblieben, doch war sie noch ganz verstört. Jetzt machte sie Miene, sich an seine Brust zu werfen. Da runzelte er die Stirn, und seine Augen blitzten sie streng an.

„Du hast noch Tränen in den Augen!" stieß er hervor. „Haltung bitt' ich mir aus. Das Volk sieht auf dich!" Dann wandte er sich zu dem Theaterdirektor, der ihm seine Aufwartung zu machen kam. „Man bringe mir ein Textbuch des Stückes," befahl er. „Die Musik soll beginnen."

Die schmetternden Klänge des Orchesters übertönten das leise Schluchzen Josephinens.

3. Eine Parade vor Bonaparte.

Im Monat Januar war auf das Attentat ein grausames Strafgericht gefolgt, in das viele Unschuldige verstrickt wurden. Der Anstifter konnte man jedoch nicht habhaft werden. Dann vergaß man es in der allgemeinen Freude über den Frieden von Lunéville, durch den der siegreiche Krieg gegen Österreich ein Ende nahm.

Frankreich stand nach diesem Frieden ruhmreich und mächtig da, Bonaparte heimste die Früchte seiner Waffentaten von Marengo ein. Anscheinend um sich der Freude von ganz Paris und dem Glanze des Tages anzupassen, war am 9. Februar, an welchem der Friedensschluß unterzeichnet ward, nach einem häßlichen Winter zum erstenmal schönes, sonniges Wetter. Monatelang hatten die Pariser die Straßen nicht ohne Schmutz, den Himmel nicht ohne Wolken gesehen. Kein Wunder, daß sie nun in unzählbaren Scharen zu der großen Place du Carrousel pilgerten, um die Parade zu sehen, zu der Bonaparte die Garde befohlen hatte, die „Granitkolonnen von Marengo", wie man sie neuerdings nach ihrem letzten großen Siege nannte. Alle Gesichter glühten vor Freude und Erwartung; jeder einzelne in der Menschenmenge schien zu ahnen, daß diesen Helden noch größere Siege, noch höherer Ruhm bevorstände, daß sie in kurzem zu einem Duell mit ganz Europa ausziehen würden, daß ihr Führer mit ihnen die halbe Welt erobern werde. Rings um die Place du Carrousel, die sich unmittelbar vor dem königlichen Schlosse, zwischen diesem und dem großen Jardin des Tuileries, ausdehnt, standen schon Mauern von Zuschauern, dicht zusammengedrängt und in mehreren Reihen hintereinander.

Ein alter Herr und ein junges Mädchen schritten von der Rue de Rivoli her, wo sie ihren Wagen verlassen hatten, gegen den Schauplatz, und da sie nirgendwo einen Durchgang durch die Menschenmasse finden konnten, schoben sie sich hinter ihr entlang bis zu einer kleinen Erhöhung des Rasens, auf der sie hart an der Mauer eben noch einen Platz erhaschten.

„Ich habe es dir gleich gesagt, wir kommen zu spät," sagte das junge Mädchen schmollend. „Hier kann ich so gut wie gar nichts sehen."

„Ich wäre überhaupt am liebsten zu Hause geblieben," versetzte der alte Herr ein wenig ungehalten und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Du weißt, ich mache mir gar nichts aus diesen militärischen Schauspielen. Man hat Frieden geschlossen und rasselt schon wieder mit den Säbeln. Du sagtest doch übrigens, Herr von Roussillon habe versprochen, dir einen guten Platz zu verschaffen."

„Gewiß, aber wie soll er uns denn hier sehen können?" entgegnete das Mädchen und ließ ihre Blicke wie hilfesuchend über das Meer von Köpfen hinwegfliegen, das sich vor ihr ausbreitete. Am Rande sah sie die hohen Bärenmützen zweier Grenadiere emporragen. Jenseit des breiten, freien Platzes dehnte sich eine ebensolche schwarze Masse von Menschen aus. Gegen das Schloß hin gewahrte sie eine Gruppe von Berittenen, die sie an den wallenden Federn, den blitzenden Goldtressen als Offiziere erkannte. Sie bemühte sich unter ihnen Herrn von Roussillon herauszufinden, als plötzlich ein einzelner Reiter aus der Gruppe hervorkam und sich eben der Seite der Menschenmauern näherte, wo das junge Mädchen mit seinem Vater stand.

„Er ist's! er ist's!" rief sie, ohne sich um das Aufsehen zu kümmern, das sie erregte. Dabei winkte sie heftig mit dem Taschentuch. „Ach, gute Leute," wandte sie sich an die Umstehenden, „ruft doch dem Offizier da zu, wir wären hier! Er sucht uns, gute Leute!"

Aber die guten Leute ahnten wohl, daß die Herrschaften es nur darauf abgesehen hätten, einen besseren Platz zu bekommen. Sie blieben daher taub und stumm. Doch der Offizier, der eben vorbeiritt, bemerkte das winkende Taschentuch, hielt an, erkannte das Mädchen und gab einem der Grenadiere den Befehl, zu ihr zu gehen und sie mit ihrem Begleiter nach vorn zu führen. Nun machten die Leute ohne Widerrede und ohne Murren Platz. Der Offizier war vom Pferde gesprungen und hatte einem Grenadier die Zügel zugeworfen. Noch ehe das junge Mädchen mit dem alten Herrn ganz durch die Reihen der Zuschauer hindurch war, eilte er auf sie zu und begrüßte sie mit herzlichem Händedruck und mit den Worten: „Ah, meine liebe Marion, wie gut, daß ich Sie noch finde!" Darauf wandte er sich an ihren Vater: „Mein lieber Herr Scherer, so haben Sie doch Ihrem Töchterlein den Gefallen getan und sind mitgekommen! Sie haben sich ein wenig verspätet! Doch nun folgen Sie mir, bitte!" Er nahm sein Pferd beim Zügel und geleitete sie gegen das Schloß hin zu einer Stelle, die für Verwandte von Offizieren bestimmt war. „Hier werden Sie besser sehen können als dort hinter den vielen Menschen, liebste Marion," sagte er, ihr noch einmal die Hand drückend. „Ich vertraue Sie der besonderen Obhut dieses wackeren Grenadiers an!"

Der riesige Soldat mit der Bärenmütze, dem er auf die Schulter klopfte, grüßte militärisch und warf unter seinen buschigen Brauen dem jungen Mädchen einen Blick zu, vor dem es fast erschrak. Der Offizier schwang sich in den Sattel. „Nun muß ich eilen," sagte er. „Man führt dem Konsul schon das Pferd zu." — Ein Schimmel, auf dessen schneeweißem Fell sich nicht ein einziges schwarzes Fleckchen zeigte,

wurde ganz in ihrer Nähe von hinten her um die linke Ecke des Schlosses geführt. — „Auf Wiedersehen nach der Parade, Herr Scherer!" rief der Offizier noch. „Erwarten Sie mich hier!" Dann sprengte er über den Platz.

Im selben Augenblick erscholl Trommelwirbel, und durch den „Arc de triomphe", der vor den Zugängen zum Tuileriengarten jenseit des großen Carrouselplatzes aufragte, rückten die Truppen heran. Der malerische, großartige Anblick dieses Aufmarsches entlockte ringsum den Zuschauern Rufe der Bewunderung.

„Wie schön!" rief auch Marion leise, die Hand ihres Vaters drückend. Selbst der alte Herr unterließ es diesmal, eine abfällige Bemerkung zu machen, als er rings um sich her nur strahlende Gesichter erblickte.

Die Regimenter der Garde marschierten in dröhnendem Gleichschritt über den Platz. Als sie ganz in die Nähe des Schlosses gekommen waren, erklang ein scharfes Halt, und wie angewurzelt stand die eben noch in rascher Bewegung begriffene Masse stockstill, gleichsam zu Stein erstarrt. Aber der dröhnende Schritt hallte noch immer, denn andere Regimenter kamen heran und nahmen ihre Plätze ein. Dann tänzelte Kavallerie vorüber, blitzend und blendend im Sonnenschein. Und noch immer ergossen sich die bunten Ströme von Uniformen durch den Triumphbogen auf den großen Platz, ein Meer von Waffen, eine Macht, von der selbst das ringsum versammelte Volk vorher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Obwohl immer neue Truppenkörper sich aufstellten, blieb doch noch eine weite Sandfläche frei für die Bewegungen dieser schweigenden Vierecke, die alle mit mathematischer Genauigkeit dastanden, ein jedes zehn Reihen tief und schnurgerade ausgerichtet. Über den Köpfen der Soldaten stand ein Wald von blitzenden Bajonetten. Ein leichter Wind, der über den Platz strich, setzte die Federbüsche der Helme in wellenförmige Bewegung. Ein jedes Viereck hatte seine eigene Farbe, hier blau, dort rot, dort schwarz, dort grün; aber das Flimmern goldener Knöpfe und Tressen, das Glühen roter Aufschläge ging von allen aus. Das kolossale Gemälde — das Bild eines Schlachtfeldes vor dem Kampfe — wurde eingerahmt durch die Gebäude des Schlosses, die Säulen des Triumphbogens und die Mauern des Parks, deren regungslose Starrheit die Regimenter nachzuahmen schienen. Die Zuschauer verglichen unwillkürlich diese Mauern von Menschen mit jenen Mauern von Stein. Die scharfe Wintersonne beleuchtete grell die vielen sonnverbrannten Gesichter, die alle von schon bestandenen Gefahren erzählten und kommenden Gefahren ruhig und ernst entgegensahen. Als der Aufmarsch beendet war, schien es in dieser Fülle von Menschen nichts Lebendiges, nichts Bewegliches mehr zu

geben außer einigen Lanzenreitern, die unaufhörlich zwischen den Truppen und den Zuschauern hin und her jagten, gleich Hunden, die eine Herde in Ordnung halten.

Die tiefe Stille, die über dem Heer von Soldaten lag, mußte um so mehr auffallen, als es rechts und links von Menschenmassen eingeschlossen war, die wie ein riesiger Bienenschwarm summten. Nur hin und wieder erklang der leise Hall eines Schallbeckens, der dumpfe Laut einer aus Versehen vom Klöppel berührten Kesselpauke oder ein gedämpftes Kommando.

Die Abertausende von Menschen warteten geduldig auf das Erscheinen des einen Mannes. Es war, als wisse jeder einzelne zu würdigen, was er schon für das Land getan, als ahnten alle, was er noch tun würde. Über die Bedeutung des eben abgeschlossenen Friedens hatte mancher gewiß keine klare Vorstellung; daß aber die Schlacht von Marengo eine große Tat gewesen, die den Ruhm Frankreichs in der Welt aufs neue erhöht hatte, das begriff jedes Kind; und deshalb schlugen dem Helden, der das hier aufgestellte Heer zu jener Schlacht geführt hatte, alle Herzen entgegen. Wer weiß, dachte man, wie bald sie wieder hinausziehen müssen, wer weiß, ob diese Parade nicht nur die Einleitung zu einem neuen Kriege sein würde? Dieser Gedanke schien Zuschauer wie Soldaten in gleichem Maße zu beherrschen. In gleichem Schweigen drängten sie sich auf dem Platze zusammen, über dem das Genie Napoleons schwebte.

Väter und Mütter wußten, sie hatten ihre Söhne in diesen Regimentern; Frauen wußten ihre Männer, Bräute ihre Geliebten in diesen regungslosen Reihen. Und wie viele unter den Zuschauern beklagten einen Verlust, hatten ein teures Leben nicht mehr aus dem letzten Kriegszug heimkehren sehen. Doch jetzt verschwand jeder persönliche Gedanke. Man fühlte sich eins mit diesem Heer, mit der Macht, die es darstellte, mit dem Ruhm, den es erkämpft.

Die Uhr des Schlosses schlug halb eins. Das Summen der Menge verstummte, das Schweigen ringsum wurde so tief, daß man die Stimme eines Kindes hätte hören können. Aus dem Säulengange des Schlosses hervor schallte Pferdegetrappel und das Klirren von Degen. Der Blick der unzähligen Menschen richtete sich auf das Portal. Mehrere prächtig gekleidete Offiziere kamen hervor und ließen ihre Pferde, sobald sie das Tor hinter sich hatten, in tollem Galopp auf die verschiedenen Regimenter zufliegen. Im selben Moment vernahm man von vielen Stimmen in die Luft geschrieene Befehle, und über den weiten Platz hin scholl ein tiefes, rasselndes Rauschen. Die Regimenter hatten das Gewehr präsentiert. Sogleich setzte die Musik ein. Das Schmettern von

Trompeten, das Klappern von Schellen, das Pfeifen von Flöten, das Wirbeln von Trommeln und der dumpfe Schall von Pauken vereinten sich zu einem ohrenbetäubenden, kriegerischen Jubel, zu einem gigantischen Triumphgebrüll, das den Gefühlen all dieser jetzt stürmisch schlagenden Herzen einen übermenschlichen Ausdruck zu geben schien.

Inmitten dieses rings die Luft erschütternden Getöses kam aus dem Säulengange des Schlosses mit langsamem, würdevollem Schritte ein schneeweißes Pferd hervor. Es trug einen kleinen, hagern, noch jungen Mann mit einem schmalen Gesicht, das unter dem dunkeln, dreispitzigen Hut sehr bleich aussah. Alles Leben der scharfen, unbeweglichen Züge schien sich in den auffallend großen, leuchtenden Augen zusammengezogen zu haben. Er hatte einen prall sitzenden, grünen Rock an, unter dem eine weiße Weste hervorsah. Die goldene Stickerei am Kragen und an den Aufschlägen blitzte. Die Beinkleider waren weiß und ließen die spitzen Knie scharf hervortreten. Eine breite rote Schärpe umfloß seine Hüften, ein kleiner Degen hing an seiner Seite. Als er ein paar Meter aus dem Tore heraus war, blieb das Pferd stehen, und Mann und Roß verharrten auf einen Augenblick in bewegungsloser Haltung gleich einem Standbilde. Es war, als wollte der Konsul all den Augen, deren Ziel er jetzt war, Gelegenheit geben, ihre Neugierde zu stillen. Dann wandte er sich zu den beiden Reitern um, die ihm gefolgt waren, und sprach ein paar Worte mit dem einen von ihnen, dem Kriegsminister Berthier. Dieser lüftete salutierend den Hut, der mit seinen scharfen Spitzen Ähnlichkeit mit einem umgekehrten Schiffe hatte. Der andere, General Duroc, lächelte. Als Bonaparte sein Pferd weitergehen ließ, ertönte an einer Stelle aus der Menge der Zuschauer der Ruf: „Es lebe der Konsul!“ Sogleich ward aus dem einzelnen Ruf ein allgemeines Jauchzen und Schreien; man hörte Händeklatschen, man sah Tücher winken. Hier und dort vernahm man die Worte: „Held von Marengo!“

Der Gefeierte hielt abermals an. Seine Augen leuchteten noch heller, um seine dünnen Lippen spielte ein stolzes, herbes Lächeln. Langsam wandte er den Kopf nach allen Seiten. Er lüftete den Hut, hielt ihn ein Weilchen über dem Haupte und schien mit einem umfassenden, weithin schweifenden Blick die Tausende zu grüßen.

Dann ritt er auf das erste Korps der Garde zu. Die Säbel der Offiziere senkten sich, die Fahnen wallten rauschend zur Erde.

Marion Scherer, an der Seite ihres jetzt auch vor Bewunderung stummen Vaters, folgte mit staunendem Blick dem Manne, der von so viel Liebe, Vergötterung und Begeisterung umgeben war. War denn das noch ein Mensch? dachte sie bei sich, oder war es nicht vielmehr

ein zauberisches Wesen, das jenseits des Irdischen stand, ein Halbgott, der bestimmt war, die Welt zu unterwerfen, die Menschen zu beherrschen. Hatte doch selbst die Sonne ihm zu Gefallen die Wolken verscheucht, um die Tausende von Waffen blitzen zu lassen, die allaugenblicklich bereit waren, für diesen Einen zu streiten. Das junge Mädchen konnte den Blick nicht von dem blassen, harten Gesicht abwenden, dessen kühle Ruhe eine so feste Zuversicht auf seine Macht ausdrückte. Sie sah ihm nach, bis er zwischen den Reihen der Truppen, deren Fronten er jetzt abritt, verschwunden war. Endlich sah sie ihn wieder, umringt von einer großen Zahl berittener Offiziere, zum Triumphbogen reiten, wo er Aufstellung nahm, um die Truppen an sich vorbeiziehen zu lassen.

Zuerst kamen Infanterieregimenter mit geschulterten Musketen. In Karrees marschierten sie abgemessenen, dröhnenden Schrittes, beweglichen Festungen gleich. Jedes vor dem Konsul vorüberziehende Viereck begrüßte ihn mit donnerndem Zuruf und senkte zur Ehrenbezeugung die Fahne. Die Garde bestand aus auserlesenen, hochgewachsenen Männern. Die schweren Musketen bewegten sich in ihren Händen wie Weidenruten. Auf ein Pfeifensignal machten sie vor dem Konsul Halt und präsentierten wie ein Mann das Gewehr. Bonaparte lächelte. „Meine Löwen!" sagte er zu seiner Umgebung. „Ein zweiter Alexander könnte mit ihnen bis nach Indien vordringen."

Hinter ihnen kam die Reiterei. Jeder einzelne schien mit seinem Pferde verwachsen, so gleichmäßig bewegten sich Roß und Reiter. Sie waren es, die erst letztens bei Marengo unter Kellermann die österreichische Vorhut zerstampft hatten. „Laßt diese nur an den Feind heran," sagte der Konsul, sie begrüßend. „Sie mähen alles nieder, wie Schnitter das Getreide."

Obwohl sie jetzt langsam ritten, erkannten doch selbst die des Krieges nicht kundigen Zuschauer, daß der Ungestüm des Wirbelwindes in ihnen schlummerte, daß sie, wo es sein mußte, blitzschnell dahinsausen, umwenden und dreinschlagen konnten. Ihre gezückten Säbel glitzerten im Sonnenschein wie Flammenschwerter. An den blanken Helmen der Dragoner wehten die Roßhaarschweife. Die Husaren hatten hohe Pelzmützen mit straff emporragenden Büschen. Die Lanzen der Ulanen glichen einem entblätterten Walde von jungen Bäumen.

Marion Scherer glaubte sich in ein Wunderland versetzt, wo auf den Wink einer Zauberin eine endlose Prozession von gleißenden Gewändern, wehenden Fahnen, blitzenden Waffen sich vollzöge. Wenn nicht hin und wieder ein Windhauch den Geruch von Pferdeschweiß über die Zuschauer hingeweht hätte, würde sie vielleicht nimmermehr an die Wirklichkeit dieses prachtvollen Bildes geglaubt haben. Das

dumpfe Trappeln der Hufe, vereinzelte Kommandos, das Klirren von Metall schlug nur hin und wieder an ihr Ohr, wenn die Musik eine Pause machte. Aber auch das Schmettern der Orchester vernahm sie kaum noch, so sehr hatte sich das Ohr schon an diesen brausenden Lärm gewöhnt, der in der Luft zu liegen und untrennbar zu diesem Schauspiel zu gehören schien. Nicht besser konnte Bonaparte seine neuen Siege feiern, als indem er sich gerüstet zeigte zu neuem Kampfe; nicht besser konnte er sie für sein eigenes Fortkommen ausnützen, als indem er sich vor allem Volke als der Mann sehen ließ, der die Kräfte des Landes nicht nur zu entfesseln, sondern auch mit starker Hand zusammenzufassen wußte wie der Wagenlenker die Zügel seines Gespannes.

Das Volk, das diesem Wagenlenker zujubelte, ahnte an diesem Tage vielleicht noch nicht, wie bald sich der Ruf: „Es lebe der Konsul!" in den Ruf verwandeln sollte: „Es lebe der Kaiser!" — Bonaparte selber aber wußte recht wohl, daß ihn nach dem glorreichen Frieden von Lunéville, der fast noch mehr ein diplomatischer als ein kriegerischer Erfolg war, der dem französischen Volke nicht nur die ersehnte Ruhe, sondern auch bedeutenden Gebietszuwachs und die Vorherrschaft in Europa brachte, nur noch ein letzter Schritt von seinem Ziele trennte, auch dem Namen nach der Alleinherrscher von Frankreich zu sein.

4. Der Nebenbuhler.

Herr Scherer war, ermüdet von dem langen Stehen, im Wagen nach Hause gefahren. Seine Tochter zog es vor, am Arme ihres Bräutigams, des schmucken Herrn von Roussillon zu Fuß zu gehen. Mit Stolz zeigte sich Marion an der Seite des stattlichen Offiziers, der überall neugierige Blicke auf sich zog. Die Stickerei der goldenen Tressen glitzerte im Sonnenlicht, der Federbusch auf seinem hohen, schmalen Tschako nickte im Gehen hin und her, sein schwerer, gebogener Säbel schleppte klirrend über das Straßenpflaster. Er war kaum über zwanzig Jahre alt, groß, wohlgebaut und schlank. Sein regelmäßiges Gesicht hatte jenen kräftigen Bronzeton, der stets auf eine starke, gesunde Natur deutet. Die breite Stirn, von der nur ein paar Zentimeter unter dem Tschako hervorsahen, war von zwei fast schnurgerade gezogenen, tiefschwarzen Brauen begrenzt, unter der zwei dunkle Augen feurig blitzten. Die Nase hatte die Krümmung eines Adlerschnabels. Das frische Rot der Lippen wurde durch einen kecken, schwarzen Schnurrbart noch hervorgehoben. Der ganze Zuschnitt des Gesichts verriet jene vorwärtsstürmende Tapferkeit, welche damals die französischen Soldaten von Sieg zu Sieg trug.

Wie ein Kind hing Marion an seinem Arm, der sie halb zu tragen schien.

„Von Herzen dank ich dir, René!" sagte, sie, mit glückstrahlendem Gesicht zu ihm aufblickend. „Das war ein herrliches Schauspiel. Ist er nicht ein Gott, René?"

René schien in anderer Stimmung zu sein. Er schwieg zuerst, dann erinnerte er sich, daß sie eine Frage gestellt hatte, und antwortete: „Ein Gott? Wer, mein Lieb?"

„Wer? Der Konsul natürlich!"

„Meinst du?" entgegnete er, und zwischen seinen dunkeln Brauen zeigte sich eine Falte des Mißmuts. „Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

„Wie, René? Du sprichst ja, als käme ihm nach deiner Meinung die Begeisterung nicht zu, die ihm eben alles Volk gezollt hat."

„Die kommt ihm zu, o ja," sagte Roussillon, „aber Himmeldonnerwetter — entschuldige, mein Kind, wenn ich außer mir gerate — mir läuft wahrhaftig die Galle über — aber sie kommt ihm nicht allein zu, nicht so ausschließlich, wie du es eben gesehen hast. Es sind noch andere, die redlich ihr Teil daran verdient haben — und die es vielleicht ehrlicher mit Frankreich meinen als er — doch laß uns leise sprechen," unterbrach er sich plötzlich, denn er hatte wirklich einen Ton angeschlagen, als wenn er eine Kompagnie kommandierte, „der Konsul hat überall seine Lauscher und Späher."

Marion schwieg erstaunt. Fast taten seine Worte ihr weh. Nach einem Weilchen fuhr er fort: „Dieser Mann, mein Lieb, will alles für sich allein haben, die ganze Ehre, den ganzen Ruhm, den ganzen Gewinn. Er will keinen an seiner Seite dulden, alle sollen ihm untergeben sein. Er sieht keinen für seinesgleichen an, und selbst diejenigen, die mindestens ebenso tüchtige Heerführer sind wie er selbst, gelten ihm nur für Soldaten, die sich auf sein Geheiß hierhin und dorthin zu stellen haben."

Er hob seinen Säbel und ließ ihn klirrend niederfallen. Ein leiser Fluch entschlüpfte seinen Lippen, und sein Schnurrbart schien sich ein wenig emporzurichten. „Ich weiß, liebste Marion," fuhr er fort, „ich nehme dir viel von deiner Freude, aber ich habe das Herz voll. Mein Blut kocht beim Anblick all dieser Größen, die nur etwas sind durch diesen Einen. Aber hat einer von seinen Generalen schon selbständig zu kämpfen gewußt? Laß ihn einmal weg sein, so fallen sie alle in ihr Nichts zurück. Der eine aber, der aus sich selbst heraus, ohne Bonapartes Weisungen und Winke, gestritten und gesiegt hat, früher und jetzt wieder, dieser eine wird von ihm zur Seite geschoben, verunglimpft und erniedrigt — und zwar nur deshalb, weil Bonaparte ihn fürchtet, weil er genau weiß, daß dieser eine allein ihm gleichwertig ist."

„Von wem sprichst du da, René?"

Der junge Mann überhörte die Frage. „Marion," fuhr er mit Wärme fort, „du weißt, ich habe unter General Moreau bei Hohenlinden gefochten, und ich sage dir, Hohenlinden war eine größere Feldherrntat, ein weit schönerer, einwandfreierer Sieg als der mit Pauken und Trompeten gepriesene Tag von Marengo. Was aber tut Bonaparte? Er sagt, Moreau habe seine Streitkräfte verzettelt und dadurch einen groben Verstoß gegen alle Regeln des Krieges begangen. Die Entscheidung sei durch einen bloßen Zufall, nicht aber durch die Anordnungen Moreaus herbeigeführt worden."

„Und ist es nicht so gewesen?" fragte Marion.

„Nein," rief Roussillon hitzig, „der entscheidende Überfall, den General Richepanse ausführte, ist auf die ausdrückliche Weisung Moreaus geschehen. Moreau hat Richepanse sogar ganz genaue Vorschriften für sein Verhalten gegeben. Von einem Zufall ist gar keine Rede. Wer soll das wohl besser wissen als ich, der ich Richepanses Adjutant gewesen bin? Nein, mein Kind, dem Konsul kommt es nur darauf an, Moreaus Verdienst zu verkleinern, um den eigenen Ruhm zu erhöhen. Das ist für uns, die wir da mitreden können, sehr durchsichtig, aber auch sehr verächtlich. Und nun weinst du um deinen Abgott, nicht wahr?"

„Nein, René," antwortete Marion, „ich verstehe von diesen militärischen Dingen nichts, ich weiß nur, was du sagst, ist wahr — aber vielleicht hat der Konsul noch andere Beweggründe, die du nicht beurteilen kannst."

„Ach was!" entgegnete er kurz. „Weißt du, was man sich insgeheim erzählt? Sein Onkel soll ihm schon als kleinem Jungen gesagt haben: ‚Du wirst einmal die Welt beherrschen, denn das Lügen ist deine zweite Natur.' Frankreich beherrscht er schon, und seine Lügen werden ihm geglaubt. Er hat Moreau um seinen Ruhm gebracht; der Gemißhandelte ist wehrlos gegen ihn. Ah, Marion, das kriegerische Schauspiel, das dich so entzückte, hat mich aufs tiefste empört. Moreau, der Sieger von Hohenlinden, der den Waffenstillstand von Steyer geschlossen hat, dem wir die Vorarbeit zu dem ruhmreichen Frieden verdanken, er war nicht bei diesem Siegesfest, und von all den tausend Menschen, die Bonaparte zujubelten, hat in diesem Augenblick keiner an Moreau gedacht, bis auf einige Offiziere, die gleich mir unter dem Wackern gedient haben und seinen Wert zu schätzen wissen. Vergrämt und verbittert sitzt er draußen in Grosbois in freiwilliger Verbannung, und Frankreich, das ihm Dank schuldet, fängt schon jetzt an, ihn zu vergessen."

Er hielt inne. Marion sah vor sich hin und sagte nichts. Sie

konnte in der Tat die hitzige Erregung ihres Bräutigams nicht teilen; denn an der Seite ihres Vaters, der in seinem Beruf als Bankier an den kriegerischen Ereignissen der Zeit nur insoweit Anteil nahm, als sie die Kurse beeinflußten, erfuhr sie nichts von den Dingen, über die Roussillon jetzt sprach. Ihn aber hatte sie, seit er aus dem Feldzug heimgekehrt, noch wenig gesehen, und dann hatten beide begreiflicherweise sich mit ihren Herzensfragen beschäftigt und nicht an Moreau und Bonaparte gedacht.

„Wir sind am Ziel, Marion," sprach der junge Offizier, indem er mit ihr vor einem palastartigen Gebäude stehen blieb. „Ich hätte vielleicht nicht mit dir über diese Angelegenheit sprechen sollen; aber der Gedanke, daß du den Mann blind vergöttern könntest, den ich hasse, war mir unerträglich. Lebe wohl, Marion — ich kann heute nicht euer Gast sein; denn ich muß auf der Stelle hinaus nach Grosbois. General Moreau erwartet mich, er ist daran gewöhnt, von mir in Sachen des militärischen Lebens auf dem Laufenden gehalten zu werden. Und soll ich ihm nicht in treuer Ergebenheit anhängen? Wenn er mich nicht, des eigenen Lebens nicht achtend, bei Emmendingen aus dem Gewühl der Feinde herausgehauen hätte, so würde meine Soldatenlaufbahn ein sehr rasches Ende genommen haben, und meine Marion hätte ihren Roussillon heute nicht mehr."

Eine halbe Stunde später saß Leutnant von Roussillon wieder im Sattel und ritt auf der Landstraße nach Grosbois hinaus, dem Gutsbesitz des Generals Moreau, der sich in die ländliche Stille zurückgezogen hatte, weil er sich zu schade dazu dünkte, im Schatten Bonapartes zu stehen und zu der großen Zahl seiner mehr oder weniger willenlosen Trabanten zu gehören.

Fast sechs Jahre älter als Napoleon, hatte er eine glorreiche Vergangenheit hinter sich und war schon seit 1793 General. Er hatte als Oberbefehlshaber der Rhein- und Moselarmee im Jahre 1795 Großes geleistet — er war Schlachtenlenker und Heerführer zu jener Zeit gewesen, als Bonaparte aus der Armeeliste gestrichen in Paris das obskure Dasein eines Hungerleiders führte und an allen Türen anpochte, um Fürsprecher zu gewinnen. Und jetzt sollte er sich von diesem hergelaufenen Abenteurer, von diesem unscheinbaren Korsen überflügeln lassen, sollte gehorsam seine Befehle entgegennehmen wie der erste beste seiner Adjutanten? Er, Moreau, der Sieger von Hohenlinden! Nein! Der Grundsatz »Aut Caesar, aut nihil!« galt auch für ihn. Untergebener konnte ein Moreau nicht sein!

Als Roussillon im Herrenhaus nach Moreau fragte, erfuhr er, der General sei im Garten, und da er von wiederholten Besuchen her sehr

genau mit der Örtlichkeit vertraut war, erklärte er dem Kammerdiener, er wisse den General allein zu finden, und begab sich in den großen Park hinter dem Hause, wo Moreau gewöhnlich in einer Laube am Rande eines von düsteren Weiden umstandenen Teiches über sein Schicksal und seine Zukunft nachzudenken pflegte.

Kurz vor der Laube machte Roussillon halt. Stimmen schlugen an sein Ohr. Er wußte, es waren die Gattin Moreaus und deren Mutter, die da sprachen.

„Du bist kein Mann, Moreau!" klang es ihm entgegen. „Wenn du auch nur ein Fünkchen Tatkraft besäßest, so würdest du dich nicht wehrlos ins Hintertreffen drängen lassen."

„Ein Mann wie du," sagte die zweite Stimme, „der über einen so großen Anhang unter den Soldaten gebietet, der brauchte nur ein Wort zu sprechen, so würde die halbe Armee zu ihm halten und sein Unternehmen zu dem ihrigen machen."

„Und wenn du es nicht aus persönlichem Stolz und Ehrgeiz tust," setzte die erste Stimme hinzu, „so solltest du es aus Liebe zu mir, deiner Gemahlin, tun. Geh heraus aus deiner mürrischen Unentschlossenheit — greife zum Säbel — sammle deine Treuen um dich — und in kurzem werde ich an der Stelle stehen, wo sich jetzt meine Landsmännin Josephine Beauharnais, die Geliebte des Grafen Barras, brüstet."

„Ja, es scheint wahrlich, als ob ihr Kreolinnen alle den Größenwahn hättet!" sprach jetzt die Stimme des Generals, die Roussillon an ihrem metallischen, scharfen Klang sofort erkannte.

„Größenwahn?" war die Antwort. „Ja, wenn du das Bestreben, ein Ziel zu erreichen, das dir durch deine Fähigkeiten zukommt, als Größenwahn empfindest, dann haben wir weiter nichts zu sagen!"

Roussillon trat unwillkürlich hinter einen Baum. Im nächsten Augenblick rauschten zwei Frauen an ihm vorüber. Sie sahen ihn nicht. Der junge Mann wartete, bis ihre Schritte auf dem Kies des Weges verhallt waren, dann trat er aus dem Schatten hervor. Moreau saß in einer von wildem Wein umrankten Laube. Es war schon finster im Garten. In dem dunkeln Becken des kleinen Teiches spiegelte sich die Mondsichel.

„Wer ist dort und was gibt's?" rief Moreau, als er jemand näherkommen hörte.

Roussillon nannte seinen Namen, und die Verdrießlichkeit des Generals wandelte sich sogleich zu Freude um. — „Mein lieber junger Freund!" rief er. „Dich habe ich erwartet! Was bringst du mir? Sei willkommen! Zu rechter Zeit stellst du dich ein! Die Weiber haben mir wieder mal zugesetzt. Ich sage dir, Kamerad, bleib ledig, so bleibst du

dein eigner Herr! Gott besser's, ich hab's im Kriegslager bei Hohenlinden gemütlicher gehabt als hier in meiner Behausung. Seit Josephine Beauharnais die erste Bürgerin von Frankreich geworden ist, lassen mir meine Frau und ihre Mutter keine Ruhe mehr. Was bringst du mir von dem Korsen? Hat er sich wieder mal hübsch mit fremden Federn geschmückt?"

„Das Volk hat ihm zugejubelt, als wenn er der König wäre!" antwortete Roussillon.

„Da trifft du den Nagel auf den Kopf, Kamerad! Da nennst du das geheime Ziel, auf das er losgeht!" sprach Moreau, und die sehr breite Wurzel seiner scharfen Hakennase zog sich in tiefe Falten. „O, ich durchschaue ihn längst. Mich täuscht er nicht mehr. Wehe mir, daß ich ihm am 18. Brumaire geholfen habe! Da haben wir uns alle ins eigene Fleisch geschnitten!"

„Sie meinen — General —?" stammelte Roussillon.

„Ich meine, er wird sich nicht länger damit begnügen, der erste Feldherr, der erste Leiter der Regierung zu sein," fuhr Moreau fort, „auf einem Throne will er sitzen! Doch vorerst, Roussillon, erzähle!"

Der Bericht über die Parade war bald erstattet. Als der junge Offizier die allgemeine Begeisterung nicht nur des Volkes, sondern auch des Heeres schilderte, glühten Moreaus große Augen feurig, er sprang auf und ließ den Jüngling nicht zu Ende kommen.

„Gut! Gut!" rief er mit allem Ungestüm seiner Natur. „Haltet ihm nur den Steigbügel! Streckt ihm nur hilfreich die Hände entgegen und hebt ihn auf euern Schild! Peitschenhiebe werden euer Lohn sein — und nur desto fester wird er euch den Fuß in den Nacken setzen!"

Er raffte mit heftigem Griff den Reitermantel empor, mit dem er sich gegen die winterliche Kälte schützte, zog ihn fest über der Brust zusammen und verließ mit großen Schritten die Laube. Roussillon ging an seiner Seite.

„Er hat mir vor einiger Zeit die Hand einer seiner Schwestern angeboten, der schlaue Fuchs!" fuhr er fort, wie zu sich selbst sprechend. „Damals meinte er noch, er würde vielleicht nicht ohne mich fertig. Ich aber wußte damals schon, was ich von ihm zu halten hätte, und dankte für die Ehre. Nein, Korse! Verschwägere dich, mit wem du willst! Ich habe mich zum letztenmal dazu hergegeben, deinem Ehrgeiz zum Sprungbrett zu dienen! Was ist mein Lohn für Hohenlinden? Habe ich die Schlacht für dich gewonnen oder für Frankreich? O, Roussillon! Es ist zum Rasendwerden! Blind rennen sie ihm alle ins Netz! Sie sehen nicht, daß sie eine Schlange an ihrem Busen nähren — eine

Schlange, die sie immer fester umstricken und erwürgen wird! Und deshalb also ist die Feuersbrunst der Revolution durch Frankreich gebraust, deshalb haben Ströme von Blut das Land überschwemmt — deshalb! Damit ein Korse, ein Abenteurer, der vor kurzem noch in Not und Niedrigkeit vegetierte, der Sohn eines Felseneilands, das von Räubern bevölkert ist und von der Blutrache verheert wird — damit so einer unser Herr, unser König wird!"

„Nimmermehr! General, das darf nicht sein!" rief Roussillon. „Was die Revolution dem Volke gegeben hat, das muß ihm gewahrt bleiben! Frankreich darf sich nicht um die Früchte dieser großen Zeit betrügen lassen! Und so weit sind wir auch noch nicht, General! Das Heer, das die Revolutionskriege geschlagen hat, wird das Heer eines freien Volkes, wird ein Bürgerheer unter Bürgergeneralen bleiben wollen."

„Wo sind die Bürgergenerale?" entgegnete Moreau. „Nenne mir einen, der mehr ist als ein Untergebener des Korsen! Der eine, der ihm bisher die Stirn geboten hat, geht seiner Wege, weil er sich nicht ducken will gleich den andern. Und fragt das Volk danach? Fragen selbst die Soldaten danach? Die große Masse hat er jetzt schon auf seiner Seite. Nur eins kann noch helfen, Roussillon, die Gefahr von Frankreich abzuwenden — der Tod des Korsen!"

Er stieß diese Worte so heftig hervor, daß Roussillon erschrak und unwillkürlich den Schritt hemmte. Moreau bemerkte dies, legte die Hand auf den Arm seines jungen Freundes und sagte in leiserem Tone: „Fürchte nichts — Moreau wird nimmermehr zum Mörder werden — das aber sage ich dir, Kamerad, wenn ich drum wüßte, daß man ihm nach dem Leben trachtete, ich würde nichts tun, es zu verhindern."

Er sah ein Weilchen dem jungen Offizier fest ins Auge, als wenn er überlegte, ob er ihm mehr sagen könne. „Roussillon," fuhr er fort, „du bist mir ein treuer Freund gewesen und hast mir stets ehrlich und gewissenhaft über die Vorgänge in Paris, über die Handlungen des Korsen Bericht erstattet. Kann ich auch weiterhin auf deine Treue, auf deine Dienste zählen?"

„Unfehlbar!" antwortete Roussillon verwundert.

„Würdest du mir auch bei einem gefahrvollen Unternehmen — falls ich mich zu einem solchen entschlösse — zur Seite stehen?"

„Bis zum letzten Blutstropfen, mein General!" rief der junge Mann und küßte seinem Vorgesetzten und Waffengefährten die Hand.

„Gut. Es ist eine kalte Nacht — mich friert!" sprach Moreau und schritt abermals rasch weiter. „Reite heute nicht nach Paris zurück — bleibe hier. Ich habe noch mit dir zu reden!"

Gleich darauf trat er in sein Palais. Ein Lakai leuchtete ihm die breite Steintreppe hinauf.

„Exzellenz," sagte der Lakai leise zu Moreau, „Monsieur Némo ist noch nicht abgereist. Er entschloß sich in letzter Stunde, auf die Rückkehr Eurer Exzellenz zu warten. Er sagt, er hätte noch über eine Kleinigkeit mit Eurer Exzellenz zu sprechen und wartet jetzt auf seinem Zimmer."

„Das trifft sich gut," antwortete Moreau. „Sage den Damen, ich käme heute nicht zur Abendtafel. Man soll in meinem Arbeitszimmer für zwei Personen servieren."

Der Lakai öffnete eine Tür im ersten Stock, hob den Leuchter empor und ließ die beiden Männer eintreten. Nachdem er ihnen gefolgt war und das Licht auf den Tisch in der Mitte des Zimmers gestellt hatte, nahm er seinem Herrn den Mantel ab und zog sich mit einer tiefen Verbeugung zurück. „Haben Exzellenz noch Befehle?" fragte er, an der Tür verweilend.

„Ich bin für keinen Menschen mehr zu sprechen — wer es auch sei," antwortete Moreau. „Und sobald wir zu Abend gespeist haben, hältst du Wache auf dem Korridor, daß niemand sich der Tür des Zimmers nähert. Man soll uns schnell zu essen bringen."

Darauf wandte er sich an Roussillon, der aus seiner Verwunderung über die letzten Worte Moreaus kein Hehl machte. „Nimm Platz, Kamerad," sagte er. „Wir speisen sogleich. Du wirst hungrig sein."

5. Monsieur Némo.

Während der kurzen, doch guten Mahlzeit hüllte Moreau sich in Schweigen. Roussillon befand sich in so großer Spannung, daß er nur wenig essen konnte. Das Gefühl, daß ihm eine wichtige Enthüllung bevorstände, verließ ihn nicht. Dennoch wagte er nicht mit Fragen in Moreau zu dringen; endlich brach dieser die kaum noch erträgliche Stille.

„Dieser Monsieur Némo, von dem du vorhin den Kammerdiener sprechen hörtest," nahm Moreau das Wort, „ist ein zweibeiniger Maulwurf, der im Dunkel der Nacht arbeitet und seine Gräben bis in das königliche Schloß wühlt. Seine heimlich gebohrten Gänge reichen von London bis Paris, von dem Sitz der verbannten Bourbonen bis zum Hofstaat des ersten Konsuls. Er hat es fertig gebracht, eine Verschwörung vorzubereiten, die ihres Erfolges sicher sein darf, wenngleich noch viel Arbeit getan werden muß, ehe der Schlag geführt werden kann. Monsieur Némo ist die Seele jenes Höllenmaschinen-Attentats gewesen, das vor kurzem Paris in Schrecken versetzt hat. Damals ist das Opfer ihm entgangen, aber auch er entzog sich geschickt der Verfolgung. Anstatt

durch sein Mißgeschick eingeschüchtert zu werden, faßte er die Sache vielmehr von einer anderen Seite an, schuf sich einen Anhang, sozusagen ein kleines Heer von Helfershelfern, auf die er zählen kann, und spinnt gegenwärtig unter den Augen der konsularischen Polizei und Spione, die keine Ahnung von seiner Tätigkeit haben, ein weitverzweigtes Netz, das im gegebenen Augenblick dem Korsen über den Kopf geworfen werden soll."

„Und an dieser Verschwörung — an diesem in feiger Heimlichkeit vorbereiteten Morde wollen Sie, General, sich beteiligen?" fragte Roussillon in freimütiger Derbheit.

„Still, junger Freund!" erwiderte Moreau. „Noch kein Wort darüber! Enthalte dich einstweilen jedes Urteils. Du sollst Monsieur Némo sehen und Näheres aus seinem Munde hören." Er öffnete eine in der Tapete der Wand kaum sichtbare Tür und zog gleichzeitig an einer Klingelschnur. Das Geräusch von Schritten, die sich durch einen versteckten Gang heranbewegten, ward hörbar, und nach wenigen Augenblicken trat aus dem Dunkel ein Mann in den Lichtschein. Als er Moreau nicht allein fand, schien er zu erschrecken; aber auf einen Wink des Generals kam er näher. Roussillon erkannte nun eine zwergenhaft kleine Gestalt, die mit ihrer ungewöhnlich breiten Brust und dem dagegen sehr klein erscheinenden Kopf auf den ersten Blick wie verwachsen aussah. Der kurze Hals verschwand fast zwischen den kolossalen Schultern. Wie er so aus dem finstern Gange hervorkam, schien er das krause, dunkle Haar, die dicken Brauen, die tiefblauen, zusammengekniffenen Augen und den schwarzen, mit dem hochgeschlagenen Kragen bis zu den Ohren hinaufreichenden Mantel von dieser Finsternis mit auf den Weg bekommen zu haben. Er hatte ganz das Äußere, das man sich unter einem Kinde der Nacht vorstellt, und seine bloße Erscheinung mußte bei jedem Betrachter den Gedanken an dunkles Wirken, an lichtscheues Tun erwecken.

„Sie wollten mich noch einmal sprechen, Monsieur Némo," sagte General Moreau zu seinem seltsamen Gaste.

Némo warf einen unsichern Blick auf den jungen Mann, der neben Moreau saß.

„Sprechen Sie ohne Scheu," beruhigte ihn der Gutsherr von Grosbois. „Dieser Mann ist nicht nur mein Freund, sondern ich habe ihn soeben für unser Unternehmen gewonnen. Ich bürge für ihn."

„Das genügt," sagte Némo. „Sein Name?"

„Leutnant von Roussillon."

„Ah!" rief Némo, und seine dunkeln Augen flackerten unheimlich. „Wenn ein Offizier aus jener Armee, auf die unser Feind

pocht, sich unserer Sache weiht, so ist das für uns von unschätzbarem Werte." Dabei verneigte er sich vor dem jungen Manne.

„Herr von Roussillon erwartet aus Ihrem Munde einige Aufklärung über den Zweck unserer Verschwörung," sprach Moreau.

Monsieur Némo trat an den Tisch heran, legte die Hand auf die purpurrote Samtdecke, räusperte sich und begann mit einer tiefen, doch sehr wohlklingenden Stimme, die von dem dunklen Feuer leidenschaftlicher Begeisterung durchglüht war, zu sprechen: „Was wir wollen, ist mit wenigen Worten gesagt. Wir wollen den furchtbaren Schandfleck der Revolution, der Frankreich, das lilienweiße Land, vor den Augen aller Welt entehrt, auslöschen. Wir wollen Frankreich rehabilitieren und in die Reihe der ehrenwerten, von einem rechtmäßigen, angestammten Herrscherhause geleiteten Staaten zurückführen. Wir wollen verhindern, daß die Schmach der Revolution durch die Thronbesteigung eines niedrigen, aus dem Nichts emporgeschossenen Usurpators noch verschlimmert werde. Frankreich soll der Kulturwelt nicht das ungeheuerliche, noch nie dagewesene Schauspiel bieten, daß ein Mann, der nicht mehr geleistet hat als viele andere neben und mit ihm, ein Mann, der durch seine Herkunft auf einen untergeordneten Stand verwiesen wird, sich die Krone des mächtigsten Reiches von Europa aufs Haupt setze. Dies ist unser Zweck. Unsere Tätigkeit beschränkt sich zunächst darauf, Bonapartes Popularität in ganz Frankreich zu untergraben, dem ganzen Lande die Augen über das wahre Ziel seines Strebens zu öffnen, ihn als Tyrannen zu brandmarken und unmöglich zu machen. ‚Nieder mit Bonaparte!' ist das Feldgeschrei, in das das gesamte Volk einstimmen soll. Wir haben bis jetzt schon viel erreicht. Die Zahl unserer Anhänger wächst mit jedem Tage, und eine noch größere Zahl hält im geheimen zu uns und wartet nur auf den Tag des Erfolgs, um uns offen beizustehen."

„Und wie soll der Mord ins Werk gesetzt werden?" fragte Roussillon kurz und scharf.

Némo stutzte; aber ein beruhigender Blick Moreaus bewog ihn fortzufahren. „Mord?" entgegnete er, indem er seine Mähne krauser Locken schüttelte. „Nein! Die Zeiten, wo wir eine Höllenmaschine auf die Straße stellten, wo wir Helfershelfer mit Dolchen ins Theater schickten, sind vorbei. Nicht morden wollen wir, sondern redlich kämpfen. Kein Messerstoß von gedungener Hand soll Bonaparte treffen, ein Prinz des königlichen Hauses wird den Degen gegen ihn zücken und Mann gegen Mann mit ihm fechten. Wenn er in der Mitte seiner militärischen Geleitschaft sich von den Tuilerien nach Saint-Cloud begibt, werden wir uns ihm in den Weg stellen."

„Ein Prinz des königlichen Hauses?" fragte Roussillon erstaunt.

„Graf von Artois und der Herzog von Berry sind beide bereit, die Führung zu übernehmen. Der Herzog von Enghien steht ebenfalls auf unserer Seite. Sie alle wollen ihr Leben in die Schanze schlagen, um den alten, glorreichen Thron der Bourbonen vor Entehrung zu bewahren. Ist erst einmal das Ungeheuer gefällt, dann wird die Armee uns keine Schwierigkeiten machen, denn zwei Männer, als Feldherren gleich groß wie Bonaparte und ebenso beliebt beim gemeinen Soldaten, werden sich dann an die Spitze dieser Armee stellen und sie ohne persönliche Gelüste auf Thron und Krone dem rechtmäßigen Herrscher untertan machen. Diese beiden Heerführer sind General Moreau und General Pichegru."

Bei dem letzten Namen warf Roussillon abermals einen erstaunten Blick auf seinen Freund und Gönner, doch dieser gebot ihm durch einen stummen Wink Schweigen. Auch Monsieur Némo schwieg. Nach einer kleinen Pause sprach Moreau, indem er sich an den Leutnant wandte: „Du hast nun alles Nötige erfahren, mein lieber Freund. Ich brauche dir nicht zu sagen, daß es bei dieser Sache um Kopf und Kragen geht. Wir alle wagen dabei unser Leben. Ich brauche dich auch nicht daran zu erinnern, daß größte Verschwiegenheit, größte Behutsamkeit in allen Äußerungen das erste Gesetz ist. Durch deine Beziehungen zum Offizierkorps kannst du, Roussillon, meine Bemühungen aufs beste unterstützen. Und nun, Monsieur Némo, was wünschen Sie noch von mir?"

„Ich wollte Eure Exzellenz bitten, mir nur ein paar kurze Zeilen von Ihrer Hand als Ausweis mitzugeben," antwortete Némo. „Sie wissen, Ihr Name, schwarz auf weiß, wird Wunder wirken Es ist mir darum zu tun, daß ich Ihren Hoheiten den Prinzen den zweifellosen Beweis für Ihre Mithilfe vorlegen kann."

„Nein, Monsieur Némo," versetzte Moreau kühl. „Ich gebe nichts Schriftliches. Die Hoheiten müssen schon Ihren Worten Glauben schenken. Führen Sie sie nach Paris, führen Sie sie zu mir, so werde ich den Prinzen die Bestätigung Ihres Berichts geben."

Diese Worte waren in einem Ton gesprochen, der Némo die Nutzlosigkeit jedes weiteren Drängens einsehen ließ. Moreau erhob sich zum Zeichen, daß er die Unterredung beende, und verneigte sich, ohne jedoch dem Verschwörer die Hand zu reichen, was dieser zu erwarten schien. Darauf entfernte sich der Mann auf dem Wege, auf dem er gekommen war.

Ein Schweigen herrschte zwischen den beiden Freunden. Roussillon biß sich auf die Lippen und sah zur Seite. Offenbar stand er in einem schweren Kampfe mit sich selbst.

„Ein merkwürdiger, unheimlicher Mensch!" murmelte er. „Und ein seltsamer, zweideutiger Name!"

„Es ist nicht sein wahrer Name," antwortete Moreau mit einem überlegenen Lächeln. „Er heißt in Wirklichkeit Georges Cadoudal."

Da sprang Roussillon auf. „Der Chouan!" rief er aus. „Der Bluthund von Fougères! Was hat ein Moreau mit diesem zu schaffen? General, Sie haben mir großes Vertrauen geschenkt. Das macht mich stolz. Ich brauche nicht zu beteuern, daß Ihr Geheimnis in meiner Brust verschlossen bleiben wird wie in einem Grabe. Allein Sie haben da einen Weg betreten, auf dem ich Ihnen nicht folgen kann."

Moreau legte die Hand auf den Arm seines jungen Freundes. „Gemach!" antwortete er. „Ich bat dich vorhin, du möchtest dich noch jedes Urteils enthalten. Höre mich an! Was diesen Cadoudal anbetrifft, so ist es derselbe, der sich im Krieg der Vendée zu trauriger Berühmtheit aufgeschwungen hat. Was willst du? Es kann nicht gleichgültig sein, ob der Mensch auf Bergen, in freier, schöner Landschaft oder in dunkeln Wäldern, in sumpfigen Niederungen zur Welt kommt. Schon die Antike verlegt ihre Götter auf den Olymp, ihre Satyrn in das Dickicht. Das Leben in den dämmernden Waldgründen, zwischen den dornigen Gestrüppen, an den von Schilf umschlossenen Teichen seiner Heimat hat Cadoudals Seele finster und heimtückisch gemacht. Er kann nicht anders als schleichen und wühlen."

„Und dennoch machen Sie gemeinsame Sache mit ihm?" versetzte der junge Offizier in vorwurfsvollem Tone.

Moreau behielt sein überlegenes Lächeln bei. „Nein," antwortete er. „Ich nehme an dem Plane Cadoudals keinen Teil. Ich benütze ihn und seinen ganzen Anhang nur als willkommenes Werkzeug. Ihr Ziel, Frankreich von dem Korsen zu befreien, heiße ich gut, weil ich in der Person dieses nach der Tyrannenherrschaft strebenden Mannes eine große Gefahr erblicke. Diese Gefahr zu beseitigen, ist jedes Mittel recht. Dennoch tue ich nicht mit. Erst von dem Augenblick an, da der Korse tot ist, werde ich in Tätigkeit treten."

„Unter dem Königsbanner?" erwiderte Roussillon. „Ein Moreau als Knecht der Bourbonen?"

„Du solltest mich besser kennen," sagte der General. „Ich werde nicht Frankreich von einem Tyrannen befreien, um es einem andern zu überliefern. Ich halte mich zurück, bis diese erste Arbeit getan ist. Dann decke ich meine Karten auf, und die Bourbonen werden sich enttäuscht sehen. Ist der Korse hinüber, so gehört die Armee mir. Daß die Herren ohne mich über die Armee gar nichts vermögen, wissen sie recht wohl, darum liegt ihnen so sehr viel daran, daß ich an der Verschwörung teilnehme. Was Pichegru betrifft, so wird er tun, was ich ihm vorschreibe. Denn ist er einmal nach Frankreich zurückgekehrt, so

habe ich ihn ganz in der Hand. Steht er auch vorläufig im Dienste der Bourbonen, weil er von ihrem Gelde leben muß, so wird er ohne weiteres die Sache der Republik vertreten, sobald er wieder in Amt und Würden eingesetzt ist. Sein Ruhm als Heerführer ist groß genug, daß man ihm seine Fehltritte bereitwillig vergessen wird."

„Nun verstehe ich," sagte Roussillon. „Dennoch will es mir nicht gefallen, daß Sie da kein offenes, ehrliches Spiel treiben."

„Lieber junger Freund," antwortete Moreau ernst. „Oft muß ein großes Ziel auf kleinen Nebenwegen erreicht werden. Sieh dir unsern Feind an! Ist er etwa heikel in der Wahl seiner Mittel? Die Kunst, andere für sich arbeiten zu lassen und ihnen dann ohne Lohn und Dank die Tür vor der Nase zuzumachen, die habe ich dem Korsen nun auch abgeguckt. Ich will ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen. Und ist die Befreiung des Vaterlandes, die Beseitigung eines Tyrannenjochs nicht stets ein Zweck, der alle Mittel heiligt? Nur jetzt keine falsch angebrachte Empfindlichkeit! kein übertriebenes Feingefühl!"

„Und wenn der Korse beseitigt ist, was soll dann geschehen?"

„Dann werde ich zusammen mit Pichegru den Oberbefehl über das Heer der Republik führen, und das Volk soll sich aus seiner Mitte treue, dem Vaterland ergebene Konsuln wählen. Verweigerst du mir nun deine Mithilfe?"

„Nein," antwortete Roussillon und schlug noch einmal in die ihm dargebotene Hand. „Ich erkenne Ihre Beweggründe an — ich begreife, daß kein anderer Weg gewählt werden kann. Zählen Sie auf mich, General!"

Moreau drückte warm die Hand des jungen Freundes. „Es wird viel für dich zu tun geben," sagte er. „Sei unbesorgt, die Aufträge, die ich dir erteile, werden nie im Widerstreit mit deiner Soldatenehre stehen. Und somit, mein teurer Roussillon: Nieder mit Bonaparte!"

6. Die Verschwörung.

Zwei Jahre etwa waren seit dieser Unterredung verflossen. Langsam, aber stetig hatte sich die Verschwörung ausgebreitet und immer mehr Anhänger unter den mißvergnügten Elementen, unter den französischen Aristokraten in Paris und im Ausland gewonnen. Ein Strom von tödlicher Feindschaft rann sozusagen von London, wo ein großer Teil der bourbonischen Verwandtschaft saß, bis in die unmittelbare Nähe der Tuilerien und begann sich einen Weg in die Residenz des Konsuls zu bahnen. Das Komplott wurzelte jedoch keineswegs nur in der monarchischen Sehnsucht des Hauses Bourbon, der eigentliche Hebel war vielmehr von der britischen Regierung angesetzt worden. England hatte das

größte Interesse an der Beseitigung Napoleons. Denn um diese Zeit hatte der verwegene Konsul den Plan, ein Heer an der englischen Küste landen zu lassen und das Inselreich zu unterwerfen. Cadoudal und sein gesamter Anhang waren nur Werkzeuge des Ministers Pitt und sollten für ihn die Kastanien aus dem Feuer holen. Gleichwie die Bourbonen in London und an anderen Zufluchtsplätzen von englischem Gelde lebten, so wurden auch die Kosten der Verschwörung aus derselben Quelle bestritten. Es handelte sich dabei also nicht um den Anschlag einiger Fanatiker, sondern um eine versteckte Staatsaffäre, deren Fäden das britische Ministerium in der Hand hatte. Pitt war bestrebt gewesen, die Mächte Europas gegen den Korsen zu entfesseln, allein die Furcht vor ihm war schon so groß, daß keine Regierung sich zu einem Vorgehen gegen ihn entschließen wollte. England blieb auf sich selbst angewiesen, und da Pitt nicht mit dem Eisenschuh des Krieges auftreten konnte, nahm er seine Zuflucht zu dem schleichenden Schritt der Verschwörung.

Endlich im Monat August des Jahres 1803 glaubte man das Werk so weit gefördert zu haben, daß man zur Ausführung schreiten könne. Gegen dreihundert ehemalige Streiter der Vendée wurden mit mehreren Offizieren an verschiedenen Plätzen der Küste im Schutze der Nacht an Land gesetzt. Da man jedoch mit der größten Vorsicht zu Werke gehen mußte, um keinen Verdacht zu erwecken, so war damit zu rechnen, daß noch mehrere Monate hingehen würden, ehe dieses „Heer der Bourbonen" in Paris vereinigt sein könnte.

Inzwischen hatte Pichegru auf geheimem Wege die Hauptstadt erreicht. Eines Nachts fand die erste Begegnung zwischen ihm und General Moreau statt. Die zwei Kriegskameraden standen einander gegenüber, und ein Gefühl der Beklemmung ließ beide für ein Weilchen keine Worte finden. Die beiden berühmtesten und erfolgreichsten Generale ihrer Zeit mußten sich im Dunkel der Nacht gleich lichtscheuen Verbrechern treffen. Einst war Pichegru an der Spitze einer Armee in Paris eingezogen, jetzt kam er als Verbannter und mußte, wenn er entdeckt und erkannt wurde, des Todes gewärtig sein. Er erinnerte in keiner Weise mehr an den Heerführer, der 1794 ganz Holland erobert, an den Staatsmann, der 1797 im Rat der Fünfhundert den Vorsitz geführt hatte. Er war mit seinen 43 Jahren ein Greis, verbittert durch das Exil, gebrochen durch den jähen Sturz von der Höhe in das Nichts.

Moreau war willens gewesen, Pichegru sofort reinen Wein einzuschenken und ihn auf seine Seite hinüberzuziehen. Gewisse Bedenken hielten ihn vorerst noch davon ab. Als er nach einigen Monaten endlich

Pichegru über seine besonderen Absichten aufklärte, zeigte es sich, daß sich Moreau nicht in seinem alten Kameraden getäuscht hatte. Pichegru war sogleich bereit, die Sache der Royalisten fallen zu lassen. Hatte er ihretwegen doch Kummer und Leid genug erduldet! Die Rehabilitierung, die Wiedereinsetzung in seine Würde als General, das Amt des zweiten Konsuls, das Moreau ihm verschaffen wollte, das alles war ein Köder, dem der so lange Zeit Verbannte nicht widerstehen konnte. Auch sah er recht wohl ein, daß Moreau der einzige sei, der ihm wirklich helfen konnte.

Auf diese Weise waren die beiden Hauptpersonen der Verschwörung sich über ihre persönlichen Zwecke einig geworden. Klüglich hatte Moreau seinem Freunde Roussillon gegenüber davon geschwiegen, daß er bei dem Unternehmen für sich den Platz des ersten Konsuls erstrebte, daß es ihm also weniger darauf ankam, das Vaterland zu retten, als Bonaparte zu verdrängen und an dessen Stelle zu treten. Roussillon zweifelte nach wie vor nicht daran, daß Moreau sich nur von durchaus idealen Beweggründen leiten ließe. In dieser Überzeugung war es ihm gelungen, unter den mit Napoleon unzufriedenen Elementen der Armee eine große Zahl von Anhängern zu werben, die sich verpflichteten, am Tage der Entscheidung einmütig für Moreau einzutreten.

Insoweit standen die Dinge sehr günstig für die Sache der Verschwörer, als ein plumper Zufall plötzlich ihr mühsam und behutsam vorbereitetes Werk vernichtete. Es war noch nicht die Zeit gekommen, da ein Anschlag gegen das Leben Bonapartes Erfolg haben konnte. Noch stand dieser Mann im Schutze der Vorsehung, denn die ihm zuerteilte Sendung war noch nicht erfüllt. So sollte auch dieser wie alle späteren Versuche, ihn zu töten, fehlschlagen.

Der erste Konsul saß in seinem Arbeitszimmer. Ein Brief von Ludwig XVIII., der sich noch immer als den rechtmäßigen Monarchen von Frankreich betrachtete, ein persönliches Handschreiben des verstoßenen Königs an den ersten Konsul war eingegangen.

„Lesen Sie mir das noch einmal vor!" sagte Bonaparte zu seinem Sekretär.

Der Sekretär las: „Sie wissen jedenfalls schon lange, Herr General, daß ich Ihnen große Hochachtung zolle. Sollten Sie an meiner Dankbarkeit zweifeln, so sagen Sie mir nur, welchen Platz Sie unter meiner Regierung einzunehmen, und an welchen Plätzen Sie Ihre Freunde zu sehen wünschen. Der Sieger von Lodi, Castiglione und Arcole kann nicht eine leere Berühmtheit der wahren Ehre vorziehen, das ist unmöglich. Inzwischen aber verschwenden Sie kostbare Zeit. Wir beide könnten Frankreich glücklich machen. Ich sage, wir beide, weil ich

Bonaparte brauche und er dieses Ziel nicht ohne mich erreichen kann. Herr General, Europas Augen ruhen auf Ihnen, die Ehre wartet, und es verlangt mich sehnlichst danach, meinem Lande den Frieden wiederzugeben. Ludwig."

Bonaparte schritt ein Weilchen schweigend auf und nieder. In seinen marmornen Zügen lag ein Ausdruck tiefer Geringschätzung. Er suchte nach dem geeignetsten Ausdruck für dieses Gefühl. Der Sekretär hielt die Feder bereit, um sie bei den ersten Worten des Konsuls über das Papier fliegen zu lassen. Bonaparte pflegte so rasch zu diktieren, daß die Schreiber sich eine eigene Geheimschrift ersinnen mußten, um der überstürzenden Hast seiner Gedanken einigermaßen zu folgen.

„Schreiben Sie!" sprach Bonaparte und blieb am Tische stehen, auf dem eine Karte der französischen und englischen Küste ausgebreitet war.

„Mein Herr!"

Der Sekretär stutzte. Die Feder schien von dem Papier zurückzuzucken. So sehr lag doch noch immer der Respekt vor einer königlichen Person im Blute, daß diese trockne, ungehobelte Anrede dem Sekretär als eine ungeheuerliche Beleidigung erschien. Doch im nächsten Augenblick suchte die Feder eilig Schritt mit den Worten des Konsuls zu halten.

„Mein Herr! Ich habe Ihren Brief erhalten und danke Ihnen für die ehrenden Worte, die Sie an mich richten. Aber geben Sie den Wunsch auf, nach Frankreich zurückzukehren. Nur über Hunderttausende von Leichen würde Ihr Weg gehen. Bringen Sie Frankreichs Ruhe und Glück das Opfer, Ihre eigenen Interessen aufzugeben, und die Geschichte wird Ihnen dafür danken. Ich bin nicht unempfindlich gegen das Unglück Ihres Hauses und werde mit Vergnügen dafür sorgen, daß Sie an dem Zufluchtsort, den Sie sich gewählt haben, ein stilles, sicheres Leben führen können. Bonaparte."

Zu diesem Ton kalter Ironie hatte sich der Groll, die Verachtung, die der Konsul noch immer gegen alles hegte, was Bourbon hieß, in wenigen Sekunden ruhiger Überlegung niedergeschlagen. Der Brief wurde versiegelt und durch Expreßboten abgesandt.

Bonaparte wandte sich darauf mit der größten Ruhe einer andern Arbeit zu, als der Polizeiminister Savary — Fouché, der bisher dieses Amt verwaltet hatte, war vor kurzem abgesetzt worden — sich anmelden ließ. Der Konsul empfing ihn sogleich. Für den Polizeiminister, der an der Spitze der Spionage stand und, wenn er kam, immer etwas Wissenswertes zu berichten hatte, war er jederzeit zu sprechen. Auf die Frage, was er zu melden hätte, antwortete der Minister:

„Wollen Eure konsularische Gnaden erlauben, daß ich Ihnen ein

kleines Abenteuer erzähle. Vor einigen Tagen setzte eine Schaluppe an einem sonst wenig beobachteten Punkt der bretonischen Küste einige Boote an Land. Der Zufall wollte es, daß um dieselbe Stunde Zollwächter auf ihrer Streife dort vorüberkamen. Sofort entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen ihnen und den Schmugglern, die schließlich die Flucht ergriffen. Es gelang ihnen auch, in den Klippen und über die Dünen hinweg in die nächsten Waldungen zu entrinnen. Die Zollwächter setzten ihnen ein gut Stück nach — allein die Nacht erschwerte die Verfolgung. Sie waren im Begriff, mißvergnügt ihres Weges zu gehen, als aus einem Gebüsch am Rande eines Hohlwegs, durch den ein Teil der Schmuggler entronnen war, ein Stöhnen und Ächzen an ihr Ohr schlug. Sie suchten und fanden einen Mann, der von einer Kugel in die Wade getroffen worden war und nicht weiter konnte. Es stellte sich heraus, daß sie in ihm höchstwahrscheinlich den wertvollsten Fang von der ganzen Sippschaft gemacht hatten; denn es fand sich ein Brief bei ihm, der von überaus merkwürdigem Inhalt ist. Ich lege dieses Papier hier Euer konsularischen Gnaden vor mit der Bitte, es auf der Stelle in Augenschein zu nehmen. Sie werden nicht wenig überrascht sein und es gutheißen, daß ich Sie aufs schnellste davon in Kenntnis setze."

Bonaparte ergriff das Schreiben und las es. Schon nach den ersten Zeilen stutzte er. Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Sobald die Getreuen vollzählig in Paris beisammen sind, soll man mir durch Eilboten Nachricht geben. Ich warte auf diese Nachricht, indem meine Schaluppe an der Küste der Bretagne vierzehn Tage lang hin und her kreuzen wird. Sobald ich Nachricht habe, werde ich nicht länger zaudern, den Boden Frankreichs zu betreten und mich an die Spitze meiner Getreuen zu stellen. Niemand soll etwas gegen den Korsen unternehmen. Dieses Wild gehört mir. Nur von meiner Hand soll er fallen. Die beifolgende Summe von 200000 Franks in Anweisungen auf die englische Staatskasse sind für die letzten Vorbereitungen auszugeben."

Der Brief war nicht unterschrieben.

„Eine Verschwörung!" rief der Konsul und griff so heftig zu, daß das Papier zerknitterte. „Was haben Sie ermittelt, Savary?"

„Noch nichts, konsularische Gnaden," antwortete der Minister bedächtig. „Aber mein ganzes Heer von Spionen ist aufgeboten und in Tätigkeit. Ich erwarte noch bis heute Abend nähere Auskunft."

„Wo ist der Überbringer dieses Briefes?"

„In sicherem Gewahrsam."

„Führen Sie mich sofort zu ihm!"

Mit derselben Schnelligkeit, mit der der General Bonaparte über die Armeen seiner Feinde herzufallen pflegte, ehe sie fast noch seine Nähe

ahnten, schickte er sich nun an, mit raschem Fuß dieses Komplott zu zertreten, bevor die Verschwörer Zeit fänden, Gegenmaßregeln zu treffen oder sich in Sicherheit zu bringen.

Als Bonaparte mit dem Polizeiminister in die Zelle des Gefangenen trat, bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick dar. Der Unglückliche hatte sich mit seinem Leibgurt erdrosselt. Der Konsul übersah mit raschem Blick die Zelle, den am Boden liegenden Mann und kniete im nächsten Augenblick an seiner Seite, um ihm den Gurt vom Halse zu reißen, indem er befahl, auf der Stelle einen Arzt herbeizuschaffen. Das Leben dieses Gefangenen, der gewiß bestimmte Angaben machen könnte, war Bonaparte kostbar; er wollte in jedem Fall versuchen, ihn zum Bewußtsein zurückzurufen. Zum Glück befand sich gerade ein Arzt im Gefängnis, wo mehrere Häftlinge an Typhus darniederlagen. Er eilte herbei, und seinen Bemühungen gelang es in der Tat, den anscheinend schon Toten zu beleben.

Der Gefangene öffnete die Augen, sah sich mit starren Blicken um und begann mit leiser Stimme und in röchelndem Tone zu sprechen: „Laßt mich doch sterben! Es ist ja doch alles verloren — wie soll ich meinem Herrn wieder unter die Augen treten — und doch — es war nicht meine Schuld! — Alle Vorsicht ist beobachtet worden — die verdammten Zollwächter — der Teufel mußte sie gerade dorthin führen — o wehe mir! wehe mir!"

Er hielt inne. Der Arzt bemühte sich weiter um ihn. Das Bewußtsein klärte sich mehr und mehr. Bonaparte neigte sich begierig über das Gesicht des Erwachenden. Die Anwesenden wagten kaum zu atmen, um ihm nicht durch irgendwelches Geräusch das Verstehen der gerochelten Worte zu erschweren.

„Wehe mir! all ihr Treuen durch mich verloren — all die vielen, die ihr Leben an die gute Sache gesetzt haben — Cadoudal — Pichegru und alle andern! — Auch Moreau und mein guter, teurer Prinz! All deine Hoffnungen sind nun vernichtet. Gebe die heilige Jungfrau, daß ihr alle euch rechtzeitig retten könnt. Säumt nicht, die Flucht schleunigst zu ergreifen. Der Prinz —"

Er hielt inne und schloß abermals die Augen.

„Konsularische Gnaden," sagte der Arzt, „ich rate, den Mann jetzt in Ruhe zu lassen. Die große Aufregung kann bei seiner Schwäche tödliche Folgen haben. Ich werde ihm alsbald ein Schlafmittel geben. Wenn er danach erwacht, wird er so weit gekräftigt sein, daß er einem Verhör unterworfen werden kann."

Bonaparte wollte zuerst nichts davon wissen; doch auf wiederholte Vorstellung des Arztes gab er nach. „Gut, Savary," sagte er. „Sie

werden sich morgen früh hierher begeben, und dem Manne sagen, er sei zum Tode verurteilt und solle auf der Stelle hingerichtet werden. Wenn er aber ein offenes Geständnis ablegte, eine volle Liste seiner Mitverschworenen aufsetzte und deren Wohnorte wahrheitsgetreu angäbe, so würde ihm das Leben geschenkt werden."

„Und Moreau?"

„Wird auf der Stelle in Haft genommen. Schicken Sie gleich von hier Leute ab. Kommen Sie mit mir zurück!"

Noch auf der Treppe zu seinem Arbeitszimmer, befahl er, Talleyrand zu rufen. Er schritt in großer Erregung auf und nieder.

„Eine vollkommene Verschwörung!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Und all unsere Spione haben nichts gemerkt. Savary hat nichts gemerkt. Fouché, der doch noch überall herumschnüffelt, hat nichts gemerkt. Und doch müssen, nach diesem Briefe und den Worten des Gefangenen zu schließen, die Dinge schon sehr weit gediehen sein. Es ist die Rede von den letzten Vorbereitungen! Köstlich, köstlich! Und hab ich denn recht gehört? Cadoudal — von dem wundert es mich nicht. Er hat nichts zu tun, seit die schönen Metzeleien in der Vendée vorüber sind. Auch von Pichegru kann ich es verstehen. Der arme Kerl ißt das Gnadenbrot der Engländer und muß dafür schließlich auch mal was leisten. Aber Moreau — Moreau! Sollte ihn der Neid auf den glücklichen Bonaparte so weit getrieben haben? Mir recht, mir recht, wenn ich dich nun doch beim Kragen packen kann! Und diese bourbonischen Herren — o, ich will es ihnen heimzahlen."

Talleyrand hinkte herein mit seinem lahmen Fuße, der nie strauchelte.

„Konsularische Gnaden haben befohlen —"

„Talleyrand, Sie lassen sich sofort ein vollständiges Verzeichnis der gesamten Familie Bourbon ausarbeiten — aller Mitglieder und Verwandten, hören Sie! Sie lassen sich genau über den derzeitigen Aufenthalt aller unterrichten und nennen mir dann diejenigen Mitglieder der Familie, die sich in greifbarer Nähe von Frankreich befinden."

Talleyrand blinzelte mit seinen etwas schief stehenden, verschleierten Augen. „Ich werde nicht verfehlen, konsularische Gnaden — doch darf ich nach dem Zweck dieser Feststellung fragen?" Dabei sah er mit dem etwas faden Lächeln, das fast nie von seinem sonst so geistvollen Gesicht wich, auf den viel kleineren Napoleon herab.

„Sagen Sie ihm, was vorliegt, Savary," antwortete Bonaparte, indem er die Hände auf dem Rücken verschränkte und das Zimmer von einem Ende zum andern durchtrippelte.

Selbst Talleyrands kühle, ironische Züge belebten sich, als er von der entdeckten Verschwörung hörte. Er rieb die weichen, weißen Hände

mit den rosarot geschminkten Nägeln unaufhörlich umeinander. Hin und wieder ließ er zwischen den Worten des Polizeiministers ein leises „Ah! — Ah!" hören.

„Was sagen Sie dazu, Talleyrand?" wandte sich Bonaparte an ihn, als Savary zu Ende war.

„Ich beglückwünsche Eure konsularische Gnaden," antwortete der Minister mit der ihm eigenen schleppenden Redeweise. „Sie bekommen auf diese Weise Gelegenheit, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: hier Moreau, dort Bourbon. Indessen rate ich in beiden Fällen zur größten Vorsicht. Moreau hat noch immer einen großen Anhang im Heere sowohl wie im Volke — und die Bourbonen — nun, die Schuld müßte hier zum mindesten ganz einwandfrei festgestellt werden."

Bonaparte fuhr auf. Eine Blutwelle schoß in sein blasses Gesicht. Er zog die dünnen Lippen empor, daß seine fehlerlosen, schneeweißen Zähne zum Vorschein kamen. Er glich einem Tiger, der ein Opfer schon erspäht hat und es zu verlieren fürchtet. „Die Schuld ist da!" rief er mit dem vollen Klang seiner durchdringenden Stimme. „Soll ich mich nicht meiner Haut wehren? Soll ich nicht die Meuchelmörder strafen? Sollen sie verschont werden, weil sie Verwandte eines früheren Königs sind? Nein, bei allen Teufeln!" Er packte eine kostbare Vase, die auf dem Tische stand, schleuderte sie auf den Boden, daß sie in tausend Stücke ging, und schrie: „So werde ich das Haus Bourbon zerschmettern."

Talleyrand drehte noch immer seine schmalen, langen Finger.

„Schaffen Sie mir einen von der Sippschaft, Talleyrand!" fuhr Napoleon fort und trat in fast drohender Haltung vor den Minister hin. „Wer es auch sei!"

Talleyrand behielt seine Ruhe. Er hatte schon öfters einem Wutausbruch des Konsuls beigewohnt, und außerdem war er nicht der Mann, sich durch leidenschaftliche Gefühlsäußerungen irgendwelcher Art imponieren zu lassen.

„Wenn ich Sie recht verstehe, so wünschen Sie, daß ich Ihnen einen beliebigen Prinzen von Geblüt namhaft mache, der an einem Orte weilt, wo er in Haft genommen werden kann?"

„Jawohl! Er wird schuldig erscheinen, sage ich Ihnen! Er wird, ob auch nicht unmittelbar, an dem Komplott beteiligt sein. Es gibt keinen Bourbonen, der nicht darum gewußt hat. Sie stecken alle unter dieser Decke! Und ist auch nur ein Atom von Mitwissenschaft nachzuweisen, so soll dieser eine für alle andern zahlen."

„Das wäre mehr als ein Verbrechen," sagte Talleyrand lächelnd, „das wäre ein Fehler."

Bonaparte hatte in diesem Augenblick keinen Sinn für die Kühnheit dieses echt Talleyrandschen Wortspiels, das eine gewisse historische Berühmtheit erlangt hat. Der Widerspruch des Ministers brachte den Konsul außer sich. „Ich rufe morgen den Staatsrat zusammen!“ brauste er auf. „Ich lasse ihn wissen, was gegen die Regierung und gegen meine Person geplant ist. Wer nicht für mich ist, ist gegen mich! Ich werde den Staatsrat davon überzeugen, daß hier zur Sicherheit des Landes, zur Erhaltung des Friedens, zur Vermeidung eines Bürgerkriegs die schärfsten Strafen am Platze sind. Das andere nehme ich auf mich, Herr von Talleyrand! Gehen Sie an die Arbeit, die ich Ihnen aufgetragen habe. Ich erwarte Sie morgen um acht Uhr! Hier darf keine Zeit versäumt werden.“

Talleyrand verneigte sich und schritt, seinen lahmen Fuß hinter sich her schleifend, zur Tür.

Noch an demselben Abend wurde General Moreau in Grosbois verhaftet. Als der Oberst der Gendarmerie ihm den Haftbefehl zeigte, lachte Moreau zuerst, doch als er darin auch die Namen Pichegru und Cadoudal las, wurde er totenblaß. Dennoch blieb er dem Polizeiminister gegenüber, der ihn sofort nach seiner Einlieferung im Gefängnis verhörte, bei der Versicherung, er wisse von einem Komplott gegen das Leben des Konsuls nichts und stände zu einem solchen in keiner Beziehung. Desgleichen erklärte er, daß ihm von einer Anwesenheit Cadoudals und Pichegrus in Paris nichts bekannt sei; ihren Aufenthalt könne er daher nicht angeben.

Am Nachmittag vor Moreaus Verhaftung hatte Roussillon von dem General den Auftrag erhalten, sich in das badische Städtchen Ettenheim zu begeben, das etwa vier Meilen jenseit der französischen Grenze lag, und den dort ansässigen Herzog von Enghien aufzusuchen. Moreau wußte, daß dieser Prinz des bourbonischen Hauses die Würde eines Generalissimus des zukünftigen königlichen Heeres übernehmen sollte. Er hatte überdies erfahren, daß der Herzog die Absicht hatte, in der nächsten Zeit nach Paris zu kommen, da man an dem Gelingen des Komplotts gar nicht mehr zweifelte. Nun war es Moreau darum zu tun, ihn von dieser Reise zurückzuhalten. Deshalb sollte Roussillon ihn offen über Moreaus Pläne aufklären und ihm jede Hoffnung benehmen, daß mit Bonapartes Sturz zugleich die Republik ein Ende haben würde.

Am Morgen nach seiner Abreise und am Morgen nach der Verhaftung seines alten Freundes trat Talleyrand, wie ihm aufgetragen, in das Arbeitszimmer des ersten Konsuls.

„Nun, Talleyrand, was haben Sie ermittelt?“

Talleyrand legte mehrere Papiere vor Bonaparte auf den Tisch.

„Es kommt von der gesamten Familie Bourbon nur eine Person in Betracht, nämlich der Herzog von Enghien. Das ist der einzige, der sich in unserer Nähe befindet. Alle andern sind so weit entfernt, daß an eine Verhaftung oder Verfolgung nicht zu denken ist."

„Herzog von Enghien — —?" fragte Napoleon überlegend.

Talleyrand neigte sich über das betreffende Blatt seiner Aufzeichnungen und las: „Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, Herzog von Enghien, einziger Sohn des Prinzen Ludwig Heinrich Joseph von Condé —"

„Ah, des ewigen Ruhestörers, der bis zum Frieden von Lunéville noch unter Österreichs Fahne gekämpft hat?"

„Nein, konsularische Gnaden, das ist sein Großvater, sein Vater ist Ludwig Heinrich Joseph und war erst sechzehn Jahre alt, als seine Gattin Luise Marie Therese Mademoiselle von Orléans ihm diesen Sohn Ludwig Anton Heinrich schenkte. Er ist 1772 in Chantilly geboren und hat zusammen mit seinem Vater im Emigrantenkorps seines Großvaters am Rhein gekämpft. Der Vater ging dann nach England. Der Herzog von Enghien aber zog sich vor zwei Jahren mit Prinzessin von Rohan-Rochefort, mit welcher er sich heimlich vermählen ließ, in das badische Städtchen Ettenheim zurück. Dort lebt er jetzt von einer englischen Pension."

„Weit von hier?"

„Nur vier Meilen jenseit der Grenze."

„Ausgezeichnet! Nichts Verdächtiges über ihn bekannt?"

„Nichts. Außer daß er noch in diesem Jahre, als die Feindseligkeiten zwischen uns und England wieder eröffnet wurden, den Briten seine Dienste anbot."

„Das genügt!" rief Bonaparte und sprang auf wie ein Tiger, der sich auf seine Beute stürzt.

Talleyrand setzte diesem stürmischen Ausbruch abermals die größte Ruhe entgegen. „Dann dürfte kein einziger der Emigranten, kein einziger der ins Ausland geflüchteten Adeligen am Leben bleiben."

„Ich sage Ihnen, man wird ihn schuldig finden!" Bonaparte zog die Klingel. „Savary soll kommen!" rief er dem Kammerdiener zu.

Der Polizeiminister erschien.

„Geben Sie Monsieur Savary das Blatt, auf dem die betreffende Person genau bezeichnet ist," sagte Napoleon zu Talleyrand. „Savary, Sie werden alsbald Ermittlungen anstellen lassen, ob dieser Herzog von Enghien an der Verschwörung beteiligt ist. Für mich unterliegt dies keinem Zweifel, verstehen Sie mich?"

Savary, der später oft noch vor den Aufträgen Napoleons zurückschreckte, bis er eines Tages offen erklärte: „Es ist mitunter sehr schwer,

ihm zu dienen" — Savary stand damals noch am Anfang seiner Laufbahn, in der er es bis zum Herzog von Rovigo bringen sollte, und dachte nicht daran, gegen das Ansinnen des Konsuls Bedenken zu hegen.

„Sobald Sie den leisesten Anhalt für die Mitschuld des Herzogs von Enghien haben," fuhr Napoleon fort, „so schicken Sie dreihundert Berittene unter General Ordener, der aus dieser Gegend gebürtig ist, nach Ettenheim, lassen den Prinzen verhaften und ohne Aufenthalt nach Vincennes transportieren."

Talleyrand klopfte ein wenig Puder von seinem Samtrock. „Wenn wir Bewaffnete über die Grenze schicken," wandte er ein, „so begehen wir damit einen Bruch des Völkerrechts, der es England leicht machen wird, sich in Deutschland und Österreich Bundesgenossen zu werben."

„Gleichzeitig mit den Berittenen wird sich Caulaincourt an den Hof von Baden begeben und wegen der Verletzung der Landesgrenze um Entschuldigung bitten," antwortete der Konsul. „Glauben Sie mir, Talleyrand, weit lieber würde ich den Grafen von Artois gefangennehmen, doch da ich seiner nicht habhaft werden kann, muß ich mich mit Enghien begnügen! Einer soll für sie büßen — in einem von ihnen treff' ich sie alle!"

Talleyrand antwortete lächelnd: „Die Verhaftung oder gar Verurteilung und Hinrichtung eines königlichen Prinzen wird das peinlichste Aufsehen erregen. Niemand wird daran glauben, daß das königliche Haus sich dazu hergegeben habe, an der Verschwörung eines Mannes wie Cadoudal teilzunehmen."

„Wir werden das beweisen," entgegnete Bonaparte bestimmt. „Und nun, Talleyrand, bedarf ich Ihrer nicht mehr."

Er winkte mit der Hand, Talleyrand verneigte sich und schleifte seinen lahmen Fuß über den Teppich.

Darauf wandte Napoleon sich an Savary. „Ist Ihnen dieser Herzog von Enghien bekannt?" fragte er.

„Er ist der letzte des Hauses Condé," antwortete Savary. „Der Ruhm des großen Condé hat sich in diesem Hause jedoch nicht wieder gezeigt. Statt dessen sind Wahnsinn und Selbstmord in dem Geschlecht vorgekommen. Ein Vorfahr dieses Herzogs liebte den interessanten Sport, aus seinen Palastfenstern Schieferdecker, die auf Dächern der Nachbarschaft arbeiteten, herunterzuschießen. Von dem jungen Herzog ist mir einstweilen nichts Nachteiliges bekannt."

„Wie weit sind wir mit der Untersuchung? Hat Moreau gestanden?"

„Er will von nichts etwas wissen."

„Haben Sie ihm gesagt, daß ich ihn begnadigen würde, wenn er ein volles Bekenntnis ablegte?"

„Ja, allein er leugnet alles ab."

„Gut, so soll er vor den Richterstuhl!" rief Bonaparte erbittert. „Jener verwundete Schmuggler —?"

„Hat noch weitere Namen genannt, und wir haben über Nacht abermals zwanzig Verschworene in Haft genommen. Ihre Zahl scheint sich jedoch in die Hunderte zu belaufen, und wir stehen erst am Anfang der Enthüllungen."

„Um so besser, um so besser! Sind Cadoudal und Pichegru ergriffen?"

„Nein. Auch wissen wir noch nicht das mindeste von ihrem Aufenthaltsort. Keiner der Gefangenen will die beiden verraten."

Bonaparte schritt mit geballten Fäusten hin und her. „Sie sollen mir nicht entgehen!" sprach er, und seine Stimme klang wie das Knurren eines gereizten Tieres. Er läutete abermals und rief dem eintretenden Kammerdiener zu: „Der Staatsrat soll sich versammeln! Savary," wandte er sich dann abermals an den Polizeiminister, „setzen Sie alle Hebel in Bewegung — scheuen Sie keine Kosten — Sie können das bei dem vermeintlichen Schmuggler gefundene Geld sofort für diesen Zweck verwenden. Bringen Sie das gesamte Korps der Spione auf die Beine! Wenn Sie sich dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigen, sind Sie nicht der Polizeiminister, den ich brauche. Lassen Sie mich nicht denken, daß Fouché es besser machen könnte. Arbeiten Sie weiter mit allen Kräften. Adieu!"

Am Nachmittag trat der Staatsrat zusammen, und Bonaparte setzte ihn von der Verschwörung und allem bisher Ermittelten in Kenntnis. Der Verdacht, daß Mitglieder des königlichen Hauses daran beteiligt seien, erregte das größte Aufsehen. Man war sich sofort darüber einig, daß der Konsul in diesem Falle mit aller Strenge vorgehen müsse. Man billigte vollauf, was er bis dahin getan, und erklärte es sogar für nötig, den Belagerungszustand über Paris zu verhängen, um den in der Stadt befindlichen Verschwörern ein Entweichen unmöglich zu machen. Einstimmig beteuerten die Mitglieder des Staatsrats, den Konsul in seinen Bemühungen unterstützen zu wollen und alles zu tun, um sein für das Vaterland kostbares Leben gegen die schändlichen Anschläge von Meuchelmördern zu schützen.

Bonaparte hatte schon jetzt gewonnenes Spiel.

7. Der Herzog von Enghien.

Leutnant René von Roussillon ritt gemächlich auf der Landstraße der Ostgrenze von Frankreich zu. Beim schaukelnden Trab des Pferdes war ihm endlich wieder wohl und leicht zumute. Die letzte Zeit hatte

einen immer erneuten Widerstreit von Gefühlen in seiner Brust wachgerufen. Diese ganze Verschwörung mit ihrem Beiwerk von geheimen Unterredungen, nächtlichen Zusammenkünften und finsteren Entschlüssen war nichts für sein vorwärtsstürmendes, sonniges Gemüt, für seine ehrliche, offene Natur. Nur die große Freundschaft zu Moreau, der, wie er meinte, dabei schließlich sein gutes Recht verfocht, bewog ihn zu der Teilnahme an dem ihm sonst wenig zusagenden Werke. Es war ein klarer, schöner Herbsttag. Das Laub der Bäume war schon gelb geworden und fiel in dichten Schauern auf die trockne Straße. Die Hufe des Pferdes trieben es in Wirbeln empor, und meilenweit begleitete dieses gemütliche Rascheln den einsamen Reiter.

Während er langsam durch den verlassenen, träumenden Wald fürbaß trabte, kehrten seine Gedanken zu Marion Scherer zurück. Lange Zeit hatte er seine Braut nicht mehr gesehen. Die Zeit, die nicht von dienstlichen Arbeiten ausgefüllt war, nahm die Verschwörung in Anspruch. Er fand wochenlang keine Gelegenheit, sie zu besuchen. Nun war er auch ohne Abschied fortgeritten. Er durfte ihr Ziel und Zweck seiner Reise nicht mitteilen, denn er war durch Ehrenwort zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Um auf ihre Fragen keine ausweichende oder gar eine lügnerische Antwort geben zu müssen, hatte er es vorgezogen, ihr nicht Lebewohl zu sagen. In der tiefen Stille des Waldes trat nun ihr Bild lebhaft vor seine Seele. Er sprach mit ihr, er sagte ihr liebe, zärtliche Worte, bat sie um Entschuldigung, daß er sie so unvermutet verlassen habe, und setzte ihr die Beweggründe auseinander. Und während der Wind in dem Laube raschelte, glaubte er ihre süße Stimme zu hören. Es war ihm, als wenn ihre weiche Hand liebkosend über seine Wangen glitte.

„Ist erst der Korse beseitigt," sprach er zu sich selbst, „so wird Ruhe sein. Das sehe ich jetzt schon, unter diesem Manne kann kein Frieden herrschen. Moreau hat recht, er will der Herrscher von Frankreich sein, und wenn er es erst einmal ist, so wird er sich auf seinem Platz nur durch Waffengewalt halten können, und der Krieg, der Bürgerkrieg oder der mit dem Auslande, wird nie zu Ende kommen. Moreau aber ist der Mann der Republik und damit des Friedens. Soll ich ihm nicht zur Seite stehen, da mir dann ja auch das traute, stille Glück des häuslichen Herdes winkt?"

Das Wetter war noch warm. Drosseln pfiffen im Walde, an den Hecken von wilden Rosen glühten rote Hagebutten. Doch als er in die tiefen Schluchten des Wasgaues kam, wurde es kälter. Rauhe Luft kam von den Bergen herunter. Immer höher empor schlängelten sich die Wege, bis er vom Paß herab den Blick über den Rheingau schweifen

lassen konnte. Dann ging es mählich wieder bergab, noch einmal in die milde, weiche Talluft hinunter. In Gasthäusern am Wegesrande, in kleinen Ortschaften, in größeren Städten hatte er mehrmals übernachtet. Er konnte sich Zeit lassen; auch lag ihm daran, nicht den Eindruck eines Kriegsmannes zu erwecken, der daran gewöhnt ist, viele Stunden im Sattel zu sitzen. Er wollte im Gegenteil mehr für einen reisenden Studenten oder jungen Kaufmann genommen sein. So verbrachte er über eine volle Woche. Endlich sah er, lieblich am Fuße des Schwarzwaldes hingebettet, das Städtchen Ettenheim vor sich liegen.

Noch ein Stückchen ritt er taleinwärts, dann befand er sich in einem dichten Laubwalde, durch dessen herbstlich gebräunte Hallen die Nachmittagssonne schräge Strahlen warf. Da schlugen Stimmen an sein Ohr. Roussillon hielt sein Pferd an.

„Mein lieber Marquis von Thunery," sagte eine fast knabenhafte Stimme, „jetzt gebe ich es auf."

„Königliche Hoheit tun unrecht," antwortete der Angeredete, „wir sind auf bester Fährte. Noch ein halbes Stündlein — und der Rotpelz ist uns sicher. Sie werden mir beistimmen, Kolonel Grünstein."

„Allerdings," antwortete eine dritte Stimme, „aber ich muß sagen, daß ich einen gräßlichen Durst habe, und diese elenden Lakaien lassen sich mit dem Wein nicht blicken. Sicherlich trinken sie ihn wieder allein aus."

„Für unsern lieben Grünstein ist der Wein auf der Jagd doch immer die Hauptsache," rief die Knabenstimme lachend.

Auch wenn Roussillon nicht den Titel „Königliche Hoheit" gehört hätte, würde er in dem jungen Manne, der jetzt aus dem dichten Gebüsch auf eine Lichtung trat, beim ersten Blick die Person erkannt haben, die er suchte. Das war ein echtes Bourbonengesicht: lichtes, strohgelbes Haar, weiche, wässerige Augen, die große, gebogene Nase und das runde, stark ausgeprägte Kinn.

Die beiden anderen Männer erschienen kurz hinter ihm: ein langer, hagerer Herr mit schneeweißem Haar, der aber trotz seines Alters noch straff aufgerichtet einherkam, und ein kleiner, feister Mann mit puterrotem Gesicht, der sich mit einem Taschentuch Kühlung zufächelte.

„Königliche Hoheit," sagte dieser letztere, „wir sind am Gestade des Rheins. Soll man hier den Wein nicht lieben?"

Sie waren alle drei in der Tracht von Jägern, mit hohen Stiefeln und der Büchse im Arm.

„Sie haben recht, Grünstein," antwortete der Prinz, „das Lakaienpack wird sich nicht eher bessern, als bis es mal wieder Stockprügel bekommt. Pfeifen Sie, Thunery, daß man uns unsere Pferde bringt."

„Wollen Königliche Hoheit wirklich nicht noch die kleine halbe Stunde —?"

„Nein!" unterbrach ihn der Prinz ungeduldig. „Ich will nach Hause reiten."

In diesem Augenblick trieb der junge Offizier sein Roß auf die Lichtung und machte kurz vor der Gruppe der Jäger halt. Er sprang ab, trat noch einen Schritt näher und redete mit einer tiefen Verbeugung den Herzog von Enghien an: „Darf ich Eurer Königlichen Hoheit mein Pferd zur Verfügung stellen?"

„Wer sind Sie?" fragte der Herzog erstaunt.

„Ein Offizier aus Paris."

„Ein Offizier? Ich hätte geglaubt, ein Student auf Reisen. Ihr Name?"

„Leutnant Roussillon von der Reiterei des Konsuls."

„Des Konsuls? Und was wollen Sie bei mir?"

„Ich komme in geheimem Auftrag von General Moreau."

„Von General Moreau? Immer besser! Was habe ich mit einem Herrn Moreau zu schaffen?"

Der Herzog wechselte einen Blick mit seinen Begleitern. Marquis von Thunery, der große, alte Herr, grüßte den Leutnant höflich und sprach: „Wenn Sie beabsichtigen, Seine Königliche Hoheit zur Annahme eines Kommandos in dem Kriege zu bewegen, welcher dem Augenschein nach in kurzem zu erwarten ist, so können Sie sich jede Mühe ersparen. Für einen Bourbon gibt es keinen Platz im Heere der Republik."

Roussillon verneigte sich. „Es ist hier nicht der Ort, über die wichtige Angelegenheit, die mich herführt, zu verhandeln," sagte er in höflichem, doch entschiedenem Tone. „Eure Königliche Hoheit werden mir gestatten, Ihnen in Ihr Schloß zu folgen. Sobald es Ihre Zeit erlaubt, wollen Sie geruhen, mir Audienz zu erteilen."

„Aber ich weiß wahrhaftig nicht —" antwortete Enghien zögernd.

„Man kann ja immerhin hören, Königliche Hoheit," meinte Marquis von Thunery. „Gehen wir."

„Wollen Hoheit aufsteigen?" fragte Roussillon, den Steigbügel haltend.

Der Herzog trat heran und hob den Fuß. In diesem Augenblick neigte sich der Leutnant wie zufällig zu seinem Ohr hin und flüsterte: „Nieder mit dem Konsul! Es lebe Bourbon!" Und da er den Prinzen verblüfft innehalten sah, setzte er rasch hinzu: „Sie sehen, ich bin eingeweiht."

Der Herzog saß im Sattel, aber noch immer hafteten seine wässerig blauen Augen mit einem fast hilflosen Ausdruck auf dem Antlitz

Rouſſillons. Der Prinz war im Begriff, mit einer verblüfften Frage herauszuplatzen, als Marquis von Thunery, der gemerkt hatte, daß der fremde Bote dem Herzog ein paar Worte zugeflüſtert, raſch zwiſchen beide trat und den Leutnant ohne Umſtände zur Seite ſchob.

„Folgen Sie uns ins Schloß!" ſagte er kurz, ergriff die Zügel des Pferdes und führte es. „Dort werden wir ſehen, was Sie Seiner Königlichen Hoheit zu ſagen haben."

Gleich darauf erſchienen Lakeien mit den herrſchaftlichen Pferden. Der Prinz beſtieg ſein eigenes Tier, und ſchweigend ritt die Geſellſchaft durch den Wald und dann über eine weite Wieſe hinweg in Ettenheim ein. Es war ein verſchlafenes Örtchen, das wohl nur dann ein wenig Leben zeigte, wenn der Markgraf von Baden-Durlach vorübergehend in dem Schlößchen Aufenthalt nahm, entweder um einen Jagdausflug in den Schwarzwald zu unternehmen oder ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ob auf ſeinen Weinbergen die Reben gut angeſetzt hätten. Die Einwohner waren daher ganz froh, als ein franzöſiſcher Emigrantenprinz ſich in Ettenheim einquartierte, und ſeit er vor etwa einem Jahre dort weilte, ſahen die ſpießbürgerlichen Ettenheimer doch wenigſtens einen kleinen Abglanz von einer Welt und einer Geſellſchaft, welche damals das Geſprächsthema der ganzen Kulturwelt bildete. Die gutmütigen Schwarzwäldler gewannen den verbannten Prinzen königlichen Geblüts lieb. Er war ein hübſcher, junger Mann, ſo ſtill, ſo manierlich und ſo hoheitsvoll. Das Treiben, das ſich nun in dem Schlößchen abſpielte, war für die Krähwinkler um ſo intereſſanter, als es ſowohl an den berühmten franzöſiſchen Königshof von ehedem als auch an die welterſchütternde Revolution gemahnte. Kein Wunder, daß in kurzer Zeit der Herzog und ſeine Umgebung in dem badener Ländlein ſehr populär geworden war.

Als Rouſſillon, der Einladung des Prinzen folgend, zur Tafel erſchien, war er nicht wenig erſtaunt über die zahlreiche und vornehme Geſellſchaft, die er dort verſammelt fand. Herren mit dem Flitter ihrer früheren Größe, Damen in rauſchenden Schleppen, mit den vorm Pöbel geretteten Juwelen notdürftig geſchmückt, ſtanden ſchwatzend, lachend und gähnend in dem kleinen, etwas bürgerlich anmutenden Speiſeſaal und warteten auf das Erſcheinen Seiner Königlichen Hoheit, genau wie man in den Tuilerien ehedem auf Seine Majeſtät den König gewartet hatte. Da erklangen wieder die geliebten Adelstitel: „Vicomte", „Marquis" und „Chevalier", „Comte", „Prince" und „Duc". Mit Spannung harrte man auf die Löſung der wichtigen Frage, wer wohl heute den Ehrenplatz neben Seiner Königlichen Hoheit erhalten würde. Es ging, nur in kleinem Maßſtabe, ganz ſo her wie vor Jahren in der Pariſer

Residenz, nur daß hier die Herren nicht, wie seinerzeit, von dem einem hungernden Volke abgepreßten Reichtum lebten, sondern von den Gnadengeldern, die ihnen aus der britischen Staatskasse zuflossen. England ernährte all diese versprengten Aristokraten höheren und niederen Ranges, weil es die der Republik und Bonaparte feindliche Partei am Leben erhalten wollte. Noch immer trieben die Herren und Damen denselben faden Tratsch und Klatsch, regten sich über die gleichen belanglosen Dinge auf und waren noch eben so hochmütig, unnahbar und blöde wie früher. Den Staub, der auf ihren verstockten, verzopften Gemütern lag, schien selbst der Sturmwind der Revolution nicht weggeblasen zu haben.

Nach dem Diner zog sich der Herzog von Enghien mit dem Marquis von Thunery und Roussillon in sein Privatzimmer zurück, und der junge Leutnant entledigte sich hier seines Auftrags. Zu seiner größten Verwunderung zeigte es sich, daß der Herzog von Enghien noch gar nichts von der ganzen Verschwörung wußte. Moreau mußte falsch unterrichtet worden sein. Der Prinz erklärte, es sei vielleicht unter den Anhängern des Prinzen von Artois und des Herzogs von Berry davon die Rede gewesen, daß man den Herzog von Enghien zum Generalissimus ernennen wolle. Diese Absicht sei dann als feststehende Tatsache weitergetragen worden. Nur so könne er sich die Sache zusammenreimen.

Für die Verschwörung selbst war er Feuer und Flamme. Doch aus Roussillons Darstellung erkannte er sogleich, daß General Moreau ein falsches Spiel mit dem Grafen von Artois getrieben habe; und nun nahm die Sache eine völlig unerwartete Wendung. Der Herzog erklärte, er wolle sich zunächst davon überzeugen, ob tatsächlich der Graf von Artois und der Herzog von Berry an dem Unternehmen beteiligt seien. Erwiese sich das als wahr, so sei es seine Pflicht, seine königlichen Vettern von der Unehrlichkeit Moreaus in Kenntnis zu setzen. Damit der General aber in der Zwischenzeit nicht seine Gegenmaßregeln treffen könne, sei es durchaus notwendig, seinen Abgesandten einstweilen in Ettenheim festzuhalten.

„Sie sind mithin gewissermaßen mein Gefangener, Herr Leutnant von Roussillon," erklärte der Prinz ruhig. „Ich zweifle gewiß nicht an Ihrer Ehrlichkeit, noch auch an dem Ernst Ihres Auftrags, allein ich bin es meiner eigenen Sicherheit, meiner Stellung und meinen hohen Verwandten schuldig, daß ich mich vorerst über alles genau erkundige. Sie werden hier einen sehr angenehmen Winter verbringen — in besserer Gesellschaft als am Hofe des ersten Konsuls — und sofern Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, sich nicht heimlich von hier zu entfernen, so

werde ich Ihnen volle Bewegungsfreiheit lassen. Wenn Sie mich hintergehen sollten, so werde ich, dem Ernst der Sachlage gemäß, mich meiner Haut zu wehren wissen."

Was blieb Roussillon weiter übrig? Er gab sein Ehrenwort und blieb in Ettenheim. So kam es, daß er in Baden weilte, während in Paris immer mehr und mehr Beteiligte in Haft genommen wurden, und sich dichter und dichter die Wolke zusammenzog, aus der der vernichtende Blitzstrahl die Verschwörung treffen sollte. Da zu gleicher Zeit über die Stadt der Belagerungszustand verhängt wurde und niemand, der sich nicht einwandfrei ausweisen konnte, hinaus- oder hereingelassen wurde, so erfuhr er auch von der Gefangennahme Moreaus nichts. Er lebte in der behaglichen Abgeschlossenheit dieses Örtleins, und in Paris ging es von Tag zu Tag stürmischer zu. Große Dinge, neue Umwälzungen lagen in der Luft; niemand nannte sie offen beim Namen, und doch, als kurze Zeit darauf das bedeutsame Ereignis sich vollzog, glaubte und erklärte jedermann, das schon lange vorher gewußt zu haben. Bonaparte schickte sich an, die breite Kluft, die die Revolution gerissen hatte, mit einem gewaltigen, kühnen Schritt zu überschreiten, und gleich einem verwegenen Kletterer räumte er nur die letzten Unebenheiten beiseite, die ihm im Wege lagen. Paris und Frankreich aber standen am Fuße der Höhe und sahen dem unerschrockenen Steiger zu, der mit festem Blick, Griff und Fuß seinem schwindelnden Ziele zustrebte.

Endlich hatte Savary ermittelt, daß tatsächlich der Graf von Artois und der Herzog von Berry in das Komplott verwickelt waren, und das Volk geriet in heftige Empörung, als es vernahm, daß Mitglieder der königlichen Familie sich an dem meuchelmörderischen Treiben der Chouans beteiligten. Desgleichen stellte Savary fest, daß der Herzog von Enghien in letzter Zeit sich oft in größerer Nähe der französischen Grenze aufgehalten habe, als sonst die Emigranten zu tun pflegten, daß er sogar mehrmals inkognito in Straßburg gewesen sei, und daß er häufig Besuch von verdächtigen Personen erhielte, die fraglos Abgesandte der Verschwörer seien. Diese Anhaltspunkte genügten dem Konsul, sofort die Verhaftung des Herzogs anzuordnen.

Endlich erhielt auch der Herzog von Enghien auf Umwegen Bescheid vom Grafen von Artois und dem Herzog von Berry, die beide bisher noch nicht gewagt hatten, den Boden von Frankreich zu betreten. Nun erlaubte er Roussillon, sich zu verabschieden. Sie waren inzwischen fast Freunde geworden. Beide hatten ein verwandtes Wesen, nur daß Roussillon derb und knorrig war, Enghien aber die ganze verweichlichte Feinheit eines Jahrhunderte alten Aristokratengeschlechts besaß. Aber offenherzig, schwärmerisch, tatkräftig und tapfer waren alle beide.

Roussillon war eben im Begriff abzureisen, als ein Lakai mit allen Zeichen der Bestürzung hereintrat. — „Königliche Hoheit!" rief er. „Was bedeutet das? was geht vor? Ein Offizier der Republik ist mit bewaffnetem Gefolge in den Park eingedrungen. Soldaten haben das Schloß von allen Seiten umstellt."

„Du faselst, Alter!" rief der Herzog und trat ans Fenster. „In der Tat, Roussillon, schauen Sie hinaus! Der Garten wimmelt ja von Soldaten. Was soll das heißen?"

Da wurde die Tür aufgestoßen, und herein traten mehrere Offiziere, an ihrer Spitze ein Oberst. Der Prinz schritt ihnen entgegen.

„Meine Herren, wen suchen Sie hier?"

„Den Herzog von Enghien."

„Der bin ich. Was wollen Sie?"

„Sie verhaften. Im Namen der Republik, Sie sind mein Gefangener! Hier ist meine Vollmacht," rief der Oberst und legte dem verblüfften Prinzen einen von den höchsten Gerichtsbeamten Frankreichs unterzeichneten Haftbefehl vor.

„Unter der Anklage des Hochverrats —" las der Prinz erbleichend. Er faßte sich an die Stirn. Dann plötzlich raffte er sich auf, lief an einen Tisch, nahm einen Degen zur Hand und stand nun mit gezückter Klinge vor den Offizieren. „Ich stehe hier unter dem Schutze des Markgrafen von Baden-Durlach," rief er aus. „Sie verletzen das Völkerrecht, wenn Sie sich an mir vergreifen —"

„Das ist Sache der Republik," antwortete der Oberst. „Wir haben unseren Befehl zu vollführen. Alles andere geht uns nichts an. Herr Herzog von Enghien, ich bin Oberst Gardener von der Konsulargarde. Ich bin hier mit dreihundert Reitern. Jeder Widerstand Ihrerseits ist unnütz. Sie und die drei Herren, die wir bei Ihnen sehen, sind Gefangene. Ihren Degen, Herr Herzog!"

Enghien gab die Waffe ab. Marquis von Thunery und Oberst Grünstein, die der Verabschiedung des jungen Leutnants beigewohnt hatten, fanden vor Überraschung kein Wort. Da trat Roussillon vor.

„Oberst Gardener," sprach er, „Sie kennen mich."

„Bei allen Teufeln, Leutnant Roussillon!" rief der Oberst verblüfft. „Was haben denn Sie hier zu schaffen?"

„Davon später!" entgegnete der junge Mann mit bebender Stimme. „Wer schickt Sie hierher? Was ist in Paris geschehen? General Moreau — —?"

„Ist als Hochverräter gefangen!"

Roussillon taumelte, als hätte er einen Schlag vor die Stirn erhalten. „O, mein Gott!" stöhnte er. „Dann ist alles verloren!"

8. Vive l'empereur!

Ohne Säumnis wurde der Herzog von Enghien von Oberst Gardener und den dreihundert Dragonern nach Straßburg gebracht und dort mit seinen Begleitern in der Zitadelle eingesperrt. Am 19. März traf der Befehl ein, ihn nach Paris zu bringen. Am Stadttor fand man den Befehl vor, den Prinzen sogleich in das Staatsgefängnis von Vincennes zu schaffen. Thunery, Grünstein und Roussillon wurden in ein Pariser Gefängnis geführt.

Schon am 20. März stand der Herzog von Enghien vor einem Kriegsgericht und hatte sich gegen die Anklage des Hochverrats und der Teilnahme an einem staatsgefährlichen Komplott zu verantworten. Das Gericht war, wie die gesetzlichen Bestimmungen es verlangten, aus Obersten der Pariser Garnison zusammengesetzt. Der Prinz gestand ganz offen ein, die Waffen gegen die Republik geführt zu haben, und erklärte, daß er das jederzeit wieder tun würde. Er gab auch zu, als Entgelt dafür von England unterstützt worden zu sein; doch leugnete er mit aller Bestimmtheit jede Teilnahme an der Verschwörung — und in diesem Punkte war er ja auch unschuldig.

Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode durch Erschießen, auf Grund der Bestimmung, daß jeder Franzose, der gegen sein Vaterland die Waffen ergreife, des Todes schuldig sei. Der Prinz nahm das Urteil ruhig entgegen. Er ahnte, daß er für andere sterben müsse: daß er als letzter Märtyrer einer verlorenen Sache fiele. Mit dem Grauen des 21. März wurde Enghien in den Festungsgraben geführt und von Grenadieren erschossen. Bis zum letzten Augenblick bewahrte er seinen männlichen Mut. Auf der Stelle, wo er die Brust den Kugeln dargeboten, ward er bestattet.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Hinrichtung des königlichen Prinzen durch ganz Paris, durch Frankreich und durch das Ausland. Überall erregte die Nachricht das größte Aufsehen. Die große Eile, mit der die Gefangennahme, die Gerichtssitzung und die Vollstreckung des Urteils vor sich gegangen waren, konnte nicht dazu dienen, die Tat als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. In Deutschland war man entrüstet über die Verletzung des Völkerrechts und die geringe Genugtuung, die Frankreich dem Markgrafen von Baden dafür geleistet hatte. In England war man sehr betrübt über den Zusammenbruch des geschickt eingefädelten Komplotts. Die Royalisten tadelten die feige Haltung des Grafen von Artois und des Herzogs von Berry, die diesen Schlag ruhig hinnahmen. In Frankreich aber war die Stimmung sehr geteilt. Hier jubelte man Bonaparte zu, dort dichtete

man Schmähllieder auf ihn. Obwohl man kaum wußte, wer denn eigentlich dieser Herzog von Enghien sei, so befremdete auch hier die große Hast des ganzen Verfahrens, die Flüchtigkeit der Untersuchung. Man sagte sich, wenn der Prinz an der Verschwörung beteiligt gewesen sei, so hätte er zusammen mit den andern Komplottierern, im Rahmen des großen Schwurgerichtsprozesses, der über sie alle binnen kurzem tagen sollte, abgeurteilt werden müssen. Demgegenüber aber wurde mit aller Bestimmtheit erklärt, daß die Bourbonen dem ersten Konsul Meuchelmörder auf den Hals geschickt hätten und er infolgedessen befugt gewesen sei, gegen die königliche Familie besonders vorzugehen.

Im Schlosse Malmaison war man in großer Aufregung. Josephine warf sich ihrem Manne an den Hals und rief: „Bonaparte, was hast du getan? Man wird dich guillotinieren wie meinen ersten Mann! und diesmal werden sie auch mich mitnehmen!" — Alle Damen waren außer sich vor Entsetzen. — Die Feinde Bonapartes frohlockten. General Bernadotte, der schon damals auf Napoleon eifersüchtig war, rieb sich die Hände und sagte: „Jetzt hat er zu hoch gespielt. Nun ist es Zeit, ihn zu stürzen!" — Fouché fühlte noch einmal alle Republikanerluft erwachen: „Gott sei Dank!" sagte er. „Ich glaubte schon, Bonaparte wolle sich mit der Rolle eines zweiten Monk begnügen" *). — Lucian Bonaparte, der sich immer auf den edlen Mann des Volkes hinausspielte und in seinem Bruder den Despoten erblickte, stürzte in das Schlafzimmer seiner Frau mit dem Rufe: „Fort, fort! Jetzt hat der Tiger Blut geleckt!" — So herrschte selbst in der nächsten Umgebung des Konsuls teils Frohlocken, teils stummes Grauen, teils heftige Mißbilligung.

Bonaparte aber wußte genau, was er getan hatte, und weshalb er es getan. Aus Furcht vor Fürbitten oder Gnadengesuchen war er am 20. und 21. März unsichtbar geblieben. Erst als das Urteil vollstreckt war, zeigte er sich am selben Abend in der Oper. Man jubelte ihm zu. Sein Leben war dem Volke teuer; es freute sich, daß er Herr über seine Feinde geworden war, und es wollte ihm helfen, sie alle bis auf den letzten niederzuschlagen.

Deshalb ertrug es auch mit größter Geduld alle Unannehmlichkeiten, die der über Paris verhängte Belagerungszustand mit sich brachte. Kein Mensch durfte die Stadt verlassen, die Konsulargarde biwakierte rings um die Mauern und stellte von fünfzehn zu fünfzehn

*) General Monk verhalf Karl II. von England, dem Sohne des hingerichteten Karl I., zum Throne.

Schritt Posten zu Fuß und zu Pferde auf. Die Bois und Promenaden im Innern der Stadt waren für Spaziergänger gesperrt. Die Einwohner sahen sich durch all diese Maßregeln um einen großen Teil ihrer Vergnügungen gebracht; allein Bonaparte erreichte dadurch, daß das Volk selbst einen tätigen Anteil an der Verfolgung der Staatsverbrecher nahm und die Beamten der Polizei mit Eifer unterstützte. Noch immer waren die beiden Häupter der Verschwörung Cadoudal und Pichegru nicht gefangen, und schon hatte der Belagerungszustand sechs Wochen gedauert.

Im Gefängnis vernahm Roussillon von diesen Zuständen. Nachdem man dem Herzog von Enghien in solcher Eile den Prozeß gemacht hatte, rechnete er von Tag zu Tag darauf, daß die Reihe an ihn kommen würde. Nach allem, was er erfuhr, hegte er nicht die mindeste Hoffnung gelinder beurteilt zu werden als der unglückliche Prinz, der ja doch eigentlich unschuldig gewesen war. Er hörte mit Entsetzen, eine wie große Zahl von Royalisten und Chouans schon in Haft genommen sei. Doch als er erfuhr, daß die Haupträdelsführer, Pichegru und Cadoudal, in Wahrheit durch das Volk selbst den Verfolgern ausgeliefert worden seien, da brach er völlig zusammen.

Pichegru hatte bei einem Kaufmann Leblanc Aufnahme gefunden. Dieser Mann begab sich zum Polizeiminister und erklärte sich bereit, gegen entsprechende Belohnung den General zu verraten. Er erhielt einen Judaslohn von 300000 Franks und führte drei Polizeioffiziere zur Nachtzeit in das Schlafzimmer des Generals, der schon im Bett lag. Die Häscher stürzten sich sofort auf die Pistolen, die er auf den Nachttisch gelegt hatte. Da erwachte der General und sprang auf. Nun entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen dem bärenstarken Pichegru und seinen Feinden. Er verteidigte sich wie ein Wahnsinniger, bis einer der Polizisten ihm ein Bein stellte und ihn zu Fall brachte. Nun fesselten sie ihn.

Jetzt richtete man alle Bemühungen auf die Ergreifung Cadoudals. Am 9. März erhielt die Polzei Nachricht, daß Cadoudal um vier Uhr nachmittags in einem Wagen über die Königsbrücke fahren würde, um sich in der Nähe des Pantheons ein neues Versteck zu suchen. Die Brücke und die Umgegend des Pantheons wurde von Polizisten besetzt. Zur angegebenen Zeit erschien ein Kabriolett, dessen Insasse so wütend auf sein Pferd losschlug, daß es wie ein Wirbelwind über die Brücke flog. Es gelang dem Mann hinüberzukommen, doch als er den Platz am Pantheon ebenfalls umstellt sah, wollte er zurückfahren. Da warfen sich Polizisten und Männer aus dem Volke dem Pferde in die Zügel. Cadoudal schoß mit einem Revolver unter sie, sprang heraus und ergriff die Flucht. Aber mit dem Ruf: „Cadoudal! der Chouan!"

ward er umringt, überwältigt und ins Gefängnis gebracht. Mit seiner Verhaftung nahm der Belagerungszustand ein Ende. Die Nachforschung nach weiteren Verschwörern wurde eingestellt; die Vorbereitungen zur Eröffnung des großen Prozesses begannen.

In Roussillon vollzog sich während dieser Zeit eine tiefe Wandlung. Mit Befremden hörte er von dem Verhalten des Generals Moreau. Der Mann, den er bisher für ein Vorbild der Wahrhaftigkeit und des Mannesmuts gehalten, zeigte sich jetzt, wie Roussillon unter der Hand erfuhr, kleinlich und schwach. Er leugnete hartnäckig jede Beziehung zu Pichegru und Cadoudal. Roussillon erfuhr auch, daß Bonaparte seinem Feinde die Hand zur Versöhnung gereicht, Moreau aber in starrsinnigem Trotz alle Annäherungsversuche von sich gewiesen hatte und auf seinem unhaltbaren Standpunkt verharrte. Wenn Moreau sich mit Bonaparte deshalb nicht einigte, um seine Mitgefangenen nicht schnöde im Stich zu lassen, so hätte er sich doch eben zu diesen bekennen sollen. Allein er wollte ja mit ihnen in keiner Verbindung gestanden haben. Redliche Treue zu der Sache, auf die er sich eingelassen, konnte also nicht der Beweggrund zu seinem Verhalten gegen den Konsul sein. Roussillon mußte sich vielmehr sagen, daß Neid und Trotz dahinter steckten. Warum trat Moreau nicht ganz offen gegen Bonaparte auf, warum erklärte er nicht, weshalb er an der Verschwörung teilgenommen habe? Er konnte noch immer eines großen Anhangs im Heere gewiß sein. Statt dessen verscherzte er sich allen Kredit, indem er selbst angesichts der übereinstimmenden Aussagen von Mitgefangenen alles bestritt. Roussillon erkannte zu seinem bittersten Kummer, daß General Moreau nicht die Kraft habe, das Werk, das er begonnen, durchzuführen, daß er den Kampf gegen Bonaparte in kindischer Starrköpfigkeit enden ließ.

Dazu kam, daß das Volk ganz offen und in heller Begeisterung zu Bonaparte hielt. Ja, immer deutlicher trat das Verlangen des Volkes zu Tage, den unvergleichlichen Mann, der in den letzten Jahren das Geschick des Landes mit so viel Glück und Erfolg geleitet hatte, zum Oberhaupt des Reiches zu erheben. Die Verschwörer waren aufgetreten mit dem Rufe: »Vive le roi!« Nun antwortete Frankreich mit einem weithin hallenden: »Vive l'empereur!« — Wer fragte jetzt noch nach Moreau, nach dem Hause Bourbon? Bonaparte war der Abgott. Das Volk hob ihn über seine Feinde empor.

Mehr und mehr schlug in Roussillon die Überzeugung Wurzel, daß ein Kampf gegen diesen Mann nicht nur unnütz, sondern nach der Lage der Dinge auch unrecht sei. Marion Scherer, die Erlaubnis erhielt, ihn im Gefängnis zu besuchen, tat das Ihre dazu, diese Wandlung in

ihm zu vollenden. War sie doch stets eine glühende Verehrerin Napoleons gewesen. Eines Tages war sie kurz entschlossen in die Tuilerien gegangen, um für ihren Bräutigam um Gnade zu bitten. Es war ihr nicht gelungen, Zutritt zu Napoleon zu erlangen; aber sie hatte ihn ganz aus der Nähe gesehen. Und er war ihr unbeschreiblich schön erschienen, dieser kleine Mann mit dem Cäsarenkopfe, der mit festen, kurzen Schritten und unter leisem Sporenklirren inmitten ehrfurchtsvoller Stille über die Teppiche schritt, einen feinen Duft nach Eau de Cologne um sich her verbreitend. Mit Recht wies Marion auf das tapfere Verhalten Cadoudals hin, der sich weit würdiger und charakterfester zeigte als Moreau, indem er seine Absicht, den ersten Konsul zu töten, ganz offen bekannte und die Dornenkrone des politischen Märtyrers auf sich nahm. Durch Marion erfuhr Roussillon auch, von welcher Stimmung ganz Paris beherrscht sei, und daß schon Anfang Mai der Senat dem ersten Konsul die Kaiserwürde angetragen hatte. Das also war das Ergebnis der großen Verschwörung. Sie hatte den Umsturz aller Verhältnisse bezweckt; sie hatte das Königtum unter einem Bourbonen wiederherstellen wollen und erreichte die Gründung eines Kaisertums unter Napoleon. Obgleich Roussillon nie mit wirklich inniger Anteilnahme an dem Komplott mitgearbeitet hatte, so war doch nun der Fehlschlag so furchtbar, so niederschmetternd, daß er zusammengebrochen wäre, wenn nicht Marion ihn immer wieder mit tröstenden Worten aufgerichtet hätte.

Am 15. Mai wurde gegen die Verschwörer die öffentliche Anklage erhoben. Eigentlich hätten sie als Landesverräter vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden abgeurteilt werden können; aber auch hier zeigte sich die tiefe Klugheit Bonapartes. Er wollte eine höchst eingehende Verhandlung geschehen lassen, der gewissermaßen das ganze Volk beiwohnen sollte. Wochenlang beschäftigte nun der Prozeß ganz Paris. Hier erkannte nun Roussillon erst, wie verhaßt beim Volke die Bourbonen geworden waren, wie wenig Dank Frankreich den Verschwörern gewußt haben würde, wenn sie ihren Zweck erreicht hätten. Hier schwand auch der letzte Rest von Ehrfurcht vor General Moreau aus seinem Herzen. Er konnte das Benehmen seines alten Waffengefährten nicht begreifen. Als der Beweis erbracht worden war, daß Zusammenkünfte zwischen ihm und den Häuptern der Verschwörern stattgefunden hätten, leugnete er noch immer, und die allgemeine Verachtung wandte sich ihm zu. Cadoudal warf ihm den Hohn seiner fanatischen Wahrheitsliebe ins Gesicht. Pichegru erschien nicht vor den Schranken, er hatte sich kurz vor Eröffnung des Prozesses in der Gefängniszelle mit seinem eigenen Halstuch erwürgt. Dann

am es zum Urteilsspruch. Ein großer Teil der Verschwörer, darunter Cadoudal, wurden zum Tode, ein Teil zur Strafkolonie, der kleinste Teil zu längerem oder kürzerem Gefängnis verurteilt. Gegen Moreau lautete der Spruch — aus Rücksicht auf seine früheren Verdienste um Frankreich, hauptsächlich aber wohl, weil Bonaparte ihn begnadigen wollte — auf zwei Jahre Haft. Und der General nahm, nach seinem Doppelspiel und seinem ruhmlosen Abfall, diese Gnade aus der Hand eines Feindes an, ja als Bonaparte ihm wenige Tage später Gelegenheit zum Entkommen geben ließ, benutzte er auch diese und flüchtete nach Amerika.

Roussillon war zum Tode verurteilt worden. Es war ihm nur erwünscht. Er hatte Moreau geliebt, verehrt, vergöttert. Jetzt wußte er, daß der General auch gegen ihn, seinen besten Freund, nicht ehrlich gewesen war, denn was für persönliche Absichten er bei dem ganzen Unternehmen insgeheim verfolgte, darüber ward Roussillon erst im Verlauf des Prozesses aufgeklärt. Der junge Mann hatte das Gefühl, eine völlige Niederlage erlitten zu haben, und beschämt über den klägelichen Zusammenbruch, wollte er gern sterben.

Nur um Marion tat es ihm leid. Das arme Mädchen lief bei allen Bekannten von Haus zu Haus und warb um Fürsprache für ihren Bräutigam. Doch niemand wollte sich einmischen. Es sei gefährlich, sagte man, ein Wort für einen der Verschwörer einzulegen. Der Kaiser — denn das war Bonaparte jetzt schon, obwohl er sich die Krone erst einige Monate später aufs Haupt setzte — verstände in diesen Dingen keinen Spaß. Doch als Marion erfuhr, daß Kaiserin Josephine sich für Herrn von Polignac, Murat für Herrn von Rivière verwendet hätten und diese beiden begnadigt worden seien, verdoppelte sie ihre Bemühungen. Allein sie hatte keinen Erfolg. Überall wurde sie abschlägig beschieden. Endlich vermochte ihr Vater den Jammer seines Kindes nicht länger mit anzusehen und tat selbst Schritte, ihr zu helfen. Eine Zeitlang hatte er nicht mehr Glück damit als Marion. Da las er eines Tages die Liste der Offiziere, die aus Anlaß der Ernennung zum Kaiser von Bonaparte befördert worden waren. Er stieß auf den Namen: Jean Rapp, avanciert zum Divisionsgeneral.

Sofort eilte der Bankier Scherer zu diesem Manne. Die Vermutung, die ihn geleitet hatte, bewahrheitete sich. Er erkannte in dem jungen General den Sohn seines besten Jugendfreundes wieder, eines Bürgers von Kolmar im Elsaß, der frühzeitig gestorben war und dann einen Knaben in das Haus Scherers gegeben hatte, wo er herangewachsen war, bis er eines schönen Tages auf und davon lief, um in der Revolutionsarmee sein Glück zu machen. Er hatte sich dann bei

der Rhein-Mosel-Armee unter Desaix ausgezeichnet — jenem ausgezeichneten Führer, der den Sieg bei Marengo mit dem Leben bezahlte — tat sich in Ägypten hervor und wurde dann rasch Oberst und Adjutant Bonapartes. Zu seiner größten Freude erfuhr Scherer, daß der Kaiser auf Rapp große Stücke hielt und — was für eine große Bevorzugung galt — noch immer „Du" zu ihm sagte.

Rapp war außer sich vor Freude, den alten, väterlichen Freund wiederzusehen, und als dieser ihm seine Sache vorgetragen hatte, lief der junge General ohne Umstände vom Fleck in das Arbeitszimmer des Kaisers. Es war am 14. Juni und sieben Uhr morgens — eine frühe Stunde, zu der Napoleon jedoch bereits an seinem Tische saß, beschäftigt mit der Feststellung der Feierlichkeiten, unter welchen die Krönung zum Kaiser vor sich gehen sollte. Auch durfte man weder an der Stunde noch an andern Hindernissen Anstoß nehmen, denn dieser 14. Juni war der Tag der Hinrichtung.

Napoleon hatte vor kurzem sein Bad genommen — in brühend heißem Wasser, wie er pflegte. Er war in vorzüglicher Stimmung. Sein Leibarzt Corvisart befand sich bei ihm und machte ihm eben die beste Hoffnung auf endgültige Beseitigung des Magenübels, das sich in diesen etwas aufregenden Tagen öfters eingestellt hatte. Bonaparte wandte sich sogleich dem jungen General zu, den er wegen seiner großen Offenheit und Ehrlichkeit sehr gern hatte.

„Sire," antwortete Rapp, „vor einiger Zeit haben Eure Majestät der Schweiz Ihre Vermittlung zuteil werden lassen. Eure Majestät wissen, die Schweizer sind damals nicht recht zufrieden gewesen, namentlich nicht der Kanton Bern. Es bietet sich jetzt eine Gelegenheit, den Bernern zu beweisen, daß Majestät großherzig und edelmütig sind. Ein Mann, dessen Familie aus Bern stammt und dort in hohem Ansehen gestanden hat, soll heute hingerichtet werden. Seine Väter haben zu den ersten Männern des Kantons gehört. Wenn Sie ihn begnadigen wollten, so würde dies dort großes Aufsehen erregen und Ihnen in der Schweiz unzählbare Herzen gewinnen."

„Wie heißt der Mann?"

„René von Roussillon, ehemaliger Leutnant der Schweizergarde."

Als Napoleon den Namen hörte, geriet er in heftigen Zorn und rief: „Was? Der ist ja fast noch schuldiger als Cadoudal selbst! Er war der besondere Freund Moreaus und dessen vertrauter Sendbote bei all den schändlichen Geschäften."

„Ich weiß alles, was Eure Majestät gegen ihn einwenden können, aber die Schweizer, Sire, und seine Verwandten werden Eure Majestät segnen! Begnadigen Sie ihn — nicht um seinetwillen, denn er hat

den Tod verdient, sondern um vieler wackeren Leute willen, die nicht unter seinen Torheiten zu leiden brauchen."

„Was sagen Sie dazu, Corvisart?" fragte der Kaiser, doch ohne eine Antwort abzuwarten, entriß er Rapp die Bittschrift, unterschrieb sie schnell und drückte sie ihm fast grob wieder in die Hände: „Beeilen Sie sich!" rief er, „damit Sie nicht zu spät kommen!"

Roussillon stand schon auf dem Schafott, als Scherer die Nachricht von der Begnadigung überbrachte. Der junge Mann glaubte zu träumen. Er hatte mit dem Leben abgeschnitten, nun entriß man ihn dem Tode. Erst an der Brust seiner geliebten Marion kam er wieder zur Besinnung. Von diesem Tage an war er in der Verehrung Napoleons ein Herz und eine Seele mit Marion Scherer. Doch ließ der Kaiser ihn nicht völlig straflos ausgehen. Er degradierte ihn zum gemeinen Soldaten; aber in der nächsten Schlacht schon zeichnete Roussillon sich unter den Augen des Kaisers aus; da erhielt er nicht nur seinen Rang wieder, sondern wurde kurz darauf zum Major befördert.

Er sah Moreau nicht wieder; doch als dieser im Jahre 1813 dem Rufe des Kaisers Alexander von Rußland gefolgt war und unter dessen Fahnen gegen Napoleon und Frankreich kämpfte, da stand nun Roussillon, inzwischen schon zum General emporgerückt, seinem ehemaligen Freunde gegenüber.

Bis zu diesem Jahre hatte Moreau, fern von der Welt, auf seinem Gute in Delaware gelebt. Dort vernahm er von dem verhängnisvollen Ausgange des russischen Feldzugs, und sofort erwachten alle ehrgeizigen Pläne der früheren Zeit wieder in seinem Herzen. Er meinte, der Zeitpunkt sei gekommen, sich an seinem Feinde zu rächen, verließ Amerika und reiste nach Europa.

Wie ein gewöhnlicher Überläufer ging er zu Frankreichs Feinden über und stellte sich dem Kaiser von Rußland zur Verfügung. Von den Alliierten wurde der berühmte General mit Jubel begrüßt. Man empfing ihn in Prag mit fast fürstlichen Ehren und gab ihm eine Art Oberbefehl über die vereinigten Heere neben dem Generalissimus Schwarzenberg.

Es war in der blutigen Schlacht bei Dresden. Der Regen floß in Strömen, so daß das Pulver in den offenen Pfannen der Steinschloßgewehre unbrauchbar wurde und die ganze schwere Bataille von der Artillerie und mit den Bajonetten ausgefochten werden mußte. Die Abstände waren zu jener Zeit noch so klein, daß man von den Batterien aus genau den Feind und das Einschlagen der Kugeln sehen konnte. Napoleon richtete selbst eine Kanone auf die glänzende Gruppe, die sich um die verbündeten Souveräne scharte. Plötzlich bemerkte man unter den Reitern eine seltsame Verwirrung, und man vermutete sogleich, daß

eine hochstehende Person, vielleicht gar einer der Fürsten, verwundet worden sei. Später teilte man dem Kaiser mit, es sei General Moreau gewesen.

„Das ist der Lohn," rief Napoleon aus, „wenn man vergißt, was man seiner Ehre und seinem Vaterlande schuldig ist!"

Moreau saß zu Pferde neben dem russischen Kaiser, als von einer eben aufgefahrenen Batterie eine Kugel heransauste. Sie zerschmetterte ihm den linken Oberschenkel, ging durch das Pferd hindurch und zerriß auch noch das andere Bein.

Kaiser Alexander sah ihn fallen. Das Pferd des Zaren blieb unbeweglich stehen; denn dieser Fürst hatte mehrere Rappen, die besonders darauf dressiert waren, vor vorbeiziehenden Truppen oder im Gefecht unbeweglich wie Steinbilder dazustehen. Moreau aber heftete den Blick auf den Kaiser und sprach die schönklingenden Worte: „Süß ist's, unter den Augen eines solchen Fürsten und für eine solche Sache zu sterben."

Im Tode jedoch fand er seinen früheren Heldenmut noch einmal wieder. Beide Beine mußten ihm abgenommen werden, und während die Ärzte — wie sie damals noch taten — mit der Säge an seinen zerschmetterten Gliedern herumhantierten, rauchte er eine Zigarre. Als er seinen alten, treuen Burschen bitterlich weinen sah, wandte er sich zu ihm und sprach: „Laß doch gut sein, nun brauchst du keinen Stiefel mehr zu putzen."

Die Operation verlief immerhin günstig, allein der alte Haudegen starb trotzdem wenige Tage später am Wundfieber.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co., Altenburg, S.-A.

Vaterland, dir woll'n wir sterben!

Eine Erzählung aus der Zeit der Belagerung Kolbergs und der Reiterzüge Schills.
(Nach Nettelbecks eigener Lebensbeschreibung.)

Von Walter Heichen.

1.

Auf der Flucht.

Ein Trupp von etwa fünfzig Reitern jagte mit verhängten Zügeln über die Landstraße dahin, die von Lübeck nach Grevesmühlen führte. Es war im Monat November. Ein früher Frost hatte den Boden hart gemacht, und die Pferde waren müde geworden. Als der Abend hereinbrach, machte daher einer der Reiter den Vorschlag zu rasten.

„Die Tiere gehen drauf, wenn wir ihnen nicht Ruhe gönnen! Das tut's auch, wenn die Verfolger uns einholen und gefangennehmen? Können denn wir paar Männlein noch helfen?"

„Halt!" befahl ein junger Offizier, der an der Spitze der Schar ritt.

Während die Leute die zitternden, keuchenden Rosse zum Stehen brachten, wandte der junge Offizier sich zu dem Manne, der eben gesprochen hatte. „Leutnant von Romberg," sagte er, „solange ich den Befehl führe — nichts von Übergabe! Wenn Sie nicht mehr mit wollen, machen Sie kehrt! Desertieren Sie! Es ist ja nicht weit bis Lübeck, und Joachim Murat, der neubackene Großherzog von Berg, macht vielleicht gern den Sohn eines altdeutschen Adelsgeschlechts zu seinem Pferdeburschen."

Mit diesen Worten stieg er ab und warf die Zügel einem der Soldaten zu.

„Reden Sie immer verächtlich von diesen Leuten, Herr von Wedel," antwortete Romberg. „Ich dächte, wir hätten es sattsam erfahren, daß sie uns über sind. Wer hätte gedacht, daß unsere Feldherrn, daß

die glorreichen Krieger des alten Fritzen so völlig aufs Haupt geschlagen werden könnten!"

Leutnant von Wedel schwieg und wandte sich den Reitern zu, denen er die nötigen Weisungen erteilte. Man führte die Tiere seitwärts von der Straße in ein kleines Birkenwäldchen hinein, und auf einer Lichtung, die in einer kleinen Bodensenkung lag, machte man, so gut es ging, ein Biwak zurecht. Hier war man von der Landstraße aus nicht zu sehen. Trotzdem unterließ man es, ein Feuer anzuzünden; denn die Nacht war ungewöhnlich klar, obwohl sehr finster, und ein weithin leuchtender Schein hätte den Feind heranlocken können, von dem man immer noch nicht weit genug entfernt war. Die Soldaten mußten daher auf eine Schüssel warme Suppe verzichten und sich mit einem Stück trocknen Brotes begnügen, das man zum Glück noch mit einem Schluck Branntwein würzen konnte.

Bald war es ringsum still. Die Pferde, durch die Decken hinreichend gegen die Kälte geschützt, die infolge der herrschenden Windstille jetzt sehr erträglich war, rupften emsig das karge Gras von dem spröden Boden der Lichtung ab. Die Soldaten hatten sich in die Mäntel gewickelt. Nachdem sie Hunger und Durst gestillt, begann sich die Erschöpfung nach dem anstrengenden Ritt geltend zu machen, und viele von ihnen schliefen ein. Um sich gegenseitig zu erwärmen, schmiegten sie sich eng aneinander. Wie wohl tat das tiefe Schweigen der Nacht den abgehetzten Menschen! Hallten doch ihre Ohren noch wider von dem furchtbaren Kanonendonner und Gewehrfeuer, das tagelang ununterbrochen gedröhnt hatte! Wie wohl tat es ihnen, die frische Luft zu atmen, die nicht von dem erstickenden Dunst des Pulvers, von dem beizenden Geruch des Salpeters erfüllt war! Hier klang nicht mehr das Gejammer der Verwundeten, das Geschrei der in wildem Handgemenge ringenden Gegner. Mochte kommen, was da wolle' man hatte doch wenigstens ein paar Stunden der Ruhe vor sich.

Leutnant von Wedel konnte nicht schlafen. Er saß auf dem Stumpf einer gefällten Birke und starrte vor sich hin. Die Augen brannten ihm wie Feuer, und dennoch schlossen sie sich nicht zum Schlummer. Seine Stirn glühte wie im Fieber. Was hatte sich ereignet? Stand denn die Welt noch um ihn her? Wie ging es zu, daß nicht alles mit in das Verderben, in den Zusammenbruch hineingezogen worden war? Es dünkte ihn, als könne nach dem, was geschehen war, nichts mehr bestehen bleiben. Das ruhige Schnarchen einiger Leute um ihn her, das friedliche Geräusch der noch immer grasenden Pferde kam ihm fast unnatürlich vor.

Er preßte das heiße Gesicht in die Hände und stöhnte dumpf auf „Verloren! alles verloren! O mein Gott!"

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „Ein Wort, von Wedel! Ich sehe, Sie finden auch keine Ruhe."

Der junge Offizier sah auf. „Was wollen Sie, von Romberg?" fragte er fast unmutig.

„Sie dürfen mich nicht für einen Feigling halten," antwortete Romberg und ließ sich neben Wedel ins Gras nieder. „Sagen Sie doch selbst, was können wir denn noch tun?"

„Ich halte jeden für einen Feigling, der an Übergabe denkt!" entgegnete Wedel in wildem Trotz.

Romberg zuckte die Achsel. „Fürst von Nassau-Oranien, Fürst von Hohenlohe und nun zuletzt auch unser alter, guter Blücher — sie haben sich gewehrt wie die Löwen und dann doch kapituliert."

Wedel griff mit beiden Händen in sein krauses Haar. „Wahrlich, Romberg," ächzte er, „ich wünschte, ich läge tot auf den blutgetränkten Feldern von Auerstedt oder in den Straßen von Lübeck, statt jetzt wie ein Hase zu fliehen!"

„Ich denke gewiß nicht an Desertion," sprach Romberg. „Aber bei allen Teufeln, kann man es den Tausenden von Soldaten so sehr verübeln, daß sie zum Feinde übergelaufen sind? Jeder sagt sich eben, es ist doch nichts mehr zu retten, und man bekommt auf andere Weise keine Ruhe vor den verfluchten Franzosen. Glauben Sie nur, von Wedel, wenn der gemeine Mann voll erkennen könnte, was für himmelschreiende Böcke unsere Führer in diesen letzten Tagen geschossen haben, es wäre überhaupt kein Halten mehr gewesen. Haben wir sie nicht alle für unbesiegbar erachtet: Hohenlohe, Massenbach, Rüchel und Kalckreuth? Und Prinz Louis Ferdinand liegt tot bei Saalfeld, und der Herzog von Braunschweig ist in beide Augen geschossen worden! Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der König selbst in die Hände der Franzosen gefallen. Bis zuletzt haben wir unter Blücher, Scharnhorst und York uns noch unserer Haut gewehrt. Nun sind auch diese drei gefangen. Und das große preußische Heer? Wo ist es? Vielleicht sind diese fünfzig Reiter das letzte, was noch davon übrig ist."

„Um so mehr Grund für mich, sie dem Vaterland zu erhalten," antwortete Wedel.

„Vaterland!" versetzte Romberg finster. „Haben wir denn noch ein Vaterland? Das deutsche Reich besteht nicht mehr. Und Preußen? Es ist mit seinen besten Söhnen bei Jena und Auerstedt verblutet! Seine Heerführer sind gefangen, sein König flüchtet von Stadt zu Stadt, und wer weiß, ob nicht schon, während wir hier sprechen, Napoleon von Berlin aus über das Land verfügt."

„Noch haben wir starke Festungen, an denen sich die Franzosen

die Köpfe zerbrechen können," erwiderte Wedel. „Stettin und Magdeburg sind uneinnehmbar. Spandau und Küstrin werden ihnen eine Nuß zu knacken geben. Wenn diese Plätze sich tapfer wehren, so muß Napoleon einen großen Teil seiner Streitkraft zu Belagerungen festlegen, und noch immer ist Rettung möglich."

„Ich glaube an nichts mehr, von Wedel!" war Rombergs Antwort. „Ein Unglück kommt selten allein, und gar ein solches Unglück, wie es jetzt über uns hereingebrochen, das reißt alles mit sich in den Abgrund. Geben Sie acht, ob es nicht diese festen Plätze genau so machen wie Erfurt, das gleich am Tage der Schlacht die Waffen gestreckt hat. Lassen Sie es nur erst überall ruchbar werden, daß selbst Blücher, Scharnhorst und York sich trotz tapferster Gegenwehr dem Feinde überliefern mußten — wer soll dann noch standhalten?"

„Nicht alle denken wie Sie!" entgegnete Wedel. „Doch gleichviel! Mag alles fallen — ich kapituliere nicht!"

„Mit unsern fünfzig Mann — —?"

„Dann mache ich es wie Prinz Louis Ferdinand bei Saalfeld und werfe mich mit der Brust in die Lanzen des Feindes!"

„Wohin gedenken Sie vorerst zu reiten?"

„Nach Stettin!" antwortete Wedel. „Dorthin wird der Feind sich zuerst wenden, und wenn fünfzig Mann auch nur eine geringe Zahl sind, so können sie doch bei der Verteidigung eines so wichtigen Platzes von Nutzen sein."

„Gott gebe, daß wir nicht zu spät kommen!" seufzte Romberg. „Aber rechnen Sie doch einmal nach! Am 28. Oktober hat sich Hohenlohe ergeben. Ein Teil seiner Truppen ist nach Stettin entkommen. Die Franzosen werden ihnen auf dem Fuße gefolgt sein. Wir sind dann mit Blücher eben noch der Katastrophe von Prenzlau entronnen. Am 7. November haben uns die unerbittlichen Jäger in Lübeck zur Strecke gebracht. Sollte diese ganze Zeit über vor Stettin nichts geschehen sein? Und bedenken Sie, daß der Rest von Hohenlohes Leuten alles Entsetzen der Flucht und der Niederlage mit in die Festung hineingetragen hat! Selbst wenn sie sich zur Wehr gesetzt hat, so muß sie jetzt noch belagert sein. Wie wollen wir da hineinkommen? Nein, von Wedel! Das ist bare Narrheit! Lassen Sie Stettin ganz beiseite!"

„Meinen Sie, man sollte lieber nach Magdeburg gehen?"

„Das wird ebenso umstellt sein."

„Ja, aber wohin dann, in Teufels Namen?"

Romberg zuckte die Achseln. „Sie haben das Kommando, von Wedel," versetzte er mit einem leisen Anflug von Spott.

Leutnant von Wedel schwieg. Er mußte im stillen seinem

Kameraden recht geben, und doch bäumte sich seine Adelsnatur noch immer wild gegen die Einsicht auf, daß alles verloren sein, daß das stolze, ruhmbedeckte Preußen mit all den hohen Namen seiner Feldherrn und Offiziere gegen den französischen Emporkömmling und seine Rotte von Abenteurern endgültig unterlegen sein könne. Marschall Lannes hatte den Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geschlagen — und Lannes war der Sohn eines Stallknechts. Marschall Ney hatte den Fürsten von Nassau-Oranien bezwungen — und Ney war der Sohn eines Böttchers. Marschall Soult hätte beinahe den König von Preußen gefangengenommen — uud Soult war ein Bauernjunge. Marschall Murat hatte den Fürsten von Hohenlohe entwaffnet — und Murat war eines Gastwirts Kind. Marschall Bernadotte zwang Blücher zur Übergabe — und Bernadotte hatte einen Federfuchser, einen sogenannten Advokaten, zum Vater! Und von welcher Herkunft war denn ihr Oberhaupt selbst? Davoust allein, hieß es, sei von altfranzösischem Adel, aber Leutnant von Wedel wollte nicht recht daran glauben. Und diese hergelaufenen Kerle, diese großgewordenen Straßenjungen, mit goldenen Tressen, Federhüten und Ordenssternen angeputzt, hatten die Adelsherren der preußischen Armee zu Paaren getrieben und jagten nun die letzten Reste dieser Armee, die die Welt für unbesiegbar gehalten, an deren Fahnen der unvergängliche Ruhm des siebenjährigen Krieges haftete, hierhin und dorthin vor sich her, wie der Wirbelwind das welke Laub der Bäume treibt.

„Ach, wenn es keine Zuflucht für uns gibt," rief er schmerzlich, „wenn wir nirgend mehr helfen oder nützen können, so wollen wir wenigstens mit Ehren sterben! Ich sage Ihnen ja, von Romberg, ich zwinge Sie nicht, mir zu folgen! Ich zwinge keinen von denen, die sich mir angeschlossen haben. Aber wer mutlos werden will, der wird es zeitig genug von selbst. Man braucht nicht durch Worte, wie Sie sie heute den ganzen Tag über im Munde geführt haben, noch dazu beizutragen. Wenn es dahin gekommen ist, daß wir vor der Wahl stehen, entweder die Waffen niederzulegen oder zu sterben, so mag jeder handeln, wie er es für richtig hält. Ich weiß wohl, daß ich dann niemand mit Gewalt an mein Schicksal ketten kann. Das aber weiß ich auch heute schon, daß von den fünfzig Mann, die hier um mich schlummern, der größere Teil mir, der kleinere Ihnen folgen wird."

Romberg zuckte die Achseln. „Wir werden sehen," antwortete er und kehrte an seinen Platz zurück.

Leutnant von Wedel saß wieder allein und schweigend da. Nach einem Weilchen regte sich etwas hinter ihm. Ein Reiter, der knapp an seinem Rücken lag, richtete sich auf.

„Herr Leutnant!"

Der Offizier wandte sich um und sah dem Manne ins Gesicht. „Was willst du, Klaus Borstell?"

„Wenn wir nicht nach Stettin können, wissen Sie, wo wir hin könnten?"

„Na? Wohin denn wohl?"

„Nach Kolberg, Herr Leutnant. Da bin ich zu Hause, und Kolberg ist eine gar stattliche Festung, da wird's einen harten Strauß geben, da werden wir noch manchem Franzmann eins auf die Nase geben können. Und ich sage Ihnen, Herr Leutnant, in Kolberg gibt's viele Leute, die haben Haare auf den Zähnen — viel alte Fischer, Herr, die dran gewöhnt sind, ihr Leben täglich gegen Wind und Wellen in die Schanze zu schlagen. So'n steifer Sturm, Herr Leutnant, im kleinen Fischerboot auf hoher See, das ist auch nicht viel gelinder als das Pfeifen von Kugeln und Granaten, und eine haushohe Woge schlägt mehr kaputt als ein Korps Franzosen. Kolberg wird sich den Feind vom Leibe halten, oder ich müßte mich sehr in meiner Vaterstadt irren. Nichts für ungut, Herr Leutnant!"

„Ich danke dir, Borstell," antwortete von Wedel. „Ich werd's bedenken."

Die Worte des Reiters taten ihm unendlich wohl. Eben war er noch nahe daran gewesen, von Romberg beizustimmen und alles verloren zu geben, da sprach doch noch jemand von Mannesmut und Gegenwehr. Da war doch noch einer, der es bezeugte, daß noch nicht alles verloren sein könne, so lange nur noch ein paar das Herz auf dem rechten Fleck behielten. Dennoch beschloß Wedel, zunächst den Versuch zu wagen, ob er sich nach Stettin durchschlagen könne. Es erschien ihm unwahrscheinlich, daß die Belagerung dieser Stadt schon im Gange sei. Er hegte ja noch immer die Hoffnung, daß sich Reste der geschlagenen Heere irgendwo gesammelt hätten und den Feind aufhielten. Der Gedanke aber, die starke Festung könne schon in den Händen der Franzosen sein, kam ihm ungeheuerlich vor. Er wußte nicht, daß ein von Romberg Kommandant von Stettin war; und obwohl dieser mit dem Kameraden Wedels gar nicht oder doch nur sehr entfernt verwandt war — wenigstens schien von Romberg von diesem Namensvetter nichts zu wissen —, so hätte er allein auf diese Gleichheit der Namen hin vielleicht eine Kapitulation für nicht ganz so unmöglich gehalten, sei es auch nur auf Grund des Umstandes, daß der Name von Romberg für ihn keinen guten Klang hatte.

Der grauende Morgen sah die Soldaten wieder im Sattel. Sie ritten stundenlang durch Wald und Heide. Endlich am späten Nach-

mittag gelangten sie an ein großes Gehöft. Nirgend zeigte sich ein Mensch; ja selbst das Getier schien sich verkrochen zu haben, und wenn nicht aus ein paar Ställen das Quieken von Schweinen, das Schnattern von Gänsen hörbar geworden wäre, so hätten die Reiter glauben können, es sei nichts Lebendes mehr am Orte.

Erst als sie laut in deutscher Sprache nach den Insassen riefen, zeigte sich der Kopf eines alten Mannes am Fenster. Nach einer Weile ward die Tür des Hauses geöffnet, Stimmen erklangen, und gleich darauf klirrten die Riegel des Hoftores. Eine Gruppe von Männern, Frauen und Kindern trat auf die Straße heraus. Mit argwöhnischen Blicken sahen die Leute nach den Soldaten; sie schienen nicht zu glauben, daß es Preußen seien, und wären gewiß auf die geringste feindselige Bewegung jammernd in die Knie gefallen. Der alte Mann, der zum Fenster herausgelugt hatte, trat ein paar Schritte vor und blickte suchend umher, als erwarte er, von dem Führer der Reiterschar angesprochen zu werden.

Leutnant von Wedel ritt sogleich auf ihn zu.

„Ihr braucht euch vor uns nicht zu fürchten, gute Leute," rief er den Bauern zu. „Wir sind Freunde. Gebt uns Quartier für diese Nacht und Speise und Trank, weiter begehren wir nichts von euch."

Der Bauer wechselte einen Blick mit den andern Männern, die seine Söhne oder Schwiegersöhne zu sein schienen, und antwortete in wehleidigem Tone: „Ihre Leute, edler Herr, können es sich dort in der Scheune bequem machen, Stroh und Heu für die Pferde ist da. Der gnädige Herr kann mit den Offizieren im Hause nächtigen. Aber Essen, Euer Gnaden, haben wir nicht. Wir sind arme Bauersleute, und es sind schwere Zeiten. Wo sollen wir Zehrung für so viele Menschen hernehmen? Ja selbst an Wasser mangelt's, denn wir haben einen trockenen Winter, edler Herr, und der Brunnen gibt nicht viel her."

Die Soldaten murrten laut. „Sie haben die Ställe voll Vieh, die Hunde," riefen ein paar. — „Wir lassen uns nicht mit hungrigem Magen wegschicken," setzten andere hinzu.

Ein strenger Blick von Wedels brachte sie zum Schweigen. „Guter Mann," wandte der Offizier sich an den Bauern, „wir wollen es nicht geschenkt haben. Auch verlangen wir nicht mehr als eine Abendmahlzeit. Ich schreibe dir einen Empfangsschein auf meinen Namen aus, so daß du überall ohne Schwierigkeit den Geldeswert für das, was du uns gibst, ausgezahlt bekommen kannst. Ich bürge dir dafür, du sollst nicht schlecht dabei fahren."

Der Bauer drehte die Mütze in den Händen. „So wahr ich hier stehe, edler Herr, wir haben nichts mehr. Und wenn wir etwas hätten,

wir leben fern von der Welt, wo sollen wir uns das Geld holen? Es sind schlechte Zeiten hier! Wo ist überhaupt noch Geld? Da brauchen wir das Bißchen, das wir noch haben, zum eigenen Leben."

Da verlor von Wedel die Geduld. „Genug der Worte, Bauernlümmel!" rief er und zog sein Pistol aus dem Halfter. „Du hast vergessen, deinen Schweinen und Rindern das Maul zu stopfen. Ihr da," rief er den andern Männern zu, „ich schieße den Alten erbarmungslos über den Haufen, wenn ihr nicht alsbald für meine Leute einen Ochsen und zwei Schweine schlachtet und Heu, Hafer und Wasser für die Pferde herbeischafft. Wir sind im Kriege, Donnerwetter, da ist jeder sich selbst der Nächste, und wenn ihr gutmütig nicht heranwollt, so werdet ihr gezwungen."

Die Männer liefen auseinander; der Alte aber fiel in die Knie, hob die Hände flehend auf und rief: „Wir wollen euch geben, was ihr billig fordern könnt, edler Herr! Wir wollen euch Fleisch, Brot und Wasser geben."

„Warum hast du dich erst geweigert?" herrschte von Wedel ihn an.

„Edler Herr, wo Preußen durchkommen, da sind auch bald die Franzosen hinterdrein, und die wollen auch was haben. Kann man ihnen nichts geben, dann brennen sie einem das Haus überm Kopfe ab; das ist allbekannt."

„Also wolltest du deine Landsleute, die Verteidiger deiner Heimat, hungern und dursten lassen, um den Feinden desto reichlicher geben zu können?"

„O gnädiger Herr, es sind vor ein paar Tagen ein paar Bürger von Lübeck hier vorbeigekommen. Die wollten nach Stralsund. Sie haben uns erzählt, was in Lübeck geschehen ist. Wir wissen, daß unsere Soldaten von den Franzosen geschlagen worden sind, daß das letzte Häuflein nach heftigem Straßenkampf in Lübeck gefangengenommen worden ist. Können wir daran zweifeln, edler Herr, daß Sie und Ihre Leute jetzt von Lübeck kommen und auf der Flucht vor den Franzosen sind? Müssen wir nicht befürchten, daß wir morgen schon die Feinde auf dem Halse haben? Und können wir von Preußen und von seinem König noch etwas erwarten, wenn seine Armee aufs Haupt geschlagen worden ist? Bedenken Sie das, gnädiger Herr, und gehen Sie milde mit uns um!"

Von Wedel schob die Pistole an ihren Platz zurück. „Du magst schon recht haben, Alter, wenn du meinst, daß die Franzosen hinter uns herkommen; aber wer zuerst da ist, mahlt zuerst. Also schick' dich drein. Im Kriege geht's nun einmal drunter und drüber. Wir müssen alle auf bessere Zeiten hoffen; und von diesen wackern Soldaten, die sich für euch

bei Jena und Auerstedt und in Lübeck geschlagen haben, weiß keiner, ob er heute nicht zum letztenmal in seinem Leben zu Abend ißt."

Inzwischen hatten sich die Reiter über das ganze Gehöft zerstreut, die Pferde untergebracht und mit Futter versehen. Dann machten sie sich in der Scheune die Lagerstatt zurecht und halfen den Bauersleuten beim Herrichten der Mahlzeit. Man vertrug sich nun ganz gut. Die Soldaten scherzten mit den Frauen und Kindern, gaben den Jungen Karabiner und Säbel in die Hände und erzählten von ihren letzten Erlebnissen. Der geräumige Bauernhof verwandelte sich in ein kriegerisches Lager. In langen Reihen standen die Pferde, die man nicht in die Ställe führen wollte, um sie für den Notfall rascher bei der Hand zu haben. Soldaten liefen hin und her, Wasser und Heu tragend. Die Bauernweiber richteten im Hause das Quartier für die Offiziere her, die Männer zerlegten die geschlachteten Tiere, Tische und Bänke wurden draußen aus Brettern aufgeschlagen. In dem Hause, das man eben noch für tot hätte halten können, herrschte das regste Leben und Treiben.

„So groß ist schon die Furcht vor dem mächtigen Feinde," dachte von Wedel, als er in dieser Nacht, zum erstenmal seit langer Zeit, wieder in einem Bette schlief. „Selbst diese Bauern wollen ihm mit offenen Händen alles zutragen, was sie haben, um sich auf guten Fuß mit ihm zu stellen. Und doch haben diese noch nie einen Franzosen gesehen, haben sein Pulver noch nicht gerochen, seine Säbel noch nicht verspürt. Wahrlich, es ist zum Verzweifeln."

Aber auch er ließ sich jetzt vom Wohlsein des Augenblicks in sanftere Stimmung einwiegen. Er fragte nicht danach, daß es das Bett eines Bauern war, das seine müden Glieder aufnahm; es war ihm höchst gleichgültig, daß es grob karrierte Leinwand war, in die er seinen aristokratischen Leib streckte. Es tat ihm unendlich gut, in die tiefen, weichen Kissen zu versinken, von Winter und Nachtluft nichts zu verspüren, und es tat ihm um so wohler, als er einen tüchtigen Teller gute Suppe und eine stattliche Portion saftigen Bratens im Magen hatte. In dieser seligen Stunde verjagte er alle Gedanken an die schmachvolle Niederlage, an die siegreichen Verfolger, an die hoffnungslose Zukunft. Und er dankte dem Schöpfer von ganzem Herzen, daß er in dieser Zeit der Not noch einen solchen Abend hatte erleben dürfen.

Wie frohgemut schauten am andern Morgen seine Leute drein! Sie hatten sich im Heu brav ausgeschlafen, und sie brachen mit dem schönen Bewußtsein auf, für ein paar Tage Fleisch und Brot bei sich zu haben. Da hörte man wirklich wieder einmal ein lustiges Pfeifen. Die überstandenen Drangsale schienen vergessen; man blickte mit ruhigen, tapferen Augen in die Zukunft. Ein sattes Mahl, eine warme Nacht

hatten die Kräfte aufgefrischt. Selbst die Pferde wieherten fröhlich, blähten die Nüstern und trappelten munter neben ihren Reitern her, als diese sie zum Tore führten. Schließlich nahm man in bestem Einvernehmen Abschied von den Bauersleuten, und der Alte, der noch am Abend unaufhörlich gejammert hatte, steckte, ob auch kopfschüttelnd, den Empfangsschein, den von Wedel ihm ausstellte, in die Tasche. Nun ja, vielleicht bekam man daraufhin sein Geld — wenn nicht heute und morgen, so in einer besseren Zeit.

Von Wedel tröstete den Alten noch im Wegreiten. „Wegen der Franzosen braucht ihr einstweilen keine Angst zu haben. Wenn sie uns verfolgten, so hätten sie uns nun einholen müssen. Da sie sich auch in dieser Nacht nicht haben blicken lassen, so ist anzunehmen, daß sie sich in südöstlicher Richtung auf ihre Hauptarmee zurückgezogen haben."

Die Reiter waren etwa eine halbe Stunde unterwegs, als auf dem Wege vor ihnen sich die Gestalt eines jungen Bnrschen zeigte, der ein Pferd an der Hand hielt.

„Holla!" rief Wedel. „Das ist einer von den Bauernjungen, meint ihr nicht auch, Leute?"

„Ja wahrhaftig!" antwortete einer der Soldaten, „das ist ein Enkel des Alten. Ich hab' ihm gestern ganz ausführlich die Schlacht bei Jena beschreiben müssen."

„Und da hättet ihr sehen sollen," setzte ein anderer hinzu, „wie der Junge Feuer und Flamme für das Dreinhauen war. Er schien nach Franzosenblut zu lechzen, wie der Tiger nach Gazellenblut."

Inzwischen war man an die Stelle gekommen, wo der junge Mensch sich aufgestellt hatte. Er war derweil auf sein Pferd gestiegen, und als er den Leutnant erblickte, zog er die Mütze und lenkte ein wenig zur Seite.

„Weshalb bist du von Hause weggeritten, und was willst du hier?" ragte der Leutnant.

„Mitgehen," antwortete der Junge.

Die Soldaten nickten einander zu und lachten.

„Mitgehen?" rief von Wedel. „Kannst du denn reiten?"

„Will's meinen."

„Aber du kannst nicht fechten und nicht schießen."

„Das lern' ich."

Seine blauen Augen blitzten unternehmungslustig. Das blonde Haar hing ihm lang und unordentlich in die braunen Wangen hinein. Er lachte, daß zwischen seinen frischen, roten Lippen die weißen Zähne hervorleuchteten.

„Wie alt bist du denn, Bengel?" fragte von Wedel.

„Im kommenden Monat werd' ich sechzehn."

„Deine Eltern wissen nicht, daß du sie verlassen willst?"

„Bewahre! Da hätt' mich der Vater mit der Hundepeitsche gestrichen, und die Mutter hätt' geweint."

„Hm — was willst du denn aber bei uns?"

„Mit in die Schlacht ziehen!"

Von Wedel schüttelte den Kopf. „Mein Junge, das ist alles ganz gut und schön, aber — — "

„Mein Junge" wollte indessen, wie es schien, gar kein Aber aufkommen lassen. Auf einen Augenblick nahm sein Gesicht einen weinerlichen Ausdruck an; dann aber bedachte er wohl, daß Tränen ihm bei den Soldaten nicht viel helfen würden. „Herr Leutnant," sagte er beherzt, „vielleicht können Sie mich als Führer gebrauchen. Ich kenne die Gegend genau."

„Nun so geh in Gottes Namen mit, Bursche!" rief Leutnant von Wedel und ritt weiter.

So kam es, daß Klaus Rynecke Soldat wurde. Der Anblick der Reiter, ihre Erzählungen, der Umgang mit ihnen während eines Abends hatten in dem Bauernburschen eine große Sehnsucht wachgerufen, die bisher, ihm selbst fast unbewußt, in seiner Brust geschlummert. Die blitzenden Waffen, die Federbüsche anf den Helmen, die kriegerischen Stimmen entfesselten in ihm einen Drang nach Abenteuern, nach Taten. Als ihm einer der Reiter den Hergang der Schlacht bei Jena, des Rückzugs nach Lübeck, den Straßenkampf in dieser Stadt und die völlige Niederlage des Blücherschen Korps ausführlich beschrieb, da glühten seine Wangen, seine Augen funkelten, seine Brust arbeitete wie im Fieber. Das Verlangen, mitzumachen, zu kämpfen, im Kugelregen gegen Feinde zu stürmen, ergriff ihn mächtig, und der Entschluß, auszureißen und sich den Reitern anzuschließen, stand alsbald in ihm fest. Bisher hatte sozusagen der Zaun des heimatlichen Gutes seine Welt bedeutet. Milch, Erbsen und Speck, Arbeit im Felde und auf dem Hofe, Sonntags Kirchgang — das war so sein Leben. Nur dumpf und undeutlich drang der Schall der gewaltigen Ereignisse jener Zeit in die ländliche Einsamkeit; aber was man davon hörte, das nahm er begierig in sich auf, das gestaltete er in seiner bäuerlichen Phantasie zu Wundern aus, mit denen sein Geist sich immer wieder und wieder beschäftigte. Lange ehe die Soldaten auf dem Hofe seines Großvaters erschienen, war sein Gemüt schon voll von Waffenklirren und Schlachtenlärm. Und als sie nun kamen, da war für ihn kein Halten mehr. Er mußte mit.

Er war bald der Liebling aller. Mit einem Geschick, das ihm angeboren zu sein schien und das gewiß niemand dem Bauernjungen zugetraut hätte, wußte er sich überall nützlich zu machen. Zudem zeigte

es sich, daß er über eine riesenhafte Körperkraft gebot und es mit dem stärksten unter den Erwachsenen aufnehmen konnte. Eines Tages kam es zwischen einem Reiter und ihm zu einem scherzhaften Ringkampf; es war dem Manne nicht möglich, des Knaben Herr zu werden. Ja er mußte sich gewaltig zusammennehmen, um nicht selbst zu unterliegen. In jener Zeit, wo körperliche Kraft die beste Gabe des Soldaten war, konnte es nicht fehlen, daß dieser Umstand dem jugendlichen Vaterlandsverteidiger unter seinen älteren Kameraden großen Respekt verschaffte.

Der Winter kam mit aller Macht; heftige Schneefälle, schneidende Luft von der Seeseite her erschwerten nun den Marsch der Reiterschar. Nach zwölf mühevollen Tagen, während deren sie zu ihrem Glück fast allabendlich unter Dach und Fach kampieren konnten, kamen sie in die Gegend von Prenzlau. Jetzt war größte Vorsicht geboten. Sie mußten damit rechnen, auf einzelne Abteilungen des Feindes zu stoßen. Hier hatte Ende Oktober Murat den Fürsten von Hohenlohe zur Übergabe gezwungen, Bernadotte das Blüchersche Korps zurückgetrieben und dann über Waren und Schwerin bis Lübeck verfolgt. Diese Strecke, die von den Schrecken eines mit täglichen Kämpfen verknüpften Rückzugs heimgesucht und von den Franzosen verwüstet worden war, hatte von Wedel auf seinem Wege jetzt nicht berührt. Er war nördlich von Schwerin durchgezogen, hatte die fest zugefrorene Warnow südlich von Rostock ohne Schwierigkeiten überschritten und näherte sich der südlich von Pasewalk gelegenen Ortschaft Nechlin.

Hier erfuhren sie von Landleuten, daß sich am 28. Oktober nicht nur ein großer Teil des Hohenloheschen Korps, sondern auch die Festung Stettin dem Feinde ausgeliefert hatte.

„Mit 20000 Mann hat Fürst Hohenlohe hier gestanden," erzählte man, „da kam Murat mit seinen Reitern heran. General Massenbach — Gott verzeih dem Hasenfuß! — war auf Rekognoszierung ausgeritten und sah überall Franzosen, auch wo gar keine waren. Sie wären rings umstellt, meldete er dem Fürsten, es bliebe ihnen nichts übrig als zu kapitulieren. Der Fürst schenkte seinem Bericht Glauben. Auch er war mutlos geworden; denn auf dem Wege hierher hatte ihn ein großer Teil seiner Mannschaft verlassen. Alle seine Versuche, sie zusammenzuhalten, waren fehlgeschlagen. Von Tag zu Tag waren sie haufenweise desertiert, und auch die, welche bei ihm blieben, waren von Hunger und Furcht zerrüttet. Es fehlte an Waffen und Munition. Fürst Hohenlohe verabredete nun ein Zusammentreffen mit Murat; und dieser versicherte ihm auf Ehrenwort, die Angaben des Generals Massenbach beruhten auf Wahrheit. Aber das log er, der windige Prahlhans! Er sprach von 100000 Mann, die er bei sich hätte, und der Fürst

glaubte es ihm. Dabei hatte der Franzose nicht einmal soviel Soldaten wie der Fürst. Doch dieser streckte die Waffen. Mit etwa 16 000 Mann Fußvolk und sechs Regimentern Kavallerie, mit 60 Kanonen und 45 Fahnen hat er sich ergeben. Er hatte neben Murat stehen und dem Vorbeimarsch seiner entwaffneten Soldaten zusehen müssen. Und es waren die besten Soldaten Preußens!"

„Und Stettin auch!" rief Wedel, niedergeschmettert von diesem furchtbaren Unglück.

„Ohne Schwertstreich! Lassalle heißt der tolle Kerl. An der Spitze einiger Schwadronen kam er herangestümt. Da sank den Leuten in der Festung das Herz. Zuviel hatten die von Hohenlohes Korps den ganzen Tag hereinströmenden Flüchtlinge von der übermenschlichen Stärke, von der Unbesiegbarkeit des Feindes erzählt. 6000 Mann und 120 Kanonen lieferten sich dem Feinde aus. Und man sagt, General Lassalle habe nur 800 Reiter gehabt."

Die Soldaten hatten das Gefühl, als würde ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen. Doch als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, da erwachte in ihrem Herzen Stolz und Trotz. Sie hatten es anders gemacht! Sie waren nicht wie die Lämmer, die den Wolf sehen, blökend zusammengelaufen. Ach, was war doch ihr Blücher für ein handfester Kerl gewesen! Wie hatten sie es den Feinden in Lübeck sauer gemacht! Erst auf den Verschanzungen, dann an den Toren, und dann in den Straßen. Von Haus zu Haus waren sie zurückgewichen, jeder Fußbreit des Bodens mußte ihnen in heißem Kampfe abgerungen werden, und erst als es bei Ratkau an der Grenze des neutralen Dänenlandes einfach nicht weiterging, hatte der Generalleutnant sich mit 11 Generälen, 500 Offizieren, 8000 Mann und 60 Fahnen ergeben. Leutnant von Wedel war der einzige, der sich mit einer kleinen Seitenpatrouille durchschlug und der Gefangennahme entging.

„Ja, wenn Stettin kapituliert hat," dachte von Wedel, „dann wird wohl Kolberg sich erst recht nicht gehalten haben. Wohin nun? Versuchen wir, nach Magdeburg zu kommen."

Daraufhin schlug er mit seinen Leuten die Richtung nach Neustrelitz ein. Doch sie waren kaum zwei Stunden von Nechlin entfernt, als über eine kleine Anhöhe hinweg ein Trupp von Reitern in Sicht kam. Es waren Preußen. Wedel ritt ihnen entgegen. Die beiden Führer begrüßten sich mit der Höflichkeit von Leuten, die es in keiner Lebenslage an guter Form fehlen lassen.

„Leutnant von Schill vom Regiment Königin-Dragoner," sagte der Ankömmling, nachdem von Wedel als der jüngere zuerst seinen Namen genannt hatte. „Wohin des Wegs, Kamerad?"

„Nach Magdeburg!“ antwortete von Wedel.

„Magdeburg?“ rief der andere. „Von dort her kommen wir. Magdeburg ist in Feindeshand! Warum reitet ihr nicht nach Stettin?“

„Stettin ist über,“ versetzte von Wedel.

Sie sahen einander an. Leutnant von Schill stieß einen dumpfen Laut des Schmerzes aus und faßte mit der rechten Hand an den Kopf, um den er eine dicke Binde trug. Er schloß die Augen, als wenn ihn ein Schwindel überkäme. Doch gleich darauf richtete er sich mit einem Ruck auf und faßte mit kräftigem Griff die Zügel.

„Nach Küstrin!“ rief er aus. „Kamerad, folgen Sie mir!“

Es war für Leutnant von Wedel ganz selbstverständlich, daß er den Oberbefehl an Leutnant von Schill, als den älteren Offizier, abtrat und sich ihm unterordnete. Die beiden Reiterscharen, die nun vereint ihres Weges zogen, zählten etwa achtzig Mann. Die Offiziere und die Leute hatten einander genug zu erzählen. Schill war ebenfalls mit bei Auerstedt gewesen. Vier Schwadronen Königin-Dragoner waren an der Spitze der Division Schmettau bei Poppel zuerst auf den Feind gestoßen und trieben ihn siegreich bis Hassenhausen, wurden dann aber zum Rückzug gezwungen. Da Wedel beim Blücherschen Korps gefochten, das dann auf Spielberg zurückgehen mußte, so hatten die beiden Offiziere, die sich hier fern von dem verhängnisvollen Schlachtfelde zufällig begegneten, ganz nahe beieinander gestanden und gekämpft. Zuerst waren beide Heeresteile, denen sie angehörten, auf Magdeburg zumarschiert, dann aber war das Blücherschе Korps von dieser Linie abgedrängt worden und hatte die Richtung nach Braunschweig und der untern Elbe einschlagen müssen.

„Ich kann Ihnen noch mehr erzählen,“ sprach Schill düster. „Nicht nur Magdeburg ist gefallen, sondern auch Berlin ist von den Franzosen besetzt. Napoleon selbst, der erst sich in Potsdam niederließ, weil er Davoust für seinen Sieg bei Auerstedt die Ehre geben wollte, als erster in der Residenz Preußens einzurücken, sitzt nun seit dem 27. Oktober in unserer Hauptstadt und spielt sich als Herr des Landes auf. Kaum traf er dort ein, so kapitulierte Spandau ohne den geringsten Versuch einer Gegenwehr.“

„Aber Magdeburg! Magdeburg!“ rief Wedel. „Wie ist es möglich! Eine solche Festung! Sie hätte monatelang Widerstand leisten können.“

„Allerdings,“ antwortete Schill. „Die Besatzung zählte 24000 Mann und 20 Generale. Sie hatten 600 Kanonen und Massen an Pulver und Proviant. Es ist unfaßbar, daß General von Kleist so sehr allen Mut verlieren konnte. Lassen Sie uns hoffen, daß Küstrin es nicht ebenso macht.“

„O, wohin sollen wir uns dann noch wenden? Wo finden wir

ein Plätzchen in unserem Heimatlande, wo wir uns nicht vor dem Feinde zu demütigen brauchen, wo wir der schmachvollen Gefangenschaft entgehen?" rief Leutnant von Wedel.

„Im schlimmsten Falle nehmen wir den Säbel in die Faust und stürmen in die erste beste feindliche Abteilung hinein, die uns in den Weg kommt. Ich ziehe den Tod der Übergabe und der Gefangenschaft vor," erklärte Schill.

„Sie sprechen mir aus dem Herzen, Herr Leutnant!" stimmte von Wedel bei.

Doch schon am folgenden Tage, als sie in die Gegend von Angermünde kamen, vernahmen sie von reisenden Kaufleuten, daß Oberst von Ingersleben, der Kommandant von Küstrin, schon am 1. November die Festung mit 6000 Mann und 100 Kanonen dem Feinde ausgeliefert hätte.

„Die Leute sagen," erzählten die Männer, „man habe den Franzosen sogar Bote zugeschickt, damit sie auch ja recht bequem über die Oder hinüberkommen und in die Festung einziehen konnten."

„Schlag auf Schlag!" murmelte Schill. „Was nun? Und wohin?"

Da erinnerte von Wedel sich in seinem tiefen Schmerze der Worte, die Jens Borstell bei Grevesmühlen zu ihm gesprochen hatte.

„Nach Kolberg, Leutnant von Schill!" antwortete er.

„Das dürfte allerdings unsere letzte Zuflucht sein!" stimmte dieser bei.

Und abermals wandten sie die Pferde. Sie nahmen nun die Richtung auf die Oder zu, um diese bei Schwedt zu überschreiten. Von dort gedachten sie östlich an Stettin vorbei über Altdamm und Gollnow sich nach Kolberg zu schlagen. So irrte dieses Häuflein von Menschen, das in Wahrheit den letzten Rest wehrbarer Mannschaft in dem einst so mächtigem Preußenlande darstellte, von Nord nach Süd, von West nach Ost, und überall sahen sie den Weg versperrt. Wie von einer Hochflut überrascht, suchten sie ein rettendes Ufer, und auf allen Seiten schlug ihnen die feindliche Woge entgegen. War auch Kolberg schon in der Gewalt der Franzosen — woran sie kaum zu zweifeln wagten —, dann blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich gen Osten bis nach Danzig oder noch weiter zurückzuziehen. Während sie dies bedachten, wußten sie noch nicht einmal, daß ihr unglücklicher König, dessen Macht und Land der Eisenschuh Napoleons zertreten hatte, schon vor ihnen dorthin geflüchtet war.

2.

Der Kommandant von Kolberg.

Kolberg war damals ein mäßiges Städtchen von noch nicht 6000 Seelen, am rechten Ufer des kleinen Flusses Persante gelegen, der nur an seiner Mündung 100 Meter hinauf schiffbar ist. Dort, eine halbe

Viertelmeile von der Stadt, bildet er einen Hafen für kleinere Fahrzeuge. Die daran grenzenden Häuser und Speicher hießen „die Münde". Zwischen Stadt und Münde, ebenfalls am östlichen Ufer, zog sich eine Vorstadt hin, „die Pfannschmieden" genannt. Diese dankte ihren Namen und Ursprung der Benutzung einiger reichhaltigen Salzquellen, welche sich gegenüber nahe an der westlichen Stromseite befanden. Hier lagen die Salzsiedereien und ein Gradierwerk, das sich in westlicher Richtung weit durch das Siederfeld erstreckte.

Die Stadt selbst bildete ein stumpfes Viereck und wurde an den drei Landseiten von einem Hauptwall und sechs Bastionen eingeschlossen. Nahe Außenwerke von Wichtigkeit waren hier nicht vorhanden; aber der Platz gewann nichtsdestoweniger eine bedeutende Stärke durch einen breiten morastigen Wiesengrund, der sich ununterbrochen von Süden nach Nordosten rings um sie her erstreckte, keine Annäherung durch Laufgräben gestattete und außerdem durch Schleusen tief unter Wasser gesetzt werden konnte. Erst jenseits erhob sich nach Süden die Altstadt, nach Osten der Hoheberg und der Bullenwinkel und nach Nordost der Wolfsberg, von wo aus die Stadt für Kanonenschüsse erreichbar war. Nur dieser Punkt, als der gefährlichste, war mit einer Schanze versehen. Auf dem Münder Kirchhofe war eine Batterie angelegt, und den Eingang des Hafens deckte an der Ostseite ein starkes Werk, „das Münderfort". Die Westseite der Stadt lehnte sich an die Persante. Von dem Flüßchen und dem aus ihm abgeleiteten Holzgraben war die Neustadt und, an diese noch weiter westlich angelehnt, die Geldervorstadt mit verschiedenen Befestigungen und Außenwerken umschlossen. Am unteren Einfluß des Holzgrabens in die Persante sicherte die „Moraststschanze" die Verbindung mit dem „Münderfort". In weiterer Entfernung, südwestlich, konnte eine Erhöhung, „der Kauzenberg" genannt, der Festung nachteilig werden. Daher waren früher dort Verschanzungen angelegt worden, die jedoch jetzt brach lagen.

Doch ach, wie trübselig sah es im Herbst 1806 mit allem aus, was zu einer rechtschaffenen Verteidigung gehörte! Seit undenklicher Zeit war für die Unterhaltung der Festung so gut wie gar nichts getan worden. Wall und Graben verfallen, von Palisaden keine Spur mehr! Nur auf der Bastion Pommern standen drei Kanonen auf Lafetten. Doch die dienten allein zu Lärmschüssen, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Alles übrige Geschütz lag auf dem Boden, hoch von Gras überwachsen, und die dazu gehörigen Lafetten vermoderten in den Remisen. Rechnet man hierzu die ungenügende Anzahl der Verteidiger, die unkriegerische Haltung (denn der tüchtigere Teil der Mannschaft war ins Feld gezogen und nun dort bis auf

einen kleinen Rest gefallen), die allgemeine Entmutigung, die selbst beherzten Leuten das Selbstvertrauen und die Geistesgegenwart raubte, die tägliche Ankunft von Flüchtlingen und von tausend sich kreuzenden Unglücksbotschaften, den offenkundigen Mangel an den nötigsten Bedürfnissen für den Fall einer Belagerung, so hätte ein rascher, kecker Anlauf von Seiten der Franzosen in diesen ersten Tagen bei dem Kommandanten jeden Gedanken an einen ernstlichen Widerstand unterdrückt, und eine solche Handlungsweise wäre nach Lage der Dinge von der Mehrzahl der Bewohner entschuldigt worden.

Dieser Kommandant war damals Obrist von Loucadou, ein alter, abgestumpfter Mann, der seit dem bayerischen Erbfolgekriege, wo er ein Blockhaus gegen die Östreicher mutig verteidigt hatte, zu dem Rufe eines besonders tüchtigen Offiziers gekommen war. Gegenwärtig war der Geist verflogen oder hing noch so blind am alten Herkommen, daß er sich in der neuen Zeit gar nicht zurechtfinden konnte.

Begreiflicherweise brachte die Bürgerschaft einem Manne dieser Art nicht eben viel Vertrauen entgegen. Man hielt ihn im allgemeinen nicht für geeignet, der großen Schwierigkeiten, welche ein Kampf mit dem Feinde im Gefolge haben mußte, Herr zu werden. Als nun das große Unglück, von dem das Vaterland betroffen worden, in Kolberg ruchbar wurde, bemächtigte sich lebhafte Unruhe und Besorgnis der Einsichtigen unter den Bewohnern. Man wußte, wie mächtig der Feind war, vor dem alles darniederlag, und wenn gleichwohl eine kleine Zahl von Bürgern vom ersten Tage ab die Losung ausprach: „Kolberg muß dem König bleiben!" so waren sie sich klar darüber, daß sie eine fast übermenschliche Aufgabe übernahmen, in der sie von ihrem Kommandanten sich keiner großen Beihilfe zu versehen hätten.

Es war am Vormittag des 14. Novembers. In dem Sitzungssaal des Rathauses versammelten sich unter dem Vorsitz des Bürgermeisters Dresow die Mitglieder des Stadtrats zur ernsthaften Besprechung. Die kalte, frische Wintersonne sah zu den nüchternen Fenstern herein; die Holzscheite im Kamin des hohen, mit seinen schwarzen Kacheln ernst dreinschauenden Ofens prasselten.

„Obrist Laucadou hat sich auf wiederholtes Anfragen bereitfinden lassen, Auskunft zu geben," sprach Ratsschreiber Zimmerman. „Der französische Parlamentär, der am 8. November hier war, ist von Stettin gekommen, das sich, wie uns bekannt ist, an diesem Tage dem Feinde überlieferte. Er hatte den Auftrag, Kolberg zur Übergabe aufzufordern, und verlangte ferner, daß sich der königliche Domänenbeamte nach Stettin begebe, um dem französischen Statthalter den Huldigungseid zu leisten."

„Was hat der Obrist darauf geantwortet?" fragten mehrere gleichzeitig.

„Er hat beide Forderungen abschlägig beschieden," antwortete der Schreiber feierlich.

„Danach will es ja scheinen, als sei er ernstlich gesonnen —" begann Dresow mit der ihm eigenen Bedächtigkeit.

Doch Joachim Nettelbeck unterbrach ihn ohne allen Respekt vor der bürgermeisterlichen Würde. „Das besagt gar nichts!" rief er ungestüm dazwischen. „Lassen wir uns nicht täuschen! Ich, meine Herren, weiß, was man von Loucadou zu halten hat. Ich lasse mir kein X für ein U machen. Jetzt wissen wir, daß auch Magdeburg sich schmählich den Franzosen ausgeliefert hat. Wenn morgen wieder ein feindlicher Sendbote kommt, so wird der Obrist sicherlich anders antworten."

Da erhob sich Peter Borstell — der Vater eben jenes Jens Borstell, der fern von seiner Heimat zu Leutnant von Wedel von dem Mannesmut der Bürger Kolbergs gesprochen hatte. „Hört mich ruhig an, liebe Herren und Freunde," ließ er sich vernehmen, indem er mit der rechten Hand verlegen die linke Wange und das Kinn streichelte. „Und vor allem Ihr, mein lieber, guter Joachim Nettelbeck, unterbrecht mich nicht. Ich spreche wahrlich nicht für mich allein. Ein großer Teil der Bürgerschaft steht auf meiner Seite. Wir fragen uns mit Sorge, was können wir tun? Sind wir denn in der Lage, Widerstand zu leisten? Stettin hat es nicht getan — Magdeburg, das stolze, starke Magdeburg, hat es ebenfalls hübsch bleiben lassen. Der Feind hat nun einmal die Macht in Händen. Wo sie sich ihm ergeben haben, da hat er auch Gnade walten lassen; aber wo er auf Gegenwehr stößt, da zeigte er sich unerbittlich, ja grausam. Das haben mit uns viele Bürger von Kolberg erwogen. Wir sind ja nur eine kleine Festung."

Nettelbeck wollte schon wieder aufbrausen; doch im letzten Augenblick kam ihm ein guter Gedanke, er zwang sich zur Ruhe und antwortete in ganz sachlichem Tone: „Daß wir eine kleine Festung sind, das ist eben ein Vorteil für uns! Der Kaiser Napoleon weiß ganz genau, wie er seine Soldaten anzuwenden hat, und wird uns eine entsprechend kleine Anzahl von Belagerern auf den Hals schicken. Doch was heißt überhaupt bei einer Festung groß oder klein? Stark muß sie sein, und stark sind wir, wo nicht durch den augenblicklichen Zustand der Werke, so doch durch die natürlichen Verhältnisse. Die Wälle und die Bastionen aber können wir rasch ausbessern. Trete nur jeder mit ganzer Kraft zu der gemeinsamen Arbeit heran! Solche Gesinnung aber, wie sie Peter Borstell eben hier ausgesprochen hat, darf man gar nicht erst aufkommen lassen."

„Ich will nur noch gesagt haben," entgegnete Borstell, „meine Frau hat mir fünf Jungen geschenkt. Einer ist auf der Ostsee ertrunken, einer liegt bei Valmy, zwei sind bei Kaiserslautern gefallen, und ob der fünfte von Jena und Auerstedt heimkommen wird, das mag Gott wissen!"

„Sie sind den Tod fürs Vaterland gestorben!" rief Bürgermeister Zimmermann. „Den zu erleiden sind wir alle bereit!"

„Brav gesprochen!" stimmte Knut Darckow bei. „Laßt uns nicht unnütz hin und her reden. Laßt uns festhalten an dem Einen, was das Wichtigste und Richtigste ist. Kolberg muß dem König bleiben. Da gibt's kein Aber! Ist der Platz auch klein, so ist er dem armen König und dem Rest seiner Armee doch von großem Wert als Stützpunkt. Und haben wir nicht schon mal gezeigt, daß unsere kleine Festung Großes leisten kann, was, Nettelbeck?"

„Will's meinen!" antwortete dieser stolz. „Das war in den Jahren 1758, 1760 und 61, als die Russen und Schweden hier waren. Damals war Obrist von Heyden Kommandant — Gott hab' ihn selig. Das war ein Herr! Hut ab! Da gab's nichts von Kapitulieren. Erst als die letzte Brotrinde verzehrt war, ließ er den Feind herein. Nicht Waffenmacht hat ihn bezwungen, sondern der Hunger. Wenn's nach seinem Herzen gegangen wäre, dann hätte er sich mit allen in die Luft gesprengt, statt die Festung auszuliefern."

„Ihr habt ja da schon wacker mitgemacht unter Eurem seligen Vater," sagte der Bürgermeister. „Ihr wißt also, wie es bei solch einer Belagerung hergeht. Ihr seid außerdem auch der älteste unter den Bürgern Kolbergs. Ich mache daher, liebe Herren, den Vorschlag: Ernennen wir Joachim Nettelbeck zum Vertreter der Bürgerschaft, mit der Vollmacht, unsere Rechte und Interessen im Verkehr mit unserm Kommandanten zu wahren und zu verfechten. Er weiß, was not tut, und wird imstande sein, den Kommandanten auf manches aufmerksam zu machen. Wir aber sind vorläufig darüber einig, daß wir Kolberg zu halten versuchen wollen. Könnt Ihr jetzt schon, Nettelbeck, Maßregeln zur Verteidigung vorschlagen, bei welchen unsere Mithilfe in Betracht käme?"

„Ei gewiß!" antwortete der alte Joachim, und sein runzliges Gesicht glühte vor Freude, als er sah, daß die Bürgerschaft bereit war, zum wenigsten eine Verteidigung zu versuchen. „Zunächst soll die Bürgerwehr sich fleißig im militärischen Dienst üben, so daß sie imstande ist, auf den Wällen mitzutun. Dann gibt's an den Befestigungen viel zu schaffen. Da können wir alle arbeitsfreudigen Hände gebrauchen. Das Amt, das ihr mir übertragt, nehme ich mit Dank und mit Stolz an. Ich gelobe euch, es soll nicht an mir fehlen, wo das Wohl der Stadt zu wahren ist."

Diese Vorschläge wurden einstimmig angenommen. Man ging auseinander, und der alte Nettelbeck begab sich vom Fleck weg zum Kommandanten. Der alte Herr saß in seinem Lehnstuhl und labte sich an einem Gläschen Portwein, zu welchem er ein paar frisch gebackene Pasteten verzehrte. Major von Nimptsch, der mit ihm ein Herz und eine Seele war, leistete ihm dabei Gesellschaft. Ein Päckchen Karten, das zur Seite gelegt war, bekundete, daß die Herren eben erst ihr Spielchen abgebrochen hatten, um das Gebäck zu knappern, solang es noch warm war.

Nettelbeck und Loucadou waren von gleichem Alter; aber dem ersteren sah man es nicht an, daß er schon an der Schwelle des siebzigsten Lebensjahres stand. Straff und aufrecht trat er vor den Obristen hin; frische Farbe lag auf seinem verwitterten Gesicht, das ein langer Aufenthalt auf See hart und braun wie Leder gemacht hatte. Ein Schifferbart um Wangen und Kinn und krauses Haupthaar umschlossen es mit silbernem Weiß. Er hatte einen abgetragenen Mantel an, der ihm bis über die Knie reichte; doch obwohl es ziemlich kalt war, verschmähte er es, ihn zuzuknöpfen.

Loucadou sah trotz seiner goldbesetzten Uniform gegen diesen stämmigen Alten wie eine Ruine aus. Sein fahles, in tiefe Falten gelegtes Gesicht, dessen welkes Fleisch schlaff herniederhing, zeugte von völligem Verfall der Kräfte. Der stechende Blick der kleinen, kalten Augen, die hart zugekniffenen Lippen gaben ihm einen Ausdruck der Unnahbarkeit und des Hochmuts. Er schien zuerst gar nicht zu bemerken, daß Nettelbeck eintrat, obmohl dessen Name laut genug gemeldet worden war. Der Alte mußte sich erst ein paarmal räuspern, ehe Loucadou geruhte, sich nach ihm hinzuwenden.

„Was will Er denn?" herrschte er ihn an.

„Herr Obrist, die Bürgerschaft," antwortete Nettelbeck, „hat eben in einer Ratssitzung beschlossen — "

Er hielt inne. Loucadou hatte gelangweilt die Augen zugemacht. Als Nettebeck abbrach, schlug er sie wieder auf, winkte gleichgültig mit der Hand und sah zum Fenster hinaus mit der Miene eines Mannes, der etwas unsagbar Schweres über sich ergehen lassen muß. „Ich höre," sagte er von oben herab.

„Beschlossen," fuhr Nettelbeck fort, „Kolberg dem König zu erhalten und die erforderlichen Maßregeln zur Verteidigung der Festung zu treffen."

Loucadou zog die Augenbrauen ein wenig höher. „Sehr angenehm," erwiderte er. „Der Kommandant hat dabei wohl nichts zu sagen, wie?"

„Herr Obrist dürfen es nicht sonderbar und anmaßend finden,"

antwortete Nettelbeck, „wenn wir Bürger uns um militärische Angelegenheiten kümmern und bei der Verteidigung unserer Stadt mit dreinreden wollen. Aber bei uns in Kolberg hat es damit seine eigene Bewandtnis. Von ältester Zeit her waren wir stets die natürlichen und gesetzlich berufenen Verteidiger unserer Wälle und Mauern. Vormals hat jeder einzelne Bürger Büchse und Seitengewehr gehabt und ist vereidigt worden, mit diesen Waffen die Festung zu schützen bis zum letzten Blutstropfen. Auch heute ist diese Bürgerwehr noch vorhanden. In den Zeiten des Friedens ist sie nur vernachlässigt worden. Aber noch während der Belagerungen des siebenjährigen Krieges hat sie, mit dem Bürgermajor an der Spitze, der Besatzung gute Dienste geleistet. Sie ist auch in diesen bedenklichen Zeitläufen entschlossen, mit dem Militär Last und Gefahr zu teilen. Sieben- bis achthundert Bürger sind bereit, sich zu einem Bataillon zusammenzuscharen. Sie bitten den Herrn Obristen um Erlaubnis, sich aufzustellen, damit er Musternng über sie abhalten und ihnen ihre Posten zuteilen kann."

Loucadou drehte einen Schluck Wein im Munde herum. Major Nimptsch aber schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „In drei Deibelsnamen," schrie er, „was haben mit dem allen die Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu schaffen?"

„Regen Sie sich doch nicht auf, lieber Freund," fiel Loucadou ihm höhnisch ins Wort. „Was denn? was denn? Wenn die Bürger sich durchaus versammeln und aufstellen wollen, so mögen sie sich aufstellen. Ich habe nichts dagegen."

„Noch eins, Herr Kommandant," sprach Nettelbeck, ohne sich durch diese geringschätzigen Worte aus der Fassung bringen zu lassen. „Wir gehen einer schweren Zeit entgegen. Wir müssen uns auf eine energische Gegenwehr einrichten. Da gibt es auf den Wällen viel zu tun. Palisaden müssen errichtet werden — Schanzen sind aufzuwerfen. Bei allen diesen Arbeiten will die Bürgerschaft mithelfen. Der Herr Kommandant braucht uns nur unsere Plätze anzuweisen."

Loucadou schob Wein und Teller zur Seite und streckte ungeduldig die Hand nach dem Pack Karten aus, während der Major von Nimptsch aufstand und, vor sich hin pfeifend, im Zimmer auf und abschritt. „Die Bürgerschaft, immer wieder die Bürgerschaft!" brummte Loucadou. „Ich brauche die Bürgerschaft nicht! Hat Er sonst noch etwas auf dem Herzen?"

„Für heute nicht," antwortete Nettelbeck mit Bestimmtheit, „aber ich werde in den kommenden Tagen öfters Veranlassung haben, vor Sie zu treten. Die Bürgerschaft hat mich zu ihrem Repräsentanten erwählt, und da werden wir beide noch oft ein Wort miteinander zu

reden haben. Wenn Sie, Herr Obrist, auch erklären, Sie brauchten die Bürgerschaft nicht — die Bürgerschaft läßt sich ihr gutes Recht nicht nehmen. Hier handelt es sich nicht nur um die Festung, die Wälle und die Besatzung. Im Innern der Wälle stehen 700 Wohnhäuser, Herr Kommandant, leben 6000 Menschen! Vergessen Sie das nicht!"

Damit drehte der Alte sich um und stampfte hinaus. Ein spöttisches Lachen klang hinter ihm her. Es war die höchste Zeit für Nettelbeck, daß er an die frische Luft kam. Sein Gesicht glühte. Die Zornader auf seiner Stirn war angeschwollen, in seinen Fingern zuckte der Ingrimm. Schnurstracks lief er ins Rathaus, und hier fand er noch ein paar Mitglieder des Stadtrats beisammen.

„Der Obrist will von uns nichts wissen!" platzte Nettelbeck sogleich heraus. „Er braucht die Bürgerschaft nicht, sagt er — die Bürgerschaft hätte gar nichts dreinzureden, meint er — er sei der Herr in Kolberg. Und ich sage euch, seid auf der Hut. Er gefällt mir nicht, der Kommandant. Statt bei der Arbeit zu sein, wo es so viel zu tun gibt, schleckt er Wein und Pasteten und spielt Karte. Gebt acht, sage ich euch, vielleicht will er für nichts sorgen, weil er entschlossen ist, bei der Ankunft des Feindes zu kapitulieren. Mich sollt's nicht wundern. Vielleicht übt er gar schon Verrat und hat insgeheim mit den Franzosen unterhandelt. Wie könnte ein Kommandant, dem es um die Verteidigung seines Platzes zu tun ist, bei solcher Lage so untätig dasitzen? Hört auf mich! Ruft die gesamte Bürgerwehr aufs schnellste zusammen, so daß wir morgen schon vor der Kommandantur antreten können. Es gilt, dem Herrn zu zeigen, daß wir eine Macht sind, mit der er zu rechnen hat. Laßt's euch nimmermehr gefallen, daß er sich so mir nichts dir nichts über uns alle hinwegsetzt. Er soll sehn, daß wir auch noch da sind! Ferner laßt uns einen Ausschuß wählen, dessen Mitglieder in aller Stille sich vor den drei Stadttoren aufstellen und Wache halten, nicht nur bei Tag, sondern auch zur Nachtzeit. Auf diese Weise kann nichts zur Stadt aus und ein, ohne daß wir davon erfahren. Das muß aber in aller Stille geschehen, und wenn der Kommandant daran Anstoß nimmt, so findet sich schon ein Vorwand, mit dem wir die Geschichte bemänteln können."

An diesem Nachmittag herrschte in vielen Häusern von Kolberg ein reges Leben. Wer zur Bürgerwehr gehörte, der holte Büchse und Seitengewehr aus der Rumpelkammer hervor, und nun wurden die Waffen, das Lederzeug und alles Zubehör geputzt und blank gemacht. Die Frauen zogen gar besorgte Gesichter zu diesen kriegerischen Veranstaltungen, an welchen man nur zu deutlich ermessen konnte, daß es nun wirklich Ernst werden sollte. Die Kinder freuten sich und liefen

mit den Soldatensachen in den Stuben umher. Noch am Abend fand sich die Bürgerwehr draußen in der Maikuhle zusammen und hielt eine vorläufige Musterung ab. Alles war in guter Ordnung. Man exerzierte ein paar Stunden, bis die zunehmende Dunkelheit die Bewegungen unmöglich machte. In der besten Hoffnung, am kommenden Tage vor dem Soldatenblick des Obristen gut dazustehen, ging man nach Hause.

Am Morgen trat die Bürgerwehr auf dem Marktplatze an. Ganz Kolberg war auf den Beinen, und als die Scharen sich in Bewegung setzten, um zur Kommandantur zu ziehen, gaben Frauen, Kinder und Greise ihnen unter Jubelgeschrei das Geleit. Der Anblick der guten Bürger, wie sie so in strammem Gleichschritt, das Gewehr auf der Schulter, den Hirschfänger an der Seite, den Federhut auf dem Kopfe, durch die Straßen stampften, erweckte in jedermann helle Begeisterung. Sogar eine Fahne war da und wehte lustig vor den Bewaffneten her. Ein paar Trommeln rasselten, ein paar Querpfeifen schrillten dazu. Nun war man guter Dinge! Mochten die Franzosen kommen. Die Bürgerwehr würde schon mit ihnen fertig werden. Die Rufe: „Es lebe der König! Es lebe Preußen! Mit Gott für König und Vaterland!" erklangen nicht nur auf der Straße, sondern auch hier und dort aus den Fenstern, wo sich fröhliche Gesichter drängten, Tücher wehten und Blumen herniederschwirrten.

Vor der Kommandantur schwenkte die Bürgerwehr ganz manierlich ein. Es gab wohl noch ein Drängen und Schieben, ein paar Unteroffiziere verliefen sich — aber im großen Ganzen vollzog sich die militärische Übung zur Zufriedenheit des Bürgermajors.

Joachim Nettelbeck trat vor den Obristen und meldete, die Bürgerwehr sei vollzählig angetreten. Loucadou hatte sich eben rasiert. Ein wenig Seifenschaum saß noch an den Ohren und über der Oberlippe und gab ihm ein nichts weniger als gebieterisches Aussehen. Er wusch sich das Gesicht ab und war sehr ungehalten darüber, daß er schon wieder gestört würde. Obwohl er den Lärm auf dem Platze doch wohl gehört haben mußte, tat er so, als wisse er von nichts. Als er Nettelbecks Meldung vernahm, zog er seine gewohnte höhnische Miene.

„Bürgerwehr, Bürgerwehr? Was soll mir das?"

Seine Haushälterin kam herbeigelaufen. „Herr Obrist, ganz Kolberg ist unten!" rief sie. „Die halbe männliche Bewohnerschaft mit Donnerbüchsen und Käsemessern." Major von Nimptsch trat hinzu. „Herr Kommandant, nun werden die Franzosen wohl davonlaufen müssen," meinte er mit einem Lachen, das Nettelbecks letzte Geduld wiederum über den Haufen warf.

„Herr von Loucadou," rief er, die Fäuste ballend, „die Bürger von Kolberg warten auf Sie!" Damit stürmte er hinaus. Er fürchtete, der Zorn könnte ihn dazu hinreißen, im nächsten Augenblick eine Dummheit zu machen, durch die die Lage nur noch verschlimmert würde.

In tiefem Schweigen standen die vielen Menschen unten auf dem großen Platze. Sie warteten ruhig. Endlich sahen sie Nettelbeck mit hochrotem Gesicht zum Bürgermajor treten und ein paar Worte mit ihm wechseln. Der sah nun mit einem Ausdruck des Unwillens zu den Fenstern des Gebäudes hinauf. In demselben Augenblick erschien auf dem Balkon Obrist von Loucadou. Man hatte erwartet, er werde zu den Bürgern herunterkommen und von Reihe zu Reihe gehen, mit Worten der Anerkennung und Ermunterung. Statt dessen vernahm man nun vom Balkon herab seine etwas heisere, schon altersschwache Stimme.

„Was soll denn der Mummenschanz?" rief er. „Macht ein Ende, gute Leute! Geht in Gottes Namen wieder nach Hause! Was soll es mir nutzen, daß ich euch sehe?"

Es läßt sich nicht leugnen, die Herren von der Bürgerwehr machten in diesem Augenblick recht dumme Gesichter. Doch gleich darauf brach unter der Menge der Zuschauer ein Sturm der Entrüstung aus. Alles schrie, johlte und pfiff wild durcheinander. Obrist Loucadou verschwand schleunigst, um die Schimpfworte nicht zu hören, die man ihm zurief. Die gleich einem Nebelhorn dröhnende Stimme des Schiffers Ziemcke, der noch von früher her den Posten des Bürgermajors innehatte, überklang den brausenden Lärm und hielt die Mannschaft in Ruhe. Ordentlich, wie sie gekommen war, schwenkte sie ab.

Wenn Obrist von Loucadou mit seinen geringschätzigen Worten die Bürger zurechtweisen oder ihren Eifer dämpfen wollte, so erreichte er damit nur das Gegenteil. In diesen norddeutschen Dickköpfen erwachte nun der Trotz. Das wollten sie sich nicht gefallen lassen. Er sollte sich nicht einbilden, daß sie mit sich „Schindluder spielen ließen". Freilich waren auch einige darunter, namentlich von den Reicheren, die es vorzogen, sich zu Schiffe zu begeben, um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen. Sie nahmen von ihrer Habe mit, was sich irgend fortschaffen ließ, und traten in Eile die Reise nach England oder nach Bornholm an. Doch was tat dies, da doch im allgemeinen der Wille gut, der Eifer rege war. Schon zog eine Schar unter Nettelbecks Führung mit Spaten und Hacken aus, um an den Schanzen zu arbeiten und auch so dem Kommandanten aufs neue zu zeigen, daß sie wußten, was sie zu tun hatten. Dem Obristen ward dies alles zugetragen. Er konnte nicht im Unklaren darüber bleiben, welche Stimmung unter

den Einwohnern herrschte, und schien es doch für geraten zu halten, sich danach ein wenig zu richten. In den nächsten Tagen sah man Soldaten an den Innenschanzen, auf den Wällen arbeiten, Kanonen auf Holzklötze legen, da die vermoderten Lafetten unbrauchbar geworden waren, und die Palisaden ausbessern.

Da der Kommandant es dabei bewenden ließ und gar keine Anstalt machte, sich auch über den mangelhaften Zustand der Außenwerke zu unterrichten, begab sich Nettelbeck nach wenigen Tagen unverdrossen wieder einmal zu ihm. „Ich erlaube mir, als Repräsentant der Bürgerschaft," begann er, ohne an Loucadous unverhohlener Gleichgültigkeit Anstoß zu nehmen, „den Herrn Obristen darauf aufmerksam zu machen, daß in früheren Belagerungen uns eine Schanze auf dem Hohenberge, links am Wege nach Tramm, eine Viertelstunde etwa von der Stadt entfernt, sehr gute Dienste geleistet hat. Von dort aus kann man den Feind auf dieser Seite daran hindern, auf Schußweite heranzukommen. Die Reste der Schanze sind noch sehr gut erkennbar. Wenn der Herr Obrist nichts dagegen haben, so wollen wir Bürgerleute mit vereinten Kräften aufs schnellste diese Schanze instandsetzen."

„Immerhin, immerhin!" antwortete er. „Was außerhalb der Stadt geschieht, geht mich nichts an. Die Festung im Innern werde ich zu verteidigen wissen. Draußen mögt ihr meinetwegen schanzen, wo und wie ihr wollt."

„Ich danke für die gütige Erlaubnis, Herr Obrist," sagte Nettelbeck, und als Loucadou Miene machte, ihm den Rücken zu kehren und das Zimmer zu verlassen, setzte er rasch hinzu: „Noch auf ein Wort, Herr Obrist! Wir sind noch nicht fertig. Die Bürgerschaft ist in großer Sorge wegen rechtzeitiger und ausreichender Beschaffung von Lebensmitteln. Die Einwohner sind bisher dran gewöhnt gewesen, von einem Markttag zum andern zu leben. Das muß anders werden. Und wovon soll die Besatzung unterhalten werden? Ich bin daher in den letzten Tagen — als Vertreter der Bürgerschaft habe ich ja dazu das Recht — in der Stadt und auf den nächsten Dörfern von Haus zu Haus, von Hof zu Hof gegangen und habe genau aufgezeichnet, was für Vorräte an Getreide, an Vieh, an Gemüse und Branntwein vorhanden sind. Ich habe darüber ganz ausführliche Listen aufgestellt, welche ich Ihnen hiermit vorlege."

Bei diesen Worten breitete der Alte die betreffenden Papiere vor Loucadou auf den Tisch. Der Obrist warf einen flüchtigen Blick darauf, hielt es jedoch nicht für geraten, sich näher damit zu befassen.

In Nettelbeck begann schon wieder der Unmut zu gären. „Sie werden daraus ersehen, Herr Obrist," fuhr er fort, „daß an Proviant

genug da ist. Es gilt nur, ihn einzutreiben, ihn in die Festung zu schaffen. Dazu müssen schleunige Anstalten getroffen werden, und ich schlage vor, es so zu machen, wie es bei den früheren Belagerungen gehandhabt worden ist. Man stellt Empfangsscheine aus, welche die Bürger und Bauern für gelieferte Ware erhalten. Vor allem tut Eile not; denn kommt der Franzmann auf die Dörfer, so wird er uns nichts übrig lassen."

„Zu solchen Gewaltmaßregeln bin ich nicht befugt," versetzte Loucadou kurzweg. „Da muß eben jeder für sich selbst sorgen. Für meine Soldaten habe ich Mehl in den Magazinen."

Nettelbeck stemmte die Fäuste auf den Tisch. „Aber die Soldaten können doch nicht monatelang bloß von Mehl leben!" rief er aus. „Und die Magazine? Die sind aus Fachwerk. Obendrein stehen sie an einer Stelle, wo sie den ersten feindlichen Schüssen ausgesetzt sind. Eine einzige Granate schlägt da alles entzwei. Bringen Sie diese Vorräte wenigstens an anderer Stelle unter."

„Pah!" lachte Loucadou, „die Bürgerschaft macht sich ja sehr viel Sorge meinetwegen. Ich weiß allein, was ich zu tun habe. Hör' Er, guter Mann! Er hetzt die Bürgerschaft gegen mich auf — Er stiftet Unfrieden. Das tut nicht gut. Ich dulde im Bereich meiner Vollmachten keine Vorschriften und keine Einschränkungen. Laß Er sich das gesagt sein!"

„Kein Mensch denkt daran, Ihnen Ihr gutes Recht zu schmälern, aber auch wir wollen zu dem unsern kommen," entgegnete Nettelbeck mit mühsam bewahrter Ruhe. „Sehen Sie doch wenigstens erst mal die Papiere dort durch."

Der Obrist aber raffte die Blätter zusammen, wobei er mehrere von ihnen achtlos zerknitterte, schob sie in Nettelbecks Hände und rief: „Was soll mir der Plunder? Brauch' ich nicht! Mach' Er, daß Er hinauskommt!"

3.

Klaus Rynecke.

„Franzosen vor uns!" meldete Jens Borstell, der mit zwei Reitern auf Kundschaft ausgeschickt worden war. „Wir haben bei Neubrück feindliche Posten gesehen."

„Und wie weit ist es von Neubrück bis Kolberg?"

„Zwei Meilen, Herr Leutnant!"

Horst von Wedel ließ halten und wartete, bis das Gros unter Leutnant von Schill heran war.

„Ich glaube, wir kommen zu spät, Leutnant!" rief Wedel ihm entgegen. „Bei Neubrück steht ein feindlicher Posten. Kolberg ist über oder doch umstellt."

„Wenn es schon in Feindeshänden wäre," antwortete Schill, „so würden sich hier keine französischen Posten herumtreiben, und wenn es belagert würde, so müßten wir doch wohl Kanonenschüsse hören. Lassen Sie uns noch immer das Beste hoffen."

„Sie meinen, wir sollen auf gut Glück weiterreiten?"

„Keineswegs. Wenn nichts anderes übrig bleibt, wenn Kolberg vom Feinde umringt ist und wir hier eine bedeutende Streitmacht vor uns haben, dann versuchen wir uns durchzuschlagen oder sterben, wenn es nicht anders geht. Aber ehe wir zum Äußersten schreiten, werden wir uns darüber unterrichten, womit wir zu rechnen haben. Wenn wir nur einen der Posten erwischen könnten."

Klaus Rynecke, der sich inzwischen schon zu der Würde eines Pferdeburschen beim Leutnant von Wedel aufgeschwungen hatte — ein Amt, auf das er gar sehr stolz war — hörte diese Worte nnd trat herzu.

„Soll ich einen greifen, Herr Leutnant?" fragte er.

Schill und Wedel sahen einander lachend an.

„Der Bengel ist gut, was?" rief Schill. „Wie willst du denn das machen, mein Junge?"

„Es wird schon gehn," antwortete Klaus Rynecke gelassen.

„Hm," meinte Horst von Wedel nachdenklich, „das Ding hat was für sich. Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln. Der Klaus ist stark wie ein Bär, er kann sich ganz nahe an die Kerle heranmachen, ohne Verdacht zu erwecken, denn sie werden ihn für einen Burschen aus dem nächsten Dorfe halten, und wenn es mißglückt, nun, so wird er schon Mittel und Wege finden, zu uns zurückzugelangen."

„Höre, mein Junge," sprach Schill zu Klaus Rynecke, „wenn sie dich fangen, so halte vor allen Dingen reinen Mund. Kein Wort darüber, daß wir hier sind, daß du zu uns gehörst. Du bist einfach ein Junge aus Itzenplitz meinetwegen, verstanden. Uns darfst du nicht verraten."

Klaus Rynecke schnitt ein so dummes Gesicht, daß die beiden abermals lachen mußten. „Ich weiß von nichts," sagte er und verzog grinsend den breiten Mund von einem Ohr zum andern.

„Gott befohlen, mein Junge! Und sieh, was sich machen läßt!" rief Schill, ihm auf die Schulter klopfend.

„Es wird schon gehn," antwortete Klaus gelassen, und vor sich hinpfeifend, schlenderte er in der Richtung auf Neubrück davon.

Die Reiter nahmen Deckung in einem großen Weidendickicht, das sich mehrere hundert Meter lang an der Straße hinzog. Zwei von ihnen blieben, nachdem sie abgesessen waren, im Graben liegen und hielten Wache.

Als Klaus etwa eine halbe Stunde fürbaß gegangen war, sah er einen Mann zu Pferde vor sich. Der Junge blieb stehen, pfiff ein wenig lauter, um desto sicherer das Augenmerk des Berittenen auf sich zu lenken, und ging dann weiter. Nur noch ein paar Schritt war er von dem Posten entfernt, da streckte dieser die Lanze vor und rief: „Halt! Hier geht's nicht weiter!"

Zur größten Verwunderung Rynekes sprach der vermeintliche Franzose Deutsch. Klaus wußte nichts davon, daß die Länder des von Napoleon gegründeten Rheinbunds ihre Söhne in die Armee des Kaisers einreihen mußten und daß zur Zeit fast ebenso viele Deutsche wie Franzosen unter seinen Fahnen standen. Klaus blieb daher stehen und kratzte sich hinter den Ohren. Sollten es etwa gar keine Franzosen sein? Vor drei Wochen noch wäre das Deutsch, das der Mann redete, für den Bauernjungen, der kaum je das väterliche Gehöft verlassen und keine andere Sprache kannte als das heimatliche Platt, ebenso unverständlich gewesen wie Französisch. Doch seit er sich unter den Reitern befand, die sich aus Schlesiern, Norddeutschen, Sachsen (aus der jetzigen Provinz Sachsen) und Berlinern zusammensetzten, war er des Hochdeutschen kundig. Nun wußte er sich keinen Rat. Das konnte ja ebenso gut ein Soldat aus Kolberg sein, der auf Franzosen aufpassen sollte. Doch im nächsten Augenblick verwarf er den Gedanken. Jens Borstell wußte Bescheid, und Jens Borstell hatte gemeldet, er hätte französische Soldaten gesehen.

Klaus Rynecke blieb stehen, sah zu dem Manne auf, grinste so breit, wie ihm möglich war, und sagte: „Du, heh! wenn du noch so viel Deutsch redst, du bist ein Franzose, mich kannst du nicht anführen. Weg da mit deiner Angelrute!"

Mit diesen Worten schob er die Lanze zur Seite. Aber der Soldat verstand keinen Spaß. Er riß sein Pferd zur Seite und streckte von neuem die Waffe aus.

„Zurück, Lausbub, oder ich renne dir das Eisen durch den Leib."

Klaus Rynecke dachte bei sich, er würde schon mit dem deutschen Franzmann fertig werden, und erwog, ob er ihn nicht einfach an seinem Spieß vom Gaule ziehen sollte; da erklang aus dem Straßengraben ein Lachen, und eine Stimme rief: „Kitzle ihn doch ein bißchen an den langen Beinen, Hieronymus!"

„Aha," dachte Rynecke, „er ist nicht allein." Er wandte sich um und sah drei Köpfe über den Grabenrand hinwegguckten. Einer der Männer gähnte, als wenn er eben vom Schlafe erwacht wäre. Die beiden andern freuten sich darüber, daß die Langeweile ihrer Wache durch ein kleines Abenteuer unterbrochen wurde.

Klaus Rynecke besann sich plötzlich eines andern. Er lief zurück bis zu einem Haufen von Steinen und begann ohne Umstände ein regelrechtes Bombardement auf den Mann zu Pferde. An den Beinen und an der Brust getroffen, wurde das Pferd unruhig nnd bäumte sich hochauf.

„Wart' nur, wart' nur, du Lausbub! Dir will ich's heimzahlen!" rief der Soldat, während die andern aus dem Graben hervorkrochen und laut lachend dem Schauspiel zusahen.

„Sollen wir dir helfen, Hieronymus?" riefen sie.

„Das fehlte noch, als ob ich mit solch einem Knirps nicht allein fertig werden könnte!"

„Jag' ihm eine blaue Bohne in den Leib!" rief der Mann, der gegähnt hatte.

„Ja freilich! Alarm schlagen wegen eines Bauernlümmels! Da bekämen wir eine schöne Lektion! Zum Donnerwetter, Gaul, hör' auf mit den Mätzchen."

Er drückte dem Tier die Sporen ein und sauste wie ein Sturmwind dem Steinhagel entgegen. Mit eingelegter Lanze sprengte er auf Klaus zu; dieser lief davon, was ihn die Beine trugen, um die Entfernung zwischen sich und den Kameraden seines Verfolgers möglichst zu vergrößern. Dann blieb er stehen und ließ den Reiter heran. Der sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los. Doch im letzten Moment warf sich Klaus platt auf den Boden, der Stoß verfehlte sein Ziel, das Pferd schoß an ihm vorbei. Blitzschnell war Klaus wieder auf den Beinen, mit einem Satz holte er das Tier ein, und im nächsten Augenblick hatte er sich hinter dem Reiter in den Sattel geschwungen. Mit beiden Fäusten packte er die Hände des Mannes, mit dem Kinn preßte er seine Schulter nieder, die Beine umklammerten fest die Flanken des Rosses. Der Soldat wehrte sich mit aller Kraft, doch jeder Versuch freizukommen war vergeblich bei der eisernen Umspannung, die ihn wie ein Schraubstock festhielt. Es gelang ihm nicht, das Pferd herumzuwerfen; der Bengel hinter ihm hielt den Kopf des Tieres geradeaus; und da es bei dem heftigen Kampfe zwischen den beiden Männern in höchste Unruhe geriet, jagte es pfeilgeschwind auf der Straße dahin und war den Kameraden des Postens rasch aus den Augen.

Die Wachmannschaft zweifelte nicht daran, daß Hieronymus zurückkommen würde. Doch als Minute auf Minute verstrich, ohne daß er sich wieder zeigte, da wunderten sie sich zuerst, dann ward ihnen beklommen zu Mute, und schließlich bekamen sie Heidenangst. Was bedeutete das? Ein Bauernbengel tauchte auf der Straße auf, warf mit Steinen, lockte einen Soldaten hinter sich her und blieb mit ihm verschwunden. Das

ging nicht mit rechten Dingen zu. Daß Landleute französische Soldaten in einen Hinterhalt lockten, um sie aufs grausamste abzuschlachten, davon hatten sie schon mehrmals gehört. Sollten sie den Vorfall melden? Sollten sie Alarm schlagen? Sie beschlossen zuletzt abzuwarten, aber sie hielten es doch für ratsam, zu Pferde zu steigen, um in jedem Augenblick zum Ausreißen bereit zu sein.

Derweil hatte die Riesenkraft Rynekes den Sieg davongetragen. „Es wird schon gehn!" murmelte er ein paarmal zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen, und während sein Rücken sich wölbte, wie ein gespannter Bogen, während die Muskeln seiner Arme sich strafften wie eiserne Gurte, brach er mehr und mehr den Widerstand seines Feindes. Am Schreien konnte er ihn freilich nicht hindern; aber daran lag ihm auch nichts weiter. Er war zufrieden, daß die andern ihm nicht folgen. Vor ihm aber waren ja seine Freunde; die mochten das Gebrüll immer schon hören; sie würden sich ja denken können, was es zu bedeuten hätte.

Die Freude über Klaus Rynekes erstes und so gut geglücktes Heldenstück war groß. Der Gefangene weigerte sich zuerst zu sprechen; doch als er den Lauf einer Pistole auf seine Brust gerichtet sah, nahm er Vernunft an und gab Auskunft auf die an ihn gestellten Fragen. Nun erfuhr man, daß Kolberg noch nicht belagert sei, daß Marschall Mortier, der mit der Einnahme der Festung beauftragt worden, noch damit beschäftigt wäre, das Belagerungskorps zusammenzustellen, und daß wohl noch einige Zeit hingehen würde, ehe die Truppen heranrücken könnten. Man hatte es hier nur mit einer kleinen Abteilung zu tun, welche die Gegend zwischen Stettin und Kolberg von Zeit zu Zeit nach Flüchtlingen, Deserteuren und Räubergesindel absuchen sollte.

„Nun wohlan!" rief Schill, „wir wollen es ihnen zeigen, wer es am meisten verdient, Räubergesindel genannt zu werden! Drauf, meine Jungen! Wir wollen sie in die Pfanne schlagen, wie eine Mandel Eier, und Marschall Mortier soll heute schon merken, daß es vor Kolberg blutige Köpfe geben wird!"

Damit setzte er sich an die Spitze seiner hundert Reiter. Der Gefangene mußte sie führen, und wie eine Windsbraut jagten sie den Franzosen entgegen.

4.

Ein Wiedersehen.

In Kolberg herrschte große Aufregung, als man eines Vormittags in der Richtung von Neubrück heftiges Gewehrfeuer vernahm. Bisher hatte man von den Franzosen nichts gehört und gesehen, seit jener Parlamentär in der Stadt gewesen war. Was mochte nun das Schießen zu bedeuten haben? Wer lieferte sich dort drüben einen Kampf? Niemand fand

eine Erklärung dafür. Allerlei Vermutungen wurden ausgesprochen. Schließlich blieb nur die Annahme, die Franzosen seien im Anrücken, obwohl es ein unlösbares Rätsel blieb, weshalb sie da schon bei Neubrück zu schießen begännen, und obendrein mit Gewehren. Es gab einfältige Gemüter, welche auf den gescheiten Gedanken kamen, das wären jedenfalls Schreckschüsse, die den Bürgern schon von weitem Angst einjagen sollten. Die Verständigeren waren in großer Besorgnis, zumal die nach dieser Seite hin die Umgegend beherrschende Schanze auf dem Kauzenberge noch nicht genügend ausgebessert worden war. Wenn auch aus diesem Gewehrfeuer noch nicht auf die Ankunft der Belagerungsarmee geschlossen werden konnte, welche sicherlich geräuschlos kommen und Aufstellung nehmen würde, um durch eine plötzliche Kanonade die Stadt zu überrumpeln, so deutete ein Scharmützel vor den Toren der Stadt doch eben auf die Nähe französischer Truppenteile, mochten es zunächst auch nur Patrouillen sein.

Loucadou nahm, wie gewöhnlich, gar keine Notiz von dem Vorfall. Nettelbeck aber versammelte einen Teil der Bürgerwehr und zog hinaus zum Kauzenberge, um im Notfall einem feindlichen Angriff die Spitze zu bieten. Die Zahl der wehrhaften Leute war inzwischen täglich durch Soldaten verstärkt worden, die bei der Kapitulation von Stettin in Gefangenschaft geraten und in der Lage gewesen waren, sich aus eigenen Mitteln freizukaufen. Einige dieser Selbstranzionierten, wie man sie nannte, zogen mit hinaus zum Kauzenberge, mit Freuden die erste Gelegenheit begrüßend, die ihnen Rache für Stettin verhieß. Diese waren es, die beim Anblick einer nahenden Reiterschar wie närrisch auf und davon liefen, aber nicht nach der Stadt hin, sondern den Ankömmlingen entgegen. „Das ist ja preußische Kavallerie! Das sind ja Königin-Dragoner!" Mit diesen Freudenschrei rannten sie von der Anhöhe hinunter auf die Straße.

Die Kolberger erkannten an der ruhigen, stolzen Haltung, mit der die Reiter herankamen, daß das keine Flüchtlinge sein konnten. Sie vermuteten sogleich, daß ihnen von irgendwelcher Seite Hilfe geschickt würde, und eilten nun auch, die wackern Streiter zu begrüßen und willkommen zu heißen. Umringt von der Bürgerwehr, zu der sich, als man näher an die Stadt herankam, noch andere Männer und auch Frauen und Kinder in großer Zahl gesellten, hielt die Reiterschar Schills ihren Einzug in Kolberg.

Meister Piet Borstell, der in seiner Sinnesart so wenig mit seinem Sohn Jens übereinstimmte, stand mit seiner Frau vorm Tore seines Häuschens. Die kriegerischen Rüstungen der letzten Tage hatten sein Herz mehr und mehr mit banger Beklemmung erfüllt; das Geräusch

des Gewehrfeuers, das an diesem Tage plötzlich erklang, nachdem von Morgen zu Morgen die Stille noch immer nicht unterbrochen worden, versetzte ihn in große Angst. Schon längst hatte er insgeheim alle Vorkehrungen getroffen, die Stadt zu verlassen; die wertvolle Habe war verpackt und zum Transport fertig; nun machte er sein Kolonialwaren-Lädchen zu; die geringen Vorräte, die er zum täglichen Umsatz zurückließ, mochten immerhin draufgehn. Darüber kam man schließlich hinweg. Im Innern des Hauses mit den letzten Anstalten zur Abreise beschäftigt, hatte er den näher und näher herankommenden Lärm der einziehenden Truppe nicht gehört. Nun warf er den Mantel um, setzte die Mütze auf und wollte zu Knut Jade, zu Jörn Ahnt, zu Hilmar Werncke eilen, die mit nach Bornholm hinüberzukommen beabsichtigten. Als er vor das Haus hinaustrat, scholl ihm das Freudengetöse aus größter Nähe entgegen. Er hielt inne und lauschte. Jubelgeschrei? Hurra? Vivat? und Lebehoch? „Hat sich was!" dachte Borstell bei sich. „Ist ja wohl Ursach da zu solcher Lustbarkeit!"

Nun bog die Menschenmasse um die nächste Straßenecke und kam auf Borstells Häuschen zu, und nun ließ auch Mutter Borstell die Arbeit liegen und lief hinaus. Beide standen und staunten die Männer an, die da hoch zu Roß mit allen Zeichen des Sieges herangeritten kamen. „Preußen, Landsleute!" flüsterte Piet seiner Frau zu. „Wo mögen die herkommen? Und sieh nur, Gefangene bringen sie mit. Die Leute, die da in der Mitte reiten, ohne Waffen, gesenkten Haupts, das sind Franzosen! Was mag das nur zu bedeuten haben?"

Da plötzlich packte Frau Borstell mit zitternder Hand den Arm ihres Mannes. Die andere Hand fuhr jäh zur Brust, zum Munde, zum grauen Haar hinauf. Ein Laut, der wie ein Röcheln klang, kam von ihren Lippen. Sie bebte an allen Gliedern. Und dann entrang sich ihrem Munde der Aufschrei: „Jens! Unser Jens! O mein Gott!" Wankend wie eine Trunkene, stürzte sie auf die Reiter zu.

Jens Borstell war das einzige Kolberger Kind unter den einziehenden Soldaten. Je näher die Reiter der Festung gekommen waren, um so heftiger quälte ihn die Ungewißheit über das Schicksal seiner Vaterstadt. Als sich nun bei Neubrück Franzosen zeigten, wollte er alsbald verzagen und alle Hoffnung auf ein Wiedersehn mit Heimat und Eltern aufgeben. Doch als man die Gewißheit hatte, daß Kolberg noch frei war, da warf er sich mit den andern in wildem Ingrimm auf die feindliche Abteilung, die ihnen hier in letzter Stunde noch den Weg verlegte. Nun kamen sie zum Kauzenberg, und hier wurden sie von der jubelnden Bürgerwehr umringt. Dann ging es hinein in das liebe alte Städtchen. Er kannte jedes Haus und jede Gasse; er kannte auch viele von denen,

die neben ihnen herzogen; ihn aber erkannte niemand, und er wollte sich auch nicht bemerkbar machen. Sein erster Gruß nach glücklicher Heimkehr sollte den Eltern gelten, die ihn nun vier Jahre lang nicht gesehen hatten. Von weitem schon suchte sein Blick, über die Menschen wegschweifend, das Vaterhaus. Als sie in die enge Gasse einbogen, in der es stand, sah er, wie sein Vater heraustrat, stehenblieb und verwundert der Reiterschar entgegenblickte. Jens Borstells Augen füllten sich mit Tränen. Nun kam die Mutter hinzu, die alte, gute, schon etwas gebückte Frau. Da lief es heiß über die Wangen des jungen Kriegers hinab. Aber er blieb in Reih und Glied. Den Lärm um sich her hörte er nicht mehr, die vielen Leute sah er nicht mehr — sein Blick blieb wie gebannt auf dem einen alten Gesichtchen hängen, das dort vor dem Hause zu den Reitern hinblickte. Ahnte sie, daß er dabei sei? Würde sie ihn sehen und erkennen? Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen.

Nun war er dicht vor dem Hause — da traf ihn der Blick aus dem Auge der Mutter. Da sah er sie erschrecken, hörte sie schreien. Im nächsten Augenblick hatte sich sein Pferd — er wußte nicht, daß er es lenkte — durch die Leute, die die Reiter umringten, hindurchgeschoben. Er sprang ab, und seine jungen, kraftvollen Arme umschlangen das alte Mütterlein, als wenn sie es zerdrücken wollten. Als er sie losließ, sah er den Vater vor sich stehen und mit tränenüberströmtem Gesicht wortlos die Hände nach ihm ausstrecken.

5.

Schill und Nettelbeck.

Ein kleines Segelschiff, sauber in allen Einzelheiten ausgearbeitet, hing von der Decke herab. Die Leinwand blähte sich, als säße eine steife Brise drin, und das flotte, zierliche Ding sah ganz so aus, als würde es frisch durch die Luft dahinschießen, wenn die Fäden es nicht an der Decke festgehalten hätten. Auf dem alten würdigen Schränkchen und dem Sekretär standen bunte, gleißende Muscheln und ein alter, vergilbter Globus. An der Wand hing ein großer Kupferstich von Jürgen Wullenwever. Auf einem eckigen Tisch in der Mitte lag eine Karte von der Festung Kolberg und der näheren Umgebung. So sah es in der Stube des Bürgers Joachim Nettelbeck aus, der ehedem Seefahrer gewesen war und jetzt in Kolberg das Gewerbe eines Brauers und Branntweinbrenners betrieb. Er stand vor der Karte. Leutnant von Schill war bei ihm. Die beiden glühenden Patrioten hatten sich rasch gefunden und verstanden.

„Wie freue ich mich, lieber Herr Leutnant von Schill, daß ich Sie hier habe!“ rief der alte Joachim, dem Offizier die Hand schüttelnd.

„Ich freue mich nicht minder, lieber Meister Nettelbeck, daß ich noch zur rechten Zeit vor den Franzosen hierher gekommen bin!" antwortete Schill, den Händedruck herzlich erwidernd. „Sehe ich doch, daß ich hier von Nutzen sein kann."

„Wahrlich, Gott schickt Sie, mein lieber Leutnant, Sie und Ihre 100 Mann! Die können wir brauchen. Und Männer wie Sie, Herr Leutnant, und wie der Herr von Wedel, Männer, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, die tun uns hier bitter not! O, es steht schlimm," seufzte der Alte, „und wir müssen uns sehr zusammennehmen, wenn wir die Oberhand behalten wollen."

„Allerdings! Der Herr Obrist ist, unter uns gesagt, eine Schlafmütze," sprach Schill. „Ich denke deshalb auch nicht daran, mich unter seinen Befehl zu stellen. Soviel habe ich schon aus der ersten Unterredung ersehen, die ich mit ihm gehabt. Wir beide passen schlecht zueinander. Ich werde mit meinen Leuten für mich bleiben."

„Daß man am besten dabei fährt, wenn man sich möglichst wenig mit Herrn von Loucadou zu schaffen macht, zu der Einsicht bin ich auch sehr bald gekommen," sagte Nettelbeck. „Aber mein lieber Leutnant, wir haben ihn doch nun einmal. Wir müssen mit ihm rechnen. Wir können ihn leider seines Amtes nicht entsetzen."

„Hattet Ihr nicht an Seine Majestät den König geschrieben?"

„Ja. Der Herr Kriegsrat Wisseling aus Treptow war vorübergehend hier. An ihn wandte ich mich sogleich, da ich erfuhr, er sei unterwegs zum König. Ich schüttete ihm mein Herz aus, und er sah ja auch gleich, wo der Hase im Pfeffer lag. Ich war drauf und dran, selber den König aufzusuchen. Nun bat er mich, davon abzusehen, ich blieb und vertraute meine Sache ihm an. Daraufhin ist ja nun auch einiges geschehen. Wisseling kam zurück und nahm die Verproviantierung, mit der sich Loucadou trotz meines Drängens gar nicht befassen wollte, energisch in die Hand. Nun kamen ganze Herden von Schlachtvieh, lange Reihen von Getreidewagen täglich an; Heu und Stroh füllten im Überfluß die Speicher. In der Stadt wurde geschlachtet und eingesalzen und Kornvorräte auf die Böden der Bürgerhäuser verteilt. Diese Sache war also Gott sei Dank nun im Lote."

„Auf Wisselings Rat hat dann der König wohl den Hauptmann von Waldenfels hergeschickt?"

„Ganz recht. Unser Vizekommandant — Hut ab vor ihm! —, er meint es ehrlich, er hat den besten Willen; allein, Herr Leutnant, es fehlt ihm noch an der nötigen Erfahrung, um so schwieriger Verhältnisse, wie sie bei uns obwalten, Herr zu werden, und vor allem — er hat kein Glück. In den ersten Tagen des Januar hörten wir, daß

sich Franzosen bei Wollin, etwa zehn Meilen von hier, gezeigt hätten. Er setzte es bei Loucadou durch, daß man gegen sie marschierte. Ein nächtlicher Überfall wurde unternommen und endete mit einem Mißerfolg, der uns 100 Mann von unserer an sich nicht eben starken Besatzung kostete."

„Das ist bitter!" warf Schill ein.

„Das Schlimmste war, daß Herr von Waldenfels sich durch diesen ersten Fehlschlag gleich aus dem Sattel werfen ließ und alles Selbstvertrauen verlor, dessen er doch so dringend bedurfte, um sich neben Loucadou zu behaupten. Sie können sich denken, wie der Alte triumphierte, und was für Spott der wackere Waldenfels einheimsen mußte."

„Ja, die Art, wie Loucadou seine Geringschätzung äußert, diese anscheinend ganz ruhige und dabei doch so beißende Manier, ist so ziemlich das Niederträchtigste und Aufreizendste, was mir vorgekommen ist. Ich habe ja letztens auch ein Pröbchen davon zu kosten bekommen."

„Richtig! Sie waren ja dabei, lieber Herr Leutnant, als er uns auf der Dammschanze bei der Ziegelscheune besuchte. Pfui Teufel!" Und der alte Nettelbeck spuckte nach echter Schifferweise in die Stubenecke. „Wir waren so froh und frisch beim Werke, die Schanze gebrauchsfähig zu machen, die dort doch so dringend notwendig ist, um den Feind von der Lauenburger Vorstadt fernzuhalten. Statt uns nun zu ermuntern und zu loben, wie wir es verdient hätten, lachte er spöttisch und nannte es Kinderspiel, was wir da trieben. Herr Düring, der sich Ingenieurkapitän schimpft, und dem Gott zu seinem Amt einstweilen den Verstand noch nicht gegeben zu haben scheint, zollte ihm diensteifrig Beifall."

„Guter Meister Nettelbeck, ich will Euch etwas sagen," nahm Leutnant von Schill das Wort, „schreibt doch noch einmal an Seine Majestät und stellt dem König vor —"

„Das ist bereits im Lote!" unterbrach ihn Nettelbeck. „Schon vor einigen Tagen ist mein Brief abgegangen. Diesmal habe ich aber nicht allein geschrieben, zweihundert Bürger, die in allen Punkten eines Sinnes mit mir sind, haben ihre Namen unter das Schreiben gesetzt, damit der König nicht etwa denkt, es sei immer wieder derselbe alte Querkopf, der an allen Dingen herumzunörgeln hat. O jawohl, Herr Leutnant, alle Achtung vor Herrn von Waldenfels, aber wir sehen doch eben, daß auch er noch nicht der rechte Mann ist. Hier muß ein anderer her. Und deshalb freut es mich, daß wenigstens Sie einstweilen hier sind!"

„Auf mich und meine 100 Mann, die für mich ins Feuer gehen, könnt Ihr zählen. Kolberg kann sich halten, das ist mir auf unserem

Rundgängen durch die einzelnen Befestigungswerke klar geworden. Zum mindesten ist es imstande, auf sehr lange Zeit ganz energischen Widerstand zu bieten. Was im Siebenjährigen Kriege möglich war, das ist auch heute möglich. Denn, glauben Sie mir, lieber Meister Nettelbeck, wir haben uns bei Jena und Auerstädt sehr tapfer geschlagen. Wenn die Franzosen nun eine Festung nach der anderen genommen haben, so ist das nicht ihrer Tüchtigkeit zuzuschreiben, sondern unserer Angst. Sorgen wir also vor allen Dingen dafür, daß uns Herr von Loucadou nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht, und daß die Bürgerschaft den Kopf oben behält. Einstweilen werde ich alles, was an Selbstranzionierten inzwischen noch zu uns kommt, gleich an mich ziehen, damit die Leute nicht unter Herrn von Loucadous Einfluß den Mut verlieren. Ihr, Nettetbeck, haltet Euren Anhang unter den Einwohnern straff zusammen. Sucht ihn mehr und mehr zu vergrößern, so daß die Partei, die für eine Gegenwehr bis zum Äußersten ist, das entscheidende Übergewicht erlangt. Wenn wir beide, ich mit meinen Reitern, Ihr mit Euren Bürgern, fest zusammenhalten, so werden wir wenigstens so lange allen Schimpf von Kolberg abwehren, bis Seine Majestät einen neuen Kommandanten herschickt. Ich glaube, den dürfen wir mit Bestimmtheit erwarten. Seine Majestät wird alles daransetzen, diesen Platz nicht in Feindeshand fallen zu lassen."

„Wie wohl tun mir Ihre Worte!" rief der alte Nettelbeck mit Tränen in den Augen. „Hier meine Hand, wackerer Schill! Zu Schutz und Trutz für König und Reich bis zum letzen Blutstropfen!"

Sie schüttelten sich abermals die Hände, der rüstige, knorrige Siebziger und der tatendurstige, draufgängerische Dreißiger.

„Noch eins, Nettelbeck!" setzte Schill hinzu. „Ich habe Euch schon gesagt, ich will mich möglichst von Loucadou fernhalten. Für Kolbergs Verteidigung ist es von größter Wichtigkeit, daß wir uns die Verbindung mit der See nicht abschneiden lassen. Der Hafen muß, koste es, was es wolle, gehalten werden. Der Schlüssel zum Hafen aber ist die Maikuhle. Dort werde ich mich mit meinen Reitern häuslich niederlassen. Die Frage ist aber, wer liefert uns den Lebensunterhalt? Wer gibt meinen Leuten Löhnung?"

„Das bringe ich ins Lot, Herr Leutnant!" antwortete Nettelbeck. „Bis znm letzten Heller will ich alles Geld, das ich habe, an die gute Sache drangeben. Es finden sich auch noch andere Bürger, die noch wohlhabender sind als ich und den Beutel bereitwillig öffnen werden. Es kann uns ja nicht fehlen, daß, wenn erst bessere Zeiten kommen, der König uns alles wiedererstatten wird. Wollte man bloß guten Willen zeigen und vor Geldausgaben zurückschrecken, so wäre das halbe

Arbeit. Da seien Sie also ohne Sorge! Essen und Trinken und Lohn sollen Ihre wackeren Burschen pünktlich bekommen."

„Dann will ich die Maikuhle verschanzen", erwiderte Schill, „und in den nächsten Tagen versuchen, ob ich einzelnen Abteilungen der Belagerungsarmee, die dem Vernehmen nach von verschiedenen Seiten zusammengezogen wird, eins auswischen kann."

Nach diesen Worten nahmen die beiden voneinander Abschied.

6.

Die Belagerung beginnt.

Den ganzen Februar hindurch bekam man nicht viel vom Feinde zu sehen. Schill führte sein Vorhaben aus und machte einen Streifzug nach Neubrück, wo er bei seiner Ankunft vor Kolberg so glücklich gefochten hatte. Doch diesmal ward er zurückgeworfen; es gelang ihm aber, sich volle acht Tage in Neubrück selbst gegen die Plänkeleien der feindlichen Abteilungen zu halten. Am 1. März rückten stärkere Truppen heran, und er mußte seine Stellung aufgeben. Wenige Tage später zeigte sich der Feind am Kauzenberg, am Strande der Ostsee bei Kolberger Deep, und zog sich dann über Prettmin und Cörlin bis nach Tramm, indem er auf diese Weise von Westen bis nach Osten hinüber einen breiten Ring um Kolberg schloß.

Sogleich wurden die ersten Plänkeleien gegen die Außenschanzen unternommen. Zuerst hatte der Feind es auf die Schanze am Hohenberge abgesehen. Nach einigen lauen Versuchen setzte er stärkere Kräfte ins Feld. Die Kolberger mußten sich zurückziehen, konnten jedoch ihre drei Kanonen retten. Der zweite Vorstoß des Feindes galt den Anhöhen der Altstadt im Süden. Er erstürmte auch dieses Werk und war hiermit schon in bedenkliche Nähe der Festung gekommen.

Nettelbeck eilte an dem Tage, wo die etwa eine halbe Meile im Süden gelegene Altstadt den Franzosen in die Hände fiel, zum Vizekommandanten von Waldenfels.

„Nun ist es an der Zeit, Herr Hauptmann," stellte er ihm vor, „die Wiesen um Kolberg her unter Wasser zu setzen, vor allem aber gegen Altstadt und den Hohen Berg zu. Die Einrichtung ist im besten Stande. Wir können weite Flächen so überschwemmen, daß an ein Durchkommen nicht zu denken ist. Die Dämme sind fest und zuverlässig, so daß für die Stadt keine Gefahr besteht."

„Aber die Eigentümer der Wiesen?" wandte Waldenfels ein.

„Die wollen natürlich nicht 'ran," antwortete Nettelbeck. „Die bilden sich ein, sie könnten, auch wenn der Feind Kolberg beschießt, immer noch getrost ihren Acker bestellen. Das muß eben von der

Kommandantur aus geschehen. Herr von Loucadou muß den Befehl erteilen, die Überschwemmung vorzunehmen. Da gibt's dann keine Widerrede. Oder, noch besser, ordnen Sie als Vizekommandant es an."

Aber Hauptmann von Waldenfels zog die Schultern in die Höhe. „Das kann ich allein nicht gut riskieren," erwiderte er, „so sehr ich auch von der Nützlichkeit, ja Notwendigkeit dieser Maßregel überzeugt bin."

„So stellen sie die Sache dem Kommandanten vor," sagte Nettelbeck, „denn ich für meine Person habe mir's zugeschworen, mich nicht mehr mit Herrn von Loucadou zu befassen."

„Das will ich gern tun, lieber Meister Nettelbeck. Erwarten Sie meinen Bescheid in Ihrer Wohnung. Ich erledige die Sache sogleich."

„Nun, dann bekommen wir es hoffentlich rasch ins Lot."

Nettelbeck mochte etwa eine Viertelstunde in seiner Wohnung auf Bescheid von Herrn von Loucadou gewartet haben, als der Bürgermajor Ziemcke zu ihm kam.

„Alter Freund," began er, „für die Überschwemmung ist der Kommandant nicht zu haben, was? Dafür versucht er's mit Feuer. Der Querkopf muß halt immer das Gegenteil von dem tun, was wir wollen."

„Was willst du damit sagen, Ziemcke?" rief Nettelbeck bestürzt.

„Sieh dahinaus, Joachim!" antwortete Ziemcke und zog den Alten zum Fenster. „Loucadou hat die Lauenburger Vorstadt in Brand stecken lassen. Die unglücklichen Bewohner sind nicht einmal vorher benachrichtigt worden. Sie können nur das nackte Leben retten und flüchten nun herdenweise zur Stadt herein."

„Das ist denn doch zu bunt!" brauste Nettelbeck auf, und ohne den Hut aufzusetzen, lief er zur Kommandantur.

Als er ankam, sah er einen prachtvollen, mit vier Pferden bespannten Wagen vor dem Hause halten. Der Kutscher saß im Sattel, den Bock hatte ein Trompeter inne, vier französische Gardisten in voller Rüstung standen zur Seite.

„Was hat denn nun das wieder zu bedeuten?" fragte Nettelbeck die Bürger, die neugierig die Karosse umringten.

„Ein Parlamentär ist beim Kommandanten," war die Antwort.

Drinnen auf dem Hausflur standen Offiziere der Garnison und sprachen über den Vorfall. Aber keiner wußte Nettelbeck etwas Näheres zu sagen. Loucadou hatte sich mit dem Franzosen eingeschlossen und niemand zu der Unterredung hinzugezogen.

„Das lassen sich die Herren Offiziere so ruhig bieten?" brauste Nettelbeck auf. „Herr Obrist von Britzke, Sie sind der nächste an Rang und Alter. Ihnen kommt es zu, mit anzuhören, was da drinnen verhandelt mird! Sprengen Sie die Tür!"

Aber Obrist von Britzke zuckte nur die Achseln.

Abseits standen in einer Gruppe für sich Artillerieleutnant Post, Platzmajor Zimmermann und Ingenieurleutnant Wolf. Nettelbeck kannte die Herren und wußte, daß sie heftige Gegner des Herrn von Loucadou waren. In seiner Verzweiflung wandte er sich an sie. „Meine Herren, so verhelfen Sie doch sich und uns zu unserem guten Recht! Können Sie denn nichts dagegen tun? Denken Sie an Küstrin, an Stettin, an Magdeburg! Mein Gott, jagen Sie doch diesen Loucadou zum Teufel!"

Mit Mühe bezwang er sich, das in so leisem Tone zu sagen, daß nur die drei Herren es hören konnten. Sie schüttelten den Kopf, lächelten und antworteten: „Nein, guter Nettelbeck, so geht das nicht!"

Der Alte wußte sich keinen Rat mehr, er stürmte auf und davon, um den Vizekommandanten zu suchen. Man schickte ihn zur Münde, zum Hafen und hierhin und dorthin auf den Wällen herum. Überall war Herr von Waldenfels gewesen, aber kurz vor Nettelbecks Eintreffen fortgegangen. Schließlich gab er es auf und eilte zur Kommandantur zurück. Hier erfuhr er, daß der Parlamentär schon wieder fort sei. Herr von Loucadou und der Franzose seien Hand in Hand aus dem Hause gekommen, anscheinend im besten Einvernehmen. Erst eine halbe Stunde später kam Hauptmann von Waldenfels atemlos herangestürzt und begab sich sofort zum Kommandanten. Man erzählte dann dem alten Nettelbeck, daß die beiden einen heftigen Wortwechsel gehabt und sich völlig überworfen hätten.

Die nun folgenden Geschehnisse erregten nicht nur in Nettelbeck, sondern in vielen anderen den Argwohn, daß zwischen dem Franzosen und Loucadou geheime Verabredungen getroffen worden seien. Es hätte denn ein seltsamer Zufall sein müssen, daß noch am selben Abend Feuerlärm in der Stadt geschlagen wurde und ein Brand in der Kommandantur selbst ausbrach. Loucadou verließ das Haus und quartierte sich in der Post ein. Während die Bürger den Brand löschten, machte sich Nettelbeck mit einigen anderen auf den Weg zu einer Runde rings um die Stadtwälle. Überall auf den Batterien, wo Kanonen und Pulverwagen standen, riefen sie wiederholt die Schildwachen an, aber nur an wenigen Stellen erhielten sie Antwort. Auf der ganzen langen Runde trafen sie nicht mehr als sieben Mann unter Gewehr. Aufs höchste beunruhigt, eilten sie zum Posthaus und verlangten den Kommandanten zu sprechen. Man wies sie ab, da der Herr Obrist sich bereits zur Ruhe begeben habe und niemand mehr vorlassen wolle. Dabei war der Brand in der Kommandantur noch immer nicht gelöscht.

Der Feind verhielt sich indessen mehrere Tage über ruhig. Er

setzte seine Quartiere instand, verstärkte seine Stellung bei Altstadt und schlug eine Brücke bei Rossentin. Das waren jedoch nur die Vorbereitungen zu einem heftigen Angriff gegen den Kauzenberg, um den am 19. März von früh bis spät beiderseits mit Hartnäckigkeit gerungen wurde. Die Besatzung mußte der Übermacht weichen, und auch das näher gegen die Stadt gelegene Dorf Sellnow ging verloren. Das war eine empfindliche Schlappe für Kolberg; denn nun war von dieser Seite aus die Stadt angreifbar. Der Feind zauderte denn auch nicht, schon am 20. März den gewonnenen Vorteil nach Kräften auszunutzen. Er ging in das Siederland vor, setzte sich hinter dem Gradierwerk fest und zeigte sich sogar vorm Galgenberge. Zugleich griff er mit Nachdruck die Schanze auf dem Strickerberge an, die am Damme vor dem Geldertore lag. Durch Flankenfeuer von Altstadt her wurde der Ansturm so trefflich unterstützt, daß das Feuer aller Kolberger Batterien, obwohl es mit Ausdauer unterhalten wurde, nichts dagegen vermochte. Nur der beispiellosen Tapferkeit der Schillschen Mannen, die unter Leutnant von Wedel am Abend die Kolberger Grenadiere ablösten, war es zu danken, daß der Feind schließlich abgewiesen wurde. Klaus Rynecke fand Gelegenheit, im Handgemenge neue Proben seiner übermenschlichen Kraft zu geben. Jens Borstell erhielt eine Stichwunde am linken Arm und mußte nach Hause geschafft werden.

Am Morgen nach diesem Gefechte gab Obrist von Loucadou Befehl, die Geldervorstadt in Brand zu stecken, weil er befürchtete, daß die Schanze auf dem Strickerberge sich doch nicht halten würde. Er gedachte durch diese Maßregel zu verhindern, daß die Franzosen sich nach Einnahme der Schanze in den Häusern der Geldervorstadt festsetzten. Schill, der in der Maikuhle stand, wurde sofort durch Leutnant Wedel von diesem Befehl in Kenntnis gesetzt und erteilte den Gegenbefehl, daß man mit dem Anlegen des Feuers bis zum Äußersten warten solle. Er selbst begab sich auf der Stelle zum Kommandanten.

„Ich höre eben, Leutnant von Schill," fuhr Loucadou ihn an, „daß Sie sich meinem Befehl, die Geldervorstadt in Brand zu stecken, widersetzt haben. Wie kommen Sie dazu?"

„Dort wohnen Hunderte von Menschen, Herr Kommandant," antwortete Schill, „denen man Zeit lassen muß, ihre Habe zu retten."

„Darüber bestimme ich allein. Obrist von Britzke!" rief er, sich an diesen Offizier wendend, „sorgen Sie dafür, daß mein Befehl sofort ausgeführt wird."

„Herr Kommandant," versetzte Schill bestimmt, „meine Leute haben die Schanze besetzt und halten sie noch zwei Tage lang. Dafür bürge ich mit meinem Kopf."

„Mit Ihrem Kopf habe ich hier gar nichts zu tun! Hier geht es nach meinem Kopf, verstanden? Obrist von Britzke, was warten Sie noch?"

„Herr Kommandant," sprach Schill, indem er dem Obristen von Britzke einfach in den Weg trat, „Ihr Befehl ist übereilt und zurzeit noch unnütz. Ich bitte dringend zu warten."

„Das ist offene Insubordination!" schrie Loucadou außer sich. „Leutnant von Schill, Sie verfügen sich auf der Stelle in Ihre Wohnung. Ich erteile Ihnen Stubenarrest!"

Schill verneigte sich und ging. Die Nachricht, was zwischen ihm und Loucadou vorgefallen sei, und weshalb Schill bestraft werden solle, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Stadt. Der tapfere Offizier, der bisher schon so viel für die Verteidigung von Kolberg getan, war der Liebling aller geworden. Nun sammelte sich eine große Menge von Bürgern und Soldaten auf dem Markte, und es war sogar die Rede davon, Schill mit Gewalt zu befreien. Nettelbeck, der sonst bei jeder Gelegenheit aufbrauste, erkannte hier, daß Ruhe und Besonnenheit am Platze sei. Er bat die Leute, Vernunft anzunehmen. Man müsse doch erst einmal hören, was Schill selbst dazu zu sagen hätte. Darauf eilte der Alte zu seinem Freunde. Als Schill hörte, wie die Dinge ständen, faßte er Nettelbeck bei beiden Händen und rief: „Freund, um Himmels willen, bringt mir die Menschen zur Vernunft! Nur keinen Aufruhr! Das wäre ja das größte Unglück in unserer Lage. Sagt ihnen, ich sei nicht arretiert, sondern hielte mich nur auf meinem Zimmer, weil ich mich unpäßlich fühle. Sagt, was Ihr wollt, nur sorgt dafür, daß die Leute Ruhe halten!"

Nettelbeck lief zum Markte zurück. Hier war die Menschenmenge inzwischen wieder zahlreicher und der Lärm so groß geworden, daß der Alte sich nur mit Mühe Gehör verschaffen konnte. „Kinder!" rief er, als es endlich einigermaßen ruhig geworden war. „Ich komme von unserem Freunde! Aus seinem eigenen Munde weiß ich's, er hat nicht Arrest, wie ihr glaubt, sondern ist krank und muß deshalb zu Hause bleiben. Er bittet euch alle, wenn ihr ihm freundschaftlich gesinnt seid, ruhig auseinanderzugehen. In wenigen Tagen hofft er so weit wiederhergestellt zu sein, daß er unter euch treten und euch für eure Anhänglichkeit danken kann! Wer also ein guter Bürger und sein Freund ist, der geht nach Hause!"

Alt und jung war schon gewöhnt, auf Nettelbeck zu hören und alles, was er sagte und tat, für richtig und gut zu halten. Deshalb wurde sein Rat nun auch befolgt. Loucadou aber erachtete es angesichts dieses einmütigen Protestes der gesamten Bürgerschaft doch für besser, nichts

gegen Schill zu unternehmen. Der Arrestbefehl wurde zurückgezogen. Schills Leute verteidigten die Schanze am Strickerberge noch volle 48 Stunden lang, so daß die Bewohner der Geldervorstadt Zeit hatten, ihre Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen. Dann erst wurde die Stellung geräumt und die Vorstadt eingeäschert.

Nun richteten die Belagerten ihre größte Sorgfalt auf die Befestigung der Maikuhle, des Münderforts und der Schanzen auf dem Baumgarten und auf dem Wolfsberge. Das waren die Punkte, die den Hafen und die Seeseite beherrschten, und es kam vor allem darauf an, sich den Zugang zum Meere nicht abschneiden zu lassen, wußte man doch schon, daß Hilfe von Schweden und von England unterwegs sei.

Scharmützel und Plänkeleien zwischen den Vorposten, kleine Ausfälle und Überrumplungen waren jetzt an der Tagesordnung. Der Feind verstärkte sich mit jedem Tage; sein Wurfgeschütz fing an zu spielen und richtete hier und dort Verheerungen an. Die Kolberger versuchten die Häuser von Altstadt in Brand zu stecken, um die Franzosen aus dieser Stellung zu vertreiben. Es gelang ihnen jedoch nicht.

Obrist von Loucadou befand sich am 5. April, umgeben von Offizieren und Bürgern, auf dem Markte und erließ mehrere Befehle, die, wie alles, was er anordnete, wenig Vertrauen erweckten. Um das Durchschlagen von Bomben zu verhüten, sollten die Dächer der Häuser dick mit Dünger belegt werden. Ferner ordnete er an, das Straßenpflaster aufzureißen, um dort niederfallende Granaten unschädlicher zu machen. Joachim Nettelbeck befand sich unter den Bürgern. Er bezweifelte lebhaft, ob diese Maßregeln irgendwelchen Nutzen bringen könnten.

„Bei früheren Belagerungen", erklärte er, „ist das Straßenpflaster unversehrt gelassen worden. Ein Aufreißen erscheint mir sogar als höchst nachteilig; denn wenn Feuer entsteht, wie sollen dann die Spritzen und die Wasserwagen durch den Sand und die Steinhaufen vorwärts kommen?"

Der Obrist war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, als nicht weit von ihm eine Bombe niederfiel und zersprang, ohne jedoch Schaden zu tun. Nichtsdestoweniger erschrak er zu Tode, wurde leichenblaß und stammelte: „Liebe Leute, wenn das so fortgeht, werden wir doch zu Kreuze kriechen müssen!"

Da trat Nettelbeck dicht vor ihn hin. Der lange zurückgedrängte Groll brach sich plötzlich leidenschaftlich Bahn. „Beim Himmel!" rief er, „der erste, der von Übergabe spricht — wer es auch sei, ob Bürger, ob Militär —, dem renn' ich auf der Stelle die Klinge durch den Leib, sollte ich sie mir auch in der nächsten Minute selbst in die Brust bohren müssen! Kolberg, kann und muß dem Könige erhalten bleiben, koste

es, was es wolle! Wir haben Brot und Waffen, und was uns noch fehlt, wird uns von der See zugeführt werden. Wir Bürger sind alle für einen Mann entschlossen, die Festung nicht zu übergeben. Wer dennoch davon spricht, der ist eine Memme und stirbt des Todes von meiner Hand!"

Er packte dabei so heftig seine Waffe, daß sie aus der Scheide fuhr. Landrat Dahlke, der neben Nettelbeck stand, ergriff rasch seinen Arm und zog ihn von Loucadou zurück. Kaufmann Schröder faßte blitzschnell nach dem Degen des Alten. Dieses Zugreifen der beiden Männer erhöhte noch den Anschein, als hätte Nettelbeck gegen den Kommandanten blankziehen wollen. Loucadou geriet außer sich.

„Arretieren!" schrie er, vor Wut schäumend. „Arretieren! In Eisen legen!„

Die Menge der Bürger umringte Nettelbeck. Landrat Dahlke schob ihn vor sich her, um ihn vom Platz wegzubringen. Loucadou nahm daher an, sein Befehl würde befolgt. Als der Alte sich von seiner Aufregung erholte, sah er sich jedoch nicht im Gefängnis, sondern in seiner Wohnung. Er bereute nun, daß er sich von seinem Zorn so weit hatte hinreißen lassen. Er wartete in Unruhe, welchen Verlauf die verdrießliche Geschichte nehmen würde. Am Abend kam Landrat Dahlke.

„Das Ding war böse, guter Freund," berichtete er. „Loucadou hat Euch tatsächlich vor ein aus Militär und Zivil zusammengesetztes Kriegsgericht stellen wollen. Er war entschlossen, Euch morgen auf dem Glacis der Festung erschießen zu lassen. Meine Vorstellungen fruchteten nichts. Zum Glück nahm alles einstimmig für Euch Partei, und als ein Aufruhr anszubrechen drohte, gab der alte Griesgram doch klein bei. ‚Gut, gut!' rief er mir zu, als ich ihn bat, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen, ‚so mag der alte Bursche laufen. Er soll sich aber hüten, daß ich ihn nicht noch einmal fasse.'"

„Hoho!" rief Nettelbeck. „Ich sah wohl das Volk zusammenlaufen und hörte den Lärm, aber ich hätte nie geglaubt, daß es sich um mein Leben handelte!"

„Es kommt noch eins dazu," antwortete Dahlke bekümmert, „weshalb das Volk außer sich ist. Schill geht fort."

„— — geht — — fort — — ?" stammelte Nettelbeck, erbleichend.

„Ja, er hat vor ein paar Minuten erst noch mit mir gesprochen. Es hält ihn nicht länger hier; und auch daran ist der Loucadou schuld. So stehen denn die die Dinge auf des Messers Schneide, man weiß nicht, wie es noch werden soll."

„Schill verläßt uns?" wiederholte Nettelbeck in tiefem Schmerze.

„Da ist er selbst," sagte Dahlke. „Er will wohl Abschied von Euch nehmen. So lasse ich Euch denn mit ihm allein."

„Ja, Nettelbeck," begann Leutnant von Schill, der im Hereintreten die letzen Worte Dahlkes gehört hatte. „Ich will Euch Adieu sagen. Ich kann nicht länger hier bleiben!" Er warf sich in einen Stuhl, stützte den Kopf in die Hand und starrte düster vor sich hin. „Alter, lieber Freund," fuhr er fort, „ich ersticke hier. Ich kann nicht mehr dieselbe Luft mit diesem Loucadou atmen. Sie wissen, ich habe mein möglichstes getan. Einer muß weichen — er oder ich. Sobald wir uns sehen, gehen wir aufeinander los. Und ich mag vorschlagen, was ich will, ich mag tun, was ich will — alles ist falsch, nichts wird gebilligt. Meine Leute haben sich noch gestern und heute bei Neuwerder wie die Löwen geschlagen und den Feind bis nach Sellnow zurückgedrängt. Ich bat um Verstärkung, weil wir dann unseren Vorteil noch weiter hätten ausnützen und den Kauzenberg wiedergewinnen können. Nicht ein Mann ist mir bewilligt worden. So bringt man mich immer um meinen Erfolg. Nun habe ich es satt. Und dann noch eins, mein lieber Alter, ich kann mir nicht helfen — ich fürchte, es ist dem Loucadou mit der ganzen Verteidigung nicht ernst, und er wird eines schönen Tages doch euch allen zum Trotz kapitulieren. Ich habe keine Lust, Kriegsgefangener zu werden, ich habe ganz andere Dinge vor."

Nettelbeck antwortete nicht. Er bewegte nur das weiße Haupt schwer und langsam hin und her, wie jemand, der von unerträglichem Schmerze gepeinigt wird.

„Nettelbeck, Ihr habt getan, was ihr konntet," fuhr Schill fort, „aber Ihr habt's auch nicht ermachen können. Es ist trotz Euers guten Willens meinen Leuten miserabel schlecht gegangen. Aber sie haben den Mut nicht sinken lassen und sind immer brav bei der Sache gewesen. Täglich, ja stündlich waren sie auf den Beinen, der Feind hielt sie beständig in Atem. Tag und Nacht haben sie unter freiem Himmel gelegen, oft ohne abgelöst zu werden. Die Löhnung konnte ihnen nicht regelmäßig ausgezahlt werden, und gar manches Mal haben sie hungern müssen."

„Weiß Gott, Herr Leutnant!" unterbrach ihn Nettelbeck. „Ich habe getan, was möglich war. Ein Kessel für Kartoffeln und Gemüse ist bei mir nicht vom Feuer gekommen. Oft habe ich die Bäcker- und Fleischerläden auskaufen lassen. Ich bin von Haus zu Haus gelaufen und habe überall gebeten, daß man für meine Schillschen Kinder draußen in der Maikuhle etwas zu essen kochen möchte."

„Gewiß, sie haben Euch auch als ihren Vater angesehen und nannten Euch ihren Trank- und Brotspender. Aber ich weiß wohl, guter Alter, auch ein Brunnen schöpft sich aus; und menschliche Geduld hat ihre Grenzen. Also, adieu denn, Freund! Laßt uns wie Männer

scheiden. Noch diese Nacht gehe ich mit dem größten Teil meiner Leute zu Schiff. Ich vergesse Euch nicht. Ich werde Sorge tragen, daß euch von England oder Schweden her rasch Hilfe komme."

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, starrte Nettelbeck noch ein Weilchen dumpf vor sich hin, dann ließ er sich mit lautem Stöhnen auf einen Stuhl fallen, und sein Haupt sank schwer auf die Brust herab. Dem alten Mann war zumute, als sollte er sterben.

7.

Gneisenau.

Am anderen Morgen richtete ein Trost den Wackeren auf. Zwei Schiffe liefen in den Hafen ein und brachten, von Memel kommend, ein pommersches Reservebataillon, 700 Köpfe stark, eine sehr willkommene Verstärkung der durch die vielen kleinen Gefechte schon beträchtlich verringerten Besatzung. Nettelbeck atmete auf. Daran erkannte er doch, daß der König Kolberg nicht vergessen hatte. Aber als sollte seine Freude sogleich wieder gedämpft werden, lief unter den Bürgern die Kunde um, daß nun beim Feinde das schwere Belagerungsgeschütz eingetroffen sei und der Kampf um den Besitz der Festung jetzt erst mit voller Wut entbrennen werde.

Dies zeigte sich denn auch schon am 29. April, an welchem Tage die Feinde unter dem Schutz des Hohen Berges zwei Schanzen gegen die Lauenburger Vorstadt und gegen den Bullenwinkel hin aufwarfen. Loucadou tat nichts, um sie an dieser für Kolberg höchst gefahrvollen Arbeit zu verhindern. Nettelbeck machte sich daher auf die Suche nach dem Vizekommandanten, um diesen zu fragen, ob denn gar nichts gegen die Annäherung des Feindes unternommen werden solle. Man sagte ihm, der Hauptmann sei nach dem Hafen geganngen, wo ein Schiff aus Danzig eingetroffen sei. Nettelbeck, dorthin eilend, begegnete Herrn von Waldenfels schon auf der Brücke des Mündertors. An seiner Seite sah er einen stattlichen Offizier, der ihm fremd war. Da jedoch sein Anliegen eilig war, zog er den Hauptmann zur Seite, um ihm ins Ohr zu flüstern, worum es sich handelte. Waldenfels aber lächelte und sprach: „Ihr könnt getrost laut sagen, was Ihr auf dem Herzen habt, guter Nettelbeck. Dies hier ist Hauptmanu Graf Neithardt von Gneisenau, unser neuer Kommandant." Und zu dem Fremden gewendet, fügte er bei: „Dies ist der alte Nettelbeck, von dem ich Ihnen so viel Gutes erzählen konnte."

Der Alte erschrak. Sein Herz klopfte vor ungestümer Freude. Er konnte sich's in diesem Moment nicht erklären, warum gleich beim ersten Anblick dieser straffen, ruhig dreinschauenden Gestalt Zuversicht

und frohe Hoffnung seine Brust schwellten. Tränen stürzten ihm aus den Augen. Seine Knie zitterten, er fiel vor dem Fremden nieder und streckte, wie ein Ertrinkender zu seinem Retter, die Hände zu ihm empor.

„Ich bitte Sie um Gottes willen!" rief er schluchzend. „Verlassen Sie uns nicht! Wir wollen Sie auch nicht verlassen, solange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben, sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein. In uns allen lebt nur ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!"

Gneisenau hob ihn freundlich auf und antwortete: „Nein, Alter! ich werde die Kolberger nicht verlassen. Gott wird uns helfen! Für jetzt begleitet uns!"

Darauf traten die drei einen Rundgang um die Wälle an. Aus dem Gespräch, das sich hierbei entspann, ersah Nettelbeck zu seiner stetig wachsenden Freude, daß der neue Befehlshaber ein Mann von umfassendem Blick und rascher Entschlossenheit war. Nichts entging ihm, und hier und dort wußte er durch ein paar rasche Anordnungen sogleich Mängel zu beseitigen. Nettelbeck benutzte die Gelegenheit, ihn zu der Überschwemmungsschleuse zu führen und auf diese Einrichtung aufmerksam zu machen, die bisher von Loucadou noch nicht benutzt worden war. Gneisenau ermächtigte ihn sofort, die Wiesen rings um die Stadt her unter Wasser zu setzen, ja er legte ihm nahe, sogar noch für eine Erhöhung des Wasserstandes, soweit dies irgend möglich sei, Sorge zu tragen.

Am nächsten Tage versammelte Gneisenau die Garnison und stellte sich ihr vor. Er begleitete diese kleine Feierlichkeit mit einer Ansprache, die so eindrucksvoll und rührend war, wie wenn ein guter Vater zu seinen lieben Kindern spräche. Die bärtigen Krieger weinten vor Ergriffenheit und riefen schluchzend, sie wollten mit ihm für König und Vaterland leben und sterben. Darauf machte er sie mit den Grundsätzen bekannt, nach welchen er befehligen werde, und teilte ihnen mit, wessen sie sich von ihm zu versehen hätten, und was er von ihnen erwartete. Tausend Stimmen jauchzten ihm in freudigem Tumult entgegen.

Am 1. Mai ließ er sich die Zivilbehörden, die Obrigkeit und die Vertreter der Bürgerschaft vorstellen.

„Bürger und Freunde!" sprach er mit einer Stimme, die den Klang von Erz hatte. „Der König schickt mich zu euch mit dem Befehl, Kolberg zu halten. Ich habe schon zu meiner Freude gehört, daß ihr willens seid, mir darin zur Seite zu stehen. Das verlange und erwarte ich von jedem einzelnen von euch. Den König und unser Vaterland hat großes

Unglück betroffen; aber an uns ist's jetzt, den Kopf oben zu behalten und ihn nicht im Stich zu lassen. Soll er noch mehr verlieren, als er schon verloren hat? Unsere Schuldigkeit ist's, zu retten, was zu retten ist. Soldaten und Bürger müssen einer wie alle ihr Bestes, ihr Alles hergeben. Napoleon regiert die Welt von Berlin aus; unser armer König hat sich nach Königsberg zurückziehen müssen. Der Usurpator aber soll erkennen, daß es noch Männer in Preußen gibt. Wenn auch alles vor ihm den Nacken beugt, wir wollen mit hoch erhobener Stirn ihm trotzen. Darauf, Bürgermeister, im Namen aller Mitbürger, schlagt ein!"

Er streckte die Rechte aus, und Dresow ergriff sie warm und fest. So gelobten sich der neue Kommandant und die Einwohnerschaft Treue und Ausdauer bis in den Tod.

Wie sich das erste Zusammentreffen zwischen Loucadou und Gneisenau abspielte, davon erfuhr niemand etwas. Der Obrist wurde vom König mit dem Charakter des Generalmajors in den Ruhestand versetzt; er blieb jedoch während der Belagerung in Kolberg. Vom ersten Tage an, da der neue Kommandant die Leitung der Verteidigung übernahm, zog auch ein neuer Geist ein, der in allen Dingen segensreich zutage trat.

Zudem kam auch wenige Tage später die erste Hilfe von auswärts. Eine schwedische Fregatte von 46 Kanonen legte sich auf der Reede vor Anker, um von der Seeseite her die rechte Flanke des Feindes in Schach zu halten. Kurz darauf gesellte sich zu dieser eine kleine englische Brigg von 18 Kanonen, die gemeinsam mit ihr manövrierte. Am 7. Mai kam ein Schiff von Königsberg, das das dritte Neumärkische Reservebataillon zur Ergänzung der Besatzungstruppen herführte. Die Garnison wurde hierdurch auf eine Zahl von 6000 dienstfähigen Köpfen gebracht. Der Feind aber hatte bis zum Ende der Belagerung etwa 24 000 Mann vor Kolberg unter den Waffen.

Nach einem heftigen Angriff auf die Schanze des Wolfsberges, die von den Belagerten gehalten wurde, beschränkte sich General Teuillé, der inzwischen den vom Kaiser ins Feld berufenen Marschall Mortier abgelöst hatte, auf kleine Vorpostengefechte und vereinzelte Granatschüsse. Aber in der Nacht zum 14. Mai gab es das erste heftigere Feuer, in dem gegen 84 Granaten gezählt wurden. Am 17. Mai geschahen von der Schanze auf dem Hohen Berge die ersten Schüsse aus dem schweren Belagerungsgeschütz. Mitten in der Stadt wurde ein Grenadier vor der Hauptwache getötet. Dicht vor Nettelbecks Hause, der eben am Hafen weilte, wurde einer Frau, die ihm Lebensmittel zutrug, der Kopf vom Rumpfe gerissen.

Am 18. Mai unternahm der Feind zur Nachtzeit einen Ausfall gegen den Wolfsberg. Die Besatzung mußte der großen Übermacht

weichen. Die Schanze ging verloren. Doch war dieses Werk für Kolberg zu wichtig, um leichten Kaufs darauf zu verzichten. Gneisenau schickte schon in der folgenden Nacht die Hälfte der Besatzung gegen den Wolfsberg vor. Nach erbittertem Kampfe wurde die Schanze zurückerobert. Die Belagerten verloren dabei 160 Mann. Die Freude hierüber war um so größer, als am selben Tage der wackere Leutnant von Schill den Kolbergern zeigte, daß er sie nicht vergessen hatte. Drei englische Schiffe mit Lebensmitteln, Kanonen und Munition liefen in den Hafen. Schill hatte Leutnant von Wedel nach London gesandt, und seine Bitte um Unterstützung war von England, das ja seit Napoleons Auftreten keine Gelegenheit, ihm zu schaden, verabsäumt hatte, aufs schleunigste erfüllt worden.

Trotzdem hatte Kolberg noch immer alle Ursache, mit großer Sorge in die Zukunft zu blicken. Der Feind arbeitete jetzt mit großer Emsigkeit an der Verbesserung seiner Stellungen. Ende Mai hatte er von Osten nach Westen in einem weiten Halbkreise 25 große und kleine Schanzen und Batterien aufgeführt, künstliche Dämme errichtet und an verschiedenen Orten Laufgräben angelegt.

Nun wurde auch die Beschießung täglich heftiger. Die Zahl der zerstörten Häuser, der obdachlosen Bürger nahm immer mehr zu. Die Lazarette füllten sich mit Verwundeten; Begräbnisse fanden ununterbrochen statt. Am 10. Juni zählte man in einer Stunde 360 Schüsse allein gegen die Wolfsbergschanze. Gleichzeitig begannen alle übrigen Batterien der Reihe nach bis zur Altstadt hinauf ein mörderisches Kanonen- und Bombenfeuer gegen die Stadt und ihre Wälle auszusprühen. Überall regnete es Kugeln und Granaten. Viel Schaden, viel Unglück ward angerichtet. Hier und dort begann es in Kolberg zu brennen, doch wurde immer noch rechtzeitig gelöscht. Abermals setzte ein heftiger Angriff gegen den Wolfsberg ein. Die Verteidiger hielten sich bis um 5 Uhr nachmittags. Dann war eine Bresche geschossen worden, so daß der Ausgang des Sturmes nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Die Besatzung steckte die weiße Fahne auf; ein Waffenstillstand von 15 Stunden ward vereinbart, und die Tapferen erhielten samt ihren Geschützen freien Abzug in die Stadt.

8.

Die Wolfsbergschanze.

Jens Borstell hatte nicht mit den Schillschen Leuten Kolberg verlassen, einmal, weil er verwundet war, und dann, weil er bei seinen Eltern bleiben wollte. Aber während seine Kameraden auf den Wällen stritten, kämpfte der arme Bursche einen nicht minder schweren und ernsten Kampf im Vaterhause. Schon als er heimkam, war Piet Borstell ent-

schlossen gewesen, sich zu Schiffe zu begeben und in Bornholm Zuflucht zu suchen. Nun hatte er zusammen mit seiner Frau Tag für Tag den Jungen bearbeitet, daß er mitkommen solle. Aber alle Vorstellungen, daß er gegen Vaterland und König seine Pflicht getan hätte, daß er nun auch seine Pflicht gegen seine Eltern tun solle, da er ja doch ihr letztes Kind sei, fruchteten nichts. Er blieb dabei, er dürfe die Festung nicht verlassen, weil das Fahnenflucht wäre. Sie wandten dagegen ein, Schill sei mit der Mehrzahl seiner Leute auch fortgegangen. Darauf antwortete er: Ja, da hätte er mitgehen können, aber nun er geblieben sei, könne er sich nicht auf eigene Faust entfernen.

„Aber ich will ja auch gar nicht fort!" rief er einmal übers andere. „Ich will als Soldat auf meinem Posten beharren!"

Nun blieben auch die Eltern und schoben ihre Fahrt wieder und wieder auf. Die Leute, mit denen zusammen sie hatten reisen wollen, mochten nicht länger warten und gingen in See. Inzwischen wünschte Jens Borstell immer sehnlicher die Genesung herbei, um endlich wieder Dienst zu tun. Sobald er nur einigermaßen den Arm gebrauchen konnte, machte er sich auf den Wällen nützlich; am Kampfe konnte er freilich noch nicht teilnehmen. Doch plötzlich gab es für ihn eine schöne und ernste Aufgabe, die er um so freudiger übernahm, als sie mit großen Gefahren verknüpft war.

Gneisenau schickte ihn als Lugaus in den Glockenstuhl der Marienkirche hinauf. An dem Turme war eine Winde angebracht, durch die in einem Kästchen Fragen und Antworten auf und nieder befördert werden konnten. Eine Schildwache unten hielt die Maschine in Gang. Dort oben saß nun Jens den lieben langen Tag und beobachtete durchs Fernrohr den Feind. Da galt es wachsam und beherzt zu sein. Denn der Feind mochte wohl bald dahinter gekommen sein, daß dort ein Späher postiert worden war, und nahm nun die hochragende Turmspitze zum Zielpunkte. Eines schönen Tages erhielt Jens in seinem luftigen Quartier Besuch.

„Ei, Klaus Rynecke!" rief er aus, „bist du noch hier? Wir haben uns lange nicht gesehen! Hast du es übers Herz gebracht, von Leutnant von Wedel zu scheiden? Warum bist du nicht mit?"

„Weil sie auf See gegangen sind, Jens," antwortete Klaus, „und da sind ja keine Franzosen."

„Das ist brav, Klaus!" rief Jens. „Ach, könnte ich doch bei euch draußen sein und kämpfen!"

„Na, du kriegst hier oben die Granaten auch aus erster Hand!" lachte Rynecke. „Hui! sie sausen ja um den Turm her, daß selbst die Dohlen Reißaus genommen haben! Es fängt an, schlecht zu stehen, Jens. Es muß was geschehen. Ich habe was vor, und du sollst mir helfen."

„Ich kann von hier nicht fort, Klaus," antwortete Borstell.

„Ich meine, zur Nachtzeit, da kannst du ja hier doch nichts sehen. Höre, Jens, aber erzähl' keinem Menschen was davon. Ich will den Wolfsberg in die Luft sprengen."

„Was?" rief Jens verblüfft. „Wie willst du denn das machen?"

Rynecke lächelte still und antwortete nur: „Es wird schon gehen."

„Und da soll ich mitkommen?"

Rynecke schüttelte den Kopf. „Nein. Nicht bis zur Schanze. Du sollst mich nur über die Wiesen wegführen, bis ich allein finde, ich kenne den Weg nicht."

„Heute abend, meinst du?"

„Ja. Es wird eine sehr finstere Nacht, genau wie gestern. Ich habe ein Fäßchen Pulver, eine Zündschnur und Feuerzeug."

„Mein Gott! Aber — —" stammelte Borstell, und sah den jungen Burschen mit entsetzten Augen an.

Doch Rynecke legte ihm die Hand auf die Schulter und wiederholte: „Es wird schon gehen. Sei um zehn Uhr unten vor der Kirche, hörst du."

„Du hast niemand was gesagt — auch dem Kommandanten nicht?" fragte Jens.

„Nein, nur dem Pastor," sprach Klaus. „Er hat mir's Abendmahl gegeben und mich gesegnet."

Es war, wie Rynecke vorausgesagt hatte, eine sehr finstere Nacht. Dicke Gewitterwolken hingen schwer hernieder. Die Luft war schwül und regungslos. Der Weg über die unter Wasser stehenden Wiesen wurde den beiden Burschen sauer. Fauler, erstickender Dunst brodelte drüber hin. Von Zeit zu Zeit kamen sie durch dichte Mückenschwärme, und die Insekten drangen ihnen beim Atmen wie Staub in Mund und Nase. Klaus trug sein Fäßchen Pulver auf der Schulter. Wo das Wasser tiefer war, hielt er es mit ausgestreckten Armen empor, damit seine kostbare Last nicht naß würde. Endlich hatte Jens ihn so weit geführt, daß er den Weg zur Schanze nicht verfehlen konnte. In einiger Entfernung vor ihnen schimmmerte auch schon der trübe, von einem großen Hof umgebene Lichtschein vereinzelter Wachtfeuer durch die Dunkelheit.

Die beiden schüttelten sich stumm die Hand. In solcher Nähe des Feindes zu sprechen, wäre gefährlich gewesen. Jens sah mit tränenvollen Augen seinen jungen Freund an, aber Klaus lächelte nur, und aus seinen kleinen, lustigen Augen sprach sein beherztes: „Es wird schon gehen." — Dann schritt Jens zurück zum Wasser, Klaus auf das französische Lager zu.

Die Lichtpunkte wurden größer; sie sahen aus wie feurige Augen, die durch Dampf und Nebel glühen. Klaus blieb stehen. Schritte und Stimmen schlugen an sein Ohr. „Halt! Wer da?" klang es durch die Nacht. — „Ablösung!" — „Parole?" — »Allons enfants!« — „Auf Posten nichts Neues!" — „Fertig! Abmarschiert!" — Klaus aber machte ein paar flinke, leise Katzensprünge und war im Nu hinter den zum Lager zurückkehrenden Soldaten drein. Sie dienten ihm als Wegweiser, und zugleich machten ihre stampfenden Schritte das Geräusch seiner Füße unhörbar.

Nach einer Viertelstunde etwa sah er vor sich einen schwarzen, hohen Rand „Das ist die Schanze!" dachte er. Die Soldaten bogen nach links ab; er aber schlüpfte in einen Laufgraben, der sich vor ihm öffnete und gerade auf die Schanze zuführte. Als er an ihrem Fuße angelangt war, stellte er sacht sein Fäßchen auf den Boden, sah hinauf und erkannte die Rohre der Geschütze, die etwa einen Fuß breit über den Rand hinwegsahen. Kein Laut war zu hören. Klaus dachte bei sich, die Posten dort oben täten ihm vielleicht den Gefallen, gerade ein wenig zu schlafen. Der Hang der Schanze war nicht allzu steil; durch das feuchte Wetter der letzten Tage hatte sich die Erde gelockert, und es machte Klaus keine Schwierigkeiten hinanzuklimmen. Dann schob er das Pulverfäßchen, das er unter dem linken Arm getragen, ein Stück über den Erdrand hin, nachdem er die Zündschnur durch ein kleines Loch in das Faß hineingestopft hatte. An den Schanzenhang gelehnt, nahm er das Feuerzeug heraus und begann leise mit den Stahl gegen den Stein zu klopfen.

Da hörte er über sich ein Geräusch. Er hielt inne und lauschte. Dann war es wieder still. Er klopfte weiter. Nun fing der Schwefelfaden Feuer. Ein glimmendes Fünkchen, gleich einem Leuchtkäfer, begann an ihm in die Höhe zu kriechen.

„Holla!" rief eine Stimme von oben. „Wer ist da?"

„Frag' du oder der Teufel!" dachte Klaus Rynecke. „Gleich fliegst du mit in die Luft." Mit einem Satze war er wieder unten und lief durch den Laufgraben. Doch nun gab es einen Höllenlärm über ihm. Zwanzig Soldaten sprangen hinab. Einer von ihnen sah den glimmenden Faden und zerdrückte das Flämmchen mit der bloßen Hand. Und dann hatte ihr Geschrei das ganze Lager mobil gemacht.

Rynecke lief auf das Wachtfeuer zu. Ein Mann streckte ihm das Seitengewehr entgegen. Klaus packte es, riß den Mann an sich, schlug ihn mit einem Faustthieb nieder und rannte weiter. Im nächsten Augenblick saß er fest in einem ganzen Knäuel von Menschen, die ihn von allen Seiten faßten und hielten. Er rang mit ihnen wie ein

wildes Tier, er biß und schäumte und stampfte. Vergebens — sie drückten ihn nieder und fesselten ihn. Sein Anschlag war mißglückt.

Als man ihn vor den Kommandanten führte und meldete, was er im Sinne gehabt, und wie er sein tolles Vorhaben beinahe ausgeführt hätte, da sagte General Teuillé: „Schade, daß du sterben mußt. Solche Kerle könnt' ich selber gebrauchen. Wenn in Kolberg noch mehr von dieser Art sind," wandte er sich an seine Offiziere, „dann haben wir noch Arbeit."

Klaus sollte erschossen werden — mit sechs anderen, die als Deserteure zum Tode verurteilt worden waren. Noch einen Tag hatte er zu leben — mit dem Grauen des kommenden Morgens sollte er sterben. Inzwischen wartete Jens Borstell darauf, daß er wiederkommen sollte. Als er bis Mittag noch nicht zurückgekehrt war, bat er um Ablösung, begab sich zum Kommandanten und berichtete, mit welchem Vorhaben Klaus Rynecke in das Lager der Franzosen geschlichen sei.

„Den befreien wir!" rief Gneisenau. „Ein Sturm auf die Wolfsbergschanze ist sowieso beschlossene Sache. Meine Herren Offiziere, treffen Sie alle Anordnungen, daß kurz vor Tagesanbruch ausgerückt werden kann."

Als der Morgen graute, wurde Klaus mit den anderen Gefangenen zum Tode geführt. Die Erschießung sollte auf der Wolfsbergschanze stattfinden, an dem Orte, den der kühne Eindringling hatte vernichten wollen. Im Sterben sollte er noch die schweren Kanonen schauen, auf die er es abgesehen hatte.

Man stellte die Verurteilten an Pfähle, die in den Boden gerammt worden waren, und band sie fest. Klaus allein wurde an eine Kanone gebunden. Ruhig musterte er die anderen, die mit ihm sterben sollten. Sie sahen wild und angstvoll um sich her, wie gehetzte Tiere, die den Jäger erblicken. Man band ihnen die Augen zu. Einer von ihnen bekreuzte sich, ein anderer sank in die Knie und wäre gefallen, wenn die Stricke ihn nicht gehalten hätten. Als ein Soldat auf Klaus zuging, rief der Offizier, der die Aufsicht hatte: „Der kommt zuletzt dran und allein!" Eine Reihe von Soldaten marschierte vor den Pfählen auf. Zwölf Mann traten vor und bis auf zwölf Schritt an die Verurteilten heran. Ein Befehl — die Gewehre hoben sich — ein Knall — furchtbar wie ein Donnerschlag — eine Rauchwolke — dann hing einer der Unglücklichen tot in den Banden. Das wiederholte sich noch dreimal. Jedesmal traten zwölf andere Soldaten aus der Truppe heran. Dann war nur noch einer da und Klaus. Dieser letzte, ein junger Mensch mit hohlem, gelbem Gesicht, schrie um Hilfe, als könne er es nicht fassen, weshalb man ihm das Leben nähme. Er riß an den

Stricken, er zog die Beine zur Brust empor. Die Soldaten standen vor ihm — die Gewehre hoben sich — da geschah etwas Unerwartetes. Schüsse fielen ganz in der Nähe. Ein wildes Geschrei hub an. „Die Kolberger! Die Kolberger!" erklang es. Flinke Gestalten klommen an der Schanze empor. Ein tolles Durcheinander herrschte im nächsten Augenblick. Klaus Rynecke zerrte wie närrisch an seinen Fesseln, die Hoffnung auf Rettung gab ihm alle Kraft wieder, er zerriß die Stricke und brach sich Bahn durch das Gewühl, das ihn umgab. Der Feuerschein der aufblitzenden Schüsse erhellte die Dämmerung. Durch Rauch und Glut huschte ein Gesicht an Klaus vorbei, er packte einen Arm und schrie: „Jens! Hier bin ich! Nehmt mich mit!"

Die Schanze ward erobert; doch noch im Laufe des Vormittags rückte der Feind mit stärkeren Kräften heran, und es kam abermals zu blutigem Kampfe. Die Kolberger mußten weichen. Sie verloren in diesem Gefecht ihren Vizekommandanten, Hauptmann von Waldenfels, der den Ausfall geleitet hatte. Auf französischer Seite aber fiel der Oberbefehlshaber, General Teuillé, an dessen Stelle nun Divisionsgeneral Loison trat. Von nun an blieb der Wolfsberg verloren.

9.

Schreckenstage.

Die Bedrängnis der armen Stadt ward mit jedem Tage größer. Die schweren Kämpfe um den Wolfsberg und andere Außenwerke hatten tiefe Lücken in die Besatzung gerissen, während der Feind immer wieder Verstärkung erhielt. Neue Werke wurden aufgeführt, dichter und dichter rückten die Laufgräben heran und schnürten die Belagerten auf einen immer engeren Raum ein. Die Zahl der Kranken und Verwundeten stieg beängstigend. Die ersten Zeichen ausbrechender Seuchen machten sich bemerkbar. Die Beschießung wurde jetzt kaum noch unterbrochen und richtete immer größere Verwüstung an. Ein englisches Schiff brachte noch einmal Proviant, Kanonen und Munition. Aber das war wie ein Tropfen auf einen heißen Stein, und man fühlte in Kolberg, daß es nicht mehr lange gehen könne. Schmerzlich empfand man das Ausbleiben jeglicher Nachricht von preußischer Seite. Man ahnte nicht, daß, während die Feinde ihre Anstrengungen verdoppelten, in der Tat der Abschluß des Tilsiter Friedens schon bevorstand. Der französische Kommandant wußte es und tat sein Äußerstes, um die Festung noch zu bezwingen, ehe ihn die offizielle Friedensnachricht erreichte.

Noch am 30. Juni erhielt er eine Verstärkung von 4000 Mann, dehnte seine Postenlinie über Sellnow bis zu den Ortschaften Alt- und Neuwerder, Alt- und Neubork und Kolberger Deep aus, setzte sich dort

überall fest und führte hart am Strande mehrere Schanzen auf, ohne sich durch das Feuer der auf See ankernden Schweden und Engländer dabei stören zu lassen. Am 1. Juni eröffnete er aus all seinen zahlreichen Batterien ein Feuer auf die Stadt, das so ausdauernd anhielt und so mörderisch wirkte, wie es Kolberg während der ganzen Belagerung noch nicht erfahren hatte. Die Erde dröhnte unter den Füßen; die entsetzten Bürger wähnten, die Welt solle untergehen. Hier und dort rotteten die Leute sich zusammen und verlangten, man solle die weiße Fahne aufstecken und kapitulieren, da doch alles verloren sei. Aber Gneisenau ließ unter Trommelwirbel verkünden, daß jedermann, der von Übergabe spräche, ohne weiteres Verhör standrechtlich erschossen würde. Desgleichen befahl er, daß alle, die ein Amt zu versehen hatten, an ihre Plätze gehen sollten, widrigenfalls sie sofort ihres Postens enthoben würden.

In der entsetzlichen Nacht zum 1. Juli stand Nettelbeck an Gneisenaus Seite auf der Bastion Preußen, dem höchsten Punkt der Wälle, von welchem man am besten alles überschauen konnte. Schlag auf Schlag dröhnte der Donner, zuckte der Blitz aus den Kanonen. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben, die überall ihre flammenden Bogen nach der Stadt hinein beschrieben. Die Geschütze der Festung blieben die Antwort nicht schuldig; doch da die Kolberger Artillerie zum Teil aus ganz alten Kanonen und Mörsern bestand, deren minderwertiges Eisen nach zehn Schüssen schon so heiß wurde, daß man ein Platzen des Stückes befürchten mußte, so konnte das französische Feuer nicht mit dem gleichem Nachdruck erwidert werden. In der Tat barsten in dieser Nacht mehrere Geschütze, und die umhersprühenden Eisensplitter töteten mehr Krieger, als durch die feindlichen Schüsse hinweggerafft wurden.

Die Luft erzitterte vom ununterbrochenen Krachen der platzenden Granaten, der einschlagenden Bomben, von dem Getöse niederbrechender Mauern und Häuser, von dem Wehgeschrei der angstvoll hin und her irrenden Bürger. Hier und dort brach Feuer aus. Wolken von Staub wirbelten hoch empor. Wie Gewitterdunst trieb Pulverrauch über die Stadt hin. Brände erhellten die Nacht wie mit tausend Fackeln. Man konnte nicht glauben, daß dieses gräßliche Schauspiel ein Menschenwerk sei; es sah vielmehr aus, als seien alle Elemente in Aufruhr gegeneinander geraten, um sich zu vernichten.

Bald gab es im Innern nirgends ein Plätzchen mehr, wo die verzweifelnde Menge sich hätte verbergen können. Überall sah man zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Giebel, sinkende Wände, aufzischende Säulen von Dampf und Glut. Überall wimmelte es in den Gassen

von obdachlosen Flüchtlingen, und immer wieder schlugen Kugeln in die Menschengruppen und rissen ganze Reihen zu Boden. Das Geschrei von Verwundeten, das Jammern von Kindern, die ihre Eltern verloren hatten, das Gebrüll von Männern und Weibern, die über dem Grausen dieser einen Nacht in Wahnsinn und Tobsucht verfielen, dazwischen das Rufen von besonnenen Leuten, die die Feuersbrunst zu löschen suchten, das Wirbeln von Trommeln, das Klirren von Waffen, wenn Truppenteile ausrückten oder ankamen, das Rasseln von Wagen, die Proviant und Munition zu den Wällen brachten — das alles vereinte sich zu einem hirnverwirrenden Getöse.

Um vier Uhr morgens ging die Maikuhle verloren trotz der tapfersten Gegenwehr der Besatzung, und obwohl diese von der See her durch die Fregatten wirksam unterstützt wurde. Die Kolberger mußten sich zurückziehen und, um den Feind am Nachsetzen zu verhindern, die Münder Vorstadt und die Pfannschmieden in Brand stecken. Der Feind seinerseits ließ das Gradierwerk in Flammen aufgehen. Mit dem Verlust der Maikuhle aber war der Verteidigung von Kolberg sozusagen der rechte Arm abgehauen; denn das Münder Fort allein konnte den Hafen nicht schützen; war aber erst der Hafen verloren, so war alles verloren. Die Hilfsmittel der Festung mußten sich, wenn jeder Zuschuß von der Seeseite abgeschnitten war, rasch erschöpfen.

In der folgenden Nacht dauerte die Beschießung fort. Das Prasseln einstürzender Häuser, fallender Ziegel, klirrender Fensterscheiben betäubte das Ohr und übertönte oftmals sogar den Kanonendonner. Die jammervollen Szenen der verflossenen Nacht erneuerten sich in noch größerem Umfange. Aber das Entsetzen erweckte in vielen Menschen nun eine Gleichgültigkeit, die gegen alles stumpf blieb. Es war kein Mut mehr da, aber auch keine Furcht; man nahm hin, was kam. Anstrengung, Schlaflosigkeit, Sorge um Familie und Eigentum hatten die meisten mürbe gemacht. Sie blieben in den von Granaten umsausten Häusern, ruhten die erschöpften Glieder und erwarteten den Tod.

Eine Bombe schlug in das Rathaus und zündete. Hell flackerten die Flammen auf. Als Nettelbeck, dessen Haus in der Nähe war, herbeigeeilt war, fand er niemand, der zum Löschen Hand anlegen wollte. Vergebens lief er zu allen Bekannten und zu allen denen, die ihm bisher als wackere Männer bekannt gewesen waren. So groß war die allgemeine Mattigkeit und Stumpfheit, daß Bitten und Drohungen nichts mehr fruchteten. Die Ärmsten schliefen fort und ließen es brennen. Er stürmte zum nächsten Wachhaus, um Militär zu holen. Im halbdunklen Stübchen sah er eine Gestalt auf der hölzernen Pritsche liegen. Er schüttelte den Mann und schrie: „Zu Hilfe! Das Rathaus steht in Flammen!"

Der Mann raffte sich auf, schlug die Hände überm Kopfe zusammen und rief: „Ach, du bist es, mein armer Nettelbeck!"

Und der Alte erkannte ihn an der Stimme — es war Gneisenau — Gneisenau, der wie der geringste seiner Soldaten seit Wochen nicht mehr aus den Kleidern und in kein Bett mehr gekommen war, der wie jeder Gemeine im dichtesten Kugelregen auf den Wällen ausharrte und überall, zu jeder Zeit zu haben war.

Er gab Nettelbeck einen Adjutanten und einen Tambour mit. Die Lärmtrommel ward gerührt, Soldaten kamen, Patrouillen zogen durch die Stadt und holten Bürger heran. Der Brand war zwar nicht mehr zu unterdrücken, doch konnte man ihn auf den Teil, wo er ausgebrochen war, beschränken.

Gneisenaus Wort ward noch immer befolgt. Vater und Freund des Soldaten wie des Bürgers, hielt er beider Herzen durch den milden Ernst seines Wesens, durch teilnehmende Freundlichkeit gefesselt. Jede seiner Anordnungen fand unbedingtes Zutrauen und Gehorsam. Es schien unmöglich, daß sein Wille und Befehl sich nicht alsbald in den allgemeinen Willen verwandelte. Selbst das nun hereinbrechende Unglück erschütterte nicht den treuen Glauben an seine Trefflichkeit; denn man erkannte darin die bitteren Früchte nicht seiner, sondern früherer Versäumnis.

Der Morgen des 2. Juli brach an, und das Bombardement, statt nachzulassen, nahm nur noch zu an Furchtbarkeit. Mut, Fassung und Besonnenheit waren jetzt mehr als je vonnöten, doch nur wenigen war es gegeben, sie in diesen Stnnden der höchsten Not zu bewahren und an den Tag zu legen. Noch wenigere wohl hegten noch die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang; alle aber ertrugen ihr Schicksal teils in dumpfer Gleichgültigkeit, teils in frommer Ergebung, teils in heldenhafter Geduld. Sie hatten ihr Los, ihr Leben in Gneisenaus Hand gelegt, mit ihm standen, mit ihm fielen sie. Vertrauensvoll ließen sie ihn walten.

Höher und höher stiegen Gefahr und Not fast mit jedem Augenblick. Um neun Uhr morgens fing das Rathaus abermals Feuer. Kurz darauf geriet durch eine Bombe das Gebäude des Stadthofs in Brand. Die Flammen griffen sogleich auf drei angrenzende Häuser über. Die Löschversuche waren vergeblich. Man mußte brennen lassen, was brennen wollte. Nachmittags um zwei Uhr loderte ein Speicher voll Lebensmitteln auf. Niemand wußte mehr, was dringender geboten war: gegen das Feuer oder gegen die Franzosen zu kämpfen oder das kümmerliche Leben vor den Flammen und Kugeln zu schützen.

Gneisenaus scharfes Auge entdeckte mitten in diesem gräßlichen Tumult, daß der Feind Vorkehrungen traf, sich vom Wolfsberg aus

des Münder Forts zu bemächtigen und so auch die Ostseite des Hafens in seine Gewalt zu bekommen. Sogleich sandte der Kommandant Verstärkung an den bedrohten Punkt. Alles war in lebhafter Anspannung. Ein neuer blutiger Entscheidungskampf stand bevor — da mit einem Male schwieg das feindliche Geschütz auf allen Batterien. Auf das Krachen eines Donners, der wie am Tage des Weltgerichts getobt hatte, folgte jähe, tiefe Stille.

Die entsetzten Bürger sahen einander an. Sie wußten nicht, was sie denken, wie sie sich das erklären sollten. Hoffnung faßte dabei niemand. Sie glaubten vielmehr, der Feind schöpfe nur Atem, um desto wilder loszubrechen. Kein Mensch begriff diesen schnellen Wechsel, dieses schauerliche Erstarren der gewaltigen, eben noch in aller Furchtbarkeit entfesselten Kräfte.

Da nahte ein französischer Parlamentär, und neben ihm sah man einen preußischen Offizier. Das schien unmöglich, und doch war es so. Das erste Wort aber, das sich seinen Lippen entrang, als er, von dem Franzosen weglaufend, atemlos zwischen die Bürger und Soldaten stürzte, war der Ruf:

„Friede! Kolberg ist gerettet!"

Im Hauptquartier des Königs zu Pilkupönen bei Tilsit war ein Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen worden, dem der Friede unverzüglich folgen sollte.

Der Bote war eben erst bei General Loison in Tramm eingetroffen. Nun eilte er nach Kolberg. Die Bürger, die zuerst die Freudenbotschaft hörten, ergriffen ihn, hoben ihn auf die Schultern und trugen ihn im Triumph herbei. Alles schrie durcheinander, von Mund zu Mund flog die Kunde; einige aber, die neben dem Boten herzogen, stimmten feierlich das Lied an: „Nun danket alle Gott mit Herzen Mund und Händen!" Und brausend klang es fort, von alt und jung gesungen — von Vätern, Müttern und Kindern, von rauhen Soldaten, die das Beten verlernt hatten und nur noch fluchen konnten.

So kam die Schar vor Gneisenau. Der französische Offizier grüßte und sagte mit einem etwas spöttischen Lächeln: „Nicht wahr, Herr Major, der kommt zur rechten Zeit."

Gneisenau heftete seinen ruhigen, festen Blick auf den Parlamentär und antwortete: „Er hätte uns nach sechs Wochen noch hier getroffen. Dann erst hätte der Hunger uns die Waffen aus der Hand geschlagen."

Der preußische Offizier aber sprach: „Seine Majestät der König läßt Ihnen danken, Herr Obristleutnant! Ihnen aber, wackerer Kettelbeck!" wandte er sich an den vor Freude fassungslosen Greis, „sendet Seine Majestät die goldene Verdienstmedaille und die gnädige Erlaubnis, die preußische Admiralsuniform zu tragen."

Die Zeit des Friedens benutzten die Kolberger mit Fleiß, um ihre verwüstete Stadt wieder aufzubauen. Schlimm freilich sah es aus, bitter waren die Verluste fast jedes einzelnen; doch der schönste Trost war das stolze Bewußtsein, daß sie unüberwunden geblieben waren. Erfuhr man doch nun, daß noch viele andere Festungen sich ergeben hatten, so Danzig im Mai, Neiße und Kosel im Juni, und daß Kolberg, Graudenz, Glatz und Silberberg die einzigen festen Punkte waren, die bis zum Friedensschluß ausgehalten hatten. Der Ruhm der Stadt, ihrer wackeren Bürger und ihres zähen Kommandanten war denn auch nicht gering. Das geknechtete Land stärkte sich an diesen Beispielen von Mannesmut und Gottvertrauen.

Gneisenau wurde am 8. August vom König zum Reorganisator des preußischen Heers und Mitarbeiter Scharnhorsts ernannt.

10.

Schills und seiner Getreuen Tod.

„Wir haben ja noch Frieden, Jens," sagte der alte Borstell zu seinem Sohne, „warum willst du uns verlassen?"

„Ich muß zu Schill!" antwortete der junge Mann mit glühenden Wangen. „Ihr habt's ja gehört, Vater, der junge Herzog von Braunschweig, der Sohn des bei Auerstedt blind geschossenen Herzogs, sammelt in Böhmen ein Freikorps, und Tausende strömen ihm zu. Preußische Offiziere haben die Franzosen in Stendal überfallen. Oberst von Dörnberg hat eine Schar von Soldaten in Westfalen um sich gesammelt, und Schill will zu ihm stoßen."

„Ja, so ist's, Vater Borstell!" rief Klaus Rynecke, der eben aus Berlin nach Kolberg gekommen war. „Und diesmal geht's den Franzosen schlecht."

„Ihr rennt nur in den Tod," antwortete Borstell. „Was wollt ihr paar Männlein gegen Napoleon tun?"

Klaus Rynecke lächelte und antwortete: „Es wird schon gehen."

„Wärst du nur in Berlin geblieben oder meinetwegen mit deinem Schill sonst wohin gelaufen, statt hierher zu kommen und unsern Jungen aufzuhetzen!" klagte der alte Mann. „O, Jens, Jens! denk' an deine Mutter, noch hat sie kaum die Schrecken der Belagerung überstanden, und nun willst du sie verlassen, du, unser letztes Kind, nachdem wir alle schon verloren haben! Das wird sie nicht überleben."

Jens weinte. „Ich komme ja wieder, Vater. Jede Kugel trifft nicht. Bin ich dem schrecklichen Blutbad bei Auerstedt entronnen, bin ich im Kugelregen von Kolberg nicht gefallen, so werde ich auch diesmal nicht bleiben! Wenn erst einer losschlägt wie Schill, dann wird

alles zu den Waffen greifen, und wenn sich das Vaterland erhebt, dann müßte ich ja doch mit. Soll ich nun nicht die Ehre haben, mit zu denen zu gehören, die zuerst draufgegangen sind?"

„Draufgegangen — jawohl — draufgehen werdet ihr alle!"

„Draufgegangen auf den Feind, meine ich, Vater! O, macht mir's doch nicht so schwer, Vater! Ich kann ja nicht anders. Rynecke geht mit, Hans Ahlsen geht mit, alle alten Freunde sind wieder bei Schill. ‚Wo steckt denn der Jens?' werden sie fragen. Und dann soll Klaus Rynecke antworten: ‚Ich habe ihn holen wollen, aber er will lieber hinterm Ofen bleiben und seinem Vater helfen Heringe einpökeln.' O, wollt ihr mir solche Schmach zumuten? Nein, Vater, nein!"

Der alte Borstell schüttelte den Kopf. „Geh zur Mutter und sag's ihr, daß du fort willst. Und wenn sie vor Schreck umfällt und stirbt — dann nimm du es auf dich!" Damit wandte er sich ab und ging.

Jens Borstell sah Klaus Rynecke an; der aber kratzte sich hinterm Ohr und sagte diesmal nicht: „Es wird schon gehen."

Und Jens faßte sich ein Herz und ging zur Mutter. Sie saß in ihrem Stübchen am Fenster und sah vor sich hin. Ihr Haar war in den Tagen der Belagerung schneeweiß geworden. Sie hatte sich von diesen Schrecknissen her ein ständiges Kopfschütteln angewöhnt, als wenn sie sich noch immer über all das wunderte, was in jenen Tagen geschehen war.

„Mutter, ich gehe fort und will Adieu sagen."

Sie sah ihn an mit ihren erloschenen Augen, schien erst nicht zu verstehen, schüttelte stärker mit dem Kopf und antwortete: „Fort — wohin denn?"

„In den Krieg, Mutter!"

„Krieg?" stammelte sie und faltete die zitternden Hände über der Brust. „Ich dachte, es sei Friede. Sind die Franzosen wieder da?"

„Die sind ja überhaupt noch nicht weg, Mutter! Aber jetzt wollen wir sie zum Teufel jagen."

„Ja so! Ja — da mußt du ja wohl dabei sein," sagte sie.

„Na, selbstverständlich, Mutter. Ich und Klaus Rynecke und all die anderen, und Schill und Leutnant von Wedel!"

Sie schwieg ein Weilchen. Dann plötzlich schluchzte sie heftig auf, und die Tränen strömten aus ihren alten Augen. „Jens! Jens!" schrie sie. „Dann sehe ich dich nicht wieder!"

Er lag zu ihren Füßen, er umfaßte ihre Knie und preßte den Kopf in ihren Schoß. „Mutter! Mutter! willst du mich nicht ziehen lassen? Sieh, Brand und Elend und Knechtschaft um uns her! Die Franzosen müssen aus dem Lande, eh' ist keine Ruhe! Soll ich nicht

helfen, sie fortzujagen? Wo alles junge Volk aufstehen und zu den Waffen greifen wird, soll dein Jens sich einen Feigling schelten lassen."

Da wurde sie ganz ruhig. Ein letzter leiser Schimmer kehrte in ihre matten Augen zurück. Sie legte die Hände dem einzigen Kinde, das ihr geblieben war, aufs Haupt und sagte: „Zieh mit Gott — ich bete für dich!"

* * *

Aber es griff noch lange nicht alles junge Volk zu den Waffen. Es waren nur ein paar Tollköpfe, die sich um Dörnberg und Schill sammelten. Der Kaiser Napoleon nannte sie Räuber, und der König von Preußen wollte nichts mit ihnen zu schaffen haben. Sie blieben auf sich allein angewiesen. Der Bruder des Kaisers, Jerome, der König von Westfalen, der mitten im deutschen Lande saß und regierte, erklärte sie für vogelfrei, und von allen Seiten rückten dänische, holländische, westfälische Truppen gegen das Häuflein todesmutiger Burschen heran, die sich eingebildet hatten, das Fünklein in ihrem Herzen würde zur Morgenröte der Befreiung werden.

„Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende!" hatte Schill gesagt, und es ward ein Ende mit Schrecken, und zwar sehr schnell. Auf dem Marsch über Wittenberg, Dessau und Köthen wuchs zwar seine Truppe auf einige tausend an, allein seine Hoffnung, daß sich ihm ganze preußische Regimenter anschließen würden und er dadurch den König zum Krieg fortreißen könnte, erfüllte sich nicht. Die Zeit war noch nicht reif dazu. Noch volle drei Jahre sollten ins Land gehen, ehe Napoleons Adler sich in der winterlichen Kälte von Rußland den tödlichen Schnupfen holte. Und dann erfuhr Schill plötzlich, daß Dörnbergs Unternehmen mißglückt sei. In Norddeutschland blieb alles ruhig; die erwartete Feuersbrunst des Aufstands schlug nicht empor. Schill beschloß nun, über Mecklenburg nach England zu flüchten. Bei Magdeburg schlug er die Franzosen; die kleine Festung Dömitz an der Elbe überrumpelte er. Da war es, wo Napoleon ihm den berühmten Brief schrieb mit der Anrede: »À Monsieur Chill, chef de brigands«, auf welchen Schill antwortete: »À Monsieur mon frère!«

Der kühne Mann schlug sich bis Stralsund durch. Aber die englischen Schiffe verspäteten sich um einen Tag. Schill wurde umzingelt und überwältigt. Er selbst fand im Straßenkampfe den Tod. Man schnitt seiner Leiche den Kopf ab. Von denen, die lebend gefangen wurden, kamen viele auf französische Galeeren. Unter diesen befand sich Jens Borstell. Er überstand jedoch die Gefangenschaft und den schweren Sklavendienst und kam im Jahre 1814 frei. Er fand Mutter und Vater, die ihn tot geglaubt hatten, glücklich wieder. Nun waren

sie wirklich der Zuversicht, daß ihm beschieden sei, aus allen Fährnissen mit dem Leben davonzukommen, und weinten nicht, als er auch 1815 noch einmal mitging, um in der Schlacht bei Belle-Alliance wiederum, wie er so oft getan, das Gewehr umzudrehen und mit dem Kolben auf die kleinen Franzosen dreinzuhauen.

Vierzehn der gefangenen Soldaten Schills wurden zu Braunschweig erschossen. Elf wurden auf Befehl Napoleons nach Wesel gebracht. Unter diesen befanden sich Leutnant von Wedel und Klaus Rynecke. Hier fand die kurze, doch nicht unrühmliche Heldenlaufbahn des Bauernjungen von Hiddenkroog ein frühes Ende.

Zu zweien wurden sie aneinandergefesselt und sollten auf einer Wiese füsiliert werden. Sie lehnten es ab, sich an Pfähle flechten und die Augen verbinden zu lassen. Frei stehend, wollten sie sterben. Dies ward ihnen gewährt. Als die Soldaten die Gewehre hoben, schrie einer: „Es lebe der König!", und alle stimmten ein. Dann krachte die Salve; sie sanken ins Gras. Nur Leutnant von Wedel war bloß am Arm verwundet worden. Aber Klaus Rynecke, der mit ihm zusammengebunden war, hätte ihn beinahe mit sich zu Boden gerissen. Von Wedel wankte, stemmte beide Beine breit auf und stand im nächsten Augenblick wieder fest und aufrecht da. Mit der freien linken Hand riß er Weste und Hemd auf, entblößte die Brust und rief:

„Trefft besser, Franzosen, hier sitzt das preußische Herz!"

Eine zweite Salve streckte ihn nieder.

Zur selben Zeit saß sein ehemaliger Kamerad Leutnant von Romberg in Berlin im Hause seines Vaters bei einem Glase Wein und einem Körbchen voll Biskuit.

11.

Nettelbeck beim König.

Als das Königspaar im Dezember 1809 nach Berlin zurückkehrte, hieß es zuerst, es werde über Kolberg kommen. Doch dann erfuhr man, daß wegen der überaus strengen Kälte, die in diesem Winter herrschte, der kürzeste Weg gewählt würde. Die königliche Reisegesellschaft sollte am 21. in Stargard eintreffen und dort einen Tag rasten, um den pommerschen Ständen und Behörden Gelegenheit zu geben, sich dem König vorzustellen.

Am Abend des 19. traf diese Nachricht in Kolberg ein, und wenn man noch rechtzeitig in Stargard sein wollte, so mußte man noch am selben Abend aufbrechen und die ganze Nacht durch reisen. Das konnte den alten Nettelbeck jedoch nicht schrecken. Zusammen mit dem Kaufmann Gölckel machte er sich sogleich auf den Weg, und sie erreichten auch wirklich am frühen Morgen ihr Ziel. Man erwartete das königliche Paar noch

im Laufe des Vormittags. Die beiden Kolberger konnten nur rasch noch ein paar Stündlein schlafen, dann kleideten sie sich um, Gölckel zog die Uniform der Bürgerwehr an, Nettelbeck die Admiralsuniform. Auf der Treppe der Herberge, in der sie eingekehrt waren, und vor der der königliche Zug vorbeikommen mußte, warteten sie. Bald stellte sich eine endlose Reihe von Wagen ein, in denen das Gefolge und die Bagage befördert wurden. Endlich nahte der König; an seiner Seite saß die Königin. Der offene Wagen fuhr im Schritt. Nettelbeck und Gölckel schlossen sich dem Zuge an. Vor dem Quartier des Königs war das Gedränge so groß, daß sie fast daran verzweifeln wollten, jemals das Haus zu erreichen. Doch die Uniform Nettelbecks und seine treuherzige Bitte: „Kinder, makt doch en bäten Platz!" halfen ihnen endlich durch das Gewühl. Nun standen sie vor den Soldaten, die den Zugang zum Hause absperrten. Da kam zum Glück ein Offizier, der einmal mit Nettelbeck in Kolberg zusammengetroffen war, die Treppe herab, erkannte den Alten und rief: „Sieh da, Nettelbeck! Nicht wahr, Sie wollen den König sehen? Das trifft sich gerade gut. Kommen Sie!"

Vor der offenen Flügeltür, die zum Audienzzimmer führte, standen zwei Deputierte einer benachbarten Stadt. Mit diesen zusammen ließ der Offizier die beiden Kolberger hinein. Das große Gemach war voll von Generalen, Standesherren und Damen. Auch General von Blücher war da. Es blitzte von Uniformen und Orten aller Art. Eine feierliche Stille herrschte, bis der König mit seiner Gemahlin hereintrat und sich die Anwesenden der Reihe nach vorstellen ließ.

Vor Nettelbeck und Gölckel kamen die beiden Deputierten heran. Sie waren sehr beklommen und sprachen so leise, daß selbst der König sie kaum zu verstehen schien. Als sie sich zurückgezogen hatten, wandten die Majestäten sich an den Greis in der Admiralsuniform, und Friedrich Wilhelm fragte: „Nicht wahr, der alte Nettelbeck?" Und indem die Männer ihre Verbeugung machten, setzte er hinzu: „Willkommen, meine guten Kolberger!"

Sie hatten miteinander verabredet, sich in ihren Vortrag zu teilen, um nicht durcheinander zu sprechen. Nun begann Nettelbeck: „Eure Majestät geruhen gnädigst, uns zu erlauben, daß wir im Namen unserer Mitbürger Ihnen fußfällig unseren Dank abstatten für die große Gnade und die Wohltaten, die Sie unserer guten Vaterstadt haben angedeihen lassen. Wir können dafür nichts anderes darbringen als die abermalige Versicherung unserer unerschütterlichen Treue, nicht allein für uns, sondern auch für unsere spätesten Nachkommen, denen wir mit gutem Beispiel vorangegangen sind. Stets soll es ihnen in Herz und Seele geschrieben bleiben: Liebt Gott und euern König und seid getreu dem Vaterlande!"

Hierauf wandte sich der König halb gegen die beiden und halb gegen die hinter ihm stehende glänzende Versammlung und sprach bewegt die Worte: „Kolberg hat sich bereits im Siebenjährigen Kriege treu gehalten und dadurch die Liebe meines Großoheims erworben. Auch jetzt hat es das Seinige getan. Wenn ein jeder so seine Pflicht erfüllt hätte, so wäre es nicht so unglücklich hergegangen."

Jetzt nahm Gölckel das Wort. Es würde ihnen leid tun, sagte er, wenn ihr Erscheinen traurige Erinnerungen in Seiner Majestät erweckte. Aber das Gefühl dankbarster Verehrung hätte sie bewogen herzukommen, und ganz Kolberg teile diese Gesinnung.

„Ich weiß," antwortete der König, „wenn es früher oder später die Umstände noch einmal erfordern, so werde ich mich jederzeit wieder auf meine Kolberger verlassen können."

Da schlug Nettelbeck mit der Hand auf die Brust und rief begeistert: „Eure Majestät, dazu lebt der freudige Mut in uns und unseren Kindern, und verflucht sei, wer seinem König und seinem Vaterlande nicht treu bleiben wollte!"

„Das ist recht! das ist brav!" versetzte der Monarch. „Und wie ergeht es euch sonst in Kolberg?"

„Gut, Eure Majestät," antwortete Nettelbeck. „Kleinigkeiten machen wir unter uns ab, und ist es was Bedeutendes, da wenden wir uns geradezu an Eure Majestät. Wir hoffen, Sie werden uns nicht sinken lassen."

„Nein, nicht sinken lassen — nicht sinken laß ich euch!" rief der König und streckte dem Alten die Hand hin. „Wendet euch nur an mich, und was zu erfüllen möglich ist, soll geschehen. Ich danke euch. Grüßt eure braven Mitbürger. Ihnen allen danke ich für die Treue und Anhänglichkeit, die sie mir erwiesen haben."

Als sie sich darauf verbeugten und gehen wollten, fügte er hinzu: „Sie bleiben noch hier."

Als die große Gesellschaft sich einigermaßen gelichtet hatte, trat der Monarch mit seiner Gemahlin aufs neue zu den Kolbergern, und Königin Luise sprach zu Nettelbeck: „Es freut mich von Herzen, Sie persönlich kennen zn lernen."

„Und ich," antwortete der Alte, „ich danke Gott dafür, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen, wo meine Augen den guten König und unsere allgeliebte Königin in solchem Wohlsein erblicken. Der Name des Herrn sei dafür gelobt!"

Als sie sich in ihr Quartier begeben hatten, brachte ein Page ihnen die Einladung zur königlichen Tafel. Gölckel war in der Stadt, um einige Geschäfte zu erledigen, und Nettelbeck mußte allein hingehen.

Während der Tafel richtete der König mehrmals das Wort an den Helden von Kolberg, und als Nettelbeck, wie er die anderen Gäste tun sah, aufstand und nach einer stummen Verbeugung gehen wollte, gab der König seiner Gemahlin einen Wink. Darauf erhoben sich beide und traten mit Nettelbeck in ein Nebengemach, wo er nun mit dem königlichen Paar ganz allein war. Sie stellten viele Fragen über die Belagerung und Verteidigung von Kolberg, die Nettelbeck der Wahrheit gemäß beantwortete. Darüber wurde dem Alten das Herz warm, die Erinnerungen überwältigten ihn mehr und mehr, und zuletzt brach er in die Worte aus: „Ach, wenn ich Eure Majestät und meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und das Unglück bedenke, das Sie noch immer so schwer zu tragen haben, dann ist mir's, als sollte es mir das Herz zerpressen. Gott erhalte Eure Majestäten und gebe Ihnen Kraft, daß Sie die harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen!"

Bei diesen Worten senkte der König das Haupt auf die Brust, und die hellen Tränen entfielen seinen Augen. Die Königin streichelte ihm still die Wangen und weinte mit. Dieser rührende Anblick trieb auch dem Alten die Zähren in die Augen, und er sprach zu der hohen, herrlichen Frau: „Ja, Gott erhalte auch Sie, meine gute Königin, zum Troste meines Königs! Denn ohne Sie wäre er schon vergangen in seinem Unglück."

So standen sie noch einige Minuten in tiefer Bewegung, und keiner verhehlte seinen Schmerz. Als Nettelbeck sich ein wenig gefaßt hatte, sprach er noch einmal seinen Dank aus für die ihm erwiesene Gnade; dann schied er von dannen.

Nettelbecks Wunsch ging nicht in Erfüllung. Königin Luise erkrankte bald darauf. Ein halbes Jahr später trug man sie zu Grabe. Dem alten Patrioten aber war es vergönnt, die Befreiung des Vaterlandes zu erleben.

Von der Sammlung „Helden" sind bis jetzt folgende fesselnde Erzählungen erschienen:

Heft 1. **Das Blutbad von Teutoburg.**
Heft 2. **Die Blume der Katakomben.**
Heft 3. **Ellak, der Steppenwolf.**
Heft 4. **Kniva, der König der Sterbenden.**
Heft 5. **Um Freiheit und Glauben.**
Heft 6. **Der Narr von Genua.**
Heft 7. **Der weiße Schrecken.**
Heft 8. **Bei den Kannibalen der Südsee.**
Heft 9. **Tausend Kilometer im Kanu.**
Heft 10. **Der Todesgang der Karawane.**
Heft 11. **Unter der Guillotine.**
Heft 12. **Der kleine Tiger.**
Heft 13. **Vaterland, dir woll'n wir sterben.**
Heft 14. **So hat sie Gott geschlagen.**
Heft 15. **Der Adler sinkt — die Fahne fliegt.**

Preis jedes Heftes 25 Pf.

Altenburg · Pierersche Hofbuchdruckerei · Stephan Geibel & Co.

So hat sie Gott geschlagen.

Eine Erzählung aus dem russischen Feldzug 1812.

Nach L. Rellstab.

1.

Einmarsch in Rußland.

Rasinski, Oberst eines polnischen Regiments der leichten Kavallerie, hatte Befehl erhalten, mit seiner Truppe zur kaiserlichen Armee zu stoßen. Alle in der gleichen Garnison liegenden ınschaften, Infanterie, Artillerie und schwere Reiterei, brachen zu her Zeit auf. Rasinskis leicht bewegliches Korps erreichte am Juni zuerst den Anschluß an die Hauptkolonne des Heeres. Die ne senkte sich eben hinter die blauen Wälder, als man von einer öhe herab die französische Armee gewahr wurde. In unabsehbarer te bedeckten die schwarzen Truppenmassen die sanfte Einsenkung, he sich diesseits der Hügelreihen am Ufer des Niemen und am ne des großen Waldes von Pilwiski hinzieht.

An Rasinskis Seite befanden sich einige seiner Offiziere: zwei e Deutsche, das Brüderpaar Ludwig und Bernhard Rosen, und die ischen Edelherren Jaromir Zywietz und Boleslaw Tscharnietzki. wig und Bernhard Rosen waren Jugendfreunde des Obersten und en sich aus Begeisterung für die Sache Polens dem Kriegszuge an= lossen. Sie hofften mit Rasinski, mit Zywietz und Tscharnietzki, für das ruhmreiche, einst so große Land, das von den Groß= ten gewissermaßen verschlungen worden war, die Stunde der Be= ng, der Wiedererhebung zum selbständigen Reiche gekommen sei. erblickten in Napoleon nicht den Zwingherrn, sondern den Erlöser. der die Welt unterworfen, dem Österreich, dem die deutschen Staaten igen mußten, er rückte nun gegen Rußland vor, um den Bereich seiner ht bis in das ferne Asien auszudehnen. Er würde den feindlichen

Reichen das kostbare Juwel des polnischen Landes nicht lassen. Dankte doch ihm schon ein kleiner Teil des einstigen Königreichs, das Großherzogtum Warschau, eine gewisse nationale Selbständigkeit. Mit seinem Siege über Rußland würde es auch wieder ein Königreich Polen, wenn auch unter französischer Oberhoheit, geben. Begeistert hatte sich daher alles waffenfähige Volk des Herzogtums Warschau unter Napoleons Fahnen geschart.

Rasinski war dem Regiment ein Stück vorausgeritten. „Heiliger Gott!" rief er aus, sich an seine Freunde wendend, „welch eine Welt in Waffen! Seht doch nur! Über eine Meile dehnt sich die Linie dieser eng aufeinander gerückten Kolonnen aus! Und von dort drüben her sind noch unzählige Massen im Anmarsch. Welch ein ungeheurer Geist, der so viele tausend Kräfte der einzelnen alle in dem Mittelpunkt seines Willens vereinigt! Alle Zungen Europas vernehmt ihr unter diesen Truppen. Vom Ebrostrand, vom Fuße des Vesuvs, von den Alpen und Pyrenäen bis zu den slavischen Stämmen, die unsere rauhen Steppen bewohnen, hat jede Stadt, jedes Dörfchen einen Sohn hierher gesandt, und alle folgen sie teils in glühender Begeisterung, teils in stummem Gehorsam dem Wink des Führers. Sie glauben an ihn wie an einen Gott, dem der Mensch sich beugt, auch ohne ihn zu begreifen!"

Rasinski hielt inne und sah sich aufmerksam um. „Hier über diese drei Bäume hinweg," fuhr er fort, „liegt Kowno. Das werden die Russen wohl hartnäckig verteidigen. Von dort her kommt die Königsberger Straße, die sich in dem Gebüsch vor uns mit der unsrigen vereinigt. Das Örtchen hier unten am Walde heißt Pilwiski; dort weiter hinten der spitze Turm gehört dem Städtchen Schirwindt an. Seht euch die Lage genau an, Freunde. Möglicherweise muß ich noch einen von euch heute Nacht dorthin schicken; denn vermutlich wird der Stab hier in der Nähe Quartier nehmen."

Während Rasinski seine Begleiter auf diese Weise mit der Gegend bekannt machte, war sein Regiment herangekommen. Er setzte sich an die Spitze der Reiter und rückte mit ihnen gegen das Lager vor. Noch bevor man die ersten Posten erreichte, sprengte ein Generalstabsoffizier heran. „Herr Oberst," rief er Rasinski zu, „ich bin beauftragt, Ihnen die Stelle anzuweisen, wo Sie mit Ihren Leuten das Biwak zu beziehen haben. Ihre Ankunft ist bereits gemeldet worden. Sie werden Ihr Lager dort drüben auf jenem Hügel zunächst der kaiserlichen Garde einnehmen." Rasinski erkannte sogleich die Auszeichnung, welche in dieser Bestimmung lag, und sprach, indem er für die Meldung dankte, seine Freude darüber lebhaft aus.

Von dem Generalstabsoffizier geführt, rückte das Regiment jetzt

itten durch das Lager seinem Biwakplatze zu. Zuerst kam man an
ngen Reihen schwerer Geschütze, an dicht aufgefahrenen Parks von
unitionswagen vorbei. Bald gelangte man an die ersten Biwaks
r Infanterie. Mit Muße konnte man die Gruppen betrachten, die
n die Feuer lagerten. Aus der Ferne schollen die halbverwehten
länge der Feldmusik, die die Marseillaise spielte. Gleich im Vordergrunde
g ein Dutzend Grenadiere um ein stattliches Feuer. Ein bärtiger
ppeur rührte eifrig die Nachtkost im Feldkessel. Er war jeden
ugenblick genötigt, seinen langen Bart vor der aufflackernden Flamme
sichern. Einige junge Leute neckten ihn deshalb. Einer lag mit
rbundenem Kopf und schlief. Seine Kameraden hatten ihm mit Kohle
nen ungeheuern Schnurrbart gemacht. Die übrigen saßen oder lagen
Kreise umher und betrachteten müßig das vorüberziehende Regiment,
ienen jedoch keine sonderliche Aufmerksamkeit auf die für sie so all-
gliche Begebenheit zu verwenden.

Nun gelangte man an ein Kavallerie-Biwak, wo die Pferde in
ngen Reihen an ausgespannten Leinen standen. Hier ward das Bild
rch das mutige Stampfen und Wiehern der Rosse lebendiger. Eins
n ihnen riß sich los, als Rasinskis Reiter herankamen, wie wenn
den brüderlichen Rotten zueilen wollte. Sogleich waren einige
agoner hinterdrein, um es zu greifen, doch es schlug heftig aus, warf
paar Feldkessel um, so daß die eben fertige Abendmahlzeit in die
hlen geschüttet wurde, und entsprang dann in wilden Sätzen. Die in
Nähe liegenden Infanteristen lachten belustigt über diese Jagd und
ten das Tier mit Geschrei zurückzutreiben. Die Polen drehten
lnfalls lachend die Köpfe nach dem Schauspiel um, als plötzlich
Rasinskis Kommando: „Richt euch! Augen — rechts!" sie wieder in
i strengen Fesseln des Dienstes legte. Einem französischen General
ies Rasinski auf diese Weise den militärischen Gruß. Er ritt einen
chtigen Grauschimmel, dessen Zäumung und Schabracke reich mit
oenen Verzierungen und Stickereien bedeckt war. Grüßend faßte
m den Hut und betrachtete die Reiter mit aufmerksamem Auge. Die
etische Gestalt, das ernste Feuer im Blick, die strengen Züge und
hohe Stirn: das alles verlieh ihm jene Gewalt der Persönlichkeit,
dem Soldaten unbedingtes Vertrauen zu seinem Führer einflößt.
beiden Seiten erhoben sich die Lagernden, standen still und ver-
ten sich ruhig, bis er vorüber war.

„Marschall Davout, Fürst von Eckmühl," sagte Rasinski auf einen
enden Blick seiner Freunde. Sie sahen ihm nach, bis er im Ge-
rnel des Lagers verschwand.

Es begann bereits zu dunkeln, als das Regiment seinen Platz

erreichte. Der Raum, den es einnehmen durfte, war durch die Örtlichkeit genau abgesteckt. Man befand sich hier nämlich auf einem Hügel, der auf der Oberfläche kahl und ringsum von Buschwerk umgeben war. Einige Schritte seitwärts hatte man auf einem andern, etwas höher gelegenen Hügel das Zelt des Kaisers errichtet. Die dreifarbige Fahne wehte dort oben. Zwei Mann von der alten Garde standen Wache. Generalstabsoffiziere, Ordonnanzen, Adjutanten kamen und gingen ununterbrochen. Bernhard Rosen sah gespannt nach dem Zelt hinüber, wo sich in diesem Augenblick das Geschick Europas entschied. Indessen blieb ihm nicht lange Zeit zu müßigen Betrachtungen; die angenehmste Arbeit des Soldaten, sich's in seinem Biwak gemütlich zu machen, begann. Die Plätze für die Pferde wurden durch Pikett-pfähle, um die man Fouragierleinen spannte, abgeteilt. Man bestimmte die Feuerstellen; einige holten Holz und Stroh, andere Wasser herbei. In kurzer Zeit loderten die Feuer lustig auf. Die Kameraden lagerten sich ringsumher; trauliche Gespräche knüpften sich an; man wurde heiter und heiterer. Ein guter Trunk, den Rasinski spendete, erhöhte noch die sorglose Stimmung, und fröhliche Kriegslieder erschollen, bis die sinkende Nacht und die Erschöpfung nach dem langen Ritt den Schlaf herbeiriefen, der das bewegte Lagertreiben in feierliche Ruhe verwandelte.

Mitternacht war vorüber. An einem größeren Feuer unter einer breitästigen Eiche, in den Reitermantel gehüllt, lag Rasinski und schlief auf dem Stroh, ohne das Dach einer Hütte oder eines Zeltes über sich zu haben. Boleslaw, Jaromir, Bernhard und einige andere junge Offiziere waren um ihn gelagert. Eine Ordonnanz trat in den Kreis und fragte Ludwig, der eben die Feuerwache hatte, nach dem Obersten. Ehe Ludwig antworten konnte, fuhr Rasinski, der einen leichten Schlaf hatte, beim Klange seines Namens auf.

„Was gibt's?" fragte er.

Die Ordonnanz überreichte ihm einen versiegelten Zettel, den Rasinski beim Schein des Biwakfeuers las.

„Ich werde zur Stelle sein," sagte er zu dem Boten, der sich darauf entfernte. Rasinski rief nach seinem Reitknecht. „Sattle sofort meinen Rappen!" befahl er, „und ihr, Freunde," wandte er sich an Ludwig und Bernhard, „begleitet mich!"

Beide sprangen auf und eilten nach ihren Pferden; denn sie hatten es sich zum Gesetz gemacht, alle Arbeiten des Soldaten selbst zu verrichten, um weder weichlich zu erscheinen, noch Neid zu erwecken. In wenigen Minuten saßen sie im Sattel. Rasinski wartete schon auf sie. Er übergab das Kommando einem Rittmeister und lenkte sein Pferd dem Hügel zu, auf dem das Zelt des Kaisers stand.

„Wie spät ist es?" fragte er —

„Halb zwei," antwortete Bernhard. —

„Dann kommen wir noch fast zu früh. Um zwei Uhr, im ersten Dämmerschein, will der Kaiser den Niemen rekognoszieren. Ich habe Befehl erhalten, mich seinem Gefolge anzuschließen, weil ich die Gegend genau kenne. Ich denke, es wird euch lieb sein, den Kaiser zu sehen."

Die beiden jungen Männer wurden durch diese Worte in feierliche Spannung versetzt. Zum ersten Male sollten sie jetzt Zeugen eines jener großen Augenblicke sein, wo der Beherrscher Europas die ersten Fäden zu einem kühnen, riesenhaften Gewebe aufspannte. Stumm ritten sie neben ihrem schweigenden Führer zwischen den rechts und links düster glimmenden Feuern des Lagers auf das Zelt des Kaisers zu. Dort fanden sie schon mehrere Generale und Offiziere versammelt. Einige Minuten später trat der Kaiser aus dem Zelt und schwang sich aufs Pferd. Es begann schon zu dämmern. In weniger als einer Viertelstunde hatte man die Waldhöhen erreicht, die den Lauf des Niemen begleiten. Drüben begann das russische Gebiet. Der Kaiser hielt auf einer Anhöhe und sah sich aufmerksam nach allen Seiten um. Dann sprengte er die Höhe hinunter nach dem Flusse zu. Er rief Rasinski an seine Seite und sprach öfters mit ihm. Eine gute Stunde währte der Erkundigungsritt, dann ließ Napoleon durch Marschall Berthier notieren, an welchen drei Punkten des Ufers mit der einbrechenden Abenddämmerung des kommenden Tages Brücken geschlagen werden sollten. Hierauf kehrte er zu seinem Zelte zurück, und Rasinski begab sich mit seinen Freunden wieder ins Biwak.

Der Tag verging in erwartungsvoller Unruhe. Das Zelt des Kaisers wurde abgebrochen. Er begab sich in ein unfern gelegenes Bauernhaus, das er von Zeit zu Zeit verließ, um einen Ritt durchs Lager zu machen und den Mut der Truppen durch seine Gegenwart zu beleben. Mit der steigenden Sonne wurde es schwüler. Drückende Hitze drohte alles zu ersticken. Die kleinste Arbeit ermüdete in der durchglühten Luft. Jedes schattige Fleckchen wurde aufgesucht; ein frischer Trunk war das einzige Labsal, nach welchem man verlangte. In Ägypten, in Syrien, nicht im nordischen Rußland glaubte man Krieg zu führen.

Endlich ging die Sonne zur Neige. Gegen acht Uhr brachen Pionierabteilungen nach dem Strom auf, um die Brücken zu schlagen. Mit der näherrückenden Entscheidung wuchs die Spannung. Um Mitternacht kam der Befehl zum Aufbruch. In größter Stille sollte man ausrücken. Kein Laut durfte gehört, kein Funke gesehen werden.

Rasinski ließ aufsitzen und ging in geschlossenen Kolonnen auf

Massen in Bewegung setzt, hier das Ziel seiner Taten fände? Wenn er an dem ungeheuern Unternehmen scheiterte? Wenn die kolossale rohe Macht des Nordens ihr Übergewicht in Europa geltend machte? Oder wenn umgekehrt der Strom des Sieges fortbrauste bis ins Herz Rußlands und Frankreichs Fahnen auch von den stolzen Zinnen des Kreml herabwehten? Wäre es dann nicht mit Deutschlands Selbstständigkeit auf immer vorbei? Müßte nicht alles dem französischen Übermut gehorchen? Würde der Name Vaterland nicht ein leerer Schall für uns werden?"

Man war im Gespräch an einen Scheideweg gekommen. Links zog sich die Masse den Hügel hinab ins freiere Feld nach Liozna zu, rechts bog sie in den Wald ein gen Babinowitschi und Orscha. Rasinski schlug auch diesen Weg ein und schickte hier, wo das Gelände nicht mehr zu übersehen war, Vorhut und Seitendeckungen aus. Jaromir und Boleslaw erhielten den Befehl über diese Abteilungen. Ludwig und Bernhard behielt der Oberst bei sich, um sie als Ordonnanzen zur Beförderung von Meldungen zu verwenden. Man marschierte bis zum Abend, ohne etwas vom Feinde zu sehen. Nachts über biwakierte man in einem elenden Dorfe, das von seinen Bewohnern verlassen worden war. Mit der Morgendämmerung rückte das Regiment auf Rasasna zu, wo die Armee den Dniepr überschreiten wollte.

Der Kaiser war mit dem Davoutschen Korps auch schon zur Stelle. Die Brücken wurden rasch instand gesetzt, und bald wimmelten sie von Truppen, die in langen Zügen hinübergingen. Als man über Rasasna hinaus war, bezog das Heer das Lager. Am nächsten Morgen war man zeitig wieder unterwegs. Rasinski erhielt Befehl, sich der Avantgarde, die der König von Neapel führte, anzuschließen. Ein Spion zeigte ihm einen Seitenweg, auf dem er an den langen Reihen der Davoutschen Infanterie vorbeikommen und ohne Hindernisse seinen Bestimmungsort erreichen konnte. Hier fand er den Prinzen Murat schon von seinen Generalstabsoffizieren umgeben, im Begriff, mit raschen Blicken das vor ihm ausgebreitete Gelände zu besichtigen. Rasinski ritt zu ihm heran, um sich zu melden. Murat empfing ihn mit freundlichem Gruße und fuhr in seinen Worten, gegen die Offiziere gewendet, fort: „Wir müssen das Korps des Generals Newerowski abschneiden, vernichten, und auf diese Weise Smolensk eher erreichen als er. Das Hauptheer des Feindes kann aus seinen Standquartieren her die Festung unmöglich so rasch gewinnen, daß wir ihm nicht zuvorkommen sollten. Unsere Schnelligkeit kann den Feldzug des ganzen Jahres entscheiden."

Diese Worte waren zugleich das Signal zum Weitermarsch. Rasinski

Worte, die Farvier über die Truppen sprach, welche sich bei Salamanka, am andern Ende der Welt, für Napoleon schlugen. „Sie haben nur den einen Gedanken, sich ihres Kaisers würdig zu zeigen," schloß er, „nur die eine Besorgnis, ihm zu mißfallen."

„Einen Sieg haben Sie mir nicht zu melden," unterbrach der Kaiser ihn kurz. „Wie wäre das auch möglich, da ich selbst nicht dort bin!" Darauf wandte er sich an Beaussет. „Nun, mein lieber Zeremonienmeister," sagte er, indem er ihm eine goldene Tabaksdose bot, „was bringen Sie mir?" — Beaussет machte eine tiefe, echt französische Verneigung, wie nur die alten Diener der Bourbonen zu grüßen verstanden, und überreichte einen Brief. — „Sie haben sich beeilt," fuhr der Kaiser fort. „Das freut mich. Was sagt man in Paris?" — „Sire, alle Welt bedauert Ihre Abwesenheit," antwortete der Oberhofmeister. — Napoleon wußte, daß dies nur eine Phrase sei, er wußte sogar, daß sie falsch sei, allein die Worte schmeichelten ihm. Er zupfte Beaussет neckisch am Ohr. „Sie haben einen weiten Weg gehabt," sagte er. „Allein Sie haben immer noch Glück, auch lieben Sie ja das Reisen. In drei Tagen werden Sie Moskau sehen. Sie haben sicher nicht geglaubt, die asiatische Hauptstadt kennen zu lernen." Nun fiel sein Blick auf den Stuhl und den darauf gestellten Gegenstand, über welchen Beaussет ein Tuch gebreitet hatte. „Was haben wir denn da?" fragte er, nähertretend.

Mit der Geschicklichkeit des vollendeten Hofmanns zog Beaussет das Tuch weg und antwortete, sich verneigend: „Dies ist ein Geschenk, das die Kaiserin Eurer Majestät sendet."

Ein Ausruf des Erstaunens entrang sich den Lippen des Kaisers. Vor ihm stand das Ölbild eines blondlockigen Knaben, der als Spielball in der Hand eine Erdkugel hielt. — „Mein Sohn!" rief der Kaiser, und mit Tränen in den Augen trat er näher. Der niedliche Junge war auf seinem Bettchen sitzend dargestellt und hatte mit seinem blonden Gelock und dem sanften, runden Gesichtchen einige Ähnlichkeit mit dem Jesuskinde auf dem Bilde der Sixtinischen Madonna. „Der König von Rom!" murmelte Napoleon. „Das schönste Kind von Frankreich!" Die Rührung übermannte ihn, er schien einen Stuhl zu suchen. Man reichte ihm einen solchen, und er setzte sich nun dem Bilde gegenüber. Im Anschauen vergaß er auf einen Augenblick alles um sich her, und auf einen Wink seiner Hand zogen die Anwesenden sich zurück, um ihn seinen Gefühlen zu überlassen. Dann aber befahl er, daß alle Generale gerufen werden sollten. In kurzem kamen sie herein, die stolzen Paladine: Marschall Mortier, Herzog von Treviso; Marschall Lefèbvre, Herzog von Danzig; Marschall Bessières, Herzog von Istrien; Graf Sorbier; Marschall Junot, Herzog von Abrantes; Marschall

Davout, Fürst von Eckmühl und Herzog von Auerstedt; Marschall Ney, Herzog von Elchingen; Prinz Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien; Joachim Murat, König von Neapel; Berthier, Herzog von Neuchâtel; Graf Reynier; Graf Latour-Maubourg. Stundenlang wogte die Menge der Generale, der Obersten zum Zelte aus und ein. Der Kaiser wünschte, daß alle an seiner Freude teilnehmen sollten. Dann befahl er, das Gemälde an einer Stange vor dem Zelte aufzuhängen, und ließ im Heere verkünden, das Bild des zukünftigen Kaisers sei eingetroffen und vorm kaiserlichen Quartier ausgestellt. Den ganzen Tag über wimmelte es von Menschen vor dem Zelte. Jeder einzelne wollte den Sohn des vergötterten Gebieters sehen. Das Geschrei: „Vive l'empereur! vive le roi de Rome!“ hallte ohne Unterlaß. Da strömten sie herbei, die alten Kriegskameraden des Kaisers aus seinen früheren Feldzügen, die Löwen von Marengo, die Helden von Austerlitz, von Jena und Eylau. Da weinte mancher Graubart Freudentränen, und mancher, der vor Smolensk verwundet worden war, kam auf Krücken angehumpelt oder ließ sich von Freunden herbeitragen, um den Sohn des kleinen Korporals zu sehen, die Hoffnung des Kaiserreichs. Alle aber schwuren, den letzten Blutstropfen für ihren Kaiser und seinen Sohn hinzugeben. Siegesfrohe Stimmung bemächtigte sich des Heeres. Das hatte Napoleon gewollt. Beaussset war zur rechten Zeit gekommen.

„Ja, ja, er ist ein großer Kenner der Menschen,“ sagte Rasinski lächelnd zu seinen Freunden, als sie nach Betrachtung des Bildes in ihr Quartier zurückkehrten. „Durch nichts kann er seine Soldaten nachdrücklicher an das Glück der Heimat erinnern, als durch diesen Anblick. Nun erwacht in jedem die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach dem schönen Frankreich, wo der eine Mutter und Kind, der andere die Braut zurückgelassen hat. Und sie alle wissen, es gibt keinen andern Weg nach Paris, als über Moskau. Sie werden sich wie grimmige Löwen Bahn brechen.“

„Ja, ja, morgen wird es ernst,“ sagte Boleslaw. „Die Russen haben sich auf einen Entscheidungskampf vorbereitet. Habt ihr nicht die Musik gehört, die aus ihrem Lager herüberschallte? Fürst Kutusow hat sich mit all seinen Priestern und Archimandriten umgeben, die in ihren Prachtgewändern das Lager durchziehen. Sie tragen ein Heiligenbild, das sie aus Smolensk gerettet haben, durch die Reihen der Krieger. Sie beten es an, denn sie halten es für wundertätig. Die Priester weihen sie zum Tode. Sie kämpfen jetzt um ihre geliebte Stadt Moskau. Jeder, der in einem solchen Kampfe stirbt, ist der ewigen Seligkeit gewiß. Da dürsten alle nach dem Märtyrertode. Wenn die unsern

wie die Löwen drauflosgehen werden, so stehen ihnen dort drüben Eisbären gegenüber. Eine eherne Mauer rennt sich nicht so leicht um, und Fanatiker sind noch zäher als Eisen."

Als sie ihr Lager wieder erreichten, kam kurz darauf der kaiserliche Adjutant und brachte Rasinski den Armeebefehl. Der Oberst versammelte seine Leute und las inmitten eines tiefen Schweigens: „Soldaten! Die Schlacht, die ihr so lange herbeigewünscht habt, steht bevor. An euch ist es, den Sieg zu erringen. Er ist notwendig für uns. Er wird uns Überfluß an allem bringen, gute Winterquartiere und glückliche Rückkehr in die Heimat. Benehmt euch wie bei Austerlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk. Möge die Nachwelt noch in später Zeit von euerm Mut sprechen, möge man von jedem unter euch sagen: „Auch dieser war bei der gewaltigen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

5.

Die Schlacht bei Borodino.

Der Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter, nur einige Nebelstreifen lagen über den tiefgewölbten Betten der Kalotscha und einiger Bäche, die das Schlachtfeld durchströmten. Die Sonne warf ihre Strahlen blendend über das Gefilde, wo die Massen des französischen Heers schon zum Kampf aufgestellt waren. Die langen Reihen der Bajonette funkelten, die Adler blitzten, die Panzer strahlten, die Fahnen wehten. Zur Linken der Kavallerie hielt der Kaiser. Mit der Hand wies er auf die hell leuchtende Sonne, die über dem dunkeln Rande eines Fichtenwaldes heraufkam. „Seht da, die Sonne von Austerlitz!" rief er aus. Die Generale antworteten nichts. Tiefes Schweigen lag über dem weithin gedehnten, kampfbereiten Heer.

Plötzlich ertönte vom linken Flügel her der Donner der Geschütze. Bei dem Dorfe Borodino sah man Rauch und Staub aufsteigen. Die heilige Stille war gebrochen, der Wolkenschleier des Verhängnisses zerrissen, der Blitz flammte verheerend herab. Mit zermalmender Wucht entrollte das eherne Rad den Händen des Geschicks. Keine Gewalt konnte mehr hemmend in seine Speichen greifen.

Die Befehle des Kaisers flogen durch das Gefilde. Im nächsten Augenblick dröhnte es von allen Hügeln, die eben noch in dumpfer Ruhe wie schlummernde Ungeheuer dalagen. Rauch und Flammen brachen auf allen Gipfeln aus, die Erde bebte, die Lüfte zitterten unter dem furchtbaren Getöse. Über die ganze Ebene verbreitete sich der Kampf. Fest geschlossen, doch mit reißender Schnelligkeit drangen die Massen, durch die strenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Seele lebte, zusammengeschmiedet, gegen den verschanzten Feind

vor. 130000 Mann und 582 Geschütze nahmen an diesem Ringen teil. Unweit von der Stelle, wo Rasinski noch mit seinen Reitern hielt, rückte Davout gegen drei feindliche Redouten, die den eisernen Tod aus unzähligen Schlünden spieen. Die Scharen verschwanden im Pulverrauch wie in einem Vulkan. Bald sprengte von dorther ein Adjutant mit verhängten Zügeln gegen den Standort des Kaisers. Gleich darauf kehrte er, begleitet von General Rapp, ins Gefecht zurück. Beim Korps Davout war General Compans gefallen, Rapp trat an seine Stelle. Doch auch diesen Tapfern trug man bald aus der Feuerlinie; er hatte an diesem Tage seine zweiundzwanzigste Verwundung erlitten. Langsam brachte man ihn zum Halteplatz des Kaisers. Inzwischen entwickelten sich Neys Divisionen im freien Felde. Unter dem verheerenden Feuer des Feindes drangen auch sie kampflustig gegen die Höhe an. Sie schienen eine Entscheidung nahezubringen, so daß nun der Augenblick, wo die Kavallerie in volle Tätigkeit treten mußte, nicht mehr fern sein konnte. Deshalb hielt sich Rasinski dicht bei dem Davoutschen Korps, um jederzeit bereit zu sein. Gleich darauf sprengte auch schon der König von Neapel heran. Er zog die leichte Kavallerie zusammen, und Rasinski erhielt Befehl, sich anzuschließen. In langsamem Trabe setzte sich die Masse in Bewegung. Die Trommeln der Infanterie wirbelten eben zum Sturmangriff. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich; die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht, wer fiel, wer vordrang. Plötzlich verstummte der Kanonendonner. Ein lautes Jubelgeschrei zerriß die Luft. Die drei Redouten waren durch Davouts und Neys tapfere Scharen gewonnen. Mit niederschmetternder Gewalt rasselten jetzt die von dem todesmutigen König von Neapel angeführten Reiterscharen durch das Feld. Staub und Kies wurden emporgeschleudert; der Boden dröhnte unter den stampfenden Hufen, die Rosse schnoben. Bernhard warf einen Blick auf Ludwig, der neben ihm ritt. Nur so konnten sie sich verständigen, denn Worte wären in dem ohrenbetäubenden Getöse unhörbar geblieben. In wenigen Minuten war die Höhe erreicht; die Russen, aus den Batterien verjagt, wurden von der Kavallerie noch weiter zurückgetrieben. Doch von neuem dröhnten Kanonen, und ein Hagel von Kugeln und Kartätschen schlug in die Reihen der Berittenen. Zugleich sah man auf der Seite des Feindes neue Korps sich auf den Höhen des im Vorblick gelegenen Dorfes Semenowskoi aufstellen. Es war Fürst Bagration, der auf Kutusows Befehl zur Verstärkung der geworfenen Truppen erschien. Auf allen Höhen war gleichzeitig Artillerie vorgerückt und schleuderte ihre verheerenden Geschosse auf die Andringenden. Rasinskis Regiment schien der Zielpunkt zu sein, den sich alle Batterien nahmen;

denn eine solche Menge von Geschossen prasselte von vorn und von der Flanke in die Reiter, daß in wenigen Minuten die gräßlichste Verwirrung entstand. Weite Lücken wurden gerissen; Pferde und Menschen stürzten übereinander; lautes Wehgeschrei der Verwundeten, der am Boden Zerstampften erklang überall. Der Tod wütete in den Reihen. Rasinski schwang den Säbel und rief mit seiner Löwenstimme den schon stutzenden Streitern ein „Vorwärts!" zu. Seine Unerschrockenheit riß sie von neuem mit sich fort. Allein nun hatte sich im Schutze des mörderischen Artilleriefeuers die russische Infanterie wieder gesammelt. Ein Teil der schon weiter vorgedrungenen französischen Reiterei wurde zurückgeschlagen, und stieß in der Flucht nun auf Rasinskis Regiment, das in den rückwärts flutenden Strom hineingerissen wurde. In wenigen Minuten war die ganze Linie der Kavallerie im Weichen.

Aber plötzlich kam Stocken in diese Bewegung. Murat hatte bemerkt, daß einige Reitergeschwader zurückgingen, da schwang er sich in den Sattel und setzte sich an die Spitze. Sein Pferd wurde niedergeschossen, er sprang auf eins, das den Reiter verloren hatte. Sein Löwenmut, seine Todesverachtung brachte die Flüchtenden zum Stehen. Entschlossen, rühmlich zu fallen oder zu siegen, warf er sich gegen den Feind. Zur selben Zeit drang auch die Infanterie unter Ney abermals vor. Seitwärts auffahrende Artillerie unterstützte den kühnen Versuch. Die schon siegestrunkenen Russen stutzten, wankten und begannen zurückzugehen. Jubelnd drangen von allen Seiten die Gegner nach, und der Rückzug der Feinde wurde zur Flucht.

Napoleon konnte von seinem Platze aus das Schlachtfeld nur zum Teil überblicken. Der Pulverrauch war aber so dicht, daß er sich auch über diesen sichtbaren Teil nicht genau orientieren konnte. Man sah bald Russen, bald Franzosen, bald Infanterie, bald Kavallerie. Sie erschienen, verschwanden, schossen, schrieen, liefen fort und kamen wieder. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sprengten alle Augenblicke heran, um Bericht zu erstatten. Aber aus diesen Berichten ging nur hervor, daß alle Ordnung im Heere dahin war; daß man hier vordrang, dort zurückwich, daß das grausige Ringen unentschieden hin und her wogte. Viele unter den Marschällen ergriffen ihre Maßregeln auch, ohne Napoleon zu benachrichtigen oder Befehle von ihm abzuwarten, leiteten das Feuer und ließen Kavallerie und Infanterie hierhin und dorthin marschieren. Gegen Mittag schickte Murat seinen Adjutanten zu Napoleon und bat um Verstärkung. Napoleon saß auf der Höhe von Schewardino und trank Punsch. Als der Adjutant kam und seine Meldung machte, schrie er: „Verstärkung? Was wollen Sie denn noch von mir, wenn sie schon die Hälfte meiner Armee auf dem linken Flügel der Russen

haben, der nicht einmal befestigt ist? Sagen Sie dem König von Neapel, es sei noch nicht einmal Mittag. Fort!"

Napoleon erhob sich und rief Caulaincourt und Berthier, um mit ihnen von Dingen zu sprechen, die mit der Schlacht nichts zu tun hatten. Mitten im Gespräch wurde Berthiers Aufmerksamkeit auf einen General gelenkt, der auf taumelndem Pferd mit seinem Gefolge auf den Hügel zukam. Es war Belliard. Er stieg ab und trat eilig auf den Kaiser zu. Mit lauter Stimme bat er um Verstärkung.

„Majestät," rief er, „die Russen sind verloren, wenn Sie noch eine Division bewilligen."

Napoleon zuckte mit den Achseln, schwieg und schritt auf und ab.

„Sire," fuhr Belliard fort, „ich versichere Ihnen, der Feind ist im Abrücken. Wenn wir ihn überraschen können, ist der ganze rechte Flügel vernichtet."

„Eben verlangt man Verstärkung auf dem linken Flügel, nun auf dem rechten," entgegnete der Kaiser. „Sie sind überdies so aufgeregt, Belliard, daß ich Ihren Angaben nicht recht traue. Sehen Sie doch einmal genau zu und kommen Sie dann wieder."

Kaum war Belliard fort, so erschien ein jüngerer Offizier vom Schlachtfeld. „Sire, der Fürst von Eckmühl — —".

„Verlangt Verstärkung, nicht wahr?" rief Napoleon ungeduldig. — Der Adjutant neigte zustimmend das Haupt. Napoleon drehte sich um und rief Berthier. „Man muß ihnen Reserven schicken. Was meinen Sie, wen schicken wir diesem Gänserich, den ich zu einem Adler gemacht habe? Friant soll hin!"

Die Division Friant verschwand gleich darauf im Rauche. Es war die höchste Zeit, um die Bemühungen Davouts und Neys auf dem linken Flügel zum Erfolge zu führen und den energischen Angriff des Königs von Neapel nicht scheitern zu lassen. Die letzte Redoute, die noch Widerstand geleistet hatte, wurde gestürmt. Als diese Meldungen eintrafen, näherte sich Beaussset dem Kaiser. „Es scheint," sagte er mit seiner süßlichen Stimme, „man darf Eurer Majestät zu einem Siege gratulieren." Napoleon schüttelte den Kopf, und Beaussset, der nicht mehr jung war, zog sich zurück, um zu frühstücken. Napoleon fühlte sich wie ein Spieler, der sein Geld mit vollen Händen auswirft und dennoch erkennt, daß es ihm keinen rechten Gewinn bringt. Der Feind, den er hier bekämpfte, war noch immer derselbe, wie bei Austerlitz und Friedland, der ihn zwang, die Siege mit furchtbaren Opfern zu erringen. Er hatte wie immer seine Batterien, seine Kavallerie, seine Reserven darangesetzt, die Linien zu durchbrechen, und noch kam der Sieg nicht. Von allen Seiten bat man um Verstärkung; man teilte ihm mit, daß

die Generale tot oder verwundet seien, daß die Truppen die Disziplin vergäßen. Er war es gewöhnt, daß nach einigen in der Hast hingeworfenen Befehlen die Adjutanten oder Marschälle mit glühendem Gesicht herbeisprengten, ihn zu der Gefangennahme ganzer Korps beglückwünschten und ihm Bündel von eroberten Fahnen und Feldzeichen brachten. So war es bei Lodi, bei Marengo, bei Arcole, bei Jena, Austerlitz und Wagram gewesen. Und jetzt waren die Schanzen des linken Flügels gestürmt, der Feind im Zentrum zurückgetrieben, und doch mußte sich der Herr der Welt sagen, daß es noch zu keinem vollen Erfolg gekommen sei, denn auf dem rechten Flügel hielten die Russen nachdrücklich stand. Acht Stunden währte der Kampf, alle Kräfte waren herangezogen worden. Er erkannte, daß die Schlacht ergebnislos bleiben würde. Ja er begriff, daß er der Aufforderung Belliards hätte folgen müssen, um auch auf dem rechten Flügel durchzudrücken, daß er hier bei Borodino denselben Fehler begangen habe, wegen dessen er bei Smolensk den General Junot so schwer getadelt. Er hatte den richtigen Augenblick verpaßt.

Als er diesen ganzen phantastischen Feldzug nach Rußland noch einmal überdachte, auf dem er seit Monaten keine Schlacht gewonnen, keine Fahne, keine Kanone erbeutet, als er die beklommenen Mienen seiner Umgebung sah, da kam ihm das alles wie ein böser Traum vor. Während er so sann, kam die Meldung, daß die Russen auf dem linken Flügel die schon gewonnene Schlacht noch einmal erneuert hätten. Da raffte er sich auf, stieg zu Pferde und ritt nach Semenowskoi. Mehrere andere Generale begleiteten ihn.

Auf dem ganzen Wege sah man nichts als tote Pferde und Menschen in einem Meer von Blut, teils einzeln teils haufenweise beisammen liegend. Niemals hatten Napoleon und seine Generale, die doch den Anblick von Schlachtfeldern gewöhnt waren, eine solche Masse von Toten gesehen. Die dunklen Stimmen der Kanonen, die seit zehn Stunden unaufhörlich das Ohr ermüdeten, bildeten eine traurige Begleitung zu diesem Gemälde. Auf der Höhe von Semenowskoi sah er in der Ferne feindliche Truppenmassen. Das waren in der Tat die russischen Reserven, die zu einer letzten Anstrengung ihren rechten Flügel stützten. In gedrängten Massen strömten sie gegen die französischen Linien. Der Kampf begann von neuem. Das war keine Schlacht mehr, sondern eine ergebnislose Schlächterei für beide Teile. Napoleon hielt an und versank in Gedanken. Einhalt zu gebieten, war unmöglich, und trotzdem war er es ja doch, der in aller Augen dafür verantwortlich war. Zum ersten Male mußte er den ganzen Schrecken und die Nutzlosigkeit seines Unternehmens erkennen. Einer der Generale, die bei ihm waren, erlaubte sich den Vorschlag,

die alte Garde vorrücken zu lassen. Berthier rümpfte bei diesen Worten verächtlich die Lippen. Napoleon senkte den Kopf und schwieg. Dann aber rief er aus: „Nein! achthundert Meilen von Frankreich werde ich meine Garde nicht zugrunde richten," und ritt nach Schewardino zurück.

In der Tat hatten die russischen Reserven einen zweiten Akt des furchtbaren Schauspiels eröffnet. Der Kaiser versuchte, durch Artillerie den schon erlangten Erfolg zu behaupten. Mit schauerlicher Sicherheit schlugen die Kugeln in die russischen Reihen; doch mit kaltblütiger Ausdauer ordneten sie sich immer wieder. Auf einer Anhöhe zwischen Semenowskoi und Borodino war es ihnen gelungen, mit 24 Kanonen noch einmal Fuß zu fassen und von neuem den Eisenhagel in die andringenden Regimenter zu schleudern. Zum drittenmal erhielt Rasinski Befehl, sich mit dem Rest seines Regiments der Attacke anzuschließen. Zu gleicher Zeit wurden ungeheuere Massen von Infanterie zum Sturm zusammengezogen. Mit gefälltem Gewehr rückten sie vor. Das Feuer des Feindes wütete grauenhaft unter ihnen. Doch die Adler leuchteten voran, in immer wieder geschlossenen Gliedern rückten die Stürmenden weiter. Das eiserne Ungeheuer auf dem Hügel schien zu verstummen; doch hatte es nur gelauert, um den Raub desto sicherer zu haben. Denn als die Kolonnen nun näher kamen, reckte es die blitzenden Zungen aus allen vierundzwanzig Höllenrachen zugleich hervor. Wie wenn der Sturmwind über ein Kornfeld rast und die Halme in breiter Fläche zu Boden drückt, so mähte die Sichel des Todes über die Regimenter hin. Es schien, als sei die Hälfte mit einem Streich vernichtet. Leichen stürzten über Leichen, als wolle man einen Wall von Gefallenen um diesen den Tod ausspeienden Krater auftürmen. Zwei Kavallerieregimenter sprengten nun gegen die feindlichen Linien, die sich rechts und links an diese Redoute gelehnt hatten. Auch in ihre Reihen brach das verheerende Feuer. Gleich darauf setzte die gesamte Kavallerie ein. Zwei sächsische Kürassierregimenter befanden sich auf der äußersten Linken, mehr nach rechts Rasinski und noch ein polnisches Regiment. Gleich einer Brandung brausten sie über das Gefilde. Kein Feuer, kein Kugelregen vermochte ihrer rasenden Flut Einhalt zu tun. Eine Staubwolke war um sie her, durch die nur das Blitzen der feindlichen Geschütze ihnen den Weg zeigte. Mann an Mann geschlossen, rasselten sie dahin. Nichts konnte einem solchen ungeheuern Sturm widerstehen. In den Tod gehend, brachten sie den Tod. Für den Sieg sterbend, errangen sie ihn. Ihr Anblick entfesselte den sinkenden Mut der Infanterie. Mit Wutgeschrei, des prasselnden Kugelregens nicht achtend, stürmten sie weiter. Vorwärts über die Leichen der Brüder! Die Adler fallen. Vorwärts! Die Führer sinken nieder. Vorwärts! Dann wird es

still, der Donner verstummt. „Sieg! Sieg!" braust es durch die gelichteten Reihen.

Die Felder, wo viele hundert Jahre lang die Bauern ihr Getreide gesät und geerntet hatten, waren nun von Blut getränkt. Eine Unmasse von Verwundeten schleppte sich nach Borodino, andere blieben halb verhungert und entkräftet, am Boden liegen, einige standen noch immer auf ihrem Platze und schossen mechanisch. Über dem vor wenigen Stunden noch friedlichen Felde lag dichter Nebel und ein widerwärtiger Geruch nach Leichen und Salpeter. Dicke Wolken hatten sich zusammengeballt, ein feiner Nebel näßte die Verwundeten und die Toten. Napoleon schrieb sich den Sieg zu, allein die Russen erklärten die Schlacht mit Recht für unentschieden, da sie auf dem rechten Flügel standgehalten hatten. Im Innern seines Herzens stimmte der Kaiser ihnen wohl auch bei. Er wußte, daß seine Anstrengungen umsonst gewesen waren, da der Feind, obwohl er 44000 Mann, also fast die Hälfte seiner Streitkräfte, verloren hatte, noch eben so drohend dastand wie zu Beginn. Wohl hatten die Russen nicht mit fliegenden Fahnen einen Sieg davongetragen, aber sie hatten doch in der Seele ihres Feindes die Überzeugung von ihrer Unüberwindlichkeit erweckt. Die Schlacht bei Borodino war der Anfang vom Ende, war, obwohl Napoleon noch weiter vordrang, doch eigentlich schon der erste Schritt zurück, die Einleitung zu dem furchtbaren Rückzug, der zum Verlust von nahezu 500000 Menschen und zum Zusammenbruch der napoleonischen Herrlichkeit führte.

Am folgenden Tage marschierte man weiter hinter den Russen her. Der Himmel war mit dichten Wolken bezogen, ein kalter, feiner Regen, vom Herbstwinde gejagt, schlug den ermüdeten Kriegern ins Gesicht. Auf das schreckliche Getöse des Tages war eine schauerliche Stille gefolgt. Nur in den Wipfeln der Bäume tönte dumpfes Rauschen. Raben, die schon ihre Beute witterten, krächzten über den Häuptern der Reiter. In gräßlichem Durcheinander lagen die Leichen von Russen und Franzosen und von Pferden am Boden umher. Auf Schritt und Tritt stieß man gegen zerschmetterte Körper, Menschen und Tiere stolperten über diese grauenhaften Hindernisse. Oft schien sich in einer hingestreckten Gestalt noch Leben zu regen. Dazwischen lagen überall zerbrochene Helme und Waffen, Stücke zerschmetterter Geschütze. Der Kaiser ließ den Blick umherschweifen. Allein er sah nicht das Grausen zu seinen Füßen, er suchte am Horizont den zurückgehenden Feind. Er schien allein sein zu wollen, denn soweit man erkennen konnte, gab er jedem, der sich ihm nahte, einen Wink, sich zu entfernen. Nur Marschall Berthier blieb bei ihm.

6.

In Moskau.

Die russische Armee zog sich hinter Moskau zurück. In Mosaisk leistete sie noch einmal Widerstand. Dort fand am 10. September ein Gefecht statt. Am 13. September wurde Moskau besetzt, ohne daß ein Schuß fiel. Murat zog gleich hinter den zurückweichenden Kosaken ein, ja er war manchmal mitten unter ihnen. Er unterhielt sich mit ihren Führern, und einem davon schenkte er seine Uhr. Die Kosaken waren voll Bewunderung für Murats Mut und durch ihre fortdauernden Unglücksfälle ganz niedergeschlagen. Als von einer Schar bewaffneter Bürger auf die Franzosen geschossen wurde, verhinderten die Kosaken selbst das nutzlose Feuern, während sie ihren Rückzug durch die Stadt fortsetzten.

Von der Höhe des Berges Poklonaja betrachtete Napoleon das Panorama, das sich vor seinen Blicken ausdehnte. Im Morgenlicht lag Moskau da, mit seinen Gärten, seinen Kirchen, seinem Fluß, seinen glänzenden Türmen, seinen phantastischen Konstruktionen einer fremdartigen Architektur. Napoleon empfand hohe Freude. In dieser großen Stadt mußte Leben sein, hier würden die erschöpften Krieger Ruhe und Erholung finden!

„Ich brauche nur ein Wort zu sagen," sprach er zu seinem Gefolge, „und die Hauptstadt des Zaren ist zerstört für immer. Aber ich bin stets barmherzig gegen die Besiegten gewesen. Von der Höhe des Kreml werde ich weise Gesetze geben; ich werde sie lehren, was wahre Zivilisation ist, die künftigen Bojarengeschlechter sollen sich mit Liebe meiner erinnern. Ich werde ihnen Friedensbedingungen vorschlagen, die ihrer und auch meiner würdig sind. Man führe mir die Deputation der Bojaren her!"

Zwei Stunden verstrichen, Napoleon frühstückte und kehrte dann auf denselben Platz zurück, um die Deputation zu erwarten. Er hatte sich eine nach seiner Meinung würdevolle und majestätische Rede zurechtgelegt. Er wollte im Palast des Zaren eine Versammlung aller Großwürdenträger Rußlands einberufen, einen Präfekt ernennen und durch große wohltätige Stiftungen das Herz der Bevölkerung gewinnen. Während er so träumte und noch immer keine russische Deputation kommen sah, sprachen seine Generale leise miteinander. Eben war vom König von Neapel ein Bote eingetroffen, der die Meldung überbracht hatte, daß die Stadt von allen Bewohnern verlassen und vollkommen leer sei. Wie sollte man diese Nachricht Seiner Majestät beibringen? Mußte er nicht, wenn er dies vernahm, sich selber lächerlich erscheinen? Wie sollte man ihm sagen, daß an Stelle der erwarteten

Volks- und Regierungsvertreter nur ein paar sinnlos betrunkene Bauern sich in den Straßen von Moskau herumtrieben? Die einen waren dafür, irgendeine Deputation zusammenzustellen, die andern erklärten, man müsse dem Kaiser die Wahrheit sagen. Allein niemand wagte zu sprechen. Der Kaiser, der sich noch immer in seinen großartigen Träumen wiegte, empfand schließlich, daß der eindrucksvolle Augenblick alle Feierlichkeit verlöre, wenn die Verzögerung noch länger währte. Er machte eine Bewegung. Ein Kanonenschuß dröhnte, der das Zeichen zum Beginn des Einmarsches gab. Sogleich ergossen sich die Truppen in die Stadt. Gewaltige Staubwolken wirbelten vor den marschierenden Heersäulen auf. Von der Begeisterung seiner Soldaten mitgerissen, ritt Napoleon neben ihnen bis zum Schlagbaum von Dorogomilow. Hier hielt er an, stieg vom Pferde und wartete abermals auf die russischen Unterhändler des Friedens.

Abgerissen, ausgehungert und erschöpft, wie sie waren, hielten die französischen Truppen gleichwohl in geordneten Reihen ihren Einzug. Aber als einzelne Abteilungen auf freien Plätzen haltmachten, um zu biwakieren, hörten sie auf, eine Armee zu sein und wurden Räuber. In Schwärmen eilten sie von Haus zu Haus und schleppten herbei, was ein jeder für unentbehrlich oder wertvoll hielt. Zehn Minuten nach der Besitzergreifung von Moskau sah man kaum noch Soldaten. Dagegen liefen in allen Häusern uniformierte Gestalten herum, die die Stuben und die Keller durchsuchten. Der Befehl, der den Soldaten jede Gewalttat gegen die Einwohner verbot, war freilich unnütz, denn es waren keine Einwohner mehr da. Alle Häuser waren leer; nur elendes Gesindel hielt sich noch hier und dort auf. Nirgends stießen die Soldaten auf Gegenwehr. Je mehr Truppen einrückten um so umfassender ward die Plünderung, der alle Gegenbefehle nicht zu steuern vermochten. Die Leute verstreuten sich in der Stadt und suchten Lebensmittel und Brennmaterial. Sie verschwanden wie Wasser, das in den Sand sickert. Einige nahmen gleich mehrere Häuser für sich in Beschlag und schrieben ihre Namen mit Kreide an die Tür. Hier und dort kam es zu Reibereien zwischen Soldaten verschiedener Waffengattungen oder Regimenter. Statt ihnen Einhalt zu tun, beteiligten sich die Offiziere und Generale am Plündern.

Am Abend desselben Tages schreckte der Alarmruf: „Feuer!" die Truppen aus ihrer Ruhe. Im Laufe der Nacht griff der Brand mit rasender Geschwindigkeit um sich. Die größtenteils aus Holzhäusern bestehende Stadt brannte an mehreren Enden zugleich. Ein heftiger Wind leistete dem verheerenden Element Vorschub. Bald brannten nicht nur kleine Baracken, Häuser und Speicher, sondern auch öffent-

liche Gebäude und Kirchen. Um Mitternacht war der Zustand der Stadt schon so schreckenerregend, daß viele Generale ihre Quartiere verließen und zum Kaiser eilten, der den Kreml bezogen hatte. Im Schutze der Finsternis durchstreiften Brandstifter die Straßen und zündeten allerorten die Häuser an. Viele von ihnen wurden auf der Stelle von französischen Patrouillen niedergeschossen, viele gefangengenommen und standgerichtlich abgeurteilt. Eine allgemeine Flucht nach den Stadtvierteln, die am Fluß lagen, und nach den Vorstädten entstand. Eine tolle Verwirrung herrschte, da die Soldaten möglichst viel von ihrer Beute mitschleppen wollten. Wenn sie sie im Drange der Not zurücklassen mußten, blieb sie liegen, wo sie eben weggeschleudert wurde, und ganze Haufen von Gerümpel, von Holz und Stroh, von Teppichen, Betten, Kissen und Polster, von Stühlen und Kisten versperrten den Weg. Die Biwaks auf den großen Plätzen wurden verlassen und boten nach dem Abzug der Lagernden den Anblick unbeschreiblicher Unordnung.

Auch Rasinski, Bernhard und Ludwig wurden durch das Feuer aus ihrem Quartier vertrieben. Von allen Seiten scholl ihnen Trommelwirbel, Trompetengeschmetter entgegen. Überall herrschte ein Getümmel, als wenn ein großes Lager nächtlicherweile überfallen worden wäre. Hier und dort gelang es einigen Kommandeuren, Ordnung zu schaffen und Abteilungen von Infanterie oder Kavallerie antreten zu lassen. An einigen Stellen versuchte man auch zu löschen, doch vergebens. Die Holzhäuser brannten wie Zunder, die Moskwa war so seicht, daß sie nicht genug Wasser liefern konnte, die Pumpen, die man fand, waren unbrauchbar gemacht worden. Aus all diesen Umständen erkannte man auch, daß man hier keine zufällige Feuersbrunst vor sich hatte, daß die Stadt mit Absicht angezündet worden war, um die Franzosen darin zu vernichten. Da erschraken selbst die Verwegensten und empfanden ihre Ohnmacht. Alles vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust ging unter in dem eiskalten Anhauch eines starren Grausens, das mitten aus dem Glutmeer hervorbrach und aller Herzen ergriff. Die Stunde des Weltgerichts schien angebrochen, das flammende Verhängnis ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt.

Als die Feuersbrunst erloschen war, kehrte der Kaiser in den Kreml zurück. In der Erwartung, daß Rußland einen Frieden schließen werde, blieb er in Moskau und wartete von einem Tage zum andern. Fast täglich beriet er sich mit seinen Marschällen. Oft ging es bei diesen Unterhandlungen sehr erregt zu. Die Meinungen platzten ungestüm aufeinander.

„Eure Majestät werden sich in der Hoffnung auf einen Friedens-

schluß enttäuscht sehen," erklärte eines Tages Narbonne. „Wir sind nicht in der Lage, Bedingungen vorzuschreiben. Die Russen haben ihre Hauptstadt nicht zerstört, um einen ungünstigen Frieden zu bewilligen. Sie halten uns nur hin, um Zeit zur Rache zu gewinnen und um noch besser fortzukommen."

„Es hat gar keinen Zweck zu bleiben," ließ sich der König von Neapel vernehmen, „wir müssen nach Kaluga marschieren, die dortigen Magazine zerstören und an den Ufern des Dniepr Kantonnements beziehen."

„Wir können den Kosaken doch nicht bis zum Ende der Welt folgen," sprach Davout. „Wir sind wohl zum Kämpfen bereit, aber nicht zum Hinterherlaufen."

„Eure Majestät haben das Wort Rückzug aus Ihrem Wörterbuche gestrichen, doch jetzt müssen wir es wieder aufnehmen," sagte der Vizekönig von Italien; und auf einen unwilligen Blick Napoleons setzte er hinzu: „Zuvörderst allerdings bin ich dafür, den Russen noch weiter nachzusetzen und sie aufs Haupt zu schlagen. Haben wir sie vernichtet, dann schlage ich vor, daß wir uns nach Petersburg und von dort nach Riga wenden. Wir müssen uns mit Macdonald vereinigen und uns an der Dwina festsetzen."

„Und General Rapp?" fragte Napoleon, sich an diesen Haudegen wendend, von dem er viel hielt.

„Der Besitz dieser Trümmer hat für uns keinen Wert mehr," antwortete Rapp mit dem ihm eigenen Freimut. „Wir sind zu weit von unsern Flügeln entfernt, um uns Subsistenzmittel beschaffen zu können. Wir müssen zurück. Nichts anderes bleibt uns übrig."

„Wir müssen im Gegenteil bleiben, wo wir sind," rief General Daru dazwischen. „Wir müssen in den noch brauchbaren Häusern, in den Kellern Quartier nehmen und alles sammeln, was in dieser ungeheuern Stadt noch an Lebensmitteln zu finden ist. Wir müssen die Zufuhren von Wilna her beschleunigen, aus den Trümmern ein großes, stark verschanztes Lager schlagen, unsere Verbindungen mit Littauen und Preußen unangreifbar machen und das Frühjahr erwarten, um von neuem zu beginnen."

Andere hatten wieder andere Vorschläge, die ebensogut ausführbar gewesen wären. Man sah jedoch an Napoleons hartnäckigem Schweigen, daß er sich seine eigene Meinung gebildet hatte und einstweilen entschlossen war, daran festzuhalten. Da rief Marschall Ney, der neue Fürst von der Moskwa, wie um einen letzten Trumpf auszuspielen: „Die Eingeborenen prophezeien einen strengen Winter."

Der Kaiser erhob sich. „Genug, meine Herren!" beendete er die

Verhandlung. „Sie scheinen an meinem Stern zu zweifeln. Wir haben Mitte Oktober, und sehen Sie nur, was für schönes Wetter wir haben. Vergessen Sie überdies die Gefangenen? Soll ich sie hier zurücklassen, damit die Russen an ihnen ihr Mütchen kühlen? Die müssen zuerst fortgeschafft werden. Ich möchte nicht einen einzigen Mann in diesem Lande lassen. Lieber lasse ich alle Schätze Rußlands im Stich als einen einzigen Verwundeten. Man soll Pferde, Kutschen, Packwagen, kurz alles Erdenkliche zum Transport benutzen. Meine Herren, die Römer verliehen denen, welche Bürger retteten, die Bürgerkrone. Sie werden sich so viel Kronen verdienen, wie Sie mir Soldaten retten! Setzt sie auf eure Pferde, auf die Pferde eures Gefolges. Bleiben Sie meiner Befehle gewärtig!"

So blieb man denn in Moskau. Nur mit Murren fügten sich die Kommandeure. Sie begriffen den zaudernden Kaiser nicht mehr. Schon regte sich jene Stimmung, welche später bei Waterloo der tapfere Vandamme in die Worte zusammenfaßte: „Der Kaiser, den wir gekannt haben, ist tot." Endlich am 18. Oktober, nach fruchtlos vergeudeten Wochen, entschloß sich der Kaiser, Moskau zu verlassen; doch noch sträubte er sich gegen den Gedanken an einen Rückzug und setzte vorerst den Russen in südwestlicher Richtung nach.

Am Morgen des 19. Oktobers, eines heiteren Herbsttages, verließ Napoleon selbst die Stadt. Obwohl der Ausmarsch des Heers schon die ganze Nacht hindurch gewährt hatte, so drangen doch noch immer die Truppenmassen aus den Toren der halb in Schutt liegenden Stadt hervor. In unabsehbaren Reihen zogen sie sich auf der breiten Heerstraße hin. Nicht sowohl die Zahl der Krieger bildete den unabsehbaren Zug, als vielmehr die zahllosen Wagen, mit Beute beladen, die Menge der Kanonen und Munitionskarren, die man nicht zurücklassen durfte. Zu beiden Seiten zogen daher die Reihen der Kavallerie und Infanterie, wo es irgend das Gelände zuließ, seitwärts der Heerstraße, um den gebahnteren Weg für die Fuhrwerke freizulassen. Dennoch staute sich der ungeheuere Troß. Selbst der Kaiser mit seiner Begleitung kam nur sehr langsam vorwärts. Rasinski schloß sich, aus einer Vorstadt kommend, dem Zuge an. Er mußte ebenfalls haltmachen und sah den Kaiser dicht vor sich. In Napoleons Zügen drückte sich Unwille über den Aufenthalt aus; mit Mißvergnügen betrachtete er diese übergroße Zahl von Wagen. Er warf auch einen scharfen Blick zu Rasinski hinüber, der ihn ehrfurchtsvoll grüßte. Doch sprach er ihn nicht an, sondern schien nur den geringen Rest des Reiterregiments mit Besorgnis zu überschauen. Endlich wurde Bahn geöffnet, und er sprengte mit seinem Gefolge davon.

Rasinski mußte mit seinen Leuten noch länger halten. Das war ihm lieb, da er noch auf Ludwig wartete, der den verwundeten Jaromir aus dem Lazarett holen sollte. In kurzem kamen sie an. Zu Rasinskis Freude saß Jaromir zu Pferde und meldete sich als wiederhergestellt. Doch sah er noch blaß aus und schien sich nur mühsam im Sattel zu halten. Schon verlor sich die Spitze des Heereszuges im blauen Nebel des Horizonts, und noch immer brachen anscheinend unversiegbare Ströme aus Moskaus Trümmern hervor. Daher war auch noch das Blachfeld weithin mit verstreuten Reitern und Fußgänger bedeckt, die den Hauptstrom umschwärmten.

„Wo soll das hinaus?" rief Rasinski. „Wie soll sich ein Heer mit solchem Troß bewegen? Mein Trost ist der, daß der erste Angriff der Kosaken uns mindestens von der Hälfte dieses lästigen Überflusses befreien wird. Wie die Habgier blind alles zusammengerafft hat! Wie sich der Geiz mit der unnützen Bürde belastet, unter der er erliegen muß!"

„Mich sollte es wundern, wenn der Kaiser nicht auf freiem Felde haltmachen und den ganzen Troß verbrennen ließe!" meinte Bernhard, das Getümmel überschauend.

„Das wird er nicht tun," entgegnete Rasinski. „Er wird den Soldaten, die zwei Drittel von Europa mühselig durchwandert haben, nicht den Lohn der vielfach versprochenen Beute entziehen wollen. Die Leute werden den Kram aber bald von selbst wegwerfen, denn sie vergessen, daß der Weg bis Frankreich achthundert Meilen lang ist. Sieh! dort bricht schon einer der schwer beladenen Wagen zusammen! Der läßt eine halbe Stunde nach dem Auszug schon alles das auf der Straße liegen, was er bis nach Paris bringen sollte. Sieh nur das Gerümpel! Es ist ja, als hätte der Eigentümer dieses Wagens alle Kupferkessel, Bratpfannen, Feuerzangen und Besen von ganz Moskau zusammengesucht."

An dem Hindernis staute sich der ganze Zug. Die Nachdrängenden schrieen unwillig: „Vorwärts!" Denn jeder schien zu ahnen, daß man alle Kräfte aufbieten müsse, um weiterzukommen. „Werft den Kram beiseite!" erklang es ringsum. „Hier muß jeder zusehen, wo er bleibt! Faßt an, spannt die Pferde aus und schmeißt den Plunder aufs Feld!" — Sogleich griffen dreißig, vierzig Hände zu. Vergebens fluchte der Besitzer des Wagens. In zwei Minuten war er alles los und mußte sich noch freuen, daß er die Pferde retten konnte.

„Wenn dergleichen schon am ersten Tage des Ausmarsches geschieht," sagte Rasinski, „was ist erst zu erwarten, wenn der Feind die schwerfälligen Massen bedroht? Der Kerl, der jetzt so grimmig flucht, weiß sein Glück noch nicht zu schätzen. Er sollte sich freuen, daß er der Erste

ist, der von dem nutzlosen Ballast befreit wird. Er verliert heute, was die andern morgen oder übermorgen werden preisgeben müssen. Zum Genuß der Beute wird von den Tausenden kein einziger gelangen."

Rasinski rückte mit seinen Mannen an einer günstigen Stelle in den Zug, doch benutzte er die erste Gelegenheit, seitwärts auszubrechen und einen Vorsprung zu gewinnen.

7.

Der Rückzug bis Smolensk.

Es war der 28. Oktober. Rasinski ritt mit dem Grauen des Tages, als der Nebel zu fallen begann, durch eine Talsenkung. Er hatte sich dem Korps Davout wieder angeschlossen und befand sich im vordersten Teil des Heeres. „Hier sind wir wieder auf dem alten Wege. Das ist die Straße, die nach Smolensk führt," sagte er. „Wir können gar nicht mehr weit von der Stadt entfernt sein."

„Ich glaube, wir bekommen Frost," bemerkte Ludwig. „Die Luft klärt sich rasch."

„Das wäre sehr zu wünschen," meinte Bernhard. „Die Pferde kommen in den zähen Kot nicht mehr vorwärts."

„Wünscht euch den Winter nicht herbei," antwortete Rasinski. „Er wird zeitig genug da sein. Hütet euch, seine Strenge heraufzubeschwören, und ertragt lieber die Mühseligkeiten, die der Marsch uns jetzt bereitet."

„Ich glaube, er ist nicht mehr fern," sagte Jaromir. „Der Wind bläst uns aus Nordost in den Nacken. Das ist freilich besser als gestern, wo er uns den feuchten Staubregen ins Gesicht wehte. Aber ich wittere so etwas wie Schnee in der Luft."

Unter diesen Gesprächen waren sie, von der Hauptstraße abbiegend, gegen den Bach im Tale heruntergekommen und durchritten ihn an einer seichten Stelle. Jenseits schlossen sie sich an die Artillerie, welche die Spitze des Zuges bildete und schon ein gutes Stück voraus war. Rasinski blickte über die Ebene hin. Sie bot gar keine Abwechslung, sondern dehnte sich in ungemessener Weite nach allen Seiten aus; kaum daß einige Hügel sich in leichter Krümmung über die Kreislinie des Horizonts erhoben. Nichts unterbrach das tote, trostlose Grau dieser Landschaft, als die langen schwarzen Striche der Fichtenwälder, die sich am äußersten Rande der Fläche unter dunkelblauem Nebelgewölk entlangzogen.

Man marschierte stundenlang, ohne zu sprechen. Die Umstände ringsumher gaben nur zu unerfreulichen Bemerkungen Anlaß, die jeder lieber für sich behielt. Einige Infanteriekolonnen, die so rasch wie möglich marschierten, holten die Kavalleristen ein, die wegen der Ermüdung der Pferde nicht sehr schnell vorwärts kamen. Man sah selt-

same Trachten unter diesen Leuten. Von einer streng einheitlichen Uniformierung war nichts mehr zu sehen. Jeder schützte sich so gut er konnte gegen Wind und Wetter. Vielen sah man es an, daß sie nur noch mit Mühe den Beschwerden des Marsches trotzten.

Unter dieser Fußmannschaft befand sich Boleslav, der jetzt Rasinski erkannte und auf ihn zuritt. Er hatte von dem Brande von Moskau her ein entzündetes Auge. Rasinski fragte teilnahmsvoll nach seinem Zustande. „Die feuchten Herbstnebel haben das Übel noch schlimmer gemacht," antwortete Boleslav.

„Es wird nichts auf sich haben," meinte der Oberst. „Dergleichen geht mit der Veranlassung vorüber."

„Bisweilen ja. Wie der Hunger. Doch ich frage den Teufel danach. Hier sieht man mit einem Auge noch zuviel. . Seid ihr auch durch Mosaisk gekommen?"

„Nein, wir haben einen Seitenweg eingeschlagen, um rascher vorwärts zu kommen."

„Ihr habt nichts verloren. Das ganze Nest ist ein Lazarett. Dreitausend Verwundete liegen darin und werden nun wohl dort liegen bleiben. Mich schaudert, wenn ich an den Anblick denke. Seit sieben Wochen fristen sie ihr Leben in Jammer und Qual. Sie sind halb verhungert und halb erfroren, denn die Hälfte von ihnen liegt auf faulem Stroh, oft ohne Decken. Kaum daß man ihnen den alten Mantel gelassen hat. Ihre Wunden sind mit Werg verstopft und meist brandig."

„Sprich leiser!" raunte Rasinski. „Wer das hört, der muß allen Mut verlieren."

„Als wir durchmarschierten, streckten uns die, die sich noch bewegen konnten, die Hände aus den Fenstern flehend entgegen und riefen: Nehmt uns mit! Laßt uns nicht hier umkommen! Denn das Gerücht von unserem Rückzug hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Bisher fristeten sie sich doch mit der Hoffnung in ihrem Elend. Nun kommt die Verzweiflung zu dem Jammer hinzu. Sie heulten laut, einige verfluchten Himmel und Erde. Ein Dragoner, dem beide Füße abgenommen worden waren, schleppte sich an die Schwelle der Hütte, in der er lag, und das blasse Jammerbild winselte mir mit aufgehobenen Händen entgegen. Da kam der Kaiser vorbei. ‚Sire,' rief der Unglückliche ihm zu, ‚ich habe in Ägypten gedient. Laßt mich nicht hier verschmachten!' — Der Kaiser ließ ihn auf seinen eigenen Wagen legen und befahl, für ihn Sorge zu tragen. Doch das ist einer von Tausenden!"

„Müssen sie denn zurückbleiben?" rief Rasinski erschauernd.

„Könnt ihr sie fortschaffen? Und würden sie den Marsch aushalten? Der Kaiser hat befohlen, daß alle Bagagewagen einige von ihnen

mitnehmen sollen. Die andern bleiben der Großmut des Feindes überlassen. Und sie können sich nur freuen, wenn sie ihm bald in die Hände fallen. Denn wenn die Russen lange ausbleiben, müssen sie elend verhungern und verdursten, sind es doch alles Leute, die sich nicht mehr vom Lager rühren können."

Nach dieser traurigen Mitteilung Boleslavs ritten die Freunde wieder schweigend ihres Weges. Nach einer Weile stolperte Rasinskis Pferd. Er beugte sich nieder, um das Hindernis zu betrachten, da fiel sein Blick auf einen halbverwesten, halbnackten Leichnam, dessen Totenlarve ihn gräßlich anstarrte. Mit Schaudern sah er nun noch mehr menschliche Körper hier und dort am Boden liegen, zum Teil in tiefen Furchen verborgen. „Seht euch um!" rief er. — Die andern waren achtlos durch den Nebel geritten. Ein Windstoß trieb den Dunst auseinander, so daß man das Feld auf etwa hundert Schritte überblicken konnte. — „Wir sind auf dem Schlachtfelde von Borodino!" setzte Rasinski hinzu, und ein seltsames Gemisch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

„Wahrhaftig?" rief Jaromir. „Ich hätte nicht geglaubt, daß wir schon so weit wären!"

Alle ließen den Blick über das öde, schweigende Gefilde des Todes schweifen, das vor sieben Wochen von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes, von dem tausendfachen Donner der Feuerschlünde gezittert hatte. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne und dann mit jeder Sekunde mehr erblickt, so vervielfältigten sich dem Blick hier auf entsetzliche Weise die Zeichen der Zerstörung, die man rings entdeckte. Allen stockte der Atem in der Brust, als sich mit dem forttreibenden Nebel das gräßliche Chaos allmählich ihren Blicken entwirrte. Der Wind trieb einen giftigen Pesthauch heran, der sogar die Pferde so anwiderte, daß sie dem Reiter nicht mehr gehorchen wollten und nur mit gesträubten Mähnen und emporgerichteten Nüstern, als suchten sie reinere Luft zu atmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts schritten. Jetzt sah man einzelne Erhöhungen wie Hünengräber, wo große Leichenhaufen aufgetürmt und so leicht mit Erde bedeckt worden waren, daß Sturm und Regen die Hülle schon fast weggespült hatten. Einzelne von Raben abgenagte Glieder lagen umher. Zwischen den furchtbaren Überresten waren kriegerische Denkzeichen der Schlacht verstreut, deren Anblick die erstarrende Brust wenigstens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf belebte: zerschmetterte Lafetten, Räder, Trommeln, rostende Kugeln, Gewehre, Säbel, zerschlagene Harnische, zerbeulte Helme.

Rasinski schüttelte sich wie im Fieberfrost. „Und das alles um-

sonst!" murmelte er, aus tiefster Brust Atem holend. „Wir hätten also die Schlacht doch verloren! Es war nur ein Scheinsieg, ein heuchlerisches Trugbild des Triumphs! Darum kam auch an jenem düsteren Abend keine Freude in unser Herz! O, ich weiß, was ein Sieg heißt. Das fühlt sich anders hier drinnen. Heute erst räumen wir das Schlachtfeld. Heute nach sieben Wochen entscheidet es sich, wer gewonnen hat. Nun denn, diese Leichenberge zeugen wenigstens davon, daß hier Tapfere gefochten haben. Den Ruhm kann uns keine Macht des Weltalls rauben!"

Nach zwei mühseligen Tagen erreichte das Heer Wiasma. Hier ließ der Kaiser haltmachen, um auf die Nachhut zu warten, die von Davout geführt wurde. Schon waren die Kräfte der Truppen auf das Äußerste erschöpft. Viele, durch Krankheit oder Wunden geschwächt, blieben zurück. Immer weiter zog sich die Marschkolonne auseinander. Immer zahlreicher wurden die Gruppen derer, die am Wegesrande liegen gelassen werden mußten; immer größer wurde die Menge der Nachzügler.

Am besten gelang es noch Rasinski, Ordnung unter seinen Leuten zu halten. Das verdankte er der vorbeugenden Sorge, mit der er ihnen wärmere Kleidung beschafft hatte. Er hielt auch streng darauf, daß die Reihen sich nicht auseinanderzogen, daß niemand zurückblieb, daß kein Pferd vernachlässigt wurde. Ludwig, Bernhard, Jaromir und Boleslav unterstützten ihn darin nach Kräften. In Wiasma fand er in einer Scheune ein ziemlich gutes Quartier für seine Leute. Stroh zum Lagern war in Fülle vorhanden; an Futter aber fehlte es. Doch tat es den Tieren und den Menschen schon wohl, überhaupt einmal unter Dach und Fach zu sein. Hier erholte man sich, so daß mit frischen Kräften der beschwerliche Marsch fortgesetzt werden konnte.

Vor Tagesanbruch war man wieder unterwegs. Es ging durch langgestreckte, öde Fichtenwälder. Die überflüssigen Munitionswagen und alles irgend entbehrliche Gerät, das den Zug belästigte, war inzwischen schon verbrannt worden. Mehrere berittene Abteilungen mußten absitzen und die Pferde an die Artillerie abgeben, da die Beförderung der Kanonen den erschöpften Tieren immer schwerer fiel. Obgleich das Wetter noch günstig blieb, so stellte sich doch schon in jeder Nacht Glatteis ein, was den Weitermarsch bis zu den Mittagsstunden sehr unangenehm machte. Mit Mühe erreichte man das Biwak. Nach einer vor Hunger und Kälte schlaflos verbrachten Nacht ging es noch bei Dunkelheit weiter. Abermals standen viele Leute gar nicht mehr auf. Man gab sich auch schon gar keine Mühe mehr, die Liegenbleibenden zum Weitergehen anzutreiben. Menschen und Pferde schleppten sich nur noch langsam vorwärts.

„Wenn wir uns nur noch bis Smolensk durchkämpfen!" sagte Rasinski, der noch immer den Kopf oben behielt. „Dort sind Vorräte. Doch horch? War das nicht ein Kanonenschuß. Er kommt aus der Gegend von Wiasma. Da — ein zweiter — ein dritter! Man kämpft dort! Also setzen die Russen uns jetzt nach. Nun, wenn ein geordnetes Heer uns jetzt überfällt, dann sind wir rettungslos verloren."

„Das Feuer verstummt schon wieder," erklärte Bernhard.

„Das will wenig besagen," fuhr Rasinski fort. „Man kennt ja die Fechtart der Russen. Wenn hier auch nur ein Trupp flinker Kosaken über die Nachhut hergefallen ist, so geht daraus doch hervor, daß ihre Hauptmacht nicht mehr fern ist."

Ein eisiger Wind erhob sich gegen Abend. So dicht sich auch die ermüdeten Krieger um die Feuer scharten, so erstarrten ihnen doch die Glieder, wo sie der Wärme des Feuers nicht zugewendet waren. Mit Sehnsucht erwartete man die Morgenröte. Endlich bliesen die Trompeten, rasselten die Trommeln zum Aufbruch. Wie immer, sammelte Rasinski seine Leute. „Auf und zu Pferde! Die Nacht war rauh, der Tag wird besser sein. Wenn wir erst in Bewegung sind, wird uns wieder warm werden. Das Frühstück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit euch geteilt, und ihr seht, ich bin wohlauf. Behaltet nur Mut! Der zuerst Verzagende ist der zuerst Verlorene." So schritt er durch die Reihen; und sein Zuspruch wirkte noch immer belebend. Bald saßen alle zu Pferde und setzten den Marsch fort.

Nach einigen Tagen fiel der erste Schnee. Mit Entsetzen sahen die Soldaten sich plötzlich vom tiefsten Winter umschlossen. Als habe er so lange nur im Hinterhalt gelegen, schnob er nun arglistig von allen Seiten heran und warf sein Netz über die Beute. Dicht wirbelten die Flocken. In wenigen Minuten verwandelte sich die Landschaft ringsum in ein weißes, pfadloses, unbegrenztes Meer. Wie sollte man denn einen Ausweg durch diese Wüste finden, wo keine Sonne, keine Sterne, keine Türme, keine Straßen zu sehen waren? Die Krieger, die seit zwanzig Jahren von den Pyramiden Ägyptens bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Kalabriens bis zum brausenden Belt, von den Pyrenäen bis zum Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt, sie starrten jetzt mit Entsetzen in das wimmelnde Treiben über ihrem Haupte, in den herniederstäubenden Tanz des Schnees, der alles ringsum rasch und tief zudeckte. Wie ein sich immer erneuendes Zaubergespinst wob es sich um die Füße und verstrickte jeden Schritt in die weichen Schlingen einer losen Fäden. Nicht eherne, unzerreißbare Fesseln legte es um den Fuß, aber es erschöpfte in der tausendfach wiederholten Anstrengung,

die dichten Wehen zu durchwaten. Das Opfer stürzte hier nicht unter zermalmendem Keulenschlage, sondern es sank allmählich unter einer Bürde zusammen, die, von Sekunde zu Sekunde nur um Atome wachsend, endlich jedes Maß der Kräfte aufrieb.

Bernhard versuchte das stumme Grauen, das sich in den Zügen seiner Kameraden malte, durch Scherzworte zu verscheuchen. „Ich wollte, im nächsten Biwak regnete es Eiderdaunen, daß wir ein warmes Nest fänden!" sagte er. Aber niemand antwortete. Die Schneemassen verdichteten sich mit jeder Minute. Nicht nur aus den Wolken schüttelte der Wind sie herab, er jagte sie auch vom Boden empor und trieb sie den Leuten ins Gesicht. Von allen Feldern und Hügeln wehten weiße Säulen heran und füllten die Schluchten und tiefen Stellen aus. „Man sollte meinen," murmelte Ludwig, „so viele Tausende würden sich bald eine Bahn treten, aber wir finden vor uns fast keine Spur und lassen auch keine hinter uns zurück, so rasch deckt der neufallende Schnee alles wieder zu."

Der Zug stockte. Anfangs glaubte Rasinski, es handle sich um ein kurzes Verweilen, wie sich dies bei längeren Kolonnen leicht einstellt. Doch bald merkte er, es müsse ein ernsthaftes Hindernis obwalten, denn der Aufenthalt zog sich sehr in die Länge. Endlich kam ein Adjutant herangesprengt. „Oberst Rasinski," meldete er, „ich bringe Ihnen den Befehl, sofort die Hälfte Ihrer Pferde an die Artillerie abzugeben. Wir haben eine Anhöhe zu überwinden, wo der Sturm den Schnee mannshoch aufgehäuft hat. Die Geschütze kommen sonst nicht hinüber."

„Die Kavallerie soll absitzen?" versetzte Rasinski betroffen.

„Es geht nicht anders, der Befehl gilt übrigens für alle Regimenter," damit ritt der Adjutant weiter.

Rasinski sah ein, daß er sich nicht weigern könne. Bernhard und Ludwig hätten ihre Pferde ebenfalls hergeben müssen, doch da Rasinski sie zum Ordonnanzdienst bestimmt hatte, so durften sie sie behalten. Allein beide fühlten, daß die Zeit, wo noch ein Vorzug erlaubt war, schon vorüber sei. Das strenge Gesetz der Not, die alles gleich macht, begann einzukehren. Noch einige solche Tage, und es gab keine Offiziere und Soldaten mehr, sondern nur noch Kameraden. Sie ritten daher zu Rasinski und baten ihn, das Los der andern teilen zu dürfen.

„Wenn ich's euch doch ersparen könnte!" sagte er leise. „Doch morgen müßt ihr tun, was ihr heute freiwillig tut. Ihr habt recht."

So meldeten sie sich denn bei dem Artillerieoffizier, der die Batterie kommandierte. Ihre Pferde wurden vor eine Haubitze gespannt, deren ermattete Tiere der Hilfe am meisten bedurften.

Auf diese Weise gelang es, die Artillerie fortzuschaffen. Doch auch nur mit größter Mühe. Die Räder versanken bis an die Achsen in den Schnee. Peitschenknall und Flüche schallten. Vor manchem Geschütze sah man zwanzig bis dreißig Pferde. Dabei mußten noch die Soldaten in die Räder greifen.

Infolge des Schneetreibens wurden nun die Verhältnisse noch schlechter. Die Entkräftung machte sich bei den Marschierenden rascher geltend. Allaugenblicklich sanken Leute zu Boden oder stürzten bis an den Leib in verwehte Gräben. Nur wenige von diesen arbeiteten sich wieder empor. Die meisten blieben kraftlos liegen. Einige sagten auch, sie wollten nur einen Augenblick rasten, setzten sich hin und standen nicht wieder auf. Die Kälte lähmte sie, der Schnee hüllte sie allmählich ein. Wer um Hilfe rief, ward im Geheul des Sturmes nicht gehört; auch war das Mitgefühl in jeder Brust abgestumpft; man dachte nur an die eigene Rettung.

Das Gestöber hielt über Nacht an. Der Sturm wurde noch rauher. Das Auge unterschied kaum noch die Bahn für die nächsten Schritte. Wer sich zur Seite wandte, wer zurückblieb, verschwand in der Finsternis.

Endlich erreichte man Smolensk. Hier waren Vorräte, hier konnte der Hunger gestillt werden, hier konnte man sich ausruhen. Mit Jubel begrüßten die todmatten Menschen die Mauern der Stadt. Von beiden Seiten der Straße sah man nun auch, einzeln und truppweis, versprengte Soldaten heranwanken. Das waren diejenigen, die in der Hoffnung, sie würden einzeln oder in kleiner Zahl, ein besseres Fortkommen finden, die große Masse verlassen hatten. Auf diese Weise waren Tausende wie Räuberhorden dem Heer bald voraus-, bald nachgezogen, und kein Mensch kann sagen, wie viele von ihnen durch russische Bauern grausam niedergemacht worden sind, welche sich wie die Wölfe ihrer Steppen an diese einzelnen Feinde heranschlichen. Die Wut des Hungers in den gierigen Augen, schwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen sich die Scharen wie Harpyien über alles her, was ihnen vor die Hände kam. Keine Stimme der Vernunft konnte sie noch zügeln. Fanden sie irgendwelche Speise, so fielen sie wie Raubtiere darüber her und verschlangen sie mit so rasender Hast, daß die meisten wie nach dem Genuß von Gift gleich darauf zuckend umfielen und den Geist aufgaben. Doch dieses Beispiel konnte die später Hinzukommenden nicht schrecken. Sie stürzten in dasselbe Verderben, dem vor ihren Augen die Kameraden erlegen waren. Das Elend hatte in diesen Unglücklichen eine schreckliche Entartung bewirkt, jeder kannte nur sich selbst, nur den nächsten Augenblick. Alles, was die Qual der Gegenwart stillte, erschien als ein nicht zu fassendes Glück,

wenn auch gleich in der nächsten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Eine Viertelstunde vor der Stadt drängten sich die Schwärme dieser Gestalten so eng zusammen, daß die noch geordneten Korps der jungen und der alten Garde sich nur mit Mühe die Straße zum Marsch freimachen konnten. Doch selbst bei ihnen versagte die Disziplin, als die Tore der Stadt sichtbar wurden. Alles stürzte vorwärts, um den ersehnten Zufluchtsort zu erreichen. Allein die Tore waren geschlossen. Man hatte gefürchtet, die vor Hunger wahnsinnigen Scharen würden die Magazine plündern und alles vertilgen, so daß für die später Kommenden nichts mehr bliebe. Nun wütete und jammerte die Menge vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß. Auch die geordnet heranrückenden Truppen wurden von der Furcht ergriffen, daß man ihnen Speise und Trank vorenthalten wolle. Sie machten Miene, die Stadt zu stürmen. Vergebens suchten die Generale Ruhe zu schaffen, als plötzlich der Kaiser in der vordersten Reihe erschien und mit einem Winke Halt gebot. Da ward es still. Die Ehrfurcht vor der Person des Feldherrn, an dem in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, fesselte selbst die Verwegensten.

„Soldaten, kehrt in eure Reihen zurück!“ sprach er streng, doch ruhig, und alsbald fand er Gehorsam. Er ritt nun an die Spitze der Truppen, und in dumpfer Stille, doch streng geordnet, rückten die Krieger in Smolensk ein.

„Es sieht nicht so aus, als ob wir hier ein Capua fänden,“ sagte Bernhard leise zu Ludwig. „Diese wüste, halb zerstörte Stadt wird uns wenig mehr bieten können als die Straße, von der wir kommen.“

„Die frischen Pferdegerippe da drüben“, sprach Boleslav, „zeigen auch nichts Gutes an. Wie es scheint, ist das Fleisch vor einer halben Stunde erst von den Rippen getrennt worden. Ich möchte meinen armen Klepper, so mager er ist, nicht eine Viertelstunde hier anbinden. Schwerlich würde ich mehr von ihm wiederfinden als die Knochen. Auf einen besonderen Braten dürfen wir auch hier nicht rechnen.“

„Lebensmittel sind hier,“ antwortete Rasinski, „sofern die Befehle des Kaisers nicht schnöde vernachlässigt worden sind. Ihr habt ja erst gestern einen Transport von Vorräten aus der Stadt herauskommen sehen, den der Kaiser an die Nachhut abgehen ließ, welche mit ihrem Leben unsern Marsch deckt.“

Jetzt kam auch schon ein Adjutant, der Rasinski den Quartierbefehl überbrachte. Als sie ihre Plätze bezogen hatten, wurden Boleslav und Jaromir zum Empfang von Lebensmitteln in das ihnen bezeichnete Magazin geschickt. Es war von Wachen umstellt, welche mit der blanken Waffe alle zurücktrieben, die mit Gewalt sich Vorräte aneignen wollten.

Diese Vorsicht erwies sich als höchst notwendig, da sonst das, was für Tausende bestimmt war, vergeudet worden wäre, um die Begierde einiger wenigen zu stillen.

Rasinski saß mit seinen Freunden und Offizieren in einem leidlich bewohnbaren Zimmer. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß er wieder einmal einen kleinen Vorzug vor den Seinigen hatte, den sie ihm überdies mit Gewalt aufdrängen mußten. Er glaubte ihn diesmal annehmen zu dürfen, weil die Leute auch verhältnismäßig gut aufgehoben waren. Deshalb erlaubte er sich auch mit Freuden den Genuß einer Flasche Wein. Der Kaiser hatte deren zwei jedem Regimentskommandeur zustellen lassen. „Die andere", sagte Rasinski, „wollen wir für dringendere Zeit aufbewahren." Nach der Mahlzeit fielen ihnen vor Ermüdung die Augen zu und sie erquickten sich am Labsal eines Schlafes, der nicht durch Kälte, Schnee und Wind gestört wurde.

8.

An der Beresina.

Der Tag graute noch nicht, als Rasinski an der Spitze seiner Getreuen, die von seinem Regiment noch übrig waren, die Ringmauern von Smolensk verließ. Der Himmel war düster, kein Sternlein schien, nur die Schneedecke verbreitete einiges Licht. Rings war alles still. Das Rasseln der wenigen Kanonen, die noch fortzuschaffen waren, das Klirren der Waffen unterbrach allein das bedrückende Schweigen.

Bei Korithnia bezog man Biwak. So gut es ging, suchte man Unterkommen in den zum Teil zerstörten Hütten dieses und der nächsten Dörfer. Bleich schimmerte der Mond durch graue Wolken, der Wind pfiff über die Schneesteppe. Abermals vor Tagesgrauen ging es weiter. Dunkelrot ging im Rücken der Marschierenden die Sonne auf und warf ihre Strahlen gleich einem Strom von Blut über das weiße Gefilde. Die Schatten der Menschen und Pferde streckten sich wie schwarze Riesengestalten in unendlicher Länge über die bleiche Ebene und kreuzten sich in tausendfacher Verworrenheit. Seltsam überrascht wandte sich jedes Auge zurück. Seit länger als einer Woche hatte man die Sonne nicht mehr gesehen, und auch jetzt weckte sie nicht Freude, sondern nur dumpfes Grauen. Wie ein drohendes Glutauge unter den gesenkten Brauen finsterer Wolken stand sie da.

„So ging die Sonne bei Borodino auf," murmelte Jaromir dumpf. „Der Kaiser nannte sie die von Austerlitz."

Niemand ging auf diese Anspielung ein. Nur Rasinski sprach: „Ich glaube, wir bekommen einen klaren Tag — wenn nur der Wind nicht umschlägt —"

Nach unsäglich mühseligen Tagen erreichte das Heer Niamanitza. Bis dahin waren wiederum Tausende den Strapazen erlegen. Leichenzüge bezeichneten die einzelnen Etappen dieses furchtbaren Marsches. Es war weder strenger Frost noch Tauwetter. Doch wehte beständig ein naßkalter Wind, der durch die elende Bekleidung der Krieger hindurchdrang. Der Schnee war weich geworden, der Boden, wo er sich zeigte, nicht hart gefroren, so daß fast jeder einzelne Schritt Anstrengung bereitete. In der dichten Finsternis hatte Rasinski zufällig ein seitwärts von der Straße liegendes verfallenes Haus entdeckt, wo sie über Nacht blieben. Die Nachrichten, die noch am Abend eingetroffen waren, lauteten sehr beängstigend. Die Brücken über den dicht vor ihnen gelegenen Berezinafluß waren zerstört; am jenseitigen Ufer aber zeigte sich das feindliche Heer, um den Franzosen den Übergang zu wehren. Tröstlich war nur das eine, daß Marschall Victor mit frischen Truppen von Westen her zur Armee gestoßen sei und mit seiner ungeschwächten Streitmacht die Deckung gegen Osten übernehmen solle.

„Wenn wir nur über den Fluß kämen!" sagte Rasinski. „Wenn der Himmel uns jetzt strengen Frost bescherte, daß das Eis uns zur Brücke würde! Halt!" setzte er hinzu, als ihm ein glücklicher Gedanke kam, „man muß versuchen, die Russen über den Punkt unseres Übergangs zu täuschen. Man muß falsche Nachrichten ausprengen, muß Demonstrationen stromabwärts nach Ukolada und Berezino machen und dann plötzlich anderswo hinübereilen. Jetzt da uns ein frisches Korps einige Tage lang den Rücken decken kann, ist das ausführbar. Ich muß darüber mit Marschall Ney sprechen."

Am Abend des folgenden Tages erreichte das Heer Borissow, das hart an den Ufern der Berezina liegt, die hier einem breiten sumpfigen See gleicht. Die feste Brücke war, da die Stadt erst vor wenigen Tagen den Russen hatte entrissen werden müssen, durch Feuer völlig zerstört worden. Marschall Oudinot, dessen Korps nicht mit in Smolensk und Moskau gewesen, sondern als rückwärtige Verbindung stehengeblieben war, hielt jetzt Borissow besetzt. Rasinski erfuhr, daß man bereits getan hatte, wozu er raten wollte. Auf alle mögliche Weise war versucht worden, den Feind in den Glauben zu wiegen, man wolle südlich von Borissow den Fluß überschreiten, wo sich in der Tat einige günstige Stellen, ja sogar zwei ziemlich gangbare Furten befanden. Der General Laurencé, dem die Herstellung der Brücken in Auftrag gegeben war, ließ mehrere Juden kommen, die Spionsdienste taten, und fragte sie genau nach den Furten aus. Er wußte recht wohl, daß sie nach Empfang ihres Lohnes sofort zum Feinde laufen und diesem alles verraten würden, um auch von ihm bezahlt zu werden. Die Russen konnten danach an-

nehmen, die Franzosen beabsichtigten an der Beresina eine scharfe Wendung gen Süden zu machen, stromab zu marschieren und die Stadt Minsk durch Überraschung an sich zu reißen. Inzwischen rückte Oudinot in aller Stille nach Studianka, wo der Übergang in Wirklichkeit vor sich gehen sollte. Auch Rasinski erhielt Befehl, dahin aufzubrechen und auf dem Marsche jedes Geräusch oder Feuerschlagen zu vermeiden. Denn am jenseitigen Ufer zog sich eine russische Postenkette entlang, deren einzelne Feuer man auf den Waldhöhen wie trübe Sterne leuchten sah. Je näher man an Studianka kam, um so häufiger wurden diese Feuer, und es war nicht mehr daran zu zweifeln, daß drüben eine bedeutende russische Truppenmacht aufgestellt sei. Wenn es nicht glückte, den Feind zu täuschen, war alles rettungslos verloren. Um vier Uhr morgens erreichte Rasinski den Sammelpunkt bei Studianka. Seit Anbruch der Nacht waren hier Ingenieure beschäftigt, zwei Brücken zu schlagen, die man vor Tagesanbruch fertigzustellen hoffte, damit noch im Schutze der Dunkelheit so viel Truppen hinübergehen könnten, wie nötig waren, um sich drüben Bahn zu schlagen. Aber diese Hoffnung wurde auf das grausamste getäuscht. Denn infolge des Tauwetters, das in den letzten Tagen geherrscht, war der Fluß stark geschwollen, so daß die Furt, durch die die Infanterie im Notfall hätte gehen können, selbst für die Reiterei zu tief wurde. Dabei war Eisgang auf dem Flusse. Mächtige Schollen rissen alles mit sich fort. Vergeblich hatten die Pioniere, oft bis zur Brust im kalten Wasser stehend, die ganze Nacht über gearbeitet. Am Morgen stand noch nicht einer der Brückenköpfe fest. Zweimal schon hatte das Eis das begonnene Werk zerstört. Die Not stieg aufs höchste. War die Brücke bis zum Morgen nicht fertig, so mußte man damit rechnen, daß die ganze Artillerie des Feindes sich jenseits zusammenziehen würde, und dann bestand keine Möglichkeit, auch nur einen Mann zu retten.

Rasinskis Leute lagerten auf einer Höhe bei Studianka. Er selbst suchte den Oberbefehlshaber der Kavallerie, den König von Neapel, auf und begab sich mit ihm an das Ufer, wo die Marschälle vergeblich auf ein Mittel sannen, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen. Mortier, Davout, Ney, Eugen standen beisammen und musterten mit düstern Blicken das jenseitige Ufer, wo die russischen Feuer wie Brandfackeln des Verderbens loderten. Da stand General Friant, dessen Wunden nicht einmal verbunden waren, da stand General Durosnel, der von nervösem Fieber befallen war, da stand General Belliard, der die römischen Fahnen nach Äthiopien getragen hatte und jetzt durch eine Kugel gelähmt war. Sie alle wußten sich keinen Rat. Selbst der unerschrockene Ney, der doch mit der französischen Nachhut Wunder an Tapferkeit getan

und sie durch unglaubliche Gefahren glücklich zur Hauptarmee herangebracht hatte, schüttelte jetzt das Haupt und sagte: „Wenn der Kaiser diesmal noch den Kopf aus der Schlinge zieht, dann hat er den Teufel im Leibe. Dann muß die Glücksgöttin mit Ketten an ihn gefesselt sein."

Der König von Neapel trat mit Rasinski herzu. „Ich habe Seiner Majestät vorgeschlagen," sagte er, „vor allem sich selbst in Sicherheit zu bringen und den Fluß ein paar Meilen von hier zu passieren. Ich habe ein paar Polen an der Hand" — dabei wechselte er einen Blick mit Rasinski — „die für ihn einstehen und ihn nach Wilna schaffen wollen. Aber der Kaiser will nichts davon wissen. Was mich betrifft, ich glaube nicht, daß wir hier entschlüpfen können."

„Eine Lage wie die unserige ist noch nicht dagewesen," sprach Vizekönig Eugen. „Vor uns haben wir die Moldau-Armee, die uns den Übergang versperrt. Hinter uns nähert sich Wittgenstein. Wir sind vollkommen umzingelt. Wenn wir jetzt einen Napoleon gegen uns hätten, würde keine Seele entrinnen."

„Die Wachtfeuer erstrecken sich, soweit man sehen kann," sprach Mortier. „Der Fluß ist tief und treibt Eis. Wir müssen hinüber — oder die Waffen strecken."

„Davon kann keine Rede sein," versetzte Ney. „Ich übergebe die Waffen nie. Von mir soll die Weltgeschichte eine solche Handlung nicht berichten. Dorthin liegt mein Weg. Ich werde mich durchschlagen, und wenn diese Wälder zu Armeen würden!"

Da erschien plötzlich der Kaiser in ihrer Mitte. Er war mit seinen Garden herangerückt und hatte auf halbem Wege bei einem Schloß ein Lager bezogen. Dort erfuhr er von Stunde zu Stunde über den Gang der Brückenarbeiten; nun wollte er mit eignen Augen die Gefahr prüfen, auf Rettung sinnen oder sich zu rühmlichem Kampfe entschließen. Er grüßte kurz die Herren. Dann fragte er nach dem Stand der Dinge. Nach den Berichten, die ihm zuteil wurden, schien er selbst die Unmöglichkeit einer Rettung einzusehen. Aber keine Miene verzog sich in dem eisernen Antlitz des gigantischen Mannes. Er hatte sich dem Verhängnis noch immer nicht unterworfen, sondern sah sich nur nach neuen Mitteln um, mit ihm zu ringen. Düsteres Schweigen herrschte unter den Marschällen und Generalen. Rasinski wechselte einen Blick mit Murat. „Majestät," sagte er leise, „ich kenne von hier aus jeden Pfad. In fünf Tagen schaffe ich ihn nach Wilna. Er muß gerettet werden, und alles ist gerettet."

„Wir haben unser Möglichstes getan," antwortete der König von Neapel. „Wir haben uns ihm zu Füßen geworfen. Er blieb wie ein

Fels von Erz. ‚Der Soldat hat sein Vertrauen in mich gesetzt, ich will es nicht täuschen,‘ war seine Antwort."

„Wenn er zaudert, wird es zu spät sein."

„Auch das haben wir ihm gesagt, aber er antwortete: ‚Jetzt ist es noch zu früh. Hier ist die dringendere Gefahr. Erst muß diese vorüber sein.‘

„Gestatten Majestät, daß ich selbst noch einmal —"

„Kein Wort, Oberst. Der Kaiser läßt sich nicht durch Bitten in seinen Beschlüssen irremachen."

Inzwischen ritt der Kaiser, begleitet von den Marschällen, langsam am Fluß entlang. Der Tag begann zu grauen. Noch war man zu keinem Ausweg gekommen.

„Mich dünkt", sagte Rasinski zu Marschall Ney, „es ist merkwürdig still dort drüben. Man müßte doch die Leute sich bewegen sehen."

„Bei Gott!" rief Ney, plötzlich aufschauend, „die Wachtfeuer sind verlassen. Dahinter muß irgend eine List stecken. Vielleicht wollen sie uns den Übergang beginnen lassen, um eine desto furchtbarere Verheerung unter uns anzurichten."

Gleich darauf traf ein Adjutant ein, der die Meldung brachte, daß man russische Truppen gegen Borissow marschieren sähe und das jenseitige Ufer gegenüber von Studianka von den Feinden geräumt worden sei.

„Sollte der Feind wirklich abziehen?" riefen mehrere, außer sich vor Erstaunen.

Napoleons Augen funkelten. „So habe ich die Russen doch hineingelegt!" sprach er und rieb sich die Hände. „Der Scheinangriff bei Borissow hat sie getäuscht. Nun rasch die Brücken fertigstellen!" Er sprengte sofort zu den Pionieren, ließ zwanzig Geschütze auffahren und trieb selbst die Leute zur Eile an.

„Noch glänzt unsere Sonne!" rief Ney begeistert. „Die Glücksgöttin zeigt, daß sie den Kaiser noch nicht verlassen will! Noch leuchtet sein Stern!"

Inzwischen zogen sich Truppenmassen von allen Seiten zusammen. Studianka war mit Kanonen, Pulverwagen, Trainfuhrwerken und der Bagage des Kaisers und der Marschälle überfüllt. Es schien unmöglich, einige Ordnung zu schaffen. Um ein Uhr Mittags kam endlich die Nachricht, daß eine der Brücken, die für die Infanterie bestimmt war, fertig sei. Alsbald eilte der Kaiser herbei, und unter seinen Augen marschierte das Korps Legrand hinüber. Die zweite Brücke war der Vollendung nahe. Man hatte den Morgen über Kanonendonner gehört; jetzt erschollen abermals Schüsse in größerer Nähe. Das Korps des Marschalls Victor stand im Gefecht mit den Russen. Es war möglich,

daß es bis zum Anbruch der Nacht bis Studianka zurückgeworfen würde. Wie aber ein Kampf am Ufer der Bereſina bei der herrſchenden Unordnung der Truppen enden müſſe, darüber konnte niemand im Zweifel ſein. Doch ſchon rückte Artillerie und Train über die Bereſina, und man hoffte, vor Mitternacht auch die Verwundeten und den größten Teil des Wagenparks drüben zu haben.

Der immer näher hallende Klang von Schüſſen verriet das Anrücken des Feindes. Immer größer wurde daher die Haſt, mit der man das jenſeitige Ufer zu erreichen trachtete. Von drei Seiten fuhren die Wagen gegen die Brücke, ſtießen zuſammen, brachen die Räder und verſperrten den Zugang. Die Nachdrängenden fielen wütend über die umgefallenen Fuhrwerke her, zertrümmerten alles und ſuchten ſich Bahn zu ſchaffen. Das Getümmel, die Verwirrung wurden immer toller. Pferde und Menſchen ſtürzten durcheinander. Kavallerie ſprengte dazwiſchen, um das Chaos zu entwirren. Mit Säbelhieben trieb man die allzu Ungeſtümen zurück.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes Krachen. Gleich darauf zerriß ein vielſtimmiger Schrei des Schreckens die Luft. Aller Augen wandten ſich zu dem Strome hin, und man ſah unter ihrer Laſt und dem Druck gewaltiger Eisſchollen die Brücke in der Mitte berſten. Zwei Joche wurden hinweggeriſſen. Vergebens klammerten ſich die Verſinkenden an die Trümmer der Brücke, niemand dachte daran, Rettungsverſuche zu machen. Viele Menſchen ſtürzten, da von hinten noch immer nachgedrängt wurde, in die entſtandene Lücke. Die Angſt erweckte Verzweiflung und Wut. Mit gezogenen Säbeln ſchlugen die in die Nähe der Lücke Geratenen auf die hinter ihnen Nachfolgenden los, um wieder von der Brücke herunterzukommen. So begann ein toller Kampf. Die rückwärts wogende Flut kämpfte mit der vorwärts ſtrömenden. Dazwiſchen ſcheuten Pferde und brachen ſeitwärts aus.

Dieſe Schreckensſzenen währten nur einige Minuten; doch gingen dabei Hunderte von Menſchenleben verloren, die ſich ſchon gerettet geglaubt hatten. Dann wurde die Brücke wieder hergeſtellt, und während dies geſchah, taten alle Führer ihr Möglichſtes, um durch größere Ordnung einer Wiederholung ſolcher Unglücksfälle vorzubeugen. Allein nun begann es dunkel zu werden. Da ſah man Feuerſchein gegen Boriſſow zu. Das Dorf brannte. Gleichzeitig vernahm man auch dort Kanonen- und Flintenſchüſſe. Auf den Höhen hinter Studianka hatte die dort entſponnene Schlacht ſich inzwiſchen dem Ufer ebenfalls mehr genähert. Eilboten kamen von verſchiedener Seite zum Kaiſer, der noch immer, ruhig und umſichtig, den Übergang der Infanterie leitete. Man ſah die Boten zurückkehren. An all dem war zu merken,

daß sich bei Borissow und hinter Studianka ernste Dinge abspielten. Die Ausbesserung der eingestürzten Brücke wurde mit fieberhafter Eile betrieben. Auch während der Nacht schwieg der Kanonendonner nicht. Eine Schlacht war in dieser Dunkelheit nicht mehr möglich; das gegenseitige Feuern konnte daher nur den Zweck haben, einander in Spannung zu halten.

Die ganze Nacht hindurch dauerte der Übergang der geordneten Truppen fort. Die unversehrte Brücke wurde nun auch für die Artillerie benutzt, solange die andere gesperrt war. Nach ihrer Herstellung hoffte man bis zum Anbruch des Tages den Rest des Heeres hinübergeschafft zu haben. Schon war der Kaiser voller Hoffnung, daß das schwere Werk doch noch glücklich gelingen werde, da traf die Nachricht ein, daß bei Borissow die Division des Generals Partouneaux die Waffen gestreckt habe. Napoleon erschrak aufs heftigste. Zum erstenmal sah man ihn erbleichen.

„Mußte denn," rief er aus, „nachdem wir wie durch ein Wunder entkommen sind, diese Hiobspost wieder alles verderben?"

Trotz heftiger Gegenwehr wurde die tapfere Schar, mit der Marschall Victor den Übergang deckte, vom Feinde geworfen. Zu gleicher Zeit war das Unglück bei Borissow geschehen. Versprengte Flüchtlinge stießen nun von diesen beiden Seiten zu dem vor den Brücken harrenden Rest der Hauptarmee. Abermals kam die mühsam hergestellte Ordnung ins Wanken. Die Schreckensszenen vom verflossenen Tage drohten sich zu erneuern. In diesem Augenblick befahl der Kaiser, dem das Anrücken der Russen und die Fertigstellung der zweiten Brücke gemeldet ward, den Übergang der Garden auf beiden Brücken. Er selbst setzte sich an ihre Spitze.

Dieser Befehl zum Ausbruch brachte alles in Bewegung. Jeder glaubte, jetzt sei der günstige Augenblick der Rettung auch für ihn gekommen, und so stürzten und drängten denn alle, zumal die neuen, vor Schreck halb betäubten Ankömmlinge, auf die schmalen Zugänge der Brücken hin. Dieser Masse war kein Widerstand zu leisten. Die geordneten Reihen der Garden wurden durchbrochen. Zwischen ihre Artillerie schoben sich fremde Fuhrwerke. Selbst das Ansehen des Kaisers reichte nicht hin, ihm Bahn zu schaffen. Nachzügler, Verwundete, Wagen mit Gepäck stauten sich vor den Zugängen zu einer dicht gekeilten Masse zusammen. Kavallerie wurde vorgeschickt, sie mit der blanken Waffe zurückzutreiben. Nur so war es möglich, dem Kaiser und seinem Gefolge einen Weg zu bahnen.

Als die letzten Kolonnen der Garden die Brücken erreichten, dämmerte der Tag. Mit dem zunehmenden Tageslicht wurden die

Schrecken, die die Nacht mit ihrem Schleier verhüllt hatte, weithin sichtbar. Tote, zertrümmerte Wagen, gestürzte Pferde, umgefallene Geschütze lagen überall umher. Zwischen den Eisschollen trieben Menschen, in den am Ufer festgestauten Eismassen sah man erfrorene Gestalten. Am Lande erblickte man eine Schar bleicher Gespenster, aus deren hohlen, erloschenen Augen die Verzweiflung starrte, die zitternd, weinend, heulend oder fluchend durcheinander irrten und, von eigenen Qualen zerrissen, für die des Bruders kein Gefühl mehr hatten. Nur ein wildes, wahnsinniges Drängen nach Rettung leitete wie ein dunkler tierischer Trieb alle ihre Bewegungen. Viele aber saßen auch regungslos auf der eisgepanzerten Erde und blickten starr auf die Stelle, die ihr Grab werden sollte.

Marschall Victor hatte in der verflossenen Nacht die Höhen von Studianka, die er den ganzen Tag über verteidigt hatte, verlassen und nur tausend Mann unter General Fournier dort aufgestellt, die bis aufs äußerste die Brücken der Beresina decken sollten. Diese Nachhut tat ihr Möglichstes, um die Menge von Nachzüglern zu retten, die nach dem Übergang des größten Teils der Armee die Brücken erreichte. Aber der Heldenmut von Victors Soldaten war unnütz verschwendet. Die aufgelösten Scharen waren tagelang ohne Nahrung geblieben, und als sie nun die Bagage vorfanden, die man nicht mit hatte hinübernehmen können, da vergaßen viele von ihnen die Nähe des Feindes, die Brücken und den Übergang. Ihre Tatkraft war durch Kälte und Elend vernichtet, sie hatten bei Borissow und auf den Höhen von Studianka sich müde gekämpft. Nun war ein Schlaf von einigen Stunden das größte Bedürfnis dieser Unglücklichen. Sie quartierten sich in die Biwaks ein, die die hinübergerückten Truppen verlassen hatten, und eröffneten einen zweiten Akt des furchtbaren Dramas, das dieser Übergang der großen Armee über die Beresina bildete. Auf das wahnsinnige Hasten und Drängen der Menschenmassen, die nun glücklich zum weitaus größten Teile das jenseitige Ufer erreicht hatten, folgte jetzt eine Lagerszene, die nicht minder gräßlich anzuschauen war. Sie machten Feuer an mit allem, was ihnen in die Hände kam, sie rissen das Fleisch von den toten Pferden, um es zu verzehren, deckten sich mit Wagenplänen oder Schutzledern zu und schliefen, statt über die Beresina zu gehen, solange der Weg noch frei war. Gefrorene Rüben, eine Handvoll Mehl, ein noch nicht ganz abgenagter Pferdeknochen waren für sie Leckerbissen. Aus den Trümmern, die das flüchtige Heer zurückgelassen, entstand ein Biwak des verbissenen Schmerzes, ein Lazarett von Verwundeten und Sterbenden, von todesmüden und völlig apathischen Menschen. Und dieses Biwak blieb zwanzig Stunden lang

und war in dieser Zeit lange unter dem steten Feuer der Feinde. So sehr waren diese Ärmsten abgestumpft gegen alles, daß sie sich gar nicht um die einschlagenden Kugeln kümmerten. Unaufhörlich kamen neue Scharen von Nachzüglern an, wandelnde Leichen, die von Feuerstelle zu Feuerstelle um einen Platz bettelten, meistens mit Gewalt zurückgewiesen wurden, sich dann von neuem vereinigten und ein Obdach zimmerten, um eine Nacht darunter zuzubringen. Taub gegen die Stimmen einiger Offiziere, die ihnen den Tod am nächsten Morgen prophezeiten, verschwendeten sie so den kläglichen Rest von Mut und Kraft, der sie über die Beresina hätte bringen können. Die Furcht vor dem Tode schreckte sie nicht aus ihrem Stumpfsinn. Sie konnten ein paar Stunden schlafen, ehe sie starben: das war die Hauptsache. Das ging nun alles ganz gut, solang noch Holz, Feuer, Decken oder Zeltplanen und Nahrung zu finden waren. Bald aber hatte alles seinen Herrn, und um den Besitz der Gegenstände brachen hin und wieder Kämpfe aus, wobei die Schwächeren unterlagen. Die Letzten, die ankamen, fanden nichts mehr für sich übrig als den Schnee und legten sich in ihm nieder, um nimmer wieder aufzustehen. Auf diese Weise stellte sich eine an Zahl sehr beträchtliche Masse von Menschen dem Marschall Victor, der nun mit dem Rest seiner Korps herankam, um diese 5000 Mann noch dem Kaiser über die Beresina zuzuführen, in den Weg. Mit der Waffe in der Hand mußte er sich durchschlagen, ohne Rücksicht auf Landmannschaft und Unglück. Aber die Elenden ließen sich lieber zertreten, als daß sie dem Marsch des Korps ausgewichen wären. So starben viele und dachten nicht mehr an Frankreich. Ihr letztes Lächeln galt dem erlöschenden Feuer, an dem sie kauerten.

Der Herzog von Belluno erreichte erst im Laufe der Nacht das jenseitige Ufer. Ehe er nach Zembin vorrückte, vertraute er das Geschick seiner tapferen Nachhut den Händen des Generals Eblé. Nach Mitternacht verließ dieser unerschrockene Führer seine kleine Hütte neben der Brücke, und von einem einzigen mutigen Offizier begleitet, nahm er das seltsame Lager in Augenschein, das sich zwischen dem Ufer der Beresina und der Straße von Borissow ausdehnte. Das russische Geschütz schwieg. Unzählige Feuer beleuchteten die kaum noch menschenähnlichen Gestalten. Tausende von Unglücklichen, die Napoleon aus allen möglichen Ländern auf den russischen Boden geworfen hatte, lagen hier zusammengedrängt.

„Das muß alles gerettet werden," sagte General Eblé. „Morgen früh sind schon die Russen Meister von Studianka. Sobald sie erscheinen, wird die Brücke zusammengeschossen. Mut also! Sagen Sie dem General Fournier, er soll den Widerstand aufgeben und sich zur Brücke

Ich habe mir die Nase, ein Ohr und zwei Finger erfroren. Meine Wunden sind noch nicht geheilt."

„Bist du denn schon wieder verwundet worden?" rief Napoleon. „Anders geht es bei dir nicht! Im kleinsten Gefecht mußt du dran glauben."

„Ich erhielt bei Malodetschno einen Streifschuß am Kopf."

„Jetzt kannst du aber ruhig sein," antwortete der Kaiser, „in diesem Feldzug kommst du nicht ums Leben."

„Ich wünsche, Eure Majestät möchten sich nicht irren. Aber erfrieren kann ich genau so gut wie der letzte Ihrer Musketiere."

Napoleon beendete das Gespräch und entließ den General, indem er ihm abermals einschärfte, schnellstens nach Danzig zu reisen. Wollte er es sich selbst nicht eingestehen, daß von seiner „großen Armee" im ganzen nur noch 9000 Mann und 24 Geschütze übrig waren, nachdem bei der Beresina im ganzen etwa 30000 Mann verloren gegangen waren? Und von diesem Rest sollten nur etwa 1000 Mann die Heimat wiederschauen!

Rasinski hatte sich in Smorgoni zum Quartier der Marschälle begeben, um neue Order zu empfangen. Als er zurückkehrte, fiel seinen Freunden die bedrückte Stimmung auf, in der er sich zu befinden schien.

„Was ist dir?" fragte ihn Bernhard, der ihn noch nie zuvor so verstört gesehen hatte.

„Ihr werdet es zeitig genug erfahren," antwortete der Oberst. „Bis jetzt ist es noch ein Geheimnis." Schweigend setzte er sich nieder und stützte den Kopf in die Hand. Alle verhielten sich still. Niemand getraute sich weiter zu fragen.

Endlich schien jedoch Rasinski selbst das Schweigen nicht länger ertragen zu können. „Und was ist es denn mehr?" rief er, plötzlich aus seiner Versunkenheit auffahrend. „Ich selbst habe ja schon weit früher dieses Ansinnen an ihn gestellt! Damals gab ich ihm Unrecht, als er blieb. Will ich ihm jetzt zürnen, daß er geht?"

Jäher Schrecken ergriff seine Freunde. Sie befürchteten, sein Geist habe sich verwirrt, denn sie hatten ihn noch nie so unklar reden hören.

„So hört denn!" rief Rasinski. „Der Kaiser hat das Heer verlassen. Diese Nacht ist er nach Wilna abgereist. Er eilt nach Paris."

„Das Heer hat er verlassen?" rief Ludwig in bitterem Tone. „Verlassen, nachdem er so viele Menschen aufgeopfert hat!"

„Er hat recht," erklärte Rasinski ernst. „Wäre er nur der Feldherr, so ließe sich seine Handlungsweise nicht entschuldigen. Als Kaiser gehört er seinem Reiche. Die Politik schreibt ihm die Abreise vor. Wir können nichts mehr retten als uns selbst. Er muß Paris und Frankreich retten."

10.

Von Smorgoni bis Wilna.

Die Sonne versank hinter düsteren, nebelgrauen Wolken. Vereinzelt, langsam, erschöpft, wankte eine Schar bleicher Schattenbilder durch den Schnee. Es schienen Wesen aus einer Welt zu sein, in die niemals der freundliche Blick einer Sonne gedrungen. Aus den hohlen, blutunterlaufenen Augen starrte der Jammer, aus den eingesunkenen Wangen der Hunger. Sie klapperten mit den Zähnen und taumelten wie betäubt hin und her. Rasinski war es, der dieser Schar von Elenden voranging. Jaromir, aus dessen blödem Blick beginnender Wahnsinn sah, stützte sich auf ihn. Niemand sprach, nur hin und wieder vernahm man dumpfes Stöhnen.

Solange das Licht, diese Bürgschaft ewiger Gnade, den Luftkreis erfüllte, hielt sich noch immer einige Hoffnung aufrecht. Doch wenn sich die finstere Nacht über die erstarrte Erde senkte, schwand aus der Brust der letzte verglimmende Funke des Mutes, und banges Verzagen beugte selbst die Stärksten.

Der Weg führte in die unermeßlichen Tiefen eines dunkeln Waldes. Man konnte nicht mehr drauf rechnen, ein schützendes Obdach zu erreichen. Wie finstere Riesen stiegen die mächtigen Fichten am Wege auf und reckten ihre schwarzen Arme schauerlich gen Himmel. Vergeblich spähte das Auge, das Ende dieser Waldung zu ermessen.

Die Hoffnung, ein Obdach zu gewinnen, wurde endlich von allen aufgegeben. Es blieb keine Wahl mehr. Man mußte sich ohne Schutz und Schirm der Kälte preisgeben. So wurde denn haltgemacht und, sogut es ging, ein Biwak hergerichtet. Rasinskis unablässig umherspähendes Auge hatte eine Stelle entdeckt, wo nicht wie sonst überall junge oder sehr hochgewachsene Fichten standen, sondern zwei verdorrte Stämme im Schnee lagen, mit denen man ein Feuer anmachen konnte. Eilig hieß er seine Leute sich diesen Platz sichern. Mit den Hirschfängern schlugen sie das dürre Gezweig von den toten Bäumen, andere räumten den Schnee zur Seite, und bald loderte eine Flamme hell auf, bald war aus den noch grünen Zweigen und aus angehäufter Nadelstreu eine Lagerstatt geschaffen. Dann schickte man sich an, die sorgsam aufbewahrten Nahrungsmittel zu einer kargen Mahlzeit zu bereiten.

Die wärmende Flamme hauchte den erstarrten Gliedern neues Leben ein. Nach dem Genuß einiger Speise kehrte die Kraft wieder. Fast mit Erstaunen empfanden alle, daß die Natur noch nicht unterliege; neue Hoffnung dämmerte in ihnen auf. Das lodernde Feuer lockte fremde, einzeln wandernde Soldaten herbei; in dichtem Kreise, soweit die Glut es irgend zuließ, lagerten sie sich im Bereich der Wärme. Bald war

kein Platz mehr, doch noch immer drängten Nachzügler heran. Die Zeit, wo jemand aus menschlicher Barmherzigkeit einen Teil seines Labsals gutwillig an den Nächsten abtrat, war vorüber. Die Grenze zwischen Leben und Tod war zu schmal geworden. Durch die kleinste Nachgiebigkeit konnte man sich soweit von der Flamme entfernt sehen, daß ihre Wärme nicht mehr gegen die Kälte schützte. Da kam es zum Kampfe zwischen den Lagernden und den Verspäteten. Sie versuchten ihre Kameraden bei den Haaren, bei den Schultern zurückzureißen, doch diese setzten sich mit verzweifeltem Grimm zur Wehr und trieben die Elenden mit den Waffen zurück. Hier und dort warfen sich die Abgewiesenen jammernd auf die Knie. Aber man ließ sie liegen, bis ihr Klagen leiser wurde und in eisigem Zähneklappern erstarb. So bildete sich ein gräßlicher Kreis von Leichen um die Lebenden her.

Als alles schon schlief, lag Rasinski allein noch wach inmitten der tiefen Stille. Regungslos, als hätte der Tod sie hingestreckt, lagen die Gefährten am Boden. Der düstere Schein der zuckenden Glut beleuchtete die von seltsam abenteuerlicher Kleidung umhüllten Gestalten. Rasinski hatte es übernommen, das Feuer zu versorgen. Immer wieder schürte er die Glut, daß die Funken in hohen Garben aufsprühten und warf frisches Holz hinein. Das zum Teil noch grüne Reisig entwickelte starken Rauch, der schwarz über die Häupter der Schlummernden wegzog.

Finster vor sich hinblickend, den Arm auf das Knie und das Haupt in die Hand gestützt, saß der heldenmütige Mann, und schwere Gedanken zogen durch seine Seele. Er überblickte den Lauf seines Lebens. Was war es gewesen? Schmerz und Qual, heißes Sehnen, Streben und Drängen, Arbeit und Mühsal, Wagnis und Gefahr — und nirgends Lohn als das Zeugnis der Ehre und des Rechts in der eigenen Brust. Von Jugend auf der Gram und die nagende Erbitterung um das in Schmach und Unheil gestürzte Vaterland; seit dem Jünglingsalter in die Strudel der Weltgeschicke geschleudert, fortgetrieben auf dem Strome des Lebens, an den grünen Ufern vorbei, ohne Frist zum Landen und Verweilen, kaum durch den fernen Gruß holder Gestalten erquickt.

Schweigend und wachsam saß er an der Flamme. Den Schlaf hielt ein mächtiger Wille fern; denn er behütete das teure Leben seiner Freunde.

Die Stunde war vorüber, da rüttelte er Jaromir auf. „Nun ist's an dir zu wachen. Vermagst du's aber auch? Du scheinst sehr krank und hast nur in unruhigem Halbschlummer gelegen, während die andern tief geschlafen haben."

Das Gefühl für kriegerische Pflicht hatte der Jüngling noch nicht verloren. „Ich bin wach," antwortete er fest. „Lege du dich jetzt nieder. Kein Schlaf soll auf meine Augen sinken."

Rasinski wickelte sich fest in den Mantel und legte sich an Jaromirs Platz. Der junge Mann nahm einen langen Fichtenstab zur Hand und schürte die Glut. „Hu, es ist kalt trotz des Feuers!" sprach er vor sich hin. Ein Schauer schüttelte ihn. Im Nacken fühlte er den eisigen Hauch der Kälte. „Ist denn das alles Wirklichkeit?" dachte er. „Ist es nicht nur ein böser Traum? Bin ich denn noch bei Vernunft oder sind es Bilder des Wahnsinns, was sich vor meinen Augen abspielt? Wie langsam kreisender Nebel wälzt es sich um mich her." Wie Schwindel überkam es ihn. Er war nahe daran, betäubt zurückzusinken.

Plötzlich hörte er ganz in der Nähe, doch aus dem unerkennbaren Dunkel jenseit des Feuers, ein lautes Lachen. Entsetzt zuckte er zusammen. Er wollte rufen, doch die Stimme erstarb auf seinen Lippen, sein Auge suchte, in die Finsternis starrend, den bösen Geist des Abgrunds, von dem allein dieser unzeitgemäße Ton kommen konnte.

Da trat aus dem Schatten der Nacht eine grauenhafte Gestalt in den Bereich des Feuers. Es war ein großer Kürassier, in zerlumptem Mantel, einen jungen Fichtenstamm in der Hand. „Guten Abend!" rief er zu Jaromir hinüber. „Hier geht's lustig zu."

„Was willst du?" stammelte Jaromir, „geh deines Wegs!"

Der Kürassier starrte ihn an, verzerrte den Mund zu einem Grinsen und fletschte die Zähne wie ein wildes Tier. „Schlaft ihr so fest, ihr Faulenzer?" rief er, abermals lachend. Dabei gab er einem der Lagernden einen Fußtritt. „Heda, wach auf!"

„Zurück!" schrie Jaromir ihm zu. „Zurück oder ich schieße dich nieder!" Er zog die Pistole, doch seine Hand zitterte so sehr, daß er nicht zielen konnte. Der Kürassier schien weder die Waffe zu sehen, noch Jaromirs Worte verstanden zu haben. Mit wildem Lachen kam er immer näher, über die am Boden Liegenden wegsteigend. „Mich friert!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Warm! warm!" und die langen Arme unter dem Mantel vorreckend, streckte er nun die starren Hände nach der Flamme aus, wie ein Kind, das spielen will. Mit leisem Wimmern fühlte er die Glut, die ihn anwehte. Da lachte er wieder, und in einem seltsamen Tone, halb der Freude, halb des Jammers, flüsterte er: „Ins Bett, ins weiche, warme Bett!" warf den Fichtenstab weg, tat einen Schritt weiter und stürzte in das Feuer.

„Zu Hilfe! zu Hilfe!" schrie Jaromir. — Rasinski, Bernhard, Ludwig und andere sprangen auf. „Was gibt's?" klang es aus aller Mund.

„Da! da!" rief Jaromir und deutete auf den Unglücklichen, der sich zuckend in den Flammen wälzte.

Es war zu spät zu retten. Die Glut hatte den Kürassier schon erstickt. Nun wälzte sich ein verpestender Qualm vom Feuer her. Schaudernd trat Rasinski mit seinen Freunden zur Seite. Doch die Mehrzahl der Schläfer war nicht wach geworden. Der Anblick des verbrennenden Menschen raubte Jaromir den Rest von Vernunft. Er begann gräßlich zu schreien. Das Feuer erschien ihm wie ein Höllenpfuhl, in das der Teufel sie alle treiben wollte. Schon war er willens, ebenfalls in die Flammen zu springen, da packte ihn Rasinski mit aller Kraft um den Leib und hielt ihn fest. Bernhard und Ludwig kamen ihm zu Hilfe. Über diesem Lärm erwachten viele. Einige richteten sich unwillig auf. Als Jaromir noch immer fortfuhr wild zu toben, erhob sich ein bärtiger Grenadier und rief: „Wer ist der Rasende, der uns die wenigen Minuten kostbaren Schlafes raubt? Werft ihn hinaus aus dem Kreise! Mag er erfrieren, wenn er uns stört!"

„Ja! werft ihn hinaus!" wiederholten mehrere, und ein paar sprangen auf, um sich Ruhe zu schaffen.

Rasinski erkannte sogleich die ganze Größe der Gefahr, ließ Jaromir in Bernhards Armen und sprang mit Ludwig mitten unter den Kreis. Schnell entschlossen, riß er einen halb brennenden Ast aus dem Feuer und schwang ihn über dem Haupte. „Zurück, Elende!" schrie er mit seiner Löwenstimme, die oft schon den Donner der Schlacht übertönt hatte. „Wer einen Schritt vorwärts wagt, den schlag ich tot!"

Die Leute blieben betroffen stehen. Nur der bärtige Grenadier riß den Säbel aus der Scheide und rief wütend: „Was, ihr Memmen? Fürchtet ihr euch vor einem einzigen? Nieder mit dem Polen!"

„Du Raubtier!" knirschte Rasinski und trat auf ihn zu. „Zu Boden mit dir!" Er schlug so wuchtig mit dem brennenden Holze zu, daß es zersplitterte und Glut und Funken umhersprühten. Aber die hohe, dicke Bärenmütze des Mannes fing den Hieb auf, dann packte der Mann Rasinski und versuchte ihn nach dem Feuer zu drängen. Der Oberst glitt aus und stürzte nieder. Da kam Ludwig ihm zu Hilfe, zerrte von hinten den Grenadier zurück und hielt ihn fest. Rasinski hob den Säbel auf, den der Mann weggeworfen hatte, und zerspaltete mit niedersausender Klinge den Schädel des Grenadiers. „Werft den Leichnam in den Schnee!" rief er den andern zu, die erstaunt dastanden. „Legt euch hin und schlaft weiter. Einen Wolf hab ich getötet — nichts weiter!"

Jaromir war inzwischen ruhig geworden. Ermattet, lag er in Bernhards Arm. Es wurde abermals still um das Feuer her. Nun wachten Bernhard und Ludwig gemeinsam, weil sie einzeln vom Schlaf übermannt zu werden fürchteten. Auch Rasinski schlief ein. An seiner

Brust lehnte Jaromir. Der gräßliche Vorfall war vorübergehuscht wie ein flüchtiges Traumbild.

Stumm saßen die beiden jungen Männer nebeneinander. Ein scharfer Nachtwind klang hohl in den Wipfeln der Bäume und schüttelte stäubenden Schnee hernieder. Nach einer Weile regte sich Jaromir und richtete sich auf. Die beiden Wachenden sahen es zuerst nicht, bis sie einen leisen, singenden Ton vernahmen. Da wurden sie auf den Jüngling aufmerksam. Seine Augen waren geöffnet und starrten leer in die Nacht. Von seinen zuckenden Lippen klang die Melodie eines Liedes, das er von seiner Kindheit her kannte. Da schüttelten sich die beiden Freunde — von Grauen gepackt, sie wandten sich ab.

„Wäre unsere Zeit vorbei, daß man schlafen könnte," murmelte Bernhard. „Schlafen! ich bin müde. Es ist aus mit Menschlichkeit, Freundschaft, Liebe, Haß. Alles stumpf, öde und tot! Sonst könnte man wohl auch nicht schlafen bei solchem Elend. Was ist die Uhr?"

„Gleich Mitternacht!"

„Dann sind wir bald erlöst."

Als Rasinski alles zum Aufbruch antrieb, hatten sich dichte Morgennebel herabgesenkt und hüllten den Wald in graue Schleier ein. Nur die wenigsten folgten dem Rufe des Obersten. Einige standen wohl auf, fielen jedoch wieder zurück und blieben schließlich neben denen liegen, die sich überhaupt nicht mehr regten. Jaromir richtete sich empor, doch wenn Rasinski ihn nicht gehalten hätte, so wäre er nicht mehr mitgekommen. Bernhard und Ludwig fühlten, daß sie jetzt den Rest ihrer Kraft aufbieten mußten. Während sie durch den Wald schritten und auch jenseit auf der Straße, fanden sie den Weg durch Opfer, die vor ihnen hier durchgezogen und niedergestürzt waren, überall bezeichnet. Im Laufe des Vormittags erblickten sie ein Haus und beschleunigten den Schritt in der Hoffnung auf ein freundliches Obdach. Doch als sie eintraten, schreckten sie zurück, denn der Raum war angefüllt von Leichen.

„Lebt hier noch jemand?" rief Rasinski laut; aber es blieb still. Der Gedanke, daß von diesen vielen Menschen kein einziger mehr am Leben sein sollte, erschien ihm ungeheuerlich. Aber es war so; denn als er die Pistole über die Köpfe der am Boden liegenden Gestalten abschoß, regte sich dennoch niemand. Er wandte sich ab. „Vergebens!" murmelte er. „Nur weiter! weiter!"

So setzten sie mit aller nur möglichen Eile ihren Weg fort. Die Straße füllte sich mehr und mehr mit Wanderern, die aus den Wäldern zur Seite und aus den verlassenen Dörfern der Umgegend zusammenströmten. Haar und Bart eines jeden war mit weißem Reif bedeckt,

so daß alle wie silberhaarige Greise aussahen. Jaromirs Zustand verschlimmerte sich rasch. Die Tobsuchtsanfälle wiederholten sich. Zu klarem Bewußtsein kam er nicht mehr. Wenn er nicht raste, starrte er blöde vor sich hin oder sang und schwatzte allerlei wirre Worte. Endlich konnte er sich gar nicht mehr auf den Füßen halten, und da seine Freunde selber zu schwach waren, um ihn zu tragen, so mußten sie ihn seinem Schicksal überlassen. „Wir müssen ihn aufgeben," murmelte Rasinski dumpf. „Es bleibt uns nur die Hoffnung, daß das Ende nicht lange auf sich warten lasse."

Noch ein paar Tage der Prüfung folgten, dann erklang von den Vordersten her ein Ruf des Staunens und der Freude durch die Reihen, der sich rasch zu wilden Lauten des Jubels steigerte. Alles fragte nach der Ursache und drängte mit letzter Kraft ungestüm vorwärts. Endlich erreichte auch Rasinski mit seinen Freunden die Biegung des Weges — und Wilna, das langersehnte Ziel der Rettung, lag vor ihren Blicken. In dieser Minute des Glücks schien alles erlittene Ungemach plötzlich wie weggeblasen, Tränen des Entzückens rannen über die vom Frost zerrissenen Gesichter. Nach unsäglichen Drangsalen, Schmerzen und Opfern winkte ihnen ein Paradies.

Doch es war schwer, dieses nahe Ziel zu erreichen. Schon waren die Straßen bedeckt von wimmelnden Scharen. Aus ihrer Betäubung erweckt, eilten all diese Unglücklichen mit fieberhafter Hast der Stadt zu. Ein furchtbares Gedränge entstand und drohte, wie so oft schon, einer großen Zahl der glücklich Geretteten kurz vor dem Ziele noch Verderben zu bringen. Rasinski zog daher seine Freunde rasch nach einem Seitenwege. Ihre Wanderung wurde auf diese Weise um eine halbe Stunde verlängert, — für die todmüden Menschen eine harte Folter — doch erreichten sie schließlich eine Vorstadt, wo von dem Heer der Flüchtlinge nichts zu sehen war. Die ärmlichen Häuser waren von ihren Bewohnern verlassen worden, allein das Stadttor das nur etwa hundert Meter entfernt war, stand offen, und sie sahen schon von weitem ein Paar wohlgekleidete Leute auf der Straße, deren Anblick ihnen die Gewißheit gab, daß hier die Wüstenei des Krieges ein Ende hatte. Zitternd vor Freude, traten sie ein. Sie erblickten bewohnte Häuser, Menschen, die kamen und gingen, und all diese Zeichen des Friedens und des ruhigen Besitzes verhießen ihnen Nahrung, Obdach, Genesung. Das nächste Haus — eine Hütte, doch für sie ein Palast — war das Ziel ihrer Schritte. Hier fanden sie liebevolle Pflege.

Die innere Stadt bot bald ein Bild des Schreckens dar; denn hier drängte sich die Masse der Zurückgekehrten dicht zusammen. Die Magazine waren von zahlreichen Gruppen belagert, die Krankenhäuser

waren überfüllt. Die Bewohner versteckten sich vor dieser Menge wilder Gestalten und schlossen sich furchtsam in ihre Häuser ein. Wer sollte ihnen das verargen, da diese Ankömmlinge in ihrer Gier wie rasende Tiere waren und über alles herfielen, was ihnen in die Hände kam.

Zum Glück ließen die Russen den Trümmern der „großen Armee" Zeit, sich zu sammeln und zu erholen. Als sie heranrückten, um ihnen Wilna zu entreißen, konnten sie mit einigermaßen frischen Kräften den Rückzug fortsetzen. Nun aber begannen die Russen ihnen mit größerer Heftigkeit nachzusetzen und machten auf diesem letzten Stück Weges von Wilna bis zur preußischen Grenze noch 7000 Gefangene.

Nicht mehr als tausend kampffähige Soldaten waren es, die am 19. Dezember 1812 Königsberg erreichten. Von der gewaltigen Artillerie waren noch 9 Geschütze übrig. Den Welteneroberer hatte sein Schicksal ereilt. In Eis und Schnee war sein Ruhm zu Ende gegangen.

Napoleon war am 6. Dezember in Wilna, am 10. in Warschau angekommen. Der Herzog von Vicenza, sein Leibmameluk Rustan und ein polnischer Dolmetsch namens Wonsowitsch, Marschall Duroc und Oberst Mouton waren seine Begleitung. Man reiste in einem einfachen Schlitten. Am Abend des 18. Dezembers saß die Kaiserin Marie Louise in ihrem Schlosse zu Saint-Cloud. Sie wußte um das unglückliche Ende des russischen Feldzugs und sah mit Sorge in die Zukunft. Da fuhr ein Wagen vor, dem zwei dicht vermummte Männer entstiegen. Der Offizier von der Wache wollte den Kutscher nicht hereinlassen, als einer der Männer ihm ein paar Worte zuflüsterte. Die Kaiserin war in sehr niedergeschlagener Stimmung gewesen und hatte sich zeitig zu Bett begeben. Eben wollte die Kammerfrau die Tür des Gemachs schließen, als die vermummten Männer hereintraten. Die Damen erschraken — da warfen die nächtlichen Ankömmlinge die Mäntel ab. Marie Louise erkannte den Kaiser und den getreuen Caulaincourt. Mit dem Rufe: „Sire!" sank sie ihrem Gemahl in die Arme. Es war ein trauriges Wiedersehen.

Von der Sammlung „Helden" sind bis jetzt folgende fesselnde Erzählungen erschienen:

Heft 1. **Das Blutbad von Teutoburg.**
Heft 2. **Die Blume der Katakomben.**
Heft 3. **Ellak, der Steppenwolf.**
Heft 4. **Kniwa, der König der Sterbenden.**
Heft 5. **Um Freiheit und Glauben.**
Heft 6. **Der Narr von Genua.**
Heft 7. **Der weiße Schrecken.**
Heft 8. **Bei den Kanibalen der Südsee.**
Heft 9. **Tausend Kilometer im Kanu.**
Heft 10. **Der Todesgang der Karawane.**
Heft 11. **Unter der Guillotine.**
Heft 12. **Der kleine Tiger.**
Heft 13. **Vaterland, dir woll'n wir sterben.**
Heft 14. **So hat sie Gott geschlagen.**
Heft 15. **Der Adler sinkt — die Fahne fliegt.**

Preis jedes Heftes 25 Pf.

Altenburg · Pierersche Hofbuchdruckerei · Stephan Geibel & Co.

Der Adler sinkt — die Fahne fliegt!

Eine Erzählung aus dem Jahre 1813.

Von Walter Heichen.

1. Die Spinne.

Als sich die glänzende Gesellschaft zerstreut hatte, die bei Herrn von Talleyrand-Périgord, dem Fürsten von Benevent, in seinem Palais zu Paris an einem Abend gegen Ende des Monats Februar 1813 zu Gaste gewesen war, blieben nur der Fürst selbst und Marschall Marmont, der Herzog von Ragusa, zurück. Die beiden Herren begaben sich in das Arbeitskabinett des Staatsmannes und nahmen an dem hohen, dunkeln Schreibtische Platz, der die nächste Zukunft hätte verkünden können, wenn ihm die Sprache verliehen gewesen wäre. Talleyrand brachte seinen lahmen Fuß in eine bequeme Lage, stellte die gespreizten Fingerspitzen der rechten Hand gegen die der linken, sah mit seinem nimmer weichenden Lächeln und seinen listigen Augen in das bärbeißige, von buschigen Brauen und dunklem Kraushaar beschattete Gesicht des Kriegsmannes.

„Nun, mein lieber Herzog von Ragusa," sprach er, „wer mag wohl besser daran gewesen sein, Sie in der schwülen Regenluft von Salamanka oder die andern auf den Schneefeldern von Rußland? Sie werden den Fürsten von der Moskwa vielleicht um den Ruhm seines Rückzugs beneiden, aber nicht um seine kalten Füße."

„Er wird sie sich rasch wieder warm gelaufen haben," brummte der Marschall. „Krieg — Krieg — und immer Krieg! Eine Armee ohnegleichen vernichtet — und schon wieder eine neue marschbereit."

„Ja — alle Aushebungen sind Seiner Majestät bewilligt worden," antwortete der Fürst. „Aber diesmal sind es Knaben — lauter Knaben — schmächtige Jungen."

„Er braucht sie nur einmal anzublicken, diese Knaben, so wird in ihnen dieselbe unerschütterliche Liebe zu diesem Manne wohnen, wie in

den ältesten Veteranen," sagte Ragusa kopfschüttelnd. „Und wenn sie von den Greueln des Schlachtfeldes überwältigt werden, dann wird der Klang seiner Stimme genügen, so stehen sie wieder wie die Mauern, schreien: ‚Es lebe der Kaiser!' und gehen drauf wie das Ungewitter. Man kennt das, Durchlaucht. Es bleibt alles beim alten!"

Talleyrand hob die Fingerspitzen voneinander und stellte sie dann wieder zusammen. „Hm," sagte er leise, „nur die weißen Uniformen sind abgeschafft worden. Es soll bei Borodino ein gar zu gräßlicher Anblick gewesen sein, wie das viele rote Blut über die weißen Kittel rann."

„Sehen Sie doch mich an, Durchlaucht!" rief der Herzog. „Ich bin seit Toulon von Schlacht zu Schlacht gezogen, ich habe unzählige Wunden davongetragen — ich bin sozusagen durchlöchert worden wie ein Sieb und habe zehnmal eine neue Haut bekommen wie eine Schlange. Erst jetzt in Salamanka — noch nicht einmal gesund — und schon wieder fort! Er ruft, und wir kommen — alle! Was haben wir davon, daß er uns reich und groß gemacht hat? Wir können es nicht genießen. Wir kommen aus dem Lagerleben, aus dem Kugelregen nicht heraus."

„Alles wird müde, lieber Herzog," antwortete Talleyrand, „die Marschälle, das Volk — und wohl auch der Kaiser selbst."

„Aber warum macht er nicht Frieden — wenn er das Volk liebt —?!" rief Ragusa.

Der Fürst unterbrach ihn. „O gewiß, er liebt das Volk. Aber er liebt es, wie der Reiter sein Pferd liebt. Wenn er es striegelt, putzt und streichelt, so tut er das nicht aus Zuneigung, sondern, um es zu guten Leistungen zu bewegen, um es bis zur Erschöpfung auszunutzen. Nun ist das Pferd zusammengebrochen — glücklicherweise nur das ermattete Tier. Der Reiter hat keinen Schaden genommen. ‚Seine Majestät haben sich nie besser befunden', hat uns das 29. Bulletin aus Rußland gemeldet. Aber ihm tut das arme Roß nicht leid, er denkt nur an sich, ihn grämt es nur, daß er um seinen Ruf als guter Reiter kommen soll. Deshalb treibt er ihm die Sporen in die Flanken, gibt ihm die Peitsche und reißt es an den Zügeln noch einmal empor — vielleicht um es totzuhetzen!"

„O wäre nur dieser russische Feldzug glücklich verlaufen — alles wäre anders gekommen!" rief der Marschall.

„Meinen Sie?" entgegnete Talleyrand. „Da muß ich Ihnen sehr widersprechen. Angenommen, die russische Expedition hätte mit einem glänzenden Erfolge, mit einem Friedensschluß geendet, der noch günstiger gewesen wäre als der von Tilsit. Was wäre die Folge gewesen? Der

ssische Volk wäre aufgestanden, hätte vielleicht den Zaren ermordet
d uns dann dieselben Schwierigkeiten bereitet wie das Volk in
anien. Zwei ewige Kriegsbrände hätten an beiden Enden des Kaiser-
chs gewütet. Wir würden ein mit Gewalt unterjochtes Festland
habt haben, ein Imperium von Lissabon bis Hamburg, von Ham-
rg bis Petersburg, von Petersburg bis Moskau, von Moskau bis
enua — jawohl, aber ein Reich, das von Widerstand tief unterwühlt
ire. Wissen Sie, wie viele Menschen bis 1810 schon als Wider-
enstige einzeln verurteilt worden sind? 160000! Es würde dann
r den Franzosen überhaupt keine andere Laufbahn mehr geben als
e des Soldaten, Zollbeamten, Gendarmen oder des Häschers und
ions im Dienste der Polizei. Und wie hätten wir dieses mächtige
ich im Zaume halten sollen? O nein, lieber Herzog, ein Erfolg in
ßland hätte uns noch lange keine Ruhe gebracht."

„Aber wir müssen einmal zur Ruhe kommen — der Krug geht
lange zu Wasser, bis er zerbricht."

„Das hat Kardinal Fesch einmal zu seinem Neffen gesagt," ant-
rtete Talleyrand, „und sein Neffe — er war damals noch Konsul
naparte — führte ihn an ein Fenster und deutete zum Himmel hinauf
d fragte: ‚Onkel, siehst du den Stern da oben?' — Seine Eminenz
; die im Fett der Wangen verschwindenden Äuglein auf und sagte:
ein.' — ‚Nun wohl,' antwortete der Konsul. ‚Aber ich sehe ihn!'"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief Ragusa.

„Ich will Ihnen noch einen Ausspruch Napoleons mitteilen. Vielleicht
rstehen Sie mich dann," erwiderte der Fürst. „‚Eure auf dem Thron
borenen Herrscher', hat er einmal gesagt, ‚können sich zwanzigmal
lagen lassen und dennoch in ihre Hauptstadt zurückkehren. Ich kann
nicht, weil ich ein emporgekommener Soldat bin. Meine Herrschaft
rd den Tag nicht überleben, an welchem ich aufhöre, stark und daher
fürchtet zu sein.'"

„Sie meinen, solange er überhaupt auf dem Throne sitzt, muß er
schlagen, und so lange kann es auch keine Ruhe geben," sagte
guſa in fragendem Tone.

„Da kommen wir zusammen," antwortete Benevent.

„Das will mir nicht einleuchten," versetzte der Marschall. „Nach
inem Dafürhalten lag keine zwingende Notwendigkeit zu dieser un-
ickseligen Expedition nach Rußland vor. Wir waren nach dem
ieden von Tilsit groß und stark genug."

„Da muß ich Ihnen abermals ein wenig die Augen öffnen, lieber
armont," entgegnete Talleyrand. „Sie sind ein ruhmgekrönter Krieger,
e sind sogar so ziemlich der einzige von Napoleons Marschällen, der

kriegswissenschafflich gebildet ist und als selbständiger Heerführer etwas leistet — allein die Politik scheint nicht Ihre starke Seite zu sein. Napoleon hat sich zum Kaiser gemacht — nun will er auch als solcher angesehen sein. Österreich hat ihm mit saurer Miene gehuldigt, Preußen hat sich demütigen lassen, der Zar wahrte den Abstand. Seit Napoleon die Hand einer russischen Großfürstin verweigert worden ist, hat er sich's vorgenommen, seine Kaiserwürde auch bei dem Zaren zur Geltung zu bringen. Der Zar hat wohl schöne Worte gemacht, hat Napoleon bewundert, aber er ist doch stets der Meinung geblieben, daß dieser bewundernswerte Mann eben nur ein korsischer Abenteurer sei mit Namen Bonaparte, und allzeit ist es sein Wunsch und seine Absicht gewesen, ihm eines schönen Tages seinen guten Russenstiefel auf den Nacken zu setzen."

„Ach, Fürst, wo ist noch Ehrlichkeit und Treue auf der Welt?" sprach Marmont, indem er einen etwas theatralischen Ton anschlug, der zu seinem nüchternen Gesicht wenig paßte. „In Österreich haben wir Metternich, den doppelzüngigen, in Preußen haben wir Hardenberg, aus dem man nie gescheit wird, in Rußland ist der Zar, der von Grund aus ein Komödiant ist."

„Und in Frankreich haben wir Talleyrand — vergessen Sie mich nicht, Herzog!" antwortete der Fürst.

„Durchlaucht —"

„O bitte, lieber Herzog!" fuhr Talleyrand fort. „Wir könnten an dieser Stelle ja noch den Kaiser selbst nennen. Lügenhaft wie ein Bulletin — das ist ein Sprichwort geworden. Doch Sie haben mich unterbrochen, Verehrtester. Ich wollte sagen, die kleinen deutschen Fürsten lagen vor Napoleon platt am Boden, der Österreicher hat sich mit ihm verschwägert, den Zaren wollte er zum Freunde haben, drum ist er ihm nachgelaufen, erst allein und dann mit einem riesigen Heere. Er wollte sich brüderlich mit ihm in die Welt teilen, halbpart mit ihm machen. Er wollte, die Habsburger, die Hohenzollern und die Romanoffs sollten ihn als einen der Ihren in ihrer Mitte aufnehmen und auf beide Wangen küssen, wie sie untereinander zu tun pflegen. Er war ihnen ja auch schon so nahe gekommen, daß er diesen höchsten Ehrgeiz wohl fassen durfte. Aber die Herren haben sich energisch bedankt, und der Zar hat ihm nun einen Fußtritt versetzt, daß er in einem Satz vor Moskau bis Paris geflogen ist."

„Nein, Durchlaucht, es kann Ihr Ernst nicht sein, daß es schon mit ihm zu Ende sei!" rief Marmont, anscheinend tief erschüttert.

„Das kommt auf diesen neuen Krieg an; es wird der letzte sein, denn Frankreich hat keine Soldaten mehr außer denen, die jetzt

ins Feld gehen. Von anderer Seite hat der Kaiser nicht mehr viel zu hoffen. Wenn er diesmal", sagte Talleyrand sehr bedächtig, doch mit seinem süßen Lächeln, „besiegt zurückkehrt, so wird ihm nicht mehr Erde gehören, als er an seinen Reiterstiefeln mit nach Hause bringt."

„Und all die Eroberungen — all die Heldentaten — all die siegreichen Schlachten — die zwanzig Jahre des Kampfes und des Ruhmes — sie sollen umsonst gewesen sein?" versetzte Marmont, den Kopf schüttelnd. „Das alles soll in sich versinken, als wäre es nichts weiter gewesen wie ein Haufen brennenden Reisigs?"

„Nicht doch!" erwiderte Talleyrand gelassen, „die anderen Länder werden sich vergrößern."

„Und Frankreich — —?"

„Frankreich wird auf seine früheren Grenzen zurückgebracht werden —"

„Sie scherzen, Durchlaucht! Wenn Ihre Rechnung stimmte, so würde der Kaiser besser tun, jetzt noch Frieden zu machen, statt in den Krieg zu ziehen."

„Sehr wohl," nickte der Fürst. „Die Sache ist nur die, daß jetzt die anderen nicht Frieden schließen wollen."

„Sie meinen — —?"

„Jetzt und nie!" wiederholte Benevent. „Die Fürsten Europas werden nie mit Bonaparte Frieden machen."

„Und doch sehnt sich ganz Europa nach Ruhe — Durchlaucht, ich verstehe Sie nicht. Sie sprechen in Rätseln," sagte Ragusa. „Haben Sie vergessen, was Graf Ségur eines Tages sagte, als er sich beim Kaiser verspätete? ‚Eure Majestät müssen entschuldigen,' sagte er, ‚ich wurde aufgehalten. Es war ein solches Gedränge von Königen in den Vorzimmern Eurer Majestät.' Und nun sollte auf einmal — — nein! es ist nicht möglich! Sie denken nicht im Ernst daran, daß Napoleon jemals entthront werden könnte."

„Entthronen ist ein hartes Wort," erwiderte Talleyrand, die Lippen spitzend. „So wird die Koalition nicht sprechen. Die Fürsten werden einfach erklären, sie wollten wohl mit Frankreich unterhalten, doch nicht mit dem Kaiser. Das Weitere findet sich dann."

„Und wer wird nach Ihrer Ansicht der Nachfolger sein? Der König von Rom?"

„Der Protest der Koalition wird sich nicht allein auf die Person Napoleons beziehen, sondern auf seine Familie, auf seine Dynastie."

„Dann etwa einer der Marschälle, wie Bernadotte König von Schweden werden wird?"

„Dann hätten Sie, Marmont, selbst keine schlechten Aussichten,"

sprach Talleyrand. „Doch nein! Wenn die legitimen Herrscher Europas das Heft wieder in Händen haben, dann kann es sich für Frankreich auch nur um den legitimen Herrscher handeln."

„Sie meinen Ludwig XVIII.?" rief der Herzog ungestüm. „Durchlaucht! Dort, wo der Kaiser mit seinen kurzen, festen Schritten in straffen Seidenstrümpfen oder blitzenden Reiterstiefeln einhergegangen ist, dort soll nun wieder der fette Bourbon mit seinen großen, samtnen Podagrapantoffeln umherwatscheln?"

Talleyrand lachte leise. Sein Lachen war eigentlich nur ein etwas schärfer ausgeprägtes Lächeln. „Die Bourbonen haben auf dem Throne Frankreichs nicht gut getan," sagte er, „da haben wir sie ins Exil geschickt. Nun rufen wir sie zurück und sehen zu, ob sie sich gebessert haben. Sind sie die Alten geblieben, so mögen sie abermals gehen, wo sie hergekommen sind. Die Hauptsache ist: in der Wiederaufrichtung des alten Königshauses liegt für Frankreich die einzige sichere Gewähr eines aufrichtigen, dauerhaften Friedens mit Europa. Nach der Blutreinigungskur des Terrorismus und des Kaisertums kehren wir zur Konstitution von 1791 zurück, deren Früchte wir nun in Ruhe verzehren wollen."

„Und welche Rolle werden die Marschälle, die Paladine Napoleons unter dem neuen Regime spielen?" fragte Ragusa.

„Das ist schwer zu sagen," antwortete Talleyrand ausweichend. „Warten wir doch ab, lieber Herzog. Wir bewegen uns ja vollständig auf dem Boden der Mutmaßungen. Ein alter Diplomat hat einem vertrauten, zuverlässigen Freunde seine Grillen aufgetischt — sozusagen als Magenbittern nach einem guten Diner. So werden Sie meine Ausführungen auffassen, Verehrtester. Der Mann, über dessen politisches Schicksal wir hier so schnell fertig werden, gebietet einstweilen noch über eine stattliche Anzahl von Untertanen und Soldaten. Er wird wohl gegen meine geheimen Kabinettprojekte einige Einwendungen zu machen haben."

„Das glaube ich auch," sagte Marmont. „Wahrscheinlich sind die Gerüchte von dem Abfall Preußens übertrieben."

„Sei dem, wie ihm wolle, Sie werden die Preußen von Jena und Auerstädt nicht wiederfinden," entgegnete der Fürst. „Ich hätte diesen philosophischen Träumern einen solchen Enthusiasmus nicht zugetraut. Marmont, es bleibt aber nicht bei Preußen. Er hat auch die Österreicher und die Russen in ihren Interessen geschädigt, in ihren Gefühlen verletzt, sie unterdrückt, übervorteilt, sie gezwungen, ihm zu dienen, sich für ihn abschlachten zu lassen. Er hat zahllose Spanier, Italiener, Österreicher, Preußen, Schweizer, Bayern, Sachsen und Holländer in den

Tod getrieben, und die Nationen sind ihm fast noch feindlicher gesinnt
ls die Fürsten. Im April marschieren Sie, nicht wahr? Ich wünsche
hnen Glück, Herr Marschall!"

Marmont sah finster vor sich hin. „Fast will mich dünken,"
rach er dumpf, „als ginge es zu Ende mit ihm. Aber wenn er fällt,
ann wird es sein, als wenn ein Urwaldriese stürzt, an den sich ein
anzer Wald von Lianen und Schlingpflanzen gekettet hat. Er wird
ns alle mit sich zugrunde richten."

„Warum denn?" versetzte Talleyrand, stand auf und schleppte neben
Marmont her seinen Klumpfuß über den Teppich. „Sind Sie denn wirklich
m jeden Eigenwillen, um alle Selbständigkeit gekommen? Auf Wieder-
hen, Herzog. In kurzem werden wir klar sehen." — Er schüttelte
em Kriegsmanne die Hand und ließ ihn zur Tür hinaus, wo ein
Kammerdiener mit einem Leuchter ihn empfing. Der Fürst sah ihm
ächelnd nach, dann sprach er vor sich hin: „Ich glaube, du wirst der
rste sein, der übertritt."

Dann saß die Spinne Talleyrand wieder ruhig und still und wartete.
is die große Brummfliege Napoleon sich müde gesummt hätte und in
as schon längst gesponnene Netz hineinschwirren würde.

2. Die ersten Opfer.

Um dieselbe Zeit, da dieses Gespräch im Palais des Fürsten Talley-
and zu Paris stattfand, saßen zu Berlin in einer Gastwirtschaft des
önigstädter Viertels einige Bürger bei einem Gespräch, das sich um
en gleichen Gegenstand drehte. Wo überhaupt wären damals in der
ulturwelt Gespräche gepflogen worden, die nicht Napoleons Mißgeschick
n Rußland und dessen wahrscheinliche Folgen zum Gegenstand hatten?
Der Abfall des Generals York, der Untergang der Großen Armee, die
euen Rüstungen Napoleons, die schwankende Haltung des preußischen
abinetts unter Hardenberg, der damals noch in seiner Pendelperiode
and, die Frage, wie sich Österreich stellen würde, und ob Preußen
ndlich durch ein festes Bündnis mit Rußland den Habsburger zwingen
ürde, ebenfalls Ernst zu machen: das war denn auch die Unterhaltung
er Stammgäste im Café Seydlitz, als sie am 20. Februar 1813 beim
achmittagskaffee saßen.

„Ob es denn wirklich wahr ist, daß der Herzog von Castiglione
nseren König hat gefangennehmen wollen?" fragte der Tischlermeister
Dobbercke, der im Eifer des Gesprächs zum drittenmal seine lange Ton-
feife ausgehen ließ.

„Das soll wahr sein. Aus keinem anderen Grunde soll der König

im Januar nach Breslau gegangen sein," antwortete Gotthold Nehring, der Küster von der Klosterkirche.

„Wer hat das denn herausbekommen?" fragten mehrere Herren.

„Major von Anhalt soll's gewesen sein," erklärte Nehring; „der stand in freundschaftlichem Verkehr mit mehreren französischen Offizieren, so daß sie ihn für eine harmlose Persönlichkeit ansahen. So kam es, daß er einmal in der Adjutantur des Herzogs ein Gespräch zwischen ihm und seinen Generalen belauschen konnte. Was er davon berichtete, erschien dem Herrn Hardenberg so verdächtig, daß er dem König zur schleunigen Reise nach Breslau riet."

„Potz Hammer und Amboß!" rief Meister Funke, ein hünenhafter Grobschmied, „warum schlägt der König da nicht drauf los? Ist das nicht genug, daß sie sich an ihm vergreifen wollten?"

„Es ist immer möglich, daß es ein bloßes Gerücht war," hüstelte Herr Schmeling, ein schwindsüchtiger Volksschullehrer. „Seine Majestät sind so gewissenhaft, daß sie warten wollen, bis Napoleon sich eines Unrechts, einer Vertragsverletzung schuldig macht. Seine Majestät rechnen bestimmt darauf, daß die Anträge wegen der Neutralität Schlesiens, die Rüstungen und das Aufgebot der Freiwilligen den Kaiser zu Gewaltmitteln veranlassen werden, und dann wären Majestät in ihrem Gewissen frei."

Nach diesen schulmeisterlichen Worten herrschte ein Weilchen Schweigen am Tische. Niemand wollte so recht mit der Sprache heraus; alle aber dachten bei sich, daß eine solche Gewissenhaftigkeit dem rücksichtslosen Feinde gegenüber nicht am Platze sein möchte. Endlich ließ sich der Porzellanmaler Brüggemann vernehmen, ein ältlicher Herr mit einem Künstlerkopf:

„Freiwillige!" rief er. „Ist das nicht ein schönes Wort? Bisher hieß es: willenlose Söldlinge! Jetzt aber tritt das Volk auf den Plan — das Volk erhebt das Banner!"

„Ah, das Volk, das Volk!" versetzte der Tischlermeister Dobberck. „Ich glaube nicht daran. Ich sage Ihnen, meine Herren, wenn Napoleon uns den Rest der Kriegssteuer schenkte und uns das Königreich Westfalen zurückgäbe, so würde die Regierung den General York fallen lassen, die erwachende Volksbegeisterung ersticken und keinen Russen über die Weichsel lassen. Und ebenso würde Metternich, wenn Napoleon ihm nur Illyrien, Schlesien, Tirol und Salzburg abträte, treu zu Frankreich halten."

„O nicht doch! Nicht doch!" hüstelte Herr Schmeling. „Sprechen Sie doch nicht so unehrerbietig von Seiner Majestät unserem allergnädigsten König."

„Ich spreche von der Regierung, vom Kabinett Hardenberg, Herr meling!" erwiderte Dobbercke. „Wenn Sie mit dieser Politik zu- eden sind, dann kann ich Ihre Meinung nicht gut teilen. Die Sache gt doch ganz einfach so: Wir machen eine tiefe Reverenz vor Ruß- d — schwapp, gibt uns Napoleon auf der anderen Seite eines mit Pritsche. Wir drehen uns rasch um zu einem Bückling vor dem iser — hui! da kommt der russische Kantschu."

„Das ist eine etwas drastische Darstellung der Zustände," lachte Rechnungsrat Summinski. „Aber sie hat etwas für sich. Es läßt nicht leugnen: Napoleon verachtet die Kabinettspolitik des Berliner d Wiener Hofes so gründlich, daß er den nach Paris abgeordneten terhändlern, die demütig um Festungen, Provinzen und Dukaten ten, in die hohlen Hände spuckt."

„Ich möchte allerdings auch zu der Ansicht neigen," setzte der Ge- tschreiber Fädicke hinzu, „Napoleon brauchte nur ein gut Stück enkloß, ein paar Königreiche, ein paar Fürstentümer, oder was ihm st an derlei Schnitzeln zur Verfügung steht, den Herren Hardenberg Metternich zuzuwerfen, so würden beide seine ergebensten Vasallen iben."

„Potz Feuer und Eisen!" rief Funke dazwischen, „da ist das Volk h noch da! Das wird sich das Volk nicht gefallen lassen!"

„Ach, reden Sie doch nicht!" widersprach Dobbercke abermals. e glauben ja gar nicht, wie viele es noch gibt, die von einem Ab- von dem Allgewaltigen nichts wissen wollen, die am liebsten ein dliches, ruhiges Leben unter Obervormundschaft des französischen ers führen würden, wenn man sie nur in der gewohnten Behaglich- nicht störte."

„Zu denen gehören Sie wohl selber, Herr Dobbercke?" fuhr Funke an, indem die Zornadern auf seiner Stirn schwollen.

„Meine Sache, Herr Funke! Meine Sache!" antwortete Dobbercke ig.

„Aber Sie irren sich, Dobbercke, ich mache mich anheischig, Sie Gegenteil zu überzeugen," warf Porzellanmaler Brüggemann ein. jenigen, von denen Sie sprechen, sind durchaus in der Minderheit. redliche, opferfreudige Wille, das Vaterland vom französischen zu befreien, ist überall da und wird immer offener, immer mender emporlodern."

„Flammender emporlodern?" wiederholte Dobbercke. „Na, das Ihnen doch aus der Seele gesprochen, was, Herr Funke?"

Das Gespräch wurde unterbrochen. Lärm scholl von draußen in. Man hörte ein wildes Geschrei, wie von einer erregten

Volksmenge, dazwischen das Getrappel von Pferden und vereinzelt Flintenschüsse.

„Was ist das?" rief Funke, im Begriff, zur Tür zu springen „Geht's etwa schon los?"

Da stürzten ein paar Bürger herein. „Die Russen sind in di Stadt gedrungen!" riefen sie. „Die Franzosen werden niedergehaue und zum Teufel gejagt!"

„Hurra! Hurra! Die Freiheit ist da!" schrie der Grobschmied „Mir nach, wer das Vaterland lieb hat!"

Ein paar von den Herren folgten ihm, darunter der Porzellan maler, der Rechnungsrat und der Gerichtschreiber. Aber Herr Dobbercke der Schulmeister und der Küster blieben mit einigen anderen sitzen. Si rückten in der Ecke eng aneinander, und Herr Schmeling hüstelt dem Kellner zu: „Fritz, stell dich doch vor die Tür und sieh, was e gibt!"

Aber der Wirt kam händeringend. „Meine Herren, ich mache di Türen zu! Wenn sich einer hierher flüchtet und die Franzosen ihn folgen, dann wird mir alles kurz und klein geschlagen, dann bin ic ein ruinierter Mann!"

Er lief zur Tür, der Kellner sprang ans Fenster; allein es wa zu spät. Eben brauste ein Haufe von Menschen in die Straße hinein — Schüsse fielen — und ein Mann, in die Brust getroffen, taumelte vo die Tür des Wirtshauses hin, klammerte sich dort fest und sank au der Schwelle zu Boden.

„Schieb ihn weg, Fritz," rief der Wirt dem Kellner zu, „daß ic rasch zumachen kann!"

Aber da sprangen Schmeling und Nehring herbei. „Nein, Wirt das gibt es nicht," riefen sie. „Erst den Unglücklichen in Sicherhei bringen!" Damit zogen sie ihn herein.

Inzwischen war der Schmied in seine Werkstatt geeilt, die i Nebenhause lag. Bewaffnet mit seinem großen Hammer, kam er wiede heraus. Er lief auf die Königsbrücke zu, wo noch immer Schüs fielen. Während der Gerichtschreiber, der Porzellanmaler und de Rechnungsrat in dem Knäuel steckenblieben, der sich am Eingang d Brücke staute, brach der Schmied sich Bahn. Eben erreichte er de äußeren Rand der Menschenmasse, da wandte diese sich und flüchtet die drei Freunde des Schmiedes mit sich reißend. Er selbst sah sich i nächsten Moment von Franzosen umringt. Ohne sich zu besinnen, lie er den Hammer um den Kopf wirbeln und schlug ein paar von d Feinden zu Boden. Da schreckten die anderen vor ihm zurück.

Auf einen Moment kamen auch die Flüchtenden wieder zum Stehe

„Nieder mit den Hunden!" schrien ein paar Stimmen. „Sie schießen auf die Bürger!" Aber sie wichen dennoch weiter zurück.

Als der Schmied sah, daß er allein war, ging er wie ein Wilder auf seine Gegner los, und sein Hammer sauste mit solcher Wucht in sie hinein, daß es schien, als sollte der eine Mann die Rotte verjagen. Sein tollkühner Angriff hatte immerhin den Erfolg, daß ein Mann, den die Franzosen gefangengenommen hatten, ihr Entsetzen benutzend, sich losreißen und entspringen konnte. Der Schmied sah ihn an sich vorbeihuschen.

„Hollah!" rief er. „Sie, Herr Bärsch! Ins Café Seydlitz! Dort treffen Sie Freunde!"

Er hätte nicht sagen können, ob der Mann ihn hörte. Er konnte sich auch nicht nach ihm umschauen. Die Franzosen machten halt, erholten sich von dem Schrecken, den der niedersausende Schmiedehammer ihnen eingejagt hatte, fällten die Gewehre und stürmten heran. Von zehn Bajonetten in die Brust getroffen, sank Funke zu Boden.

Mit Mühe konnten die drei Stammgäste vom Café Seydlitz sich aus dem Gewirr herausarbeiten, als die wilde Jagd an dem Lokal vorbeiging. Keuchend, atemlos, in Schweiß gebadet, schlüpften sie in die Gaststube, trotz des lauten Jammers, mit dem der Wirt sie empfing.

„Was ist denn nur los?" schrien die anderen ihnen entgegen.

Sie wußten es ebensowenig wie die, die artig in der Ecke sitzen geblieben waren.

„Ein Toter! ein Toter!" zeterte der Wirt. „Ich bin ein ruinierter Mann! Die Franzosen werden uns alle über den Haufen stechen! Machen Sie, daß Sie fortkommen, oder lassen Sie mich die Türen schließen!"

„Die Türen schließen!" rief der Porzellanmaler. „Das ist ein guter Einfall!"

Der Menschenknäuel war vorübergeflutet, von der Brücke her hörte man das Geschrei der Franzosen und die dröhnende Stimme des Grobschmieds. Eben sollte die Tür sich schließen, da kam der Mann herangelaufen, den Funkes tapferes Einspringen gerettet hatte. Er schien vorbeistürzen zu wollen, da warf er sich zur Seite wie ein Hase, der auf der Flucht vor den Hunden einen „Haken" macht, und sprang über die Schwelle und in die Gaststube hinein.

„Was? Herr Bärsch!" rief im selben Augenblick der Porzellanmaler.

„Rettet mich!" keuchte der Flüchtling, „die Franzosen sind mir auf den Fersen."

„Fort! fort!" schrie Brüggemann. „Folgen Sie mir!"

Er lief auf den Hausflur und die Treppe hinauf. Bärsch rannte hinter ihm drein.

Im nächsten Augenblick rasselte der eiserne Riegel des Haustores, und der Wirt atmete erleichtert auf.

„Und das nennen sie Befreiung vom Joch der Franzosen!" meinte Herr Dobbercke.

„Wer mag der Tote sein?" fragte der Küster.

„Der Ärmste! Der Ärmste!" stöhnte Schmeling. „Das junge Leben!"

Während sie sich über den Mann mit der zerschossenen Brust beugten, dröhnten Kolbenhiebe gegen den Laden. „Hier hinein ist er geflüchtet!" schrie es draußen. „Öffnet, oder wir erbrechen die Tür!"

„Da haben wir's!" jammerte der Wirt. „O Gott im Himmel!"

„Macht auf, das ist das Beste, wir können unsere Unschuld beweisen," sagte der Küster.

Aber als man den Riegel entfernte und das Tor aufmachte, kamen sie nicht einmal herein, sondern einer von ihnen deutete zum Hause hinauf. „Da oben!" schrie er. „Sie laufen über die Dächer — ihrer zwei!" Und sie rannten weiter die Straße hinab, die Flüchtlinge beobachtend.

Draußen wurde es ruhiger. Nur noch aus der Ferne schollen vereinzelte Gewehrschüsse herüber.

3. Die Flüchtlinge.

„Weiter, Otto! Weiter!" rief Hans Brüggeman, ein Junge von vierzehn Jahren, dessen glühende Wangen die rege Teilnahme verrieten, die die Erzählung in ihm erweckte.

„Er muß sich aber auch mal verschnaufen können," sagte Hildegard Brüggemann, ein großes, stattliches Mädchen.

„Jawohl, verschnauf dich nur erst," stimmte Mutter Brüggemann bei.

Diese Worte galten einem jungen Manne von etwa sechsundzwanzig Jahren, der einen Stelzfuß hatte. Sie saßen zu viert um einen kleinen, runden Tisch, auf dem eine Lampe brannte. Hans stützte sich mit beiden Ellbogen breit auf, mit leuchtendem Blick sah er unverwandt den Erzähler an. Hildegard hatte die Stickerei niedergelegt, ihre Hand streichelte leise, wie beschwichtigend die des jungen Mannes; in ihren Augen standen Tränen. Otto Grimm atmete tief auf. Ein kleines Weilchen war in dem Zimmer nichts weiter zu hören als das leise Rasseln der Stricknadeln, die in Mutter Brüggemanns fleißigen Fingern hin und her gingen.

Dann erzählte Otto Grimm weiter: „Ja, und zuerst gingen wir von Jena in voller Ordnung zurück, fast wie bei der Parade. Aber

dann kam das Schreckliche — dann brausten die französischen Husaren und Kürassiere wie Lawinen über uns hin. Ich habe ihn aus nächster Nähe gesehen — den König von Neapel, den Marschall Murat. Ein schöner Mann, in prächtigem, amarantfarbenem Samtwams, mit weißen, langen Straußenfedern, die im Winde flatterten, über und über von Gold und Edelsteinen strotzend. An der Spitze seiner Reiter flog er dahin, einen krummen Sarazenersäbel schwingend. Und wie die leibhaftigen Teufel sausten die anderen hinter ihm her. Nichts konnte ihnen widerstehen. Als aber einmal Unordnung in uns gekommen war, da ging in kurzem alles drunter und drüber. Es war ein schreckliches Jagen und Stürzen, und wie die Sensen gingen die Reitersäbel unter uns auf und nieder. Dann bin ich gestürzt — und weiß von nichts mehr. Erst im Lazarett bin ich wieder zu mir gekommen, als sie mir das Bein am Knie abnahmen."

„Mein armer Otto!" sagte Hildegard leise und streichelte wieder die Hand ihres Bräutigams.

„Aber diesmal kommt es anders, Otto!" rief Hans, seine jungen Fäuste ballend. „Paß auf, diesmal kommt es anders! O, wenn ich doch mit könnte!"

„Ja freilich!" rief Mutter Brüggemann, indem sie ihn über ihre Brille hinweg streng ansah. „Wirst's wohl abwarten können, wird schon noch die Reihe an dich kommen; denn so bald gibt's ja doch keine Ruh', Gott sei's geklagt!"

„Wir beide, Hans," seufzte Otto, „werden uns drein finden müssen, zu Hause zu bleiben. Ach, es ist ein Jammer — alle Jugend rüstet sich — täglich ziehen sie hinaus — in den heiligen Krieg — in den neuen Kreuzzug — und ich — —!"

„Meinst du denn wirklich," fragte Mutter Brüggemann, „daß es so rasch losgehen sollte. Man hört ja vielfach, die Rüstungen geschähen nur deshalb, um sich gegen die Russen zu sichern, falls die sich Übergriffe herausnehmen sollten, nachdem sie die Franzosen aus ihrem Lande getrieben. Es heißt, Preußen bleibe Frankreichs Bundesgenosse."

„Ach, Mutterchen, das ist ja alles Unsinn," antwortete Otto Grimm. „Das sagen sie nur so, weil von oben her der wahre Zweck der Vorbereitungen verschleiert werden soll. Für Preußen gibt es keinen anderen Feind als Napoleon."

„Warum haben sie dann dem York so bittere Vorwürfe gemacht, als er sich offen von den Franzosen lossagte?" fragte Hildegard. „Mir scheint, er hat eher verdient, daß sie ihn loben und preisen sollten als den Mann, der zur rechten Zeit als erster den Mut zur erlösenden Tat fand."

„Liebste Hildegard, da mußt du die klugen Herren Diplomaten fragen," sagte Otto. „Aber wie das mit dem York auch enden mag — ob ihn der König bestraft oder belohnt — das Volk wird immer auf der Seite des Helden stehen, der uns zuerst den Weg gewiesen."

„Was ist das für ein Geräusch?" rief Hans, plötzlich aufhorchend. „Du, Otto, das sind Schüsse — horch doch nur!"

„Wahrhaftig!" antwortete der junge Mann. Hans riß das Fenster auf und sah hinaus. Nun hörte man deutlich Geschrei, Pferdegetrappel und den Knall von Feuerwaffen. „Sollten etwa die Franzosen mit einem Trupp von Freiwilligen zusammengeraten sein?" meinte Otto. „Es hat mich immer gewundert, daß sie sie so ruhig und unangefochten täglich zu den Toren hinausziehen lassen."

Näher scholl jetzt der Schlag von Hufen, und gleich darauf jagte ein Trupp von Reitern in die Straße hinein und am Hause vorbei.

„Das sind ja Kosaken!" rief Otto. „Was bedeutet das? Sollten die Russen sich schon über die Franzosen hermachen?"

„Kosaken! Kosaken!" rief Hans, sich weit zum Fenster hinauslehnend. „Potzblitz! sie fliegen auf ihren kleinen Gäulen hin wie der Wind. Was sie für hohe Mützen und lange Lanzen haben!"

„Soll etwa in der Stadt selbst das Gemetzel losgehen?" jammerte Mutter Brüggemann. „Das fehlte noch! Man ist so seines Lebens nicht mehr sicher. Ach Gott, ach Gott! wenn doch erst ruhige Zeiten kämen! Wahrhaftig, man kriegt es satt!"

„Nach den Schüssen zu urteilen," sagte Otto, „wird in den nächsten Straßen gekämpft."

„Ich will hinunterlaufen und sehen, was es ist!" rief Hans und war schon an der Tür.

„Warum nicht gar?" schrie die Mutter angstvoll. „Willst wohl unter die Pferde kommen oder totgeschossen werden? Daß du mir da bleibst!"

Da öffnete sich die Tür. Brüggeman, der Vater, kam herein, zerfetzt, beschmutzt, das Gesicht von Rauch geschwärzt. An seiner Seite sah man einen fremden, jungen Mann, der bleich war wie der Tod.

„Um Gottes willen, was ist dir zugestoßen?" rief Frau Brüggemann und eilte ihrem Mann entgegen.

„Wo kommst du her, Vater?" fragte Hans, der schon an der Korridortür gewesen war. „Du warst ja gar nicht auf der Treppe."

„Vom Boden her, vom Dach," antwortete der Alte. „Keine unnützen Worte, keine Fragen — alles später! Wir haben keine Zeit! Mutter, rasch, schaff für den jungen Herrn hier ein paar Kleider von Hildegard — werden ihm gerade passen — und hilf ihm da drinnen

ich umziehen. Aber so schnell wie irgend möglich! Sein Leben hängt von einer Sekunde ab."

Mutter Brüggemann war eine sehr bedächtige Frau, aber wo die Not es erforderte, da konnte sie flink sein wie ein Wiesel. Sie zog, ohne weiter zu fragen oder zu zaudern, den Fremden hinter sich her in die Nebenstube.

Otto Grimm, Hildegard und Hans umringten den Vater und bestürmten ihn mit Fragen. Er aber wies sie von sich.

„Still, still!" sagte er. „Die Franzosen sind hinter uns her. Die Mutter soll sich an den Tisch setzen und arbeiten, als sei nichts geschehen, Hans, nimm ein Buch vor, und du, Otto, desgleichen. Ich —" bei diesen Worten warf er rasch die Stiefel ab — „ich leg' mich zu Bett. Ich bin krank, wenn die Kerle kommen sollten."

„Aber was bedeutet das alles?" flüsterte Hildegard angstvoll.

„Und kommen werden sie," setzte der Porzellanmaler hinzu. „Sie haben uns auf der Straße verfolgt. Sie werden das ganze Haus durchsuchen. Wenn nur die beiden da drin rasch fertig werden! Ich gehe — Hildegard, du mußt mit dem armen Herrn — Herr Bärsch ist's — der Neffe unseres Direktors — du mußt mit ihm zur Treppe hinab. Das ist die einzige Rettung. Wenn ihr an den Franzosen vorbeikommt, ist alles gut. Wo nicht —" er zuckte die Achseln — „so haben wir unser möglichstes getan."

„So sage doch nur, warum wird er verfolgt?" drang Otto in Brüggemann.

„Freiwillige Jäger haben zusammen mit Kosaken die Besatzung überfallen und zersprengen wollen," antwortete der Maler. „Das Unternehmen ist mißglückt. Später mehr. Laßt mich — laßt mich —" und er eilte in sein Schlafzimmer.

Im selben Augenblick trat Frau Brüggemann mit dem als Mädchen verkleideten Jüngling hervor. Selbst der schärfste Blick hätte in diesen zarten, blassen Zügen mit der bartlosen Lippe, den weichen, träumerischen Augen keinen Mann vermutet.

Auf der Treppe hörte man Stimmen und Waffengerassel.

„Da kommen sie auch schon," rief Hildegard, warf den Mantel um, setzte den Hut auf und nahm den jungen Herrn Bärsch beim Arm. „Folgen Sie mir."

„O, ich bin ganz ruhig, liebes Fräulein," antwortete dieser. „Die Jagd über die Dächer hatte mir nur den Atem benommen. Jetzt zittere ich nicht mehr. Ich würde den Feinden weit lieber mit der Waffe in der Hand entgegentreten, als so verkleidet an ihnen vorbeischleichen."

„Still!" sagte Hildegard leise. „Kommen Sie!"

Damit traten die beiden auf die Treppe hinaus. Otto Grimm, Hans und Frau Brüggemann setzten sich ruhig an den Tisch, wie der Vater ihnen geraten hatte, aber sie konnten kaum ihre große Erregung unterdrücken. Namentlich in Otto Grimm kochte wilde Entrüstung über diese neue Maßregelung seitens der Franzosen.

„Nicht einmal in seinen vier Wänden ist man vor ihnen sicher," murmelte er zwischen den Zähnen. „O wieviel Unglück haben diese Menschen schon angestiftet! Wie viele Familien unglücklich gemacht, Blut und Tränen erpreßt! Sie machen allen das Leben zur Qual!"

Kolbenschläge dröhnten gegen die Tür. Mutter Brüggemann lief mit einem Aufschrei hin und öffnete. „Jesus! was gibt es denn?"

„Dies ist die letzte Wohnung des Hauses," sagte ein französischer Offizier draußen zu seinen Leuten, „hier müssen sie sein. Wir haben das Quartier zu visitieren," wandte er sich an Frau Brüggemann, „öffnen Sie alle Zimmer."

Otto Grimm stand an ihrer Seite. Er war des Französischen mächtig und antwortete dem Offizier. „Worum handelt es sich?" fragte er.

„Ein freiwilliger Jäger ist in dieses Haus geflüchtet," war die Antwort. „Er ist in dieser Wohnung, nicht wahr?"

„Hier ist niemand Fremdes," antwortete Grimm, indem er sich mühsam zur Ruhe zwang.

„Sie haben ihn versteckt, nicht wahr?"

„Nein — es ist niemand zu uns hereingekommen — doch Sie glauben meiner Versicherung nicht. Durchsuchen Sie also die Zimmer Bitte."

Der Offizier trat mit zwei Soldaten herein. Grimm nahm die Flurlampe und folgte ihnen, um zu leuchten. Sie guckten in alle Ecken des Korridors, öffneten die Kleiderschränke und tasteten hinein, guckten unter die Möbel und kamen dann in die Wohnstube. Mutter Brüggemann ging hinter ihnen her.

„Wir haben niemand hier, wir haben niemand hier!" wiederholte sie.

„Sei still, Mutter — alles Flehen nützt bei diesen Menschen nichts — sie mögen sich überzeugen."

„Was sagen Sie da?" fuhr der Offizier ihn an.

Grimm übersetzte seine Worte ins Französische.

„Dies ist das Schlafzimmer der Eltern," sagte er, die Tür öffnend, „der Vater ist krank und liegt im Bett."

„Ah," sagte der Franzose. „Licht her!" damit trat er ans Bett heran.

Einen Augenblick stockte dem jungen Mann und der Mutter

Brüggemann das Herz in der Brust. Wenn der Franzose die Decke aufhob, hätte er sehen müssen, daß der Maler angezogen im Bett lag und sicherlich Verdacht geschöpft.

„Nein," sagte einer der Soldaten zu dem Offizier, als der Schein der Lampe auf das Gesicht Brüggemanns fiel, der aus den Kissen angstvoll die fremden Menschen anstarrte, „es war ein ganz junger Mann und ohne Bart."

„Richtig!" sagte der Offizier. „Weiter!"

Grimm führte sie zur andern Tür. „Hier ist das Schlafzimmer der Tochter und des Sohnes — des Jungen dort." Damit wies er auf Hans, der mit weit offenen Augen den kriegerischen Gestalten nachsah.

„Und was sind Sie hier?" fragte der Franzose.

„Ich bin der Bräutigam der Tochter," antwortete Grimm. „Bitte!" Damit trat er in die Stube und hob das Licht hoch.

Da plötzlich erschrak er zu Tode. Die Lampe zitterte in seiner Hand. Mitten auf dem Boden lag die Freiwilligenuniform. Aber er hatte die Geistesgegenwart, die Lampe so zu drehen, daß der Schatten des Schirmes gerade auf die Stelle fiel. Die Franzosen traten herein, und mit einer Bewegung des Fußes schob Grimm die Sachen in eine Ecke, ohne daß die Soldaten etwas merkten.

„Wo ist die Tochter?" fragte der Franzose.

„Sie muß den Herren begegnet sein, sie ging im Augenblick fort wo Sie die Treppe heraufkamen, um eine Freundin nach Hause zu, begleiten."

„Ah, die beiden charmanten, jungen Damen — ganz recht. Hm — der Flüchtling ist nicht hier. Schließlich kann er sich aber nicht in Luft verwandelt haben. Sacré tonnerre! Ich begreife nicht. Ah bah — lassen wir ihn also laufen. Guten Abend! Wir kehren zur Wache zurück, Leute!"

Otto sah ihnen vom Fenster aus nach, und als sie aus der Straße hinaus waren, rief er Vater Brüggemann zu, daß die Luft nun endlich rein sei. Der Alte schlüpfte aus dem Bett und setzte sich zu den andern an den Tisch.

„Gott sei Dank!" rief er. „So sind sie glücklich davongekommen."

„Aber, Vater," rief Hans ungestüm, „nun erzählst du schleunigst, was das eigentlich gewesen ist!"

„Ja — gib mir 'ne Tasse Kaffee, Mutterchen, oder sonst was zu trinken," sagte der Porzellanmaler. „Hört also zu. Ich kann die Sache allerdings nur so darstellen, wie ich sie mir nach den einzelnen Brocken, die mir Herr Bärsch in Eile unterwegs mitgeteilt hat, zusammenzureimen vermag. Ein paar freiwillige Jäger haben sich an Oberst Tettenborn

gewandt, an den russischen Befehlshaber, der zur Zeit bei Alt-Landsberg mit einigen Kosakenpulks die Gegend unsicher macht. Sie haben ihn aufgefordert, einen Überfall auf die französische Besatzung der Hauptstadt zu unternehmen, und sich ihm dabei als Führer angeboten. Sie gaben ihm genaue Auskunft über die Stärke und Verteilung, und Tettenborn fand sich bereit zu dem Unternehmen, das nun, wie mir scheint, auf höchst ungeschickte Weise ins Werk gesetzt wurde. Eine Bande von Kosaken, an deren Spitze sich die drei Freiwilligen von Arnim, von Blomberg und Bärsch stellten, sprengten zu drei verschiedenen Toren in die Stadt hinein, hieben und schossen eine Anzahl Franzosen nieder, entwaffneten sie, sperrten sie in die Wachthäuser und sammelten sich auf dem Alexanderplatz. Überall wurde Alarm geschlagen, und von allen Seiten rückten die Franzosen heran, Kavallerie galoppierte über die Brücken, ja selbst Artillerie fuhr auf. Nun wollten die Russen nicht mehr mitmachen und trabten dem nächsten Tore zu, um zu verschwinden. Inzwischen hatten sich Bürger zusammengerottet und fingen nun an, sich mit den Franzosen herumzubalgen. Bärsch glaubte, er könnte mit diesen Tapferen die Stadt erobern, trat an ihre Spitze und führte sie unter Hurra gegen die nächste Schar von Feinden. Es gelang ihnen wirklich, ein Häuflein von dreißig Mann in die Flucht zu treiben und gleich darauf noch eins von fünfzehn Mann. Aber nun kam eine Schar von Kosaken, die von den Franzosen in die Flucht getrieben worden waren, gegen sie herangesaust. Viele von ihnen wurden über den Haufen geritten. Der Trupp kam in Unordnung und konnte den nachrückenden Franzosen keinen Widerstand mehr bieten. Bärsch verteidigte sich wie ein Löwe, von Blomberg wurde an seiner Seite zu Tode getroffen. Nun warf sich Funke, der Schmied, den Franzosen entgegen. Wir waren mit ihm hingelaufen, aber der Strom der Flüchtenden riß uns mit fort. Funke aber hielt mit seinem Schmiedehammer allein den Haufen so lange zurück, bis Bärsch und ich das Café Seydlitz erreichten und auf das Dach des Hauses entkommen waren. von Arnim soll schon vor Blomberg gefallen sein. Was aus Funke geworden ist, weiß ich nicht — doch befürchte ich das Schlimmste. Das Unternehmen ist gänzlich fehlgeschlagen. Wir werden jedenfalls neuen Verdrießlichkeiten entgegengehen, denn es ist kaum anzunehmen, daß Monsieur Augereau, der dicke Herzog von Castiglione, dieser Marschall mit dem Äußeren eines Fleischerknechts, den Anschlag ungestraft wird hingehen lassen. Bürger haben sich daran beteiligt, und dieser Umstand berechtigt ihn zu strengen Maßregeln."

„Mein Gott! da wird es uns vielleicht so ergehen, wie den Hamburgern unter Davout!" jammerte Frau Brüggemann.

„Nur zu! nur zu!“ rief Otto Grimm. „Desto furchtbarer wird die Rache sein! Lange kann's nicht mehr dauern. Jetzt sind die ersten Opfer gefallen im Kampfe um die Freiheit. Das Volk hat auf den Straßen Berlins Blut fließen sehen. Gebt acht! Nun wird der Boden hier mit jedem Tage heißer. Vielleicht ziehen es die Franzosen vor, sich eines schönen Tages auf die Beine zu machen. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir eines Morgens erwachten und keinen von ihnen mehr hier fänden.“

„Ich bin nur froh,“ sagte der Porzellanmaler, „daß der arme Bärsch mit dem Leben davongekommen ist. Sein Oheim wird ihn schon in Sicherheit zu bringen wissen. Ach, weiß der Himmel, wenn dieser Überfall auch mißglückt ist, wenn er auch höchst einfältig ausgeführt worden ist, es tut doch unendlich wohl, daß mal wieder was geschehen ist! Als York seine große Tat ausführte, da ging es wie ein Aufatmen durchs Land — aber es ist nichts draus geworden — man hat klein beigegeben — und seitdem war es wie drückende Gewitterschwüle um uns her — man sah wohl die Wolken sich zusammenziehen, aber es ging hin und her, und bald sah es so aus, als wollte es sich verziehen ohne Blitz und Donner. Nun hat es doch geblitzt, und nun wird auch der große, weithin hallende Donner kommen!“

„Ja, das haben wir im Kriege immer gesagt,“ sprach Otto Grimm. „Wenn nur die ersten Schüsse gefallen sind, dann weiß man doch, woran man ist!“

„Das Zaudern und Schwanken gibt ja auch dem Feinde nur Gelegenheit, neue Kräfte zu sammeln,“ setzte Brüggemann hinzu. „Wozu haben sie überhaupt erst den Fürsten Hatzfeld nach Paris geschickt? Er soll freilich auf die napoleonischen Bücklinge am besten eingeschult sein. Von Wien ist ein General Bubna dort. Von dem sagt man, er hätte statt des Degens einen Fuchsschwanz in der Scheide stecken. Glauben sie denn wirklich, es könne eine friedliche Einigung erzielt werden? Wenn auch Napoleon ein bißchen auf der Friedensflöte bläst, bei ihm ist das Instrument so kunstvoll eingerichtet, daß er es bloß herumzudrehen braucht, so ist es eine Kriegstrompete.“

„Er wird's auch herumdrehen — wir werden ihn bald hier haben. Statt dessen“, rief Otto, „sollten sie lieber ihm auf den Pelz rücken. Es wäre weit besser, wenn sie Frankreich zum Kriegsschauplatz machten. Sie sollten endlich mit dem Säbel zwischen die Diplomatenfedern fahren.“

„Etwa so, wie?“ rief eine Stimme, und zwischen die ahnungslos am Tisch sitzenden Leutchen fuhr tatsächlich ein leibhaftiger Säbel, dessen blanke Klinge im Lampenschein blitzte.

4. Hildegard Brüggemann.

Frau Brüggemann schrie. Der alte Herr fuhr zurück. Otto sah erstaunt auf. Vor ihnen stand ein freiwilliger Jäger mit frischem, rosigem Gesicht und lustig funkelnden Augen. Erst an dem lauten, herzlichen Lachen erkannten sie, wer es war.

„Alle Wetter!" rief Grimm. „Das ist ja die Hildegard! Du Blitzmädel!" Er stand auf, ergriff ihre Hände und betrachtete sie mit Entzücken. Hans sprang um sie her und klatschte in die Hände.

„Ach, siehst du hübsch aus als Soldat! Siehst du hübsch aus! Vom Fleck weg könntest du so in den Krieg ziehen!" rief er aus.

Sie hatten sie im Eifer des Gesprächs nicht zum Korridor hereinkommen hören. Da war sie in ihre Stube geschlüpft und hatte, aus Übermut, aus Freude darüber, daß sie ihren Auftrag so glücklich ausgeführt, die Freiwilligenuniform des jungen Mannes angezogen, der sie hatte retten helfen.

„Mädel!" riefen Vater und Mutter in einem Atem. Bei der Mutter klang es vorwurfsvoll — beim Vater freudig.

„Wie ist es denn gegangen mit Bärsch?" fragte der letztere. „Erst berichte mal!"

„Ausgezeichnet," antwortete sie. „Die Soldaten haben uns ohne weiteres vorbeigelassen — gegen Damen sind die Franzosen eben immer galant. Ich habe ihn zu seinem Onkel gebracht, und der hat ihn gleich in einen ausgebrannten Porzellanofen gesteckt. Wenn's gut geht, läßt der ängstliche Herr ihn ein paar Tage da drinnen. Wie gefall' ich euch?"

„Laß nur den Spaß!" sagte die Mutter verdrießlich. „Es ist wahrlich zu sehr Ernst mit dem Krieg, als daß man sich zum Possenspiel wie ein Krieger anputzen dürfte."

„Ach, Mutter!" seufzte Brüggemann, während er Hildegard wohlgefällig betrachtete. „Hätten wir doch einen Jungen in Hildegards Alter — könnten wir dem Vaterland doch auch einen Soldaten stellen!"

„Ich dächte, wir hätten auch ohnedem getan, was in unseren Kräften steht," antwortete die Mutter. „Wir haben alle unsere Schmucksachen hingegeben — ja auch unsere goldenen Trauringe gegen eiserne umgetauscht. Du hast die Gemälde gestiftet, die du in freien Stunden entworfen hast, um im Handwerksbetrieb nicht ganz den Künstler in dir absterben zu lassen. Nicht genug damit, Hildegard und ich haben den ganzen Tag über genäht und gestrickt — alles für die Soldaten —"

„Und ich," rief Hans dazwischen, „ich habe alles aus meiner Sparbüchse hingetragen — und sogar meine schöne Pflanzensammlung."

„Gewiß, gewiß," seufzte Brüggemann, „aber wenn man jetzt d

nge Volk zusammenströmen sieht, wenn man sieht, wie alle Jugend
i den Waffen greift, wie nur die Schwächlinge, die Krüppel und die
ranken zurückbleiben, wenn man sieht, wie die Eltern mit zum Tore
ehen und mit Kuß und Segen von ihnen scheiden — ach, dann tut's
nem doch weh, daß man nicht auch einen Jungen im Felde hat, daß
an sich nicht sagen darf, auch dein Fleisch und Blut hilft mit."

Grimm stöhnte. „Ja, Vater Brüggemann, ein Jammer ist's —
a muß man sitzen und zugucken — da hat man das Feuer im Herzen,
en Zorn im Blute — und man kann nicht mit!"

Mutter Brüggemann wurde offenbar ein wenig unruhig. Sie stand
uf, sah nach der Uhr und sagte: „Es ist nun aber wirklich Zeit, daß
an zu Bett geht."

„Entschuldige, Mutterchen," antwortete Grimm und stand auf.
Die Zeit haben wir ganz außer acht gelassen." — Mit diesen Worten
ahm er Abschied, um nach Hause zu gehen.

„Und du, Hildegard," wandte die Mutter sich an das Mädchen,
mach, daß du aus dem Soldatenkittel wieder herauskommst. Die
achen soll der Hans morgen zum Herrn Direktor bringen."

„Herr Bärsch wird sie für die nächsten Tage schwerlich brauchen,"
chte Hildegard und ging in ihre Stube.

Es war noch früh am Morgen, da trat Hildegard Brüggemann in
nen Friseurladen. Mit einem raschen Griff löste sie das aufgesteckte
aar und ließ die beiden kastanienbraunen Zöpfe bis zu den Kniekehlen
erabfallen.

„Sagen Sie, Meister, was zahlen Sie für dieses Haar?"

„Für dieses Haar?" antwortete der Friseur. „Aber, gnädiges
räulein, Sie wollen doch nicht etwa . . . ."

„Ja, ich will es verkaufen."

„Unmöglich, meine Dame, unmöglich! Solches Haar — eine Gabe
ottes — eine seltene Gabe, mein Fräulein! Ich habe noch nie so
ostbares, so langes, so seidenweiches Haar gesehen!"

„So sagen Sie doch, was würden Sie dafür geben?"

„Ja, wenn ich einen Preis sagen soll, mein Fräulein — gut und
ern zwanzig Taler!"

„So nehmen Sie die Schere und — —"

„Nimmermehr, mein Fräulein! Abschneiden? Dieses Haar ab-
neiden! Das wäre Sünde! Das bringe ich nicht übers Herz."

Aber Hildegard Brüggemann ergriff selber eine Schere, setzte sich
or einen Spiegel, trennte mit ein paar kräftigen Schnitten die Zöpfe
urch, schlug sie in einen Bogen Papier, der auf einem Stuhle lag, und
erließ das Geschäft. Der Meister sah ihr nach, wie im Traum befangen.

Sie begab sich in eine jener Schreibstuben, die damals in den Nebenzimmern von Gastwirtschaften eingerichtet waren, und wo die freiwilligen Gaben fürs Heer und fürs Vaterland angenommen und verbucht wurden. Trotz der frühen Stunde herrschte schon ein reges Treiben in dem kleinen Raume.

Ein Mann am Schreibtische war damit beschäftigt, ein paar Briefe zu öffnen, die abgegeben worden waren. Er las mit geschäftsmäßig trockner Stimme:

„Berlin, 20. Februar. Die königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlandes tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden Jünglingen, die sich den edlen Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Ausrüstung und zum Ersatz der Reisekosten nach Breslau behilflich zu sein. Buchhändler F. Braunes."

„Buchhändler F. Braunes," wiederholte der zweite Schreiber und trug den Namen in ein großes Buch.

Der erste Schreiber las weiter: „Ein junger Mann, der seinen Lieblingswunsch nicht anders zu erfüllen vermag, als wenn er einige von seinen Sachen in Geld umzusetzen sucht, ist entschlossen, in der Mohrenstraße Nr. 64 parterre eine Kupferstich- und Landkartensammlung in Rahmen und in Mappen sowie eine Harfe von vorzüglichem Ton sogleich zu verkaufen."

„Mohrenstraße Nr. 64 parterre," wiederholte der zweite Schreiber.

Unter den Anwesenden, die auf den Bänken saßen oder in Gruppen umherstanden, erhob sich abermals ein Gemurmel. Viele von dieser Leuten fanden sich täglich ein, einige aus wahrer Begeisterung, einige aus Neugierde, genau wie sie sich bei jeder Hochzeit aufstellten, um das Brautpaar zu sehen, oder möglichst bei jeder Beerdigung zugegen sein mußten.

„Von zwei Damen," las der Schreiber weiter, „zwei goldene Fingerhüte, mit den Worten: ‚Messingne tun dieselben Dienste'."

Er legte bei diesen Worten den Gegenstand, den er einem Briefumschlag entnahm, auf einen großen Tisch innerhalb der Schranke, hinter der er und sein Kollege saßen. Auf diesem Tische sah man schon mehreres liegen, namentlich Gold- und Silbersachen, aber auch Strümpfe, gestrickte Jacken, Tornister, ein großes Stück Tuch, Stiefel und andere Dinge.

Der Schreiber sah auf. „Meine Herren und Damen, ich bitte hübsch ruhig und ordentlich der Reihe nach heranzutreten. Jedermann ist willkommen — auch die kleinste Gabe wird angenommen." Er sprach das in mechanischem Tone, und er hatte es ja auch schon seit Wochen, alle täglich mehrere Male zu sagen.

Zuerst trat ein altes Ehepaar an die Schranke. Der Mann sprach leise, mit etwas zitternder Stimme: „Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren, diese zwei goldenen Trauringe sind unser letztes. Wir tauschen sie mit Freuden gegen eiserne um. Kupferschmied Seling und Frau."

Der Schreiber nahm die goldenen Ringe und entnahm einem neben ihm stehenden Kästchen zwei eiserne, welche er mit einer leichten Verneigung dem Manne und der Frau überreichte, indem er dabei die Worte sprach: „Gold gebt ihr für Eisen. Das Vaterland dankt euch."

Darauf traten zwei Knaben heran. Der eine sagte mit einer hellen, lauten Stimme, wie die Kinder sie anschlagen, wenn sie auf dem Podium im Schulsaale stehen und ein Gedicht deklamieren: „Alexander, zehn Jahre, und Theodor, neun Jahre alt, zu jung, um für das geliebte Vaterland zu fechten, opfern freudig ihre kleine Habe, zwei Dukaten, zur Bekleidung für schwarze Jäger."

Ein Mann trat heran. „Bauer Hintze aus Weißensee stellt unentgeltlich zwei Pferde zum Kriegsdienst."

„Fabrikbesitzer Rösicke, Klosterstraße 8, stellt sich selbst als Soldat, bekleidet und bewaffnet drei Freiwillige zu Fuß und besoldet sie während des Krieges, solange er lebt," meldete ein zweiter.

Ein kleines Mädchen trat vor. „Amalie gibt von ihrem Taschengelde einen Taler, mit dem Wunsche, daß andere Mädchen ihrem Beispiele folgen möchten."

Nach ihr erschien ein altes, ärmliches Weibchen: „Eine Greisin, die gar nichts besitzt," sagte sie, „hat drei Paar wollene Fußsocken gestrickt für freiwillige Jäger."

Darauf kam wieder ein kleines Mädel. „Die kleine Marie," sagte sie, „gibt einen Taler acht Groschen. Sie sollte sich für dieses Geld eine Wachspuppe kaufen."

Auf alle diese Gaben antwortete ein freudiges Murmeln der Zuschauer. Die beiden Männer am Schreibtisch machten ruhig ihre Eintragungen. Ein dritter Mann, der im Hintergrund an einem Fenster saß, schrieb eifrig in ein Notizbuch.

Jetzt trat Hildegard Brüggemann heran. Sie legte ihr Papier auf die Schranke. Als das wunderschöne, braune, volle Haar zum Vorschein kam, stutzte der Schreiber.

„Für diese beiden Zöpfe", sprach Hildegard, „hat mir ein Friseur zwanzig Taler geboten. Ich lege sie als Opfer auf dem Altar des Vaterlandes nieder."

Ein lautes Summen erhob sich ringsum. Das war die erste Gabe dieser Art. Die Frauen drängten herzu, und eine rief laut: „Wahrhaftig, das Mädel hat sie sich abschneiden lassen!"

Der Mann am Fenster, der als Kontrolleur von seiten der Regierung anwesend zu sein schien, kam an den Tisch. Er warf einen Blick auf das lange, braune Haar, das der Schreiber in der Hand hielt, so daß es tief über die Schranke herabhing, sah Hildegard an und streckte ihr die Hand hin.

„Edles Mädchen!" rief er. „Ihre Hand! Dies ist das rührendste Geschenk, das bisher dargebracht worden ist! Nein! Dieses Haar werden wir nicht verkaufen. Wir werden Ringe und Ketten davon flechten lassen, die als wertvolle Erinnerung an dieses schöne Opfer sicherlich sehr begehrt sein und einen großen Ertrag einbringen werden."

Hildegard wurde blutrot im Gesicht. Sie vermochte nichts zu sagen. Am liebsten wäre sie fortgelaufen, so unangenehm war es ihr, von all diesen Leuten angegafft zu werden. Aber der Herr hielt sie noch immer an der Hand fest.

„Ihr Name, edles Mädchen?" fragte er.

„Den will ich nicht angeben," antwortete sie hastig.

„Ungenannt," murmelte der Schreiber.

„Meine Herren und Damen!" rief der Herr mit dem Notizbuch, „Kinder geben den Inhalt ihrer Sparbüchsen, Eheleute ihre Trauringe, Männer und Frauen Schmucksachen und bares Geld und wertvolle Gegenstände und Gebrauchsgegenstände, Beamte verzichten auf ihr Gehalt zugunsten der Kriegskasse — dieses Mädchen aber, meine Herren und Damen, opfert den schönsten Schmuck, den die Natur dem Weibe verleiht, sie tut es in einem Alter, wo — —"

Hildegard hörte nichts mehr. Sie entriß dem Herrn ungestüm ihre Hand und lief hinaus.

Es war nicht weit bis zu Otto Grimms Wohnung. Er saß mit seinen Eltern beim Frühstück. Als der alte Grimm gegangen war, um seinen gewohnten Vormittagsspaziergang zu machen, und die Mutter sich in die Küche begeben hatte, löste Hildegard die breite Samtschleife ihres Häubchens, nahm die Kopfbedeckung ab und fragte: „Fällt dir nichts auf an mir, Otto?"

„Wieso?" antwortete er, sie aufmerksamer betrachtend. „Ja — um Gotteswillen! was hast du mit deinem Haar gemacht?"

„Abgeschnitten — fürs Vaterland —"

„Hildegard!"

„Und dann weil es mir hinderlich geworden wäre."

„Hinderlich? Wie denn? Wobei denn?"

„Aus der Maskerade von gestern Abend ist Ernst geworden. Ich will Soldat werden — ich will als freiwilliger Jäger ins Feld."

Otto Grimm hielt jäh den Atem an. Hildegard legte die Hand

auf seinen Arm und sprach weiter, hastig, begeistert, mit dem hinreißenden Schwung eines vorwärtsstürmenden Willens: „Weißt du noch, was der Vater gestern sagte? Wenn er nur einen Jungen hätte, den er hingeben könnte! Und was hast du selbst gesagt? Verwünschest du nicht das Mißgeschick, daß du bei Jena ein Bein verloren hast? Ist es nicht das Schwerste, das Schlimmste für dich, daß du zurückbleiben mußt, wo alles junge Volk sich unter die Fahnen stellt? Ich will dem Vater ein Sohn, dir ein Stellvertreter sein! Kraft und Mut fühl' ich in mir. Das lange Haar hätte mich verraten. So seh ich im blonden Gelock wie ein junger Bursch aus. Habt ihr mich doch gestern im Soldatenrock alle nicht gleich erkannt. Seit ich aber diese Uniform angehabt, läßt es mir keine Ruhe. Es ist, als wäre davon etwas an mir und in mir zurückgeblieben. O, ich werde meinen Mann stellen. Ich werde meinen Bräutigam, der wehmütig zu Hause bleiben muß, würdig vertreten. Sie sollen mich nicht zagen sehen, wenn es in den Kampf geht."

„Und die Mutter?" fragte Otto, den Kopf schüttelnd.

„Du wirst sie trösten, Otto. Der Vater wird ihr auch gut zureden, auch Hans, der Feuer und Flamme sein wird. Wenn ihr alle ihr vorstellt, daß die Aufgabe, das Vaterland zu befreien, die äußersten Kräfte jedes einzelnen erfordert, dann wird sie es verschmerzen, und wenn ich glücklich wieder zu Hause bin, wenn wir beide zum Traualtar gehen, dann wird sie stolz sein auf ihre Tochter, und dann mögen es meinetwegen die Leute erfahren, was ich getan. Jetzt aber muß es noch Geheimnis bleiben, hörst du?"

„So bist du fest dazu entschlossen? Hildegard, du weißt nicht, was es heißt —"

„Ich weiß sehr wohl, Otto. Gestern bin ich, den armen Herrn Bärsch am Arm, mitten durch die Franzosen gegangen. Frage ihn, ob ich gezittert habe. Sie hatten Gefangene in ihrer Mitte, und auf der Straße lagen ein paar Tote. Pulverrauch zog durch die Luft. Wir mußten ganz langsam und ruhig unseres Weges gehen, um keinen Verdacht zu erregen. Seitdem weiß ich, daß ich tapfer sein kann."

„Wenn auch, wenn auch! Eine Schlacht, Hildegard — doch", brach er ab und ergriff ihre Hand, „fern sei es von mir, dich zurückzuhalten, die edle Begeisterung zu vergällen, die dich dazu treibt. Gott wird dich beschützen, wird dich uns erhalten! Die Eltern werde ich zu trösten wissen — und ich selbst," fügte er mit Tränen in den Augen hinzu, „ich selbst — ach, wenn ich nicht den Stelzfuß da hätte, dann müßte ich ja auch von dir scheiden — es bliebe ganz das Gleiche. Nein, ich will dich nicht halten — ich lasse dich mit Freuden ziehen in den heiligen Krieg — ich will dir zur Uniform verhelfen — ich weiß jemand —"

„O, ich habe mir einen Namen gemerkt," unterbrach ihn Hildegard. „Fabrikbesitzer Rösicke, Klosterstraße 8, bekleidet, bewaffnet und besoldet drei Freiwillige — laß uns gleich zu ihm gehen! Es werden sich viele melden — wir könnten leicht zu spät kommen."

„Da hast du recht. Der Andrang ist sehr groß."

Otto Grimm machte sich sogleich zum Ausgang zurecht. An seiner Mütze, wie an den Mützen und Hüten aller Patrioten, prangte das preußische Feldzeichen, das Erkennungssymbol aller Vaterlandsfreunde: eine kleine, schwarzweiße Schleife.

„Wenn wir bei Herrn Rösicke zu spät kommen," sagte er, „so haben wir im Tugendbund einen jungen Mann, der ist sehr reich. Er ist bucklig und kann deshalb nicht Soldat sein. Da hat er sich verpflichtet, zehn Freiwillige von seinem Gelde einzukleiden. Ich kenne ihn gut — bei ihm kommen wir ganz sicher an."

5. Frischauf, mein Volk!

Der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, der Stiefsohn Napoleons, der sein Hauptquartier in Köpenick bei Berlin aufgeschlagen hatte, und Marschall Augereau, der Herzog von Castiglione, erließen strenge Verbote gegen die Bewaffnung von Freiwilligen und untersagten auch den Abmarsch von ausgerüsteten Abteilungen aus Berlin. Allein niemand kümmerte sich darum. So sehr waren die französischen Machthaber schon in Mißachtung gekommen, daß die Jäger, zu Fuß und zu Pferde, ohne den Wachtposten überhaupt Rede zu stehen, zu den Toren hinauszogen und, einzeln oder truppweise, die Straße nach Breslau einschlugen.

In den ersten Tagen des Monats März sah es auf den Straßen Berlins seltsam aus. Wer aufmerksam die wie sonst hin und her gehenden Menschen beobachtete, dem mußte es auffallen, wie wenig junge Leute man darunter sah. Diese aber waren alle entweder von kränklicher Erscheinung oder Krüppel. Alle gesunde Jugend war der Aufforderung zur Bildung von Freiwilligenkorps gefolgt. Man erzählte sich, daß sich der König zuerst nicht viel von diesem Erlaß versprochen hatte. Da stand er eines Tages mit Scharnhorst am Fenster seines Schlosses zu Breslau, als ein großer Zug von Wagen herankam. Es waren gegen achtzig Gespanne voll Freiwilligen aus Berlin. Auf Scharnhorsts Frage, ob Seine Majestät nun an den guten Willen seines Volkes glaube, fand der König keine Antwort, nur die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Nun ward es in Berlin wie in Breslau mit jedem Tage lebendiger; immer mehr Freiwillige strömten zusammen. In der Hauptstadt ließen sich binnen drei Tagen neuntausend junge Leute in die Listen eintragen.

e Hingabe des Einzelnen an das Ganze kannte keine Grenzen. Die ringsten Menschen fanden in der Vaterlandsliebe zu jener Zeit den trieb zu großen und edlen Handlungen. Die Eltern riefen ihren hnen zu: Liebt das Vaterland mehr als uns, und diese fühlten es ch tiefer, als jene es aussprachen. Sie rissen sich los aus dem Kreise r Angehörigen, verließen den heimatlichen Herd, Vater und Mutter, eschwister und Braut und zogen aus, ihr Leben für die Freiheit hin- geben. Die Studenten warfen die Mappen weg, die Professoren selbst egen von den Kathedern herab und wurden Soldaten. Alles ent- annte vor Begierde, dem Feinde entgegengeführt zu werden. Familien- ter, ja Greise griffen wieder zu den Waffen. Lahmgeschossene In- liden versammelten die Knaben um sich und übten mit ihnen auf den ien Plätzen militärischen Dienst. Die Frauen gaben nicht nur alle hmuckſachen hin, sondern bildeten Vereine, in denen Tag für Tag ißig genäht, gestrickt und Charpie gezupft wurde. Viele Frauen ldeten sich als Krankenpflegerinnen und zogen beherzt ins Feld, um grauenhafte Arbeit in den furchtbaren Lazaretten zu versehen, in nen es nach den ungemein blutigen Schlachten der napoleonischen Zeit t noch schrecklicher herging, als auf den Schlachtfeldern selbst. Alle beit, alle Tätigkeit, auch die geringste, galt damals der Befreiung s Vaterlandes.

Die Promenaden und Vergnügungsorte boten nicht mehr jenes nte, lebhafte Bild dar, das die fröhliche Jugend der Jünglinge und ädchen hervorruft; Berlin schien wie ausgestorben zu sein. Den olizeidienst versahen Männer vom Landsturm. Man sah weder National- rden, noch Linientruppen mehr. Aber auch die französischen Uniformen aren verschwunden. Am 4. März hatten die letzten der verhaßten emdlinge bei Nacht und Nebel die Stadt durchs Hallische und Pots- mer Tor verlassen — gutwillig, zum großen Kummer vieler Drauf- nger, die sie am liebsten mit blutigen Köpfen hinausgeworfen hätten. ie Franzosen vergaßen in der Eile, die Tore hinter sich abzuschließen, daß ihnen alsbald ein paar Horden von Kosaken nachsetzten und ien guten Teil von Nachzüglern gefangennahmen.

Dann kam der Aufruf des Königs an sein Volk und am selben age der Aufruf der Landwehr. Dann der Aufruf des Königs an sein riegsheer, der Aufruf Blüchers an die Deutschen. Mit dem Aufruf ies Landsturms zauderte die Regierung noch, aber das Volk griff ihr ich hierin vor. Überall sammelten sich die Alten. Ja bei Küstrin am es sogar zu einem Kampfe zwischen den Franzosen und dem Land- rm. Dort hatten sich Greise von siebzig Jahren und Burschen von nfzehn Jahren unter dem Befehl ausgedienter Offiziere zusammen-

gefunden. Als ein Korps von sechstausend Franzosen Stettin verließ, um sich mit der Besatzung von Küstrin zu vereinigen, rief die Alarmglocke den Landsturm zu den Waffen, und mit Jagdflinten, Sensen, Piken, Äxten und Stangen eilten sie herbei, die Geistlichen der Gemeinden an der Spitze. Eine weiße Fahne mit schwarzem Kreuz wurde vorausgetragen, und es gelang der tapferen Schar, die Feinde über die Oder zurückzuwerfen und fünfhundert Gefangene zu machen, mit deren Gewehren sogleich eine Anzahl freiwilliger Jäger bewaffnet werden konnte.

In Berlin fand der Landsturm keine ernste Arbeit, aber er trat zusammen. Da sah man den Philosophen Fichte, der eben noch von der Kanzel herab seine wuchtige Beredsamkeit gegen den Feind ins Feld geführt hatte, bis an die Zähne bewaffnet erscheinen. Er trug einen breiten Ledergurt, zwei Pistolen, eine reichlich mit Patronen gefüllte Tasche und einen Säbel, der martialisch über das Straßenpflaster rasselte. Schleiermacher, der in dieser Zeit mehr von der Kanzel als vom Katheder seine Zorn- und Donnerreden schleuderte, war immer der erste beim Appell und stellte sich unter die Lanzenträger des vordersten Gliedes. Mit dem Geschichtschreiber Professor Rühs gerieten die Vorder- und Hintermänner oft in Streit, weil es ihm bei seinem ungestümen Temperament nicht möglich war, Gleichschritt zu halten. Von der Akademie der Künste brachte der würdige Direktor Schadow eine treffliche Schar von Künstlern. An seltsamen Waffen aus ihren Ateliers fehlte es dabei nicht. Pickelhauben, Ritterschwerter, ja Stachelkeulen kamen zum Vorschein. Nicht ohne theatralischen Prunk erschien Iffland an der Spitze der Theater- und Opernhelden, von denen damals so mancher es vorzog, die Bretter, welche die Welt nur bedeuteten, zu verlassen, um auf dem Felde der wirklichen Welt eine Rolle zu spielen. Der Direktor des Nationaltheaters — wie die Hofbühne damals hieß — hatte sein Arsenal preisgegeben, und so sah man auf dem Übungsplatze den Waffenschmuck Dunois und Burgunds, Wallensteins und Egmonts. Iffland selbst erschien eines Tages mit dem Brustharnisch und dem Schilde der Jungfrau von Orleans, was zur Erheiterung und Aufmunterung genugsam beitrug.

Der Aufruf des Königs und die Wirkung, die dieser Appell beim Volke fand, bei diesem von einem übermütigen Feinde ausgesogenen Preußen, setzte die ganze Welt in Erstaunen. Es war, wie der Tyrtäus jener Zeit, Theodor Körner, gesungen hatte: „Das Volk stand auf, der Sturm brach los.“ Die Universitäten blieben leer, die oberen Klassen der Gymnasien mußten schließen, die Regierungskollegien und Gerichtshöfe schmolzen zusammen, der Landmann verließ den Pflug, der Handwerker die Werkstatt, der Kaufmann das Geschäft. Der Unterschied der Stände schien vergessen, denn in den Reihen der Freiwilligen standen

Prinzen und Adelige neben Bürgerssöhnen. Die Selbstsucht schwieg, es gab nur ein Gefühl, einen Willen. Selbst die Stumpfsinnigsten und Furchtsamsten wurden hingerissen. Jeder Ort ward zum kriegerischen Magazin, das ganze Land zum Kriegslager. Was die freien Staaten des Altertums, was Sparta und Rom an Vaterlandseifer aufzuweisen haben, es übertrifft nicht das erhabene Gefühl, das jetzt in Preußen aufflammte. Die Glut der Begeisterung wuchs höher und höher und stieg auf zu einer Riesenlohe, an der ganz Europa sich erwärmte. Nicht anders, als wenn von jedem Hügel Alarm geblasen, auf allen Straßen der Generalmarsch geschlagen worden wäre, raffte sich jedermann auf und griff zu den Waffen. Immer von neuem klang der laute Ruf: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Begeistert sang alle Welt die Verse Theodor Körners:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen.
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif — ihr Schnitter, zaudert nicht!"

6. Isegrimm, der Eiserne.

Der 17. März, der Tag, an dem der „Aufruf an das Volk" von Breslau aus erlassen wurde, war noch in anderer Hinsicht bedeutungsvoll; denn an diesem Tage hielt General York, der durch seinen kühnen Abfall von Frankreich zum Nationalhelden geworden war, mit seinen Truppen Einzug in Berlin. Man hatte dem Isegrimm, wie er allgemein von seinen Soldaten genannt wurde, von seiten der Regierung sozusagen befohlen, das Kommando niederzulegen; aber keiner von Yorks Generalen fand sich bereit, es an seiner Stelle zu übernehmen. So behielt er es denn. Der König hatte ein Schiedsgericht berufen, das über Yorks eigenmächtige Handlung aburteilen sollte. Am 12. März erhielt General York den Spruch dieses Schiedsgerichts, der auf Freisprechung von aller Schuld lautete. Am 15. März traf York mit seinem Korps in Weißensee ein. Am 17. aber zog er in die Stadt ein, und dieser Einzug war eines der bewegtesten Volksfeste, die Berlin je gesehen hat.

Die Bewohnerschaft wußte auf die Stunde genau, wann er kommen würde, denn niemand wollte es versäumen, den Mann zu sehen, dem man das größte Verdienst an der Rettung des Vaterlandes zuschrieb. Vom frühen Morgen an herrschte reges Leben auf den Straßen, durch die der Zug der Soldaten gehen sollte. Frauen und Mädchen waren mit Körben voll Blumen zur Stelle, um den Helden und seine Mannen damit zu überschütten.

Der in Berlin anwesende Bruder des Königs, General Prinz Heinrich,

begleitet vom Grafen Wittgenstein, dem Fürsten Repnin, vielen russischen und preußischen Offizieren und dem Generalstabe der Berliner Nationalgarde, ritt dem Korps, das um neun Uhr von Weißensee abmarschiert war, auf die Hälfte des Weges entgegen und empfing York mit herzlichem Händedruck, worauf sich der Zug unter klingendem Spiel und dem Hurrageschrei der heranströmenden Volksmenge nach dem Königstor in Bewegung setzte. Eine Abteilung der Gendarmerie und der reitenden Nationalgarde ritt voran; denn ob es auch Soldaten waren, die da kamen, so ging es doch schon damals wie heute bei solchen Gelegenheiten nicht ohne die ehrwürdige Polizei ab. Neben dem Prinzen Heinrich ritten York, Wittgenstein und Repnin, hinter ihnen das glänzende Gefolge der Adjutanten. Einige Hundert freiwillige Jäger, uniformiert und gerüstet, hatten sich als Vorposten zu beiden Seiten der Straße am Königstor aufgestellt, um die ersten zu sein beim Empfange Yorks und seiner tapferen Scharen. Sobald die erste Schwadron des Korps in die Stadt eingerückt war, beurlaubte sich York bei dem Prinzen, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen, die in kriegsmäßiger Ordnung marschierten, nicht als geschniegelte und gebügelte Paradehelden, sondern in solchem Aufzug und in solcher Haltung, daß alle es ihnen ansahen: „Die haben Pulver gerochen!“

Den Zug eröffneten die schwarzen Husaren mit den Totenköpfen an den Tschakos — ein Erinnerungszeichen aus Friedrichs des Großen Zeit — dann kamen vier Schwadronen Schlesische Husaren, darauf acht Schwadronen Dragoner: Litauer, Westpreußen und Brandenburger. Man wunderte sich, die Schwadronen so vollzählig, die Pferde in so vortrefflichem Zustande zu sehen. Den Zug des Fußvolkes eröffnete das Ostpreußische Jägerbataillon; dann folgten das Leibregiment, das erste und zweite Ostpreußische Regiment, das Regiment Kolberg, geführt von dem tapferen Major von Steinmetz, das Westpreußische Regiment Nr. 5 und das Schlesische Nr. 6. Die Artillerie zählte 63 Kanonen und 16 Haubitzen mit guter Bespannung, geführt vom Major Schmidt, einem Offizier, wie es keinen trefflicheren bei dieser Waffe gab. Von ihm erzählte man sich, er sei der einzige unter allen Offizieren, gegen den York niemals grob sei. An Schmidts Seite sah man die Adjutanten Erhardt und von Peuker, von denen der General gesagt hatte, dies seien doch wirklich mal Adjutanten und nicht bloß reitende Telegraphen. Den Zug schlossen die Pioniere und der Train. Das ganze Korps zählte 18000 Mann und 6000 Pferde.

Unter den Zuschauern gab es viele, die ihre Nebenleute auf den oder jenen Offizier aufmerksam machten und mancherlei von ihnen zu sagen wußten. Da zeigte man sich den Adjutanten Yorks, den Major

Hiller von Gärtringen. Er bekleidete noch nicht lange diese Stelle; denn erst vor kurzem war Yorks bisheriger Adjutant Major von Seydlitz zum Kommandeur des Gardejägerbataillons ernannt worden. Als Hiller sich bei York meldete, fuhr dieser ihn an: „Ich brauche keinen Adjutanten mehr, seit man mir meinen Freund Seydlitz genommen hat.“ Hiller antwortete: „Ich bin auch nicht eben freudig überrascht gewesen, als ich das Kommando erhielt, Eurer Exzellenz Adjutant zu werden, aber den Krieg gegen die Franzosen werde ich mit Freuden mitmachen und müßte es als Tambour sein.“ Diese offenen, ohne jeden theatralischen Klang gesprochenen Worte gefielen dem General. Später wußte er die vorzüglichen Eigenschaften Hillers sehr zu schätzen.

Bekannt war auch Oberst Rauch, der Chef des Yorkschen Generalstabes, der vorzüglichste Ingenieur des Heeres. Neben ihm sah man Valentini, der im Rufe eines ausgezeichneten Strategen stand, und Major von Rohr, der sich als Ingenieuroffizier einen Namen gemacht hatte. Als ein Liebling Yorks galt Major von Schack, ein stattlicher Mann, das Idealbild des preußischen Offiziers im äußeren wie im inneren Sinne, tapfer, leutselig, ehrgeizig, von raschem Entschluß, von gesundem Geist und Gemüt, jugendkräftig wie ein Achill und schön wie ein Adonis. Unter den Regimentsführern kannte man den Obersten von Horn, einen derben, vierschrötigen Herrn mit groben, doch gutmütigen Zügen. Von ihm erzählte man sich, er sei zu seinen Soldaten wie ein Vater zu seinen Kindern, zeige ihnen, wie man kochen müsse, wie man wunde Füße zu behandeln hätte. Scharf und fest im Dienst, sei er doch unendlich gütig und herzlich, wo er es sein könne. Mehr als einmal hätte er, als das Korps noch in Rußland stand, die Dörfler dazu vermocht, für seine Leute Suppe zu kochen. Niemals sei er herzlos gegen Arme, Kranke und Gefangene.

Mit Jubel begrüßte man auch den General von Hünerbein. Er war von vielseitiger, eleganter Bildung, sprudelnd von Witz und beißendem Spott, von größter Schwungkraft des Geistes. Daher war denn auch manches derbe Scherzwort aus seinem Munde beim Volke bekannt geworden. Aber man erzählte sich auch, daß er im Felde ein echter Soldat sei, mit seinen Leuten das Kommisbrot teile und neben ihnen im Biwak auf Stroh läge, auch wenn ein Obdach zu haben sei. Einmal fragte General York ihn nach einem kleinen Gefecht, ob er Verluste gehabt hätte; da antwortete er mürrisch, einem einzigen krummen Packknecht habe zufällig eine Kanonenkugel die Kaldaunen in Unordnung gebracht, worauf York erwiderte: „Herr General, dem Packknecht sind seine Kaldaunen ebenso lieb gewesen wie Ihnen die Ihrigen; ich verbitte mir ein für allemal im Dienst jeden Witz; bei Tisch werde ich ihm gern sein

Recht lassen." Dem General Hünerbein verdankte York auch seinen Spitznamen: „Die Warnungstafel zu Pferd".

Nicht minder berühmt war Major von Steinmetz. Er führte das Regiment Kolberg, das mit lautem Freudengeschrei empfangen wurde. „Die braven Kolberger" hießen sie noch immer. Steinmetz war damals zweiter Kommandant neben Gneisenau gewesen, und es war in ihm etwas von jenes großen Mannes Art. Bei ihm hatte er es gelernt, jeden aufkeimenden Mißmut zu ersticken, den Geist seiner Untergebenen auch im erdrückenden Übermaß der Mühseligkeiten wach zu erhalten.

Beliebte Reiterführer waren Oberst von Jürgaß, „tapfer wie sein Degen", Major von Sohr, „der Husar vom reinsten Wasser", der verwegene Brigadier von Borcke und vor allem Major von Platen, der „tolle Platen", der die litauischen Dragoner führte, eine kühne Soldatennatur von schroffster Art, jähzornig, trotzig und draufgängerisch. Er sah die Pferde so gut wie die Litauer für seinesgleichen an. Einmal war ihm eine Attacke mißglückt, da befahl er hinterher, auch die verfluchten Mähren sollten einen Tag lang kein Futter bekommen. Einmal auch erhielt er Stubenarrest, da schoß er seine drei besten Pferde tot. Er brauche keine mehr, schrie er dabei, er sei Arrestant. Zu tollkühnen, wagehalsigen Unternehmungen war niemand so bereit, so brauchbar wie er. Es gab nichts, was er nicht gewagt hätte, um seinen Haß gegen die Franzosen zu sättigen.

Das Korps marschierte durch die neue Königstraße, über den Alexanderplatz, durch die alte Königstraße und über die Kurfürstenbrücke zum Schloß. Das Hurrageschrei um die Soldaten her nahm kein Ende, aus allen Fenstern wehten Tücher, und die Blumen fielen über sie her wie die Schneeflocken im Winter. Auf dem Balkon des königlichen Schlosses standen die Prinzessinnen und riefen den Kriegern ein herzliches Willkommen zu. York blieb von all dem Jubel unberührt. Streng und kalt sah er gerade vor sich hin, sein Blick schweifte weder nach rechts noch nach links, er schien die Menge nicht zu sehen, ihren Jubel nicht zu hören. Nur als er am Balkon des Schlosses vorüberkam, senkte er vor den Prinzessinnen salutierend den Degen. Vor den Fenstern hielt er an, ritt wieder an die Seite des Prinzen Heinrich und ließ die Truppen vorbeiziehen.

Am Abend war eine Festvorstellung im Opernhause, wo York abermals mit großer Begeisterung empfangen wurde. Es gab „Wallensteins Lager" und vorher ein vom Kapellmeister Reichardt komponiertes Singspiel „Liebe und Treue". Als aber die Wallensteiner das Reiterlied sangen: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" da sang das ganze Publikum mit. Und als zum Schluß der Vorstellung ein Trans-

parent sichtbar wurde, das die Inschrift zeigte: „Heil dem Erretter des Vaterlandes!" da erhob sich alles und brachte, zu York gewendet, ein donnerndes Lebehoch aus, zu dem Pauken und Trompeten schmetterten.

War ihm dies noch immer nicht genug? Es schien so. Schwer bedrückte es ihn, daß sein König die Tat, um deren willen er hier so gefeiert wurde, noch immer nicht verziehen hatte, ja vielleicht niemals verzeihen werde. York war eben ganz Soldat; die Anerkennung des obersten Kriegsherrn war für ihn die Hauptsache, und die fehlte noch. Erst am 20. machten die Zeitungen den Spruch des Schiedsgerichts bekannt, am 22. kam der König nach Potsdam und beschied den General zu sich, wie man sagte, „um ihm gehörig den Kopf zu waschen". Es ging wohl glimpflicher ab, als York vermutet hatte, aber man will im Vorzimmer doch einen lauten Wortwechsel gehört haben, der erst allmählich ruhiger wurde, bis York mit dem Ausdruck freudiger Rührung aus dem Kabinett des Königs hervortrat.

Friedrich Wilhelm IV. konnte als oberster Kriegsherr und als Monarch Yorks Tat nicht wohl anders als mißbilligen. Ihm mußte sie als Gehorsamsverletzung erscheinen. In einem Königreich, an dessen Spitze ein unbeschränkter Herrscher stand, hatte ein General, der den Kern der Kriegsmacht dieses Reiches befehligte, es gewagt, auf eigene Hand der Politik des Monarchen vorzugreifen, ganz als wollte er ihn zwingen, seiner Soldatenpolitik zu folgen. Er begab sich freiwillig in die Gewalt desjenigen Volkes, mit dem er noch eben auf Befehl seines Monarchen Krieg geführt hatte, und fiel mit seinem Korps von dem noch immer mächtigen Kaiser der Franzosen ab, mit dem sein König in festem Bündnis stand, der noch das ganze Land in Besitz hatte und seine Rache an ihm ausüben konnte. Und dabei wußte York, daß Scharnhorst aus dem Ministerium entfernt worden war, weil er zum energischen Aufstand geraten hatte, daß Stein noch immer in Ungnade war, daß Hardenberg das Ruder führte — ein Diplomat, der sich nimmermehr zu solcher Kühnheit aufschwingen würde. Wenn die Regierung sich entschied, das Bündnis mit Frankreich noch längere Zeit aufrechtzuhalten, so konnte diese verwegene Tat dem General York den Kopf kosten. Das alles hatte er recht wohl erwogen. Starr und eigensinnig, wie er war, bedrückte es ihn doch im innersten Herzen, beim König keine Würdigung für seine Tat zu finden. Und in der Tat hat der Fürst es den so ruhmgekrönten, von ihm belohnten und zum Feldmarschall beförderten Heerführer bis an sein Lebensende empfinden lassen, daß er ihm dieses eigenmächtige Handeln nie vergessen könne. Als Standbilder von Scharnhorst und Bülow längst vor der Königswache zu Berlin standen, wunderte sich die Bürgerschaft, daß die Statuen von York und Schill immer

noch fehlten. Aber die Verständigen wußten, daß die Taten dieser beiden Heißsporne damals auf dem Paradeplatze der Leibgarde noch keine ehrenvolle Anerkennung finden durften.

7. In den heiligen Krieg!

Nur ein Teil des Yorkschen Korps wurde in Berlin einquartiert. Kavallerie und Artillerie ritt durch die Stadt hindurch und wurde in den an der Straße nach Potsdam gelegenen Dörfern untergebracht. Mehrere Tage wurde gerastet. Man benutzte diese Frist mit Eifer, um Waffen, Rüstzeug, Kleidung, Mannschaft und Pferde in kriegsmäßigen Stand zu setzen.

Am 27. März brach York von Berlin auf. Die Truppen wurden im Lustgarten aufgestellt, der damals noch ein kahler Exerzierplatz ohne Anlagen und Museum war. Es war ein heiliger Krieg, in den diese Soldaten jetzt ziehen sollten, ein neuer Kreuzzug; deshalb wurden in ganz Preußen die ausrückenden Mannschaften von Priesterhand eingesegnet. Vor das am Morgen des 27. März im Lustgarten aufmarschierte Korps trat an einen aus Trommeln errichteten Altar der Feldprediger Schulz im evangelischen Priesterkleide. Er sprach begeisternde Worte zu den Mannschaften und erteilte ihnen dann den Segen. Feierlich läuteten vom Dom die Glocken. Eine dichtgedrängte Menge Volks umringte die Kriegerschar, die Frauen grüßten noch einmal ihre Männer, Söhne und Brüder, die Bräute ihre Verlobten, Mütter hoben ihre kleinen Kinder auf den Arm, eine allgemeine Rührung ergriff alle.

„Das macht mir die Leute zu weich, das Predigen und das Weinen," murmelte York, der Isegrimm, und gleich darauf stand er selbst an dem Feldaltar. „Kameraden!" rief er mit seiner harten, weithin hallenden Stimme, „drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer, Manneszucht. Von uns aber, die wir in den Kampf für eine heilige Sache ziehen, erwartet das Vaterland noch etwas Höheres: ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind. Um aber das höchste der Güter, die Befreiung des Vaterlandes zu erkämpfen, müssen wir bereit sein, das Höchste einzusetzen. Von diesem Augenblick an gehört keinem von uns mehr sein Leben. Keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen. Ein jeder sei freudig bereit, in den Tod zu gehen für das Vaterland und für den König!"

Dann wandte er sich nach der Seite hin, wo das tapfere Leibregiment stand, und rief mit erhobener Stimme: „Soldaten, jetzt geht's ins Feuer! Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen. Tut eure Pflicht! Ich schwöre es euch zu: Nur ein freies, glückliches Vaterland sieht mich wieder — ein unglückliches nie!"

Der alte Oberst Horn, der tapferste Degen des Heeres, der Kommandeur des Leibregiments, vermochte sich nicht zurückzuhalten, er sprang vom Pferde, eilte auf York zu, umarmte ihn und rief: „Das geloben auch wir, ich und das Leibregiment, und das ganze Korps wird dem Beispiel seines Generals folgen!"

Da schrie ein in Reih und Glied stehender Soldat: „Das soll ein Wort sein!" und wie aus einem Munde erscholl es jetzt in allen Regimentern: „Ja! das soll ein Wort sein!"

Gleich darauf setzten sich die Truppen in Bewegung. Begleitet von einer unzählbaren Masse teils jubelnder, teils noch immer weinender Menschen, marschierten sie zu den Toren der Hauptstadt hinaus.

Auch in Breslau waren große Tage gewesen. Am 15. März fand die Zusammenkunft der beiden nun verbündeten Monarchen, des preußischen Königs und des russischen Kaisers, unter großen Feierlichkeiten statt. Hinter dem Städtchen Wartenberg, an der preußisch-russischen Grenze, nahmen die Abgesandten des Königs, Generalleutnant von Kleist, Oberst Biron, Regierungspräsident Merckel und Abgeordnete der schlesischen Stände und der hohen Geistlichkeit, den Kaiser in Empfang. Er war begleitet von seinem Minister des Äußern, Grafen Nesselrode, dem Kriegsminister Araktscheff, dem Oberhofmarschall Grafen Tolstoy und mehreren Adjutanten.

Der König von Preußen fuhr ihm mit allen Prinzen des königlichen Hauses vier Meilen bis Oels entgegen. Die Freude über die Ankunft des Zaren war groß bei allem Volke, denn zu jener Zeit sah man die Russen als Befreier an, als Helfer und Retter in der Not. In allen Städten und Dörfern, durch die er kam, brauste ihm das Jubelgeschrei der Bewohner entgegen, begrüßte ihn das Geläut der Glocken. Eine halbe Meile vor Breslau stiegen beide Herrscher mit ihrem Gefolge zu Pferde und hielten zusammen durch das von dort an bis zum Königspalast in der Stadt aufgestellte Militär und die wimmelnde Menschenmenge ihren Einzug. Erst um sechs Uhr abends waren die letzten des prunkvollen Gefolges im Palast. Von allen Kirchen Breslaus brausten die ehernen Klänge, 101 Kanonenschüsse donnerten, das Jauchzen des Volkes nahm kein Ende. Am Abend und die halbe Nacht hindurch war die ganze Stadt festlich erleuchtet.

Alle Welt war von Siegeszuversicht erfüllt und gab sich den schönsten Hoffnungen hin. Die Truppen sollten sogleich ins Feld rücken. Am 16. und 17. war daher großer Gottesdienst im Freien. Am ersten Tage ward das Fußvolk, am zweiten die Reiterei eingesegnet. Die gesamte Gardereiterei bildete zuerst ein großes Viereck, dann schwenkte sie zum Kreise

herum, in dessen Mitte sich die beiden Monarchen mit ihrem zahlreichen Gefolge stellten.

Darauf trat ein Offizier des Gefolges vor und las von einem Blatt die Worte: „Soldaten! Vielfältig habt ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem dies nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für euch, die ihr zum stehenden Heere gehört. Von euch, geweiht, das Vaterland zu verteidigen, ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich erbieten. Seht, wie so viele alles verlassen, was ihnen das Teuerste ist, um ihr Leben mit euch für des Vaterlandes Sache hinzugeben. Fühlt also doppelt eure heilige Pflicht! Seid alle ihrer eingedenk am Tage der Schlacht wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. Des einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste im Heere, verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich, den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Mut, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei euer Ruhm. Folgt dem Beispiel eurer Vorfahren! Seid ihrer würdig und eurer Nachkommen eingedenk! Gewisser Lohn wird dem werden, der sich auszeichnet, tiefe Schande und strenge Strafe dem, der seiner Pflicht vergißt! Euer König bleibt stets mit euch, mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit euch kämpfen. Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit euch, und an unserer Seite ein zu unserer und Deutschlands Hilfe gekommenes, tapferes Volk, das durch hohe Taten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft, und Gott war mit ihm. So auch ihr! denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott, Mut und Ausdauer sei eure Losung!"

Danach löste der große Kreis sich in vier kleinere auf. Die beiden ersten wurden vom Regiment Gardeducorps gebildet, und in einen davon traten die beiden Fürsten mit ihrem Gefolge und den Prinzen, so daß sie selbst einen Teil dieses Kreises bildeten. In jedem dieser Ringe hielt ein Prediger die Einweihungs- und Feldrede, mit derselben Begeisterung, die damals in aller Herzen glühte. In dem Kreise, bei dem die kaiserlichen und königlichen Herrschaften waren, sprach der Feldprobst, Konsistorialrat Offelsmeyer, ein Hüne von Gestalt, mit ehrwürdigem Gelehrtenkopf. Nachdem er knieend gebetet, erhob er sich und rief in machtvollem Tone:

„Edle Krieger! Söhne des Vaterlandes! Der Tag ist da, der Tag der Sehnsucht eurer Herzen. König und Vaterland rufen ihre Verteidiger! Der Herr der Welten sitzt zu Gericht unter den Völkern der Erde und ruft euch zu Werkzeugen seiner Gerechtigkeit! Dunkel und steil ist der Pfad, den ihr betretet; aber pflichtmäßig und heilig ist er und ruhmwürdig auf ewig. Die Schmach des Vaterlandes zu tilgen, das fremde Joch zu brechen, die zertretene Menschheit aufzurichten, das ist das Ziel, nach dem ihr ringet! Ihr kämpfet nicht wie eure Gegner für wilde Leidenschaften ungerechter Tyrannen und grenzenlose Habsucht. Ihr kämpft für das erhabene Fürstenpaar in unserer Mitte, die milden, segnenden Väter ihrer Völker. Ihr kämpft für die gerechteste, heiligste Sache, für welche je das Schwert gezogen wurde. Ihr kämpft für die höchsten Güter der Menschheit, für das Vaterland, für euch selbst und für die Eurigen! Große Opfer sind gebracht worden, noch größere werden gebracht werden! Seid einig mit euch! Steht alle für einen, einer für alle! Haltet zusammen in Not und Tod, und der Erbfeind wird weder durch List noch durch Gewalt der guten Sache etwas anhaben! Seid alle bei der großen Sache mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! Glück auf!"

Darauf kniete er abermals nieder, um zu beten, stand wieder auf und erteilte mit erhobener Hand den Segen, wobei alle Glocken Breslaus zu läuten begannen. Den härtesten Menschen, die vielleicht nie eine Zähre geweint, schmolz das Herz vor Rührung. Unmittelbar darauf marschierten die Truppen unter heißesten Tränen und innigsten Segenswünschen vieler Tausende ins Feld.

Der einzelne verschwand völlig in diesem Meer von Soldaten. Viele Frauen erkannten in den dahin stampfenden Massen ihre Männer nicht. Doch hielt auch manche Braut den Geliebten, der das Glück hatte, als Sektionsflügelmann zu marschieren, noch lange bei der Hand, fröhlich neben der Truppe hinwandernd. In einer Schar freiwilliger Jäger fiel allen Leuten eine hohe, schlanke Gestalt auf: ein Jüngling mit tiefbraunem Lockenhaar und fast mädchenhaft weichen Zügen, von einer Schönheit, die selbst in diesem Gewühl von Gesichtern den Blick fesselte. Ganz jugendliche Erscheinungen sah man in großer Zahl — gleichwohl haftete diesem Knaben ein eigener Reiz an, der selbst dem flüchtigen Beobachter nicht entgehen konnte. Fragte man sich, was es denn eigentlich gewesen sei, was auf diesen Einen unter so vielen Tausenden die besondere Aufmerksamkeit hinlenkte, so konnte man sich das Gefühl nicht erklären. Es war ein Eindruck, eine vorüberhuschende Sympathie — und doch ein unvergeßlicher Anblick. Flatternde Fahnen, wirbelnde Trommeln, schmetternde Trompeten, stampfende Hufe und klirrende

Waffen um ein Kind her, um ein lockiges, rosiges Antlitz her, aus dem zwei große, dunkle, tiefe Augen schwärmerisch in die Ferne blickten: es war ein rührendes Bild — und doch zugleich das Symbol dieses ganzen Krieges.

Neben dem Knaben hinkte eine Zeitlang ein junger Mann mit einem Stelzfuß einher. Doch nicht lange vermochte er mit den rüstig ausschreitenden Soldaten Schritt zu halten. Dann blieb er zurück, winkend und grüßend, und auf seinen staubbedeckten Wangen sah man die Spur von Tränen.

8. Im Felde.

Der Abend sank hernieder. Seit mittag waren die Truppen ohne Unterbrechung marschiert. Das Wetter war kühl, es wehte ein frischer Wind. Die Soldaten und auch die fast noch gar nicht im kriegerischen Leben geübten Freiwilligen hatten den Marsch sehr gut überstanden. Man sah, daß überall der gute Wille vorhanden war, der selbst im Schwächsten die Kräfte hebt und Mühseligkeiten erdulden hilft.

Die Abteilung, bei der sich der junge, schöne Bursch mit den braunen Locken befand, biwakierte im Freien auf einer breiten, rings von Weidendickicht umschlossenen Wiese. Ein Bächlein lieferte das Wasser für die Suppe, die man sich als Abendkost herrichten sollte. Die Zelte, die eine Truppe heutzutage aufbaut, kannte man damals noch nicht. Man schlief auf dem Boden, den Tornister als Kopfkissen benützend, und hatte als Unterlage wie als Decke nur seinen Mantel. Diesmal gab es auch noch Stroh, da es ziemlich kalt war. Während gruppenweise abgekocht wurde, warfen einige schon das große, runde Loch auf, welches, von einem kleinen Erdwall umgeben, ein gemeinsames Feuer aufnehmen sollte, um welches herum sich die Schar im Kreise zur Nachtruhe zu lagern hatte.

Der Lockenkopf erregte auch hier durch die Geschicklichkeit und Schnelligkeit, mit der er seine Mahlzeit abzukochen verstand, die Neugierde einiger anderer, die sich weidlich abquälten, das Wasser heiß zu bekommen. Schließlich wandten sie sich an ihren Kameraden mit der Bitte, ihnen zu helfen. Da war er flink und willig bei der Hand. Wenn er sprach, sahen sie ihn verwundert an; denn er hatte eine knabenhaft sanfte, helle Stimme.

„Seid Ihr ein Sänger von Beruf, Kamerad?" fragten einige.

„Nein," antwortete er schlagfertig, „ein Schneider."

„Ah, du machst deinem Stande immerhin mehr Ehre, als dort jenes bucklige Männlein, das sie in unsere Kompagnie gesteckt haben," meinte ein großer, blonder Bursche von herkulischem Wuchs. „Das ist auch ein Schneider."

„Wie? Ein Buckliger, und sie haben ihn doch eingestellt?" fragte der Lockenkopf.

„Ja freilich. Erst ist er überall herumgelaufen, und nirgend haben sie ihn nehmen wollen. Unser Hauptmann aber sagte zu ihm, im Kriege sähe Gott nicht den Buckel, sondern das Herz, und wenn das nur auf dem rechten Fleck säße, dann wäre es schon gut. Aber die Sektion, in der er marschiert, kann sich nicht viel drauf einbilden. Er verhunzt halt doch das Glied."

Nun ließen sie sich nieder und löffelten ihre Mehlsuppe, in welche einige, die von fürsorglichen Angehörigen besonders umsichtig ausgerüstet worden waren, Wurststückchen hineintun konnten. Die meisten mußten sich freilich damit begnügen, Brot oder Semmel einzubrocken. Nachher ließ sich auch eine Marketenderin blicken, und es gab Bier und Schnaps und Zigarren. Man schwatzte viel von dem bevorstehenden Kriege, und die Frage, wann man wohl zum erstenmal mit dem Feinde zu tun haben werde, beschäftigte alle aufs lebhafteste. Einige meinten, man würde sicherlich bis dicht an Frankreich heranmarschieren müssen, Napoleon sei noch lange nicht so weit wie die Verbündeten. Aber andere bestritten das und vermuteten, daß es schon in den nächsten Tagen losgehen würde.

Der Lockenkopf beteiligte sich nicht an diesem Gespräch. Er hielt sich abseits und gab auch auf Fragen, die immer wieder an ihn gerichtet wurden, nur einsilbige Antworten. In diesem ersten Lager schlosse sich schon viele, die sich hier zum erstenmal sahen, so eng aneinander, daß sie während des ganzen Feldzugs Freunde blieben. Man erzählte sich von den Angehörigen, von seinem Leben, von seinem Beruf. Da gab es gar manchen Grund zur Annäherung. Alle aber, so fremd sie sich auch sein mochten, waren durch das eine gemeinsame Band der heiligen Sache, der sie dienten, fest zusammengehalten.

Endlich erklang das Signal: „Ruhe im Lager!" und die Leute streckten sich zum Schlafe nieder. Nur der Lockenkopf saß noch einsam. Er stützte das Kinn in die kleine Hand, die so gar nicht für Gewehr oder Säbel geschaffen zu sein schien, und sah still vor sich hin. Hier und dort schimmerten die Lagerfeuer durch die immer dunkler herniedersinkende Nacht. Hin und wieder trieb der Wind dünne Rauchwolken über das Feld. Tiefes Schweigen herrschte ringsum; nur von Zeit zu Zeit vernahm man den fernen Ruf der Wachtposten, oder aus einem nicht allzu weit entlegenen Dorfe scholl ein Hundeblaffen herüber. Ein paar Sterne blickten, am finstern Himmel verstreut, auf das Biwak dieser Knaben hernieder, die voll edler Begeisterung, voll Todesmut dem größten Schlachtendenker und -Lenker entgegenzogen, der je die Erde erschüttert hat.

Der Lockenkopf schloß die Augen, doch schlief er nicht. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. „So allein und so in Gedanken, Kamerad?“ sprach eine Stimme.

Der Angeredete sah auf. Er zuckte unwillkürlich ein wenig zusammen. Eine flüchtige Röte huschte über sein zartes Gesicht. In seinen Augen war auf einen raschen Moment etwas wie ein jähes Erschrecken, das nicht allein durch die unerwartete Anrede hervorgerufen sein konnte. Ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren ließ sich vor ihm ins Gras nieder und heftete einen fast zudringlichen Blick auf ihn. Der Lockenkopf antwortete nicht, wie um dem andern anzudeuten, daß er ungestört zu bleiben wünschte. Doch entweder besaß jener nicht so viel Feingefühl, um das zu erkennen und sich danach zu richten, oder aber er hatte einen versteckten Grund, eine Fortsetzung des Gesprächs trotz der offenkundigen Abneigung seines Gegenübers zu versuchen.

„Mir ist, als hätten wir uns schon irgendwo einmal gesehen,“ sagte er, noch immer aufmerksam das Gesicht des Lockenkopfes musternd. „Und doch kann es nicht sein. Aber in dieser durcheinander gewürfelten Menge von fremden Menschen ist man schon froh, ein Antlitz zu finden, das an Bekannte erinnert. Unwillkürlich fühlt man sich zu dieser Person hingezogen, und so, Kamerad, ergeht es mir mit Euch. Ihr seid sicherlich einer der jüngsten unter uns. Darf ich nach Euerm Namen fragen?“

„Otto Grimm.“

„Ein seltsamer Zufall!“ sagte der andere. „Ich habe in Berlin einen entfernten Bekannten dieses Namens. Solltet Ihr mit ihm verwandt sein? Seid Ihr aus Berlin?“

„Nein!“ Bei diesen Worten nahm der Lockenkopf ein Buch, das auf seinem Schoße gelegen hatte und wie ein Gesang- oder Gebetbuch aussah, zur Hand. Darunter kam ein gelbseidenes Band zum Vorschein. Er ergriff dieses Band und begann es um das Buch zu legen und zu einer Schleife zusammenzuschlingen. Seine Hände zitterten dabei. „Es ist nun an der Zeit zu ruhen,“ sagte er leise. „Ich will versuchen zu schlafen. Wer weiß, was für Anstrengungen der morgige Tag uns bringt.“

„O, ich sehe allem, was auch kommen mag, mit großer Ruhe entgegen,“ antwortete der andere. „Wißt Ihr, Kamerad, ich habe einen Talisman.“

„Glaubt Ihr an so etwas?“

„Nicht an alle. Aber meiner ist von besonderer Art. Kamerad, in Berlin hat ein junges Mädchen wunderbar langes, braunes Haar gehabt. Das hat sie sich abschneiden lassen, um es dem Vaterlande zu opfern, und man hat davon Ketten und Ringe anfertigen lassen, die man verkaufte. Es sind über zweihundert Taler daraus gewonnen

worden. Seht, Kamerad," dabei zog er eine Kette von Haar aus der Brust hervor, „ich trage solch eine Kette."

Die Hände des Lockenkopfes zitterten noch heftiger. Der andere sah ein kleines Weilchen zu, dann sagte er: „Somit gute Nacht!" und stand auf. Doch statt zu gehen, drehte er sich noch einmal herum, bückte sich und sagte mit gewollter Plötzlichkeit und in ganz leisem Tone: „Nicht wahr, Kamerad, Ihr seid gar kein Junge, Ihr seid ein Mädchen?"

Der Lockenkopf rang nach Luft. „Kamerad — —!"

„Wißt Ihr, weshalb ich das vermute?" fuhr der andere leise und eindringlich fort, „Ihr gebt Euch da so viele Mühe, eine Schleife zu machen. Wenn Ihr ein Junge wärt, hättet Ihr längst einen Knoten gemacht."

Der Lockenkopf hatte noch immer die Fassung nicht wiedergewonnen. Da setzte der andere hinzu: „Warum wollen Sie sich vor mir verleugnen, Hildegard Brüggemann? Haben Sie mich wirklich nicht erkannt?"

Da legte der Lockenkopf die Hand auf den Arm des andern, zog ihn zu sich herab und sagte ebenfalls leise, in erregtem Tone: „Doch, Herr Bärsch, doch! Allein ich hoffte, Sie würden mich nicht erkennen. Werden Sie mich nun verraten?"

„O, das sei ferne von mir, Fräulein Brüggemann! Ihr Geheimnis bleibt in meiner Brust getreu verwahrt, das schwöre ich Ihnen bei diesem frommen Büchlein dort! Fräulein Brüggemann, Sie haben mir das Leben gerettet an jenem Abend, wo die Franzosen mich verfolgten. Ohne Ihre Geistesgegenwart und Tapferkeit wäre ich verloren gewesen. Das werde ich Ihnen nie vergessen. Deshalb preise ich nun den glücklichen Zufall, der mich jetzt zu Ihrem Kameraden macht. O, Fräulein Brüggemann, Sie kennen die Schrecken des Krieges nicht. Glauben Sie mir, Sie werden einen guten Kameraden brauchen können, der Ihnen helfend zur Seite steht. Lassen Sie mich das sein. Ich will Not und Mühsal mit Ihnen teilen, ich will Ihnen beistehen, wo immer sich ein Anlaß bietet. Ich will im Kampfe neben Ihnen sein, und im Handgemenge soll mein Arm Sie schützen, ich will beim Marsche neben Ihnen einhergehen, ich will in den Quartieren für Sie sorgen. Erlauben Sie mir das, ich bitte Sie! Lassen Sie mich so die Dankesschuld, in der ich bei Ihnen stehe, um ein weniges tilgen!"

Er bot ihr mit treuherzigem Blick die Hand, und Otto Grimm, der Lockenkopf, Hildegard Brüggemann, der weibliche Kriegsmann, schlug freudig ein.

„Auf gute Kameradschaft!"

9. Berichterstattung.

Hildegard Brüggemann an Otto Grimm.

Mir zittern die Hände, während ich an dich schreibe. Wir haben eine große Schlacht gehabt und sind besiegt worden. Alles Grausen, das ich mit ansehen mußte, alle Angst des Herzens, die mich trotz des besten Willens im ersten Kugelregen doch befiel, sind jetzt verschwunden vor dem einen niederdrückenden Gefühl, daß wir geschlagen sind. Geschlagen! Und alle Anstrengung, alle Tapferkeit, alle Todesverachtung umsonst. Umsonst geflossen ist das viele Blut preußischer Jugend! Machtlos geblieben ist die hohe Begeisterung, die gewaltige Sehnsucht nach Freiheit, der riesenhafte Wille zur Erlösung! Der große Geist des Unterdrückers hat abermals triumphiert.

Nach der Schlacht — bei Lützen war es, auf demselben Felde, wo Gustav Adolf einst den Heldentod gefunden — hielten die beiden Monarchen ganz in unserer Nähe. Ich konnte sie deutlich sehen. Den Anblick des Russen werde ich nie vergessen. Er saß, während die zurückgehenden Truppen vorüberzogen, regungslos zu Pferde. Man sagt, er habe ein paar Rappen, die ganz besonders darauf dressiert sind, stundenlang wie Standbilder von Erz dazustehen, ohne ein Glied zu rühren. Als es dann dunkel geworden war — wir lagen noch immer ganz in der Nähe der Fürstengruppe, denn wir waren der Nachhut zugeteilt — da entspann sich ein heftiges Gespräch um die Herren her, und laute Stimme klangen zu uns herüber. „Was?" rief einer. „Zurück sollen wir gehen? Nie und nimmer gehe ich zurück. Noch diese Nacht haue ich die Franzosen zusammen, daß sich alle schämen sollen, die das schmähliche Wort Rückzug ausgesprochen haben!" Wir hörten diese Worte ganz deutlich und sahen, daß um die Fürsten her eine heftige Bewegung entstand. Ich glaubte an der Stimme unsern alten General Blücher zu erkennen. Daran kannst du ermessen, was für eine ungeheure Lebenskraft in diesem siebzigjährigen Greise steckt. Er war von frühmorgens zwei Uhr bis abends um neun Uhr immer zu Pferde geblieben, war mit im heißesten Kampfe gewesen und auch am Arm verwundet worden. Trotzdem machte er es wahr, was er im Beisein der Fürsten gesagt hatte, und unternahm noch während der Nacht einen heftigen Kavallerieangriff mit neun Schwadronen, der zwar erfolglos blieb, weil die Nacht zu finster war, in dessen Verlauf es aber, wie versichert wurde, fast geglückt wäre, Napoleon selbst gefangenzunehmen.

Nach neun Uhr ritten die Monarchen gen Groitsch zu. Am frühen Morgen erzählte man sich in unseren Reihen, der König sei der Überzeugung gewesen, die Schlacht werde mit Tagesanbruch fortgesetzt werden.

Mitten in der Nacht wollte jedoch der Zar einen Boten an ihn schicken mit der Meldung, die Russen müßten zurückgehen, weil es ihnen an Munition mangle. Der Adjutant bat den Kaiser in Anbetracht der Wichtigkeit dieser Mitteilung, sie doch lieber persönlich zu erstatten. Der Zar begab sich daraufhin in das Zimmer des Königs, der schon im Bett lag, setzte sich zu ihm, ergriff seine Hand und erklärte ihm, aus welchen Gründen der Rückzug angetreten werden müsse.

„Das kenne ich schon," soll der König mit Heftigkeit geantwortet haben, „wenn wir erst anfangen zurückzugehen, so werden wir bei der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen, und auf diese Art sehe ich mich schon wieder in Memel." — Der Zar suchte ihn zu beschwichtigen, der König aber unterbrach ihn ganz entrüstet: „Ich mache Ihnen mein Kompliment — muß aufstehen!" wodurch er den Zaren sozusagen vor die Tür setzte. So wie jener hinaus war, trat er ans Fenster, und als er die in unordentlichem Gedränge vorüberziehenden Truppen bemerkte, rief er aus: „Das ist ja wie bei Auerstedt!"

Nun, lieber Otto, so schlimm war es wohl nicht. Wir dürfen und wollen noch nicht verzagen. Freilich wäre ein erster Sieg für unsere Sache sehr, sehr viel wert gewesen — aber wir müssen uns nicht schon verloren geben.

Laß mich noch einiges berichten von der Schlacht selbst, soweit ich daran teilgenommen und davon erzählen kann. Es galt, die vom Feinde besetzte Ortschaft Großgörschen zu erstürmen. Zu dieser Aufgabe wurde neben anderen Abteilungen auch unsere Freischar ausgeschickt. Blücher selbst ritt zu uns heran und rief uns zu: „Kinder, jetzt heißt's die Ohren steif halten. Man brav druff losgehn! Die Rackers totschlagen, das ist die Hauptsache!"

O, der alte Blücher! In ihm, scheint mir, verkörpert sich der Geist der Wille, die Kraft des ganzen preußischen Volkes. Er ist wie ein Siegfried, nur im weißen Haar. „Immer vorwärts!" ist sein Losungswort. Deshalb nennen wir ihn auch nur Marschall Vorwärts. Es ist fast, als sei der ganze Krieg nur ein Zweikampf zwischen ihm und Napoleon.

Um sechs Uhr früh rückten wir aus einem Dorfe bei Borna aus. Um zehn Uhr standen wir auf dem Schlachtfelde; aber noch ließ sich kein Laut vernehmen. Nach elf Uhr geschah der erste Schuß. Wir sahen unsere auf den Anhöhen stehenden Posten zurücksprengen, und nun ging das Geknacker los. Bald mischte sich auch der Donner der Kanonen ein. Es hieß, unser Bataillon gehöre zum zweiten Treffen. Nach kaum einer halben Stunde kam der Befehl: Vorwärts marsch! und wir rückten bis in Schußweite der Kanonen vor.

Unsere flinke Marketenderin lief noch von einem zum andern und

schenkte fleißig ein. Die Ärmste war die erste Verwundete. Eine Kanonenkugel zerschmetterte ihr den linken Fuß. Sie wurde fortgetragen. Nur zweihundert Schritte von uns hielten unser König und der Zar auf einem Hügel und sahen dem Kampfe zu. Plötzlich kommt ein Adjutant zu unserem Kommandeur gesprengt, und nun ging es mit „Vorwärts marsch!" in den feindlichen Kugelregen hinein.

Wir rückten etwa drei- bis vierhundert Schritte vor. Ich schloß von Zeit zu Zeit die Augen und ging wie im Traume. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, doch hatte ich die Empfindung, als sei alles Gefühl in mir gestorben. So mag einem zumute sein, wenn man in einen Strom stürzt und willenlos, rettungslos hinweggerissen wird. Der Wind wehte uns den Pulverrauch ins Gesicht. Wir schossen und wurden beschossen. Um mich her stürzte immer wieder einer nieder, bald lautlos, bald mit einem Aufschrei. Plötzlich hieß es: „Nieder!" Vor uns war ein Graben, und alles warf sich ins Gras. Ich fand in dem Graben keinen Platz mehr, erwischte aber eine hohle Weide, hinter die ich mich der Länge nach hinlegte.

Die großen und kleinen Kugeln brummten und pfiffen über uns weg, ja es schlugen auch einige gegen meine hohle Weide, daß die Rinde in Splittern umherflog. Einmal fühlte ich einen Schlag gegen den rechten Fuß. Ich sah geschwind nach — aber es war nur eine matte Kugel gewesen. So ganz gemütlich war mir hinter meiner hohlen Weide nun doch nicht. Es ist kein schönes Gefühl, wehrlos abzuwarten, ob man eins abbekommt. Da ist es immer noch besser, gegen den Feind anzurennen. Mehrere um mich her wurden hier schon verwundet oder totgeschossen.

Dann kam der Befehl: „Auf!" und gleich darauf hieß es: „Zum Sturm!" Nun gingen wir im Sturmschritt und mit gefälltem Bajonett auf das Dorf los, und wir haben es auch genommen. Der Feind zog sich teils zurück, teils versteckte er sich in die Häuser und feuerte daraus auf uns. Der große Haufe ging auf der Straße durchs Dorf, zwei Abteilungen, jede zu zwanzig Mann, bogen rechts und links ab. Ich war bei der, die sich rechts hinter einem brennenden Gebäude nach einem Bauerngehöft zog, wo es Kugeln in Masse regnete, von denen jedoch keine einzige traf. Endlich stürzten neun Mann Franzosen aus diesem Hause hervor, und ein Handgemenge begann. Ich bekam einen unbedeutenden Bajonettstich in die linke Hand, fünf Franzosen wurden erstochen oder mit dem Kolben erschlagen, die andern vier baten um Pardon und ließen sich gefangennehmen.

Von hier zogen wir zwanzig Mann in einen Garten hinter eine Mauer, von wo aus wir auf den zurückweichenden Feind schossen, bis

wir unsere Kameraden auf der großen Dorfstraße sahen. Nun legten wir uns sämtlich jenseit des Dorfes hinter eine vorteilhafte Erhöhung und feuerten mit bestem Erfolg auf den ungedeckt marschierenden Feind. Wären gleich Artillerie und Kavallerie bei der Hand gewesen, so hätten wir ihm arg zusetzen können. Die aber fehlten, und als nach einem Weilchen der Feind sich gesammelt hatte und mit Verstärkung gegen uns vordrang, mußten wir zurückweichen.

Hier erhielt ein junger Mann, der neben mir stand, einen Schuß durch die Lende. Wir schleppten ihn mit uns fort. Im Dorfe erhielten wir Verstärkung und machten wieder Front. Nun ging das Schießen von neuem los. Hier war es, wo unser braver Kommandeur einen Schuß durch den Kragen erhielt, daß er sich um und um drehte. Er blutete stark, wir legten ihm Schwamm auf die Wunde und verbanden ihn, so gut es ging. Dann stellte er sich wieder an unsere Spitze. Der Leutnant von Rotkehl wurde verwundet, wollte aber das Schlachtfeld nicht verlassen und fand hier den Tod.

Wir rückten nun wieder brav bis zu dem zweiten Dorfe Kleingörschen vor, nahmen es mit Sturm, mußten es aber auch wieder verlassen und uns auf das erste Dorf zurückziehen. Hinter den Dörfern sammelte uns Prinz August wieder, und nachdem wir an diesem sehr gefährlichen Platze, wo Kanonenkugeln vor und hinter uns in die Erde schlugen, eine halbe Stunde lang auf der Erde liegend geruht hatten, ging es wieder ins Feuer und mit Sturmschritt durchs erste Dorf.

In diesem kam es nun abermals zu sehr hitzigem Kampfe. So mancher liebe Kamerad fiel. Endlich erreichten wir einen Graben, der anderthalb Fuß tief voll Wasser stand. Von hier aus konnten wir dem Feinde viel schaden und waren selber sehr gut geschützt. Bald wichen die Franzosen zurück, und wir beeilten uns, ihnen nachzusetzen. Wir erreichten einen zweiten Graben, hatten hier aber einer schlimmen Stand und verloren viel Leute. Beim Feinde mochten die Verluste freilich noch weit größer gewesen sein. Die Franzosen kamen jetzt im Sturmschritt geschlossen heran, und da wir sehr geschwächt waren, mußten wir zurück. Bei diesem Zurückgehen hatten wir eine sehr große Gefahr zu bestehen, indem wir uns mitten durch das Kanonenfeuer der Franzosen, Preußen und Russen durchwinden mußten. Es fing schon an, dunkel zu werden; nach einer halben Stunde stießen wir auf einen großen Teil unserer Korps. Füsiliere und Gardejäger waren es, die sich gesammelt hatten. Hier fanden wir auch wieder einen Teil unseres eigenen Regiments, denn im Gefecht hatte mancher den Anschluß an seine Truppe verloren.

Der Kanonendonner währte bis elf Uhr. Sehen konnte man sich

nicht mehr, und das Schießen hatte wohl nur den Zweck, einander in Atem zu halten. Die brennenden Dörfer, die rings den Horizont begrenzten, leuchteten uns auf unserem Wege. Wir brachten die Nacht im Biwak auf dem Schlachtfelde zu. Niemand wußte, ob wir den Sieg errungen hätten oder besiegt worden seien. Aber geschlafen haben wir diese Nacht wie die Ratzen. Früh um vier Uhr wurde zum Aufbruch angetreten. Wir erfuhren, daß wir uns für einen der nächsten Tage zu einer zweiten Schlacht bereithalten sollten. Das Herz sank uns, als wir merkten, daß wir den Rückzug antraten. Kein einziger unter uns hatte das Gefühl, daß wir dem Feinde unterlegen sein könnten. Dazu hatten wir alle uns viel zu tapfer, viel zu hartnäckig geschlagen. Aber wir wollen nicht verzweifeln, wie es auch kommen mag.

Ich rtragee die Strapazen recht gut. Hoffentlich ist uns bald das Kriegsglück hold. Wenn etwas die Willenskraft zu lähmen vermag, so ist es das Bewußtsein, trotz der größten Anspannung nichts auszurichten. Das Gefühl, daß wir zurückweichen, wirkt lähmend auf uns alle.

* * *

Wir haben abermals bei Bautzen eine gewaltige Schlacht gehabt, und wir gehen abermals zurück. Sind wir denn aber besiegt worden? Wir glauben es alle nicht. Ein geschlagenes Heer marschiert nicht in so völliger Ordnung wie wir. Keine Gefangenen, keine Geschütze, keine Fahnen fielen den Franzosen in die Hände. Die Schlacht muß furchtbar blutig gewesen sein. Man spricht von sehr großen Verlusten auf beiden Seiten. Die Verwundeten wurden auf Schubkarren in die Lazarette gefahren — ein grauenvoller Anblick!

Lieber Otto, ich wünsche, dich gesund wiederzusehen, aber das eine weiß ich, soll mich eine Kugel treffen, so möchte ich gleich tot sein. Stundenlang verwundet zwischen Verwundeten liegen, vielleicht eine Nacht hindurch mit dem Tode ringen — nein! Und dann das Wimmern, Schreien und Stöhnen — es klingt mir beständig in den Ohren. Es ist ein weit schrecklicheres Geräusch als der ärgste Kanonendonner, als das wildeste Pfeifen der Kugeln.

Noch bin ich unverwundet geblieben. Ein Genius scheint mich zu beschützen. Unser Korps ist mehrmals schon in entscheidenden Kämpfen gewesen und hat große Verluste erlitten.

Man spricht jetzt davon, wir würden bis nach Schlesien zurückgehen. Warum nicht gleich bis Rußland? Wir sahen den Zaren und den König. Sie ritten an uns vorbei. Beide schienen sehr niedergeschlagen. Sie sprachen kein Wort miteinander. Der König war besonders ernst. Er hat gesehen, wie heldenmütig sich seine Truppen

schlugen, es ist ihm unbegreiflich, daß solcher Geist ohne Erfolg bleibt. Auch die Russen sind sehr tapfer gewesen. Und doch haben wir noch keinen Sieg erringen können. Vielleicht ist der König nun der Meinung, menschliche Kraft sei gegen das Genie Napoleons machtlos. Vielleicht wartet er auf eine günstige Wendung des Schicksals, auf Hilfe vom Himmel. Ich glaube, man rechnet auf Österreichs Beistand — aber da wird man sich wohl sehr täuschen.

Während die Fürsten an uns vorüberritten, sah ich unsern König den Kopf heben und hörte, wie er dem Russen zurief: „Majestät, das muß anders werden. Wir bewegen uns nach Osten — und wir wollen und müssen nach Westen!" — Alexander antwortete etwas, doch da eben einige Meldereiter heransprengten, verstand ich nichts von seinen Worten.

Man sagt allgemein, der Zar sei daran schuld, daß die Schlacht nicht gewonnen wurde. Er will durchaus etwas vom Kriegführen verstehen, und so redet er den Heerführern immer in ihre Pläne hinein. Natürlich richtet man sich dann nach seinen Wünschen, und auf diese Weise wird vieles verdorben.

Als es ruhig geworden war, hörten wir den Zaren zu unserem König sagen, die Franzosen hätten zum mindesten ebenso sehr gelitten wie wir, sowohl an Toten wie an Gefangenen; es sei keines unserer Bataillone gesprengt, kein Truppenteil von der Armee abgeschnitten worden. Also sei noch nichts verloren. Der Rückzug aber wäre notwendig — (warum, das verschwieg er) — und mit Gottes Hilfe werde es schon noch besser gehen.

„Ja, Gottes Hilfe tut uns not!" antwortete unser König bewegt. „Er allein kann noch helfen! Und wenn er unsere vereinten Bemühungen segnet, wie ich hoffe, so wollen wir vor aller Welt bekennen, daß ihm allein die Ehre gebührt."

Alexander reichte ihm die Hand und rief mit lauter Stimme: „Das wollen wir!"

Dann verloren sich ihre Stimmen. Bald waren die Herrscher so weit vorausgeritten, daß wir sie nicht mehr sehen konnten. Aber die Worte, die wir vernommen, bedrückten uns alle. In tiefer Mißstimmung, zogen wir mühselig unseres Weges. O, wie herrlich muß das Gefühl sein, gesiegt zu haben! Möchten wir es doch endlich auch einmal kennen lernen!

* * *

Es ist ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Das Heer ist entrüstet. Man sagt, wenn Napoleon sich zu einem Waffenstillstand bereit gefunden habe, so müsse er sich geschwächt fühlen. Man vermutet danach, daß die bisher gewonnenen Schlachten auch für ihn keine entscheidenden Erfolge gewesen seien. In diesem Falle aber täte man besser weiter-

zukämpfen. Wenn erst die Diplomaten die Arbeit unter die Hände bekommen, heißt es, wird dabei nur ein schmachvoller Friede für uns herausschauen. Wie wir hören, haben sich beim Korps Bülow sogar einige Abteilungen von Freiwilligen offen empört und durchaus geweigert, die Waffen niederzulegen. Sie sollen sich schließlich nur mit Zähneknirschen und Tränen gefügt haben. Der König hat eine Bekanntmachung unter den Truppen herumgehen lassen. Ich teile sie dir hier im Wortlaut mit:

„Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe ihn mit meinem Alliierten angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengung werden uns dahin führen. Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen, und wir konnten nur den alten Waffenruhm wiedergewinnen. Wir müssen jetzt die kurze Zeit benützen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in euerm festen Willen, vertraut euerm König, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen."

Diese schlichten Worte haben unser Zutrauen gestärkt. Wir sehen, der König ist fest entschlossen, nicht nachzugeben. Wir sind dadurch ruhiger geworden und haben uns alle vorgenommen, die letzte Kraft aufzubieten und lieber zu sterben als unfrei zu bleiben. Sieg oder Tod! Freiheit oder Untergang! das ist unser Feldgeschrei.

10. Der Adler sinkt!

Napoleons Zelt war bei Klein-Burschwitz an der Weißenberger Straße aufgeschlagen worden. Er ließ sein Heer den Verbündeten nachrücken, die sich auf Weißenberg und Löbau zu bewegten. Vor seinem Zelte sitzend, sah er dem Vorbeimarsch zu. Er hatte erwartet, daß man ihm nach der überaus schweren und blutigen Schlacht zahlreiche Trophäen bringen werde. Aber nun mußte er hören, daß es keine Siegeszeichen gab, wenn man überhaupt von einem Siege sprechen könne.

„Wieviel eroberte Kanonen?" wandte er sich an Berthier, der in der gelben Uniform seines Neuchateler Regiments vor ihm stand.

„Keine," antwortete der Fürst.

„Wieviel Fahnen erobert?"

„Keine."

„Wieviel Gefangene gemacht?"

„Keine."

Der Kaiser stampfte mit dem Fuße und biß sich auf die Lippen. „Was?" rief er. „Nach einem solchen Blutbade! Keine Resultate!

Keine Gefangene! Nicht einmal den Nagel von einer Kanone lassen diese Preußen sich nehmen!"

Gleich darauf sprang er von seinem Feldstuhl in die Höhe. „Man soll sie aufs heftige verfolgen — man soll ihnen keine ruhige Minute gönnen! Ich will mich selbst an die Spitze meines Vortrabs stellen! Ich will meinen Generalen zeigen, wie man einen geschlagenen Feind durch eine tüchtige Verfolgung vernichten kann!"

Um fünf Uhr morgens war Napoleon bei seinen Vorposten und trieb die Truppen an. Er glaubte nicht, daß er auf energischen Widerstand stoßen würde. Aber es kam zu einem höchst erbitterten Kampfe, und er mußte größere Truppenabteilungen einsetzen, um die Nachhut der Verbündeten zum Weichen zu bringen. Furchtbar wütete das Kanonenfeuer auf beiden Seiten; breite Heersäulen wurden herangeführt. Gleich einem wilden Tier, das sich in seinen Feind verbissen hat und sich nicht abschütteln läßt, gab der Kaiser die Verfolgung noch immer nicht auf. Es war ihm darum zu tun, mit aller Macht einen Erfolg zu erzwingen. Man machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Truppen aufs äußerste erschöpft seien; er hörte die Generale nicht an, sondern befahl, die Blutarbeit fortzusetzen. Nach kurzer Rast setzte er sich selbst noch einmal an die Spitze seiner Soldaten. Persönlich leitete er den Angriff. Die Kugeln pfiffen über ihn hin, schlugen vor und hinter seinem Gefolge ein und bedeckten es mit Staub und Steinsplittern. Wenige Schritte von ihm wurden ganze Rotten zu Boden gerissen. Er achtete auf keine Gefahr. Er sah, daß ihm der Sieg entrann, und so jagte er hinter ihm drein, um ihn doch noch zu erhaschen.

Am Abend dieses heißen Tages, an welchem ohne Unterbrechung von früh fünf Uhr bis nachmittags vier Uhr und dann nach einer kurzen Pause abermals bis zum Einbruch der Nacht gekämpft wurde, ritt der Kaiser mit seinem Gefolge in die Ortschaft Markersdorf hinein, während die Truppen an beiden Seiten herumzogen. Kaum hatte der Kaiser einen Punkt erreicht, wo die Dorfstraße eine Wendung nach links machte, so sauste dicht bei ihm eine Kanonenkugel vorüber und schlug etwa fünfzig Schritte hinter ihm ein. Sie riß den Ingenieurgeneral Kirchner vom Pferde. Er war auf der Stelle tot. Gleichzeitig traf sie den Großmarschall des Palastes, General Duroc, Herzog von Friaul, in den Unterleib. Man trug den Schwerverwundeten in das nächste Bauernhaus. Der Kaiser und die vorn reitenden Herren merkten nichts davon. Als man kurz darauf dem Kaiser die Meldung überbrachte, wollte er es nicht glauben.

„Unmöglich!" rief er aus. „Ich habe doch eben noch mit Duroc gesprochen!"

Er eilte sofort zu ihm. Der Großmarschall Duroc war schon 1796 und 1797 sein Adjutant gewesen. Er war ihm nach Ägypten und Syrien gefolgt, er hatte Marengo mitgemacht und war in allen späteren Feldzügen Napoleons steter Begleiter. Der Kaiser schätzte, ja liebte ihn — soweit er lieben konnte. Es war früher auch beabsichtigt worden, Duroc mit Karoline Bonaparte, die dann Joachim Murat heiratete, zu vermählen, aber Duroc wollte nicht. Er galt jedoch für einen der wenigen, die jederzeit dem Kaiser offen und ungeschminkt ihre Meinung sagen durften.

Der Kaiser fand den Verletzten bei voller Besinnung. Er ließ sich neben seinem Lager nieder und reichte ihm die Hand, die Duroc an die Lippen drückte.

„Mein Leben war Ihrem Dienste geweiht," sprach Friaul ruhig. „Daß ich es nun verlieren muß, bedaure ich nur deshalb, weil es vielleicht doch noch für Sie hätte von Nutzen sein können."

„Duroc," antwortete der Kaiser, „es gibt ein anderes Leben — dahin gehen Sie jetzt, um auf mich zu warten. Dort werden wir uns wiedersehen — vielleicht sehr bald."

„Nein, Sire," entgegnete Duroc. „Erst in dreißig Jahren — erst, wenn Sie über all Ihre Feinde triumphiert und alle Hoffnungen unseres Vaterlandes erfüllt haben."

Ein tiefes, langes Schweigen trat ein. Der Kaiser hielt die Hand des Großmarschalls in der rechten und stützte den Kopf schwer in die linke. Er sah den Verwundeten nicht an, sondern starrte wie traumverloren vor sich hin. Duroc begann plötzlich sich schmerzhaft hin und her zu wenden. Ein leises Stöhnen kam von seinen Lippen; auf seiner breiten, edlen Stirn zeigten sich große Schweißtropfen; sein schönes, vornehm geschnittenes Gesicht verzerrte sich.

„Ich habe als rechtschaffener Mann gelebt und mir nichts vorzuwerfen," murmelte er. „Ich hinterlasse eine Tochter. Eure Majestät werden ihr ein Vater sein."

Der Kaiser antwortete nicht. Man sah, daß der Todeskampf seines Lieblings ihm furchtbar naheging. Enttäuscht durch die erfolglosen Anstrengungen dieses Tages, der ihm nicht nur keinen Sieg gebracht, sondern ihn nun zu guter Letzt noch des besten Freundes beraubte, fühlte der „Mann des Schicksals" eine an Angst grenzende Beklemmung. Es war ihm, als wolle jene höhere, stärkere Macht, der auch er sich beugen müsse, ihm mit dem Tode dieses alten, treuen Waffengefährten einen drohenden Fingerzeig geben.

„Sire," unterbrach Duroc das drückende Schweigen, „gehen Sie, mein Anblick macht Ihnen Kummer."

Gestützt auf Soult und Caulaincourt, verließ der Kaiser das Haus. Er war wie gebrochen. So leise, daß der Herzog von Dalmatien und der Herzog von Vicenza es kaum hören konnten, murmelte er: „Adieu, mein Freund!" — Man führte ihn zu seinem Zelte zurück, wo er sich wieder auf seinen Feldstuhl niederließ. Dort saß er regungslos die ganze Nacht. Niemand durfte zu ihm; selbst die anerkannten Günstlinge wagten nicht, ihn zu stören. Man wußte nicht, ob er schlafe oder wache. Rings um ihn her war der Lärm des Lagers laut geworden. Kriegsmusik schmetterte. Ein schöner, warmer Abend folgte auf den blutigen Tag. Hoch stand das Korn, wo es nicht durch die Reiterei zertreten, durch die Geschütze in Grund gefahren worden, und die Blumen blühten; denn die Natur setzt, unbekümmert um das Wüten der Menschen, leise ihre Arbeit fort. Und als es längst still geworden, saß der Kaiser noch immer auf dem Feldstuhl, in seinem grauen Mantel, mit herabhängenden Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt.

Mit seinem eiligst zusammengerafften Heer von Knaben hatte er den Feind geschlagen und über die Elbe zurückgetrieben. Nun hatte er noch eine zweite große Schlacht gewonnen und persönlich eine lange, rastlose Verfolgung geleitet, die so gut war wie eine dritte Schlacht. Das alles war in drei Wochen geschehen. In dieser kurzen Frist waren wieder Tausende von Menschen getötet und zu Krüppeln geschossen worden, Tausende waren an ihren Wunden gestorben oder den Anstrengungen erlegen.

Warum hatte dies alles keine Entscheidung herbeigeführt? Gab er sich nun die Antwort auf diese Frage? Sein weit überlegenes Feldherrngenie hatte den Sieg errungen, und doch war es ihm nicht gelungen, die Feinde zu zerschmettern

Erkannte er jetzt den Umfang des ungeheuern Hasses, den er auf sich gelenkt hatte? Erkannte er, daß es nicht mehr Kabinette und Regierungen waren, gegen die er streiten mußte, sondern Völker?

Wie aber stand es bei seinem Heer? Von jenen alten Kriegern, die durch ihre Zähigkeit Unglaubliches leisten konnten, war nur noch ein kleiner Rest vorhanden. Die Mehrzahl waren Rekruten, in Eile aufgeboten und nur ungenügend ausgebildet. Durch vortreffliche Führung war dieser Mangel eine Zeitlang verdeckt worden; doch nach großen Strapazen und schweren Verlusten machte er sich nun geltend. Die lose aneinander hängenden Teile seiner Armee lockerten sich bedenklich, die sonst so feste Haltung begann sich aufzulösen. Wohl hatte er Norddeutschland bis zur Elbe, Sachsen und die Lausitz wiedererobert, wohl trat er schon in Schlesien ein. Das war ein großer Erfolg — aber alles um ihn her ward müde. Auch er selbst fühlte seine Kräfte erlahmen.

So erwog er den schwankenden Zustand seines Heeres, die kraftvolle Verfassung des Gegners, die er glücklicherweise überschätzte, die wahrscheinlich noch lange Dauer des Krieges, die Sehnsucht seines eigenen Landes nach Frieden, die Erbitterung der Völker wider ihn, den schon erfolgten Beitritt Schwedens zur Allianz, die Möglichkeit, daß England am Kampfe teilnehmen und sich selbst Österreich gegen ihn erklären würde, den Aufruf, den Ludwig XVIII. von England aus an die französische Nation gerichtet hatte. Das Ergebnis dieser Erwägungen war die Überzeugung, er müsse einen Waffenstillstand schließen, aus welchem sich nach seiner Meinung dann ein noch immer ehrenvoller Friede entwickeln würde.

Der Entschluß dieser schwermütigen Nacht war ein Fehler — vielleicht der größte Fehler seines Lebens — ein Fehler, der ihm Reich und Freiheit kosten sollte. Er hätte weiterkämpfen sollen — eine dritte Schlacht, mit allen ihm noch zu Gebote stehenden Kräften geliefert, würde wahrscheinlich zur Entscheidung geführt haben. War es auch nur ein Pyrrhussieg, wie seine letzten Schlachten es gewesen, so wären doch die Russen nach Polen gegangen, die Preußen entmutigt worden, und Österreich wäre neutral geblieben. Zum Heil von Deutschland lag dies nicht im Plane der Vorsehung. Der Gewaltige sollte, einer menschlichen Stimmung nachgebend, sich über seine Stellung unklar werden, um seinem unabwendbaren Schicksal entgegenzugehen.

Zu Poischwitz unweit Jauer wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, der vom 4. Juni bis zum 20. Juli währen sollte. Als am zweiten Pfingstfeiertage die Nachricht in Berlin eintraf, war die Bestürzung groß; alle Gesichter wurden plötzlich blaß, alle Herzen waren wie vom Donnerschlag gerührt; bange Todesstille war in der eben noch fröhlichen Menge der wandelnden Menschen; die Sonne des schönen Sommertages schien nur auf Verzweifelnde. Bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines unrühmlichen Friedens waren alle wie versteinert.

So waren beide Teile im Irrtum. Napoleon glaubte durch den Waffenstillstand im Vorteil zu sein, indem er danach einen für seine Verhältnisse günstigen Frieden herbeiführen könne; aber der Waffenstillstand war vielmehr die Ursache seines Sturzes. Die Verbündeten gingen nur notgedrungen darauf ein, die Preußen waren in Verzweiflung — und doch ward für sie der Waffenstillstand zur Quelle ihrer schönsten Erfolge.

Napoleon begab sich nach Dresden und schlug sein Hauptquartier im Marcolinischen Palast auf. Hier wartete er nun auf Friedensvorschläge, namentlich von seiten Österreichs, das sich bisher noch nicht offen gegen ihn erklärt, aber auch seine Bemühungen in keiner Weise

erstützt hatte. Die zweideutige Haltung der österreichischen Regierung, damals in den Händen Metternichs lag, bereitete Napoleon große ge. Er war darauf gefaßt, daß das zuwartende Schwanken sich in ndseligkeit verwandeln würde. Endlich am 27. Juni erschien Graf tternich in Dresden.

Er tat damit einen schweren Gang; denn das Schicksal einer Welt g von ihm ab — nicht mehr von dem gewaltigen Manne des wertes, sondern von dem klugen, erwägenden Manne der Feder. eb man auf seiten Napoleons, so war für Österreich Illyrien zu ge- nen — ein Gebiet von 1070 Quadratmeilen und 1½ Millionen wohnern — gewiß, eine ansehnliche Erwerbung, die für Österreich so wertvoller war, als es dadurch aufs neue Anteil am Meere er- t. Das war aber auch alles. Trat man zu den Verbündeten über, war vorauszusehen, daß Rußland in dem Bunde die Hauptrolle len würde. Siegte man entscheidend, so konnte Rußland so mächtig den, wie es für Österreich kaum wünschenswert war. Es lag im nde auch nicht in der Absicht des Wiener Kabinetts, Napoleon ganz verderben; er war nun einmal verschwägert mit dem Hause Habs- g, und ein späteres Bündnis mit ihm und Frankreich war für erreich als Ausgleich gegen Rußlands Macht immer noch vorteilhaft.

Zu all diesen Erwägungen kam noch, daß am selben Tage, da tternich in Dresden eintraf, zwischen ihm und den Verbündeten lich ein Vertrag zum Abschluß gekommen war, laut welchem Öster- h sich bereit erklärte, die Vermittlung eines Friedens zu versuchen, Bedingungen aufzustellen und nur dann erst den Krieg an Frank- h zu erklären, wenn Napoleon nach Ablauf des Waffenstillstands e Friedensbedingungen noch nicht angenommen haben sollte. Diese ingungen waren Rückgabe Illyriens und des vom Herzogtum rschau abgetretenen Gebietes an Österreich, für Preußen die Räumung Festungen, die Rückgabe der polnischen Gebiete und die Verzichtleistung die Küstenländer von Norddeutschland. Dagegen sollte das König- h Westfalen bestehen bleiben.

So dachte sich Österreich die Sache, und in diesem Sinne begab sich leitende Staatsmann zum Kaiser der Franzosen. Zum großen Glück Preußen und Deutschland machte der Unmut Napoleons einen Strich rch diese Rechnung Metternichs und bewahrte das deutsche Vaterland einem solchen Frieden, der in Anbetracht dessen, was das Volk n auf dem Schlachtfeld geleistet hatte, nicht wohl schimpflicher hätte können. Indem Napoleon Metternichs Vorschläge verwarf, gab dem deutschen Volke Gelegenheit, mit den Waffen die Fehler seiner aatsmänner wieder gutzumachen.

„O, ich durchschaue sie," sprach er noch kurz vor Metternichs Ankunft zu Caulaincourt, „sie wollen zusehen, was sie ohne Schwertstreich jetzt gewinnen können. Sie wollen mit mir um den Preis ihrer Neutralität feilschen. Gebe ich nicht genug, so werden sie mich verraten. Dank vom Hause Österreich! Mehrmals habe ich es in der Hand gehabt, dieses Land zu vernichten — ich habe es am Leben gelassen. In zwanzig Schlachten habe ich sie besiegt, und nun spielen sie sich auf. Nichts haben sie verdient — nichts. Es wäre empörend, wenn Österreich zum Lohne für seinen Treubruch gar noch die Ehre haben sollte, den Frieden Europas herbeizuführen, wenn es bei diesem Frieden selber noch den größten Vorteil erränge!"

In dieser Stimmung war er auch, als Metternich vor ihn trat.

„Sie sind nun hier, Metternich," redete er ihn an. „Seien Sie willkommen! Doch wenn Sie den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben schon einen Monat verloren, und Ihre Vermittlung muß fast als feindselig erscheinen, weil Sie in dieser ganzen Zeit nichts getan haben. Sie finden es offenbar nicht mehr passend, die Integrität des französischen Reiches zu garantieren. Nun gut! Aber warum haben Sie mir das nicht früher erklärt? Warum haben Sie mir das nicht ganz aufrichtig bei Ihrer Rückkehr aus Rußland durch Bubna oder jüngst durch Schwarzenberg sagen lassen? Vielleicht hätte ich dann noch Zeit gehabt, meine Pläne zu modifizieren. Vielleicht hätte ich gar keinen neuen Krieg begonnen."

Der Kaiser stand am Tische, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er begann, während er sprach, nach seiner Gewohnheit mit kurzen, raschen Schritten hin und herzugehen. Er gab sich keine Mühe, seine gereizte Stimmung zu verbergen. Metternich machte sich auf einen Ausbruch des kaiserlichen Zornes gefaßt. Er wollte etwas erwidern, aber Napoleon ließ ihn zunächst noch nicht zu Worte kommen.

„Ich habe dem Kaiser Franz dreimal seinen Thron wiedergegeben," fuhr er in immer hitzigerem Tone fort, „ich habe sogar den Fehler begangen, seine Tochter zu heiraten, denn ich hoffte, ihn an mich zu knüpfen. Aber nichts hat ihm bessere Gesinnungen gegen mich einflößen können. Auch im vorigen Jahre hat er mich im Stich gelassen. Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich mich gar nicht auf einen Krieg mit Rußland eingelassen haben. Und jetzt? Wie benehmen Sie sich jetzt? Sie lassen mich die größten Anstrengungen machen. Ohne Zweifel haben Sie nicht damit gerechnet, daß ich wiederum siegen würde. Aber ich habe zwei Schlachten gewonnen. Meine geschwächten Feinde stehen auf dem Punkte, von ihren Täuschungen zurückzukommen. Da schlüpfen

Sie mit einem Male zwischen uns hinein. Ich bin im Begriff, meine Gegner völlig zu vernichten, da kommen Sie mit einem Waffenstillstand und bieten insgeheim den andern Ihren Beistand an. Ohne diese unglückselige Einmischung von Ihrer Seite hätte ich meine Feinde noch einmal besiegt, und der Friede würde jetzt zwischen mir und den Verbündeten geschlossen sein. Mit einem Wort, Sie benehmen sich wie Leute, die bereit sind, mir den Krieg zu erklären. Heraus mit der Sprache! Wollen Sie Krieg mit mir? Die Russen und die Preußen, dreist gemacht durch die Erfolge des letzten Winters, haben es gewagt, mir entgegenzutreten. Ich habe sie geschlagen — gut geschlagen, mögen sie Ihnen auch das Gegenteil sagen. Nun wollen also auch Sie an die Reihe kommen? Nun wohl, es soll geschehen. Im Oktober werden wir uns in Wien wiedersehen!"

Metternich benutzte eine Pause in dem überschäumenden Wortschwall, den der Kaiser hervorsprudelte, und antwortete: „Sire, wir wollen Ihnen nicht den Krieg erklären, aber wir wollen einem Zustand ein Ende machen, der für Europa unerträglich ist, einem Zustand, der alle mit allgemeinem Umsturz bedroht."

Aber Napoleon ließ ihn nicht ausreden.

„Gestehen Sie es nur!" rief er. „Seit Österreich den Titel eines Vermittlers angenommen hat, ist es nicht mehr unparteiisch, sondern feindlich! Sie waren im Begriff, sich offen als meine Gegner zu erklären, als mein Sieg bei Lützen Sie aufs neue bedenklich stimmte. Sie sahen, ich war noch im Vollbesitz meiner Macht, und hielten es für besser zu warten. Jetzt stehen Sie bereit mit 200000 Mann. Schwarzenberg soll sie führen. Er vereinigt dieses Heer in diesem Augenblick in unserer Nähe — hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge. Nun glauben Sie, Sie könnten mir befehlen? Befehlen? Mir befehlen? Bin ich nicht mehr derselbe, dem Sie noch gestern huldigten? Wenn Sie aber vermitteln wollen, warum halten Sie dann nicht wenigstens gleiche Wage?"

Metternich ließ sich durch diese seltsame Art zu unterhandeln nicht einschüchtern.

„Eure Majestät", erwiderte er, „haben an unserer Vermittlung, an einem Frieden das gleiche Interesse wie alle andern. Denn auch Sie kann das Glück eines Tages verlassen, und in diesem furchtbaren Wirbel der Ereignisse wäre es nicht unmöglich, daß auch für Sie die Dinge eine üble Wendung nähmen."

„Ich habe Sie erraten, Metternich," antwortete Napoleon. „Ihr Kabinett will Vorteil aus meiner Verlegenheit ziehen und diese so viel wie möglich vermehren, um das, was es verloren hat, entweder zum

Teil oder ganz wiederzuerhalten. Die große Frage für Sie ist nur, ob Sie das Lösegeld von mir, ohne sich zu schlagen, erhalten können, oder ob Sie sich offen in die Reihe meiner Feinde stellen und mit mir kämpfen sollen. Sie wissen selbst noch nicht recht, wo der größere Vorteil für Sie liegen würde, und vielleicht sind Sie nur hierher gekommen, um sich darüber klar zu werden. Auch gut! Wir wollen sehen. Wir wollen unterhandeln. Was verlangen Sie von mir?"

Metternich hielt es für ratsam, nicht mit der Tür ins Haus zu fallen. Nach seiner Gewohnheit begann er vorsichtig zu tasten, zu sondieren, Andeutungen zu machen, von denen er vermuten konnte, daß der scharfe Blick des Kaisers den wahren Sinn erkennen würde.

„Einen Frieden verlangen wir, Majestät," antwortete er, „einen Frieden, der unumgänglich nötig ist, den Sie ebensogut brauchen wie wir, der Ihre Lage ebenso sicherstellen soll wie die unserige."

„Und welche Vorteile beanspruchen Sie für sich?"

„Der einzige Vorteil," sagte der Kanzler, noch immer um den Brei herumgehend, „den Seine Majestät der Kaiser, mein allergnädigster Herr, zu erreichen strebt, ist: den Kabinetten Europas jenen Geist der Mäßigung und Achtung vor den Rechten und dem Besitz der unabhängigen Staaten einzuflößen, von dem er selbst beseelt ist. Österreich strebt nach einer Ordnung der Dinge, die auf Grund einer weisen Verteilung der Macht und eines Bundes von unabhängigen Staaten den Frieden verbürgt."

„Hm!" stieß der Kaiser grimmig hervor. „Sprechen Sie deutlicher. Kommen Sie auf Ihr Ziel! Aber vergessen Sie nicht, ich bin Soldat, ich breche lieber den Handel ab, als daß ich mich unters Joch beuge. Ich habe Ihnen Illyrien angeboten, damit Sie neutral bleiben. Genügt Ihnen das? Meine Armee reicht vollkommen hin, die Russen und Preußen zur Vernunft zurückzuführen, und alles, was ich verlange, ist Ihre Neutralität."

Er sprach diese Worte in gemäßigterem Tone, als er bisher angeschlagen, und Metternich wähnte schon, es würde ihm jetzt gelingen, dem Unnahbaren mit schönen Worten beizukommen.

„O, Sire!" rief er mit pathetischer Stimme, „warum sollten Eure Majestät in diesem Kampfe ganz allein dastehen? Warum sollten Sie Ihre Macht nicht verdoppeln? Sie können das, Sire, denn es steht in Ihrem Belieben, über alle unsere Kräfte zu verfügen. Ja die Verhältnisse stehen jetzt so, daß wir nicht mehr neutral bleiben können. Wir müssen entweder für oder gegen Sie sein!"

Napoleon wurde für einen Augenblick etwas nachdenklich. Er schritt mechanisch in das Nachbarzimmer, in welchem Landkarten und

Pläne auf dem Tische ausgebreitet lagen. Metternich blieb ihm zur Seite, und da er sah, welchen Eindruck seine letzten Worte auf den Kaiser gemacht hatten, so ging er jetzt ein wenig mehr aus sich heraus und kam auf einige Forderungen zu sprechen, die in einem Friedenskongreß den französischen Bevollmächtigten vorgelegt werden dürften. Er warf diese Erklärungen in leichtem Tone hin, als sei es ihm selber kaum ernst damit. Doch Napoleon fuhr plötzlich herum, wie von einem Skorpion gestochen. Seine Brauen zogen sich finster zusammen, seine Augen blitzten, seine Lippen zuckten in heftigem Zorn.

„Wie?" rief er aus. „Also nicht bloß Illyrien? auch noch die Rückkehr des Papstes nach Rom, die Räumung Spaniens und Polen und Holland und den Rheinbund und die Schweiz! Das nennen Sie den Geist der Mäßigung, der Sie beseelt? Sie denken nur daran, aus allen Wechselfällen Nutzen zu ziehen, Sie sind in Wien mit nichts anderem beschäftigt, als Ihre Allianz aus einem Lager in das andere zu tragen, um stets auf der Seite zu sein, wo es etwas zu teilen gibt. Nun kommen Sie zu mir und reden von Ihrer Achtung vor den Rechten unabhängiger Staaten. In Wahrheit beanspruchen Sie Italien für sich. Rußland will Polen haben, Schweden will Norwegen haben, Preußen will Sachsen haben, und England verlangt Holland und Belgien. Mit einem Worte: der Friede ist nur ein Vorwand. Sie alle wollen samt und sonders auf nichts anderes hinaus als auf die Zerstücklung des französischen Reiches! Und Österreich glaubt, es brauche sich nur zu entscheiden, so sei die Sache auch schon so gut wie gemacht. Sie verlangen die Schleifung oder Räumung von Danzig, Stettin, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alexandria und Mantua. Diese stärksten Festungen der Welt, deren Schlüssel ich durch wiederholte Siege erobert habe, die sollen auf einen Federstrich von Ihnen fallen! Und ich für meine Person sollte, Ihrer Politik gehorchend, Europa räumen, das ich doch noch zur Hälfte besetzt halte, meine Legionen mit umgekehrtem Gewehr hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen? Ich sollte einen Vertrag unterzeichnen, der nichts als eine ungeheuerliche Kapitulation wäre, sollte mich wie ein Dummkopf meinen Feinden überliefern und eine unsichere Zukunft auf die Gnade derjenigen aufbauen, deren Besieger ich für jetzt noch bin? Und das zu einer Zeit, wo meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichsel, an den Ufern der Donau wehen, wo meine Armee triumphierend vor den Toren von Berlin und Breslau liegt, wo ich persönlich hier an der Spitze von 300 000 Mann stehe! Zu einer solchen Zeit bildet sich Österreich ein, ohne einen Schuß zu tun, ohne auch nur den Degen zu ziehen, mich zur Annahme solcher Bedingungen veranlassen zu können. Ohne Schwertstreich! Eine solche

Zumutung ist eine Beschimpfung!" Der Zorn des Kaisers steigerte sich von Satz zu Satz. Immer wieder trat er an den Tisch und zeigte mit dem Finger auf die Karte, wenn er die Namen von Ländern, Flüssen, Festungen oder Städten anführte.

„Und wer ist es, der solche Projekte ausbrütet?" fuhr er fort. „Mein Schwiegervater! Er schickt Sie! In welche Stellung will er mich denn zu dem französischen Volke bringen? Er irrt sich gewaltig, wenn er glaubt, ein verstümmelter, ehrloser Thron in Frankreich könne eine Freistätte für seine Tochter und seinen Enkel sein!"

Mittlerweile hatte er sich in eine solche Wut hineingeredet, daß er, wie ein Löwe schäumend, plötzlich vor Metternich hintrat und ihm seinen Hut vor die Füße schleuderte.

„Ha, Metternich!" schrie er. „Wieviel hat Ihnen England dafür geboten, daß Sie gegen mich eine solche Rolle spielen?"

Bei dieser groben Kränkung erbleichte der Staatsmann, doch bezwang er sich und blieb ruhig. Nach wie vor schritt er an der Seite des Kaisers auf und nieder. Napoleon hatte erwartet, Metternich werde sich sofort devot bücken, um ihm den Hut zurückzugeben. Allein sie kamen mehrmals daran vorüber — Metternich bückte sich nicht. Wenn der Kaiser seine Schritte so lenkte, daß der Kanzler unmittelbar vor den Hut hingedrängt wurde, so trat er einfach darüber hinweg. Die Zeit, wo Österreich sich vor Napoleon erniedrigte, war vorbei.

Napoleon schwieg. Nach einer Weile hatte Metternich sich so weit beruhigt, daß er dem Kaiser auseinandersetzen konnte, von solchen Forderungen sei vorläufig noch nicht die Rede. Eine Verlängerung des Krieges könne sie allerdings hervorrufen. Durch die Katastrophe von 1812 seien die Köpfe eben erhitzt, und das beste Mittel, alle Welt zu beruhigen, sei die Annahme eines ehrenhaften Friedens. Nur einen solchen biete ihm Österreich.

Etwas besänftigt, bemerkte der Kaiser, wenn es sich nur um die Abtretung von Ländereien handle, so würde er schließlich annehmen können; aber man hätte sich verbündet, um ihm Gesetze vorzuschreiben, um ihm seinen Ruhm zu rauben.

„Die auf dem Thron geboren sind," fügte er hinzu, „können nicht begreifen, was für Gefühle mich beseelen. Jene kehren geschlagen in ihre Hauptstadt zurück und sind darum nicht mehr, nicht weniger. Ich bin Soldat, ich brauche Ehre und Ruhm. Ich darf mich vor meinem Volke nicht kleiner machen — ich muß groß, ruhmvoll, bewundert bleiben! Ich gehöre nicht mir selbst an," entgegnete Napoleon. „Ich gehöre dieser tapferen Nation an, die auf meinen Ruf ihr edelstes Blut vergießt. Auf soviel Hingebung darf ich nicht mit persönlichen Rück-

ichten, mit Schwäche antworten. Ich muß ihr die Größe vollkommen erhalten, die sie mit soviel heldenmütiger Anstrengung erkauft hat."

„Sire," versetzte Metternich, „diese tapfere Nation, deren Mut jeder bewundert, bedarf selbst der Ruhe. Ich bin vorhin durch Ihre Regimenter gegangen. Ihre Soldaten sind Kinder, Sie haben ein kaum erwachsenes Geschlecht ausgehoben. Wenn dieses Geschlecht vom Kriege verschlungen ist, so werden Sie ein noch unreiferes ausheben."

Diese Worte reizten abermals Napoleons Zorn.

„Sie haben nur einen unbedeutenden Teil meiner Armee gesehen," brauste er auf. „Sie sind nicht Soldat, Sie haben nicht das Herz eines Soldaten wie ich! Sie haben nicht im Felde gelebt und nicht gelernt, das eigene Leben wie das anderer zu verachten, wenn es sein muß! Was frage ich nach 200000 Menschen!"

„Sire," unterbrach ihn Metternich entrüstet, „da wollen wir doch Türen und Fenster aufmachen, damit ganz Europa Sie höre. Und wahrlich, die Sache, die ich bei Ihnen verteidige, wird dadurch nicht verlieren."

Napoleon lächelte wieder ironisch. „Und Ihre Armee?" rief er aus. „Wo ist sie? Sie reden von 200000 Mann in Böhmen und bilden sich ein, ich glaube solche Ammenmärchen. Wenn es viel sind, haben Sie 80000. Ich sage Ihnen, lassen Sie die Finger davon. Den Frieden kann ich selber Europa geben. Der Friede, den Sie vermitteln wollen, wäre ein mir aufgezwungener Friede, der mich in den Augen der Welt zu einem Besiegten macht. Nachdem ich zwei glänzende Siege errungen habe, kann ich mir nicht Gesetze vorschreiben lassen."

„Österreich besteht darauf, diesen Frieden zu vermitteln, da Rußland und Preußen es so wünschen," entgegnete der Kanzler ruhig. „Für Eure Majestät ist das kein Zwang. Es ist nur die willfährige Intervention eines Verbündeten, eines Freundes, eines Vaters. Wenn man die Bedingungen erfährt, so wird die Welt sagen, der Kaiser von Österreich habe dabei noch allzusehr die Partei seines Schwiegersohnes ergriffen."

„Ha! Sie beharren also dabei?" rief Napoleon außer sich. „Sie wollen mir Gesetze vorschreiben! Nun denn, so soll Krieg sein! Auf Wiedersehen in Wien!"

Als Metternich das Zimmer des Kaisers verließ, traten ihm die Würdenträger, unter ihnen Berthier und Caulaincourt, mit Spannung entgegen. „Nun, Durchlaucht?" fragte Berthier. „Waren Sie mit Seiner Majestät zufrieden?"

„Ja," antwortete Metternich, „ich bin zufrieden. Er hat mein Gewissen aufgeklärt, und ich schwöre Ihnen, Ihr Herr hat den Verstand verloren." — — —

Als Metternich Dresden verließ, war Napoleon allein — allein gegen eine Welt. Er fühlte, die Stunde der Entscheidung nahte — die Zügel begannen seiner Hand zu entfallen. Da packte er noch einmal zu mit seiner Eisenfaust — noch einmal erschütterte er gleich einem rasenden Titanen ganz Europa im Riesenkampfe seiner letzten Kraft. Zuerst schien es auch, als halte das Glück noch immer zu seinem Liebling, und es gelang ihm, das Heer seines kaiserlichen Schwiegervaters, das Fürst Schwarzenberg gegen ihn führte, bei Dresden in einer zweitägigen Schlacht aufs Haupt zu schlagen. Aber seine Freude über diesen großen Sieg ward alsbald vergällt durch die Hiobsposten, die nun eine nach der andern kamen. Vandamme wurde bei Kulm gefangen genommen, Macdonald an der Katzbach besiegt, Oudinot bei Großbeeren, Ney bei Dennewitz. Es ging Schlag auf Schlag. Die Stimmung im Heere der Verbündeten stieg nach diesen Erfolgen zur freudigen Zuversicht, im französischen Heer griff die Verzagtheit um sich. Das Gefühl, es gehe zu Ende, bemächtigte sich nicht nur der Marschälle und Generale, sondern fast jedes einzelnen Mannes, und die nichtfranzösischen Teile der Armee warteten nur auf eine Gelegenheit, zu den Verbündeten überzulaufen. So standen die Dinge, als er auf den Feldern von Leipzig zu einem entscheidenden Endkampf um Macht, Krone und Reich seine Streitkräfte zusammenzog und die gewaltigste Schlacht lieferte, die die Weltgeschichte kennt, die Schlacht, an der mit Ausnahme der Türken alle Völker Europas, drei Kaiser, drei Könige, zwei königliche Thronerben, verschiedene Prinzen, die später regierende Herren wurden, und an Kriegern im ganzen 500 000 Mann teilnahmen. Die Zahl der Geschütze, die ihren Donner erschallen ließen, betrug etwa 1500. Diese Kanonen gaben an den vier Tagen der Schlacht eine halbe Million Schüsse ab. Etwa 60 000 Menschen blieben tot auf dem Felde. Dreißig Dörfer wurden zum Teil völlig eingeäschert.

Und das alles geschah, um diesen einen Mann zu vernichten — den kleinen Korsen mit dem Namen Bonaparte.

11. Die Fahne fliegt.

Das furchtbare Summen und Brummen der Schlachtmusik, das tagsüber höher und höher schwoll, bis es wie das Läuten einer Riesenglocke die Welt zu betäuben schien, war verstummt. Das Heer des großen Kaisers war geschlagen, die Lippen des Unüberwindlichen hatten das Wort „Rückzug" ausgesprochen, das lange Zeit dem Ohr des französischen Soldaten fremd gewesen. Die Nacht sank auf den riesigen Leichenacker herab. Wie dickes Gewölk hing der Pulverrauch über der Ebene. In der Ferne glühte der Feuerschein brennender Ortschaften. Die

Silhouette einer Mühle zeichnete sich geisterhaft gegen den grauen Himmel. Auf einem hölzernen Schemel saß Napoleon. Neben ihm stand Berthier, Befehle entgegennehmend. „Einen Gürtel von Wagen und Train auf der ganzen Linie abbrennen, überall Wachtfeuer unterhalten, um den Abmarsch zu maskieren!" diktierte der Kaiser. „Marschall Macdonald übernimmt die Nachhut und verteidigt Leipzig mit den Korps 5, 7, 8 und 11. Der Herzog von Vicenza soll — —"

Berthier sah auf. Der Kaiser sprach nicht weiter. Sein Haupt sank vornüber, seine Arme glitten kraftlos herab — er verfiel plötzlich in den Schlummer gänzlicher Erschöpfung. Düster und stumm standen die Generale um das Feuer — in einiger Entfernung rauschten die zurückgehenden Truppen vorüber.

Eine Batterie der Verbündeten schien das vereinzelte Wachtfeuer zum Zielpunkt zu nehmen. Eine Kugel schlug plötzlich in das glimmende Reisig. Der Kaiser erwachte und warf einen langen, verwunderten Blick um sich her. „Bin ich denn wirklich besiegt?" schien dieser Blick zu fragen. „Ist es aus mit mir? Trag' ich die Krone nicht mehr?"

Und wieder schlug eine Kugel ein. Das Gefolge wurde von Stücken brennenden Holzes überschüttet. Der Kaiser blieb ruhig sitzen, betrachtete wie traumverloren die liegengebliebenen Kugeln und befahl dann, das Feuer zu löschen. Nach einer Weile stieg er zu Pferde und ritt nach Leipzig.

* * *

„Hier laß uns bleiben, Hildegard! Hier will ich mich niederlegen und in deinen Armen sterben!"

Es ist Rudolf Bärsch, der diese Worte zu seinem Kameraden spricht, dem braunlockigen Jüngling, den alle anderen nur unter dem Namen Otto Grimm kennen.

„Nicht doch sterben!" antwortet Hildegard. „Deine Wunde ist vielleicht nicht tödlich. Ich sehe dort Ambulanzen, die Verwundete suchen und fortbringen. Laß mich sie rufen!"

„Nein, nein, ich bitte dich!" erwidert Bärsch. „Ich mag nicht in ein Lazarett. Du weißt noch nicht, wie es dort zugeht. Das ist vom ganzen Krieg das Schrecklichste, das ist weit furchtbarer noch, als diese Wüste hier von Blut, Tod und Rauch. Nein, ich will unter freiem Himmel meinen letzten Atemzug tun. Ich fühle es, Hildegard, das Ende ist nahe. Doch ich sterbe gern. Haben doch meine Ohren noch den jubelnden Ruf: ‚Sieg!' vernommen. Das war die Entscheidung, Hildegard. Wenn der Korse hier verloren hat, so ist es aus mit ihm. Und wir sind frei!"

„Frei, Rudolf!“ wiederholt Hildegard. „Und in einem freien Deutschland werden wir glückliche Menschen werden!“

Bärsch schüttelt traurig den Kopf. Er sinkt matt zu Boden. Sie hält ihn und nimmt sein Haupt auf ihren Schoß.

„Ja!“ seufzt er leise. „So laß mich liegen — eine letzte Stunde — und so nimm meine Hand in die deine! So! ich danke dir, Hildegard —“

Ihr Herz klopft heftig. Das feine Ohr des Weibes hört einen tieferen Sinn aus seinen Worten heraus, und ein leichtes Zittern fliegt über sie hin. Während des ganzen Feldzugs sind sie sich treue, gute Kameraden gewesen. Seite an Seite sind sie marschiert, sie haben das karge Brot miteinander geteilt, die Beschwerden des Krieges sich gegenseitig erleichtert, in schweren Stunden einander getröstet. Bisher ist keiner von ihnen verwundet worden, obgleich schon mehr als einmal einer den andern vor Feindeswaffen bewahrt hat. Doch die ganze Zeit über ist das Wort Liebe nicht von ihren Lippen gekommen. Allein aus der harten Umgebung des Krieges, aus dem rauhen Lagerleben, dem Donner der Schlacht, den Schrecken des Kampfes ist dieses süße Gefühl im Herzen des jungen Mannes aufgeblüht. Zuerst war es Bewunderung für den Heldenmut des Mädchens, das ihre Familie verlassen hat und ohne einen Laut der Klage jede Beschwerde erduldet, ohne Furcht in den Kugelregen schreitet. Dann war es Teilnahme an ihrem seltsamen Lose. Und dann — wie konnte es einer so edlen Mädchennatur gegenüber anders kommen? — dann ward es leidenschaftliche Liebe, die in alle Fibern des Herzens drang, das ganze Wesen ausfüllte und in jedem Blick, in jedem Wort, ob auch ungenannt, zum Ausdruck kam.

Hildegard sah es — erriet es — und fühlte sich selbst zu diesem Manne hingezogen, der so aufopfernd für sie sorgte, um ihretwillen entbehrte und sein Leben fast täglich für sie aufs Spiel setzte. Ihr Herz war einem Kampfe nahe, der, ob auch still auf ihr Inneres beschränkt, nicht minder ernst und schwer war als jene lauten Kämpfe, durch die sie von Tag zu Tag an seiner Seite ging.

Jetzt sieht sie auf sein bleiches Antlitz herab. Ein Stücklein von ihnen entfernt liegen die Toten und Verwundeten teils einzeln, teils in Gruppen und Haufen. Hin und wieder dröhnt noch ein Kanonenschuß durch die abendliche Stille. Sonst hört man nur das leise Jammern der Sterbenden und hin und wieder einen schrillen Schrei des Schmerzes.

Er hat die Augen geschlossen — seine Lippen zucken — seine Hände glühen fieberheiß.

„Soll ich nicht die Ambulanz rufen?“ fragt Hildegard.

„Nein! Ich bin nicht zu retten. Und ich will sterben. Der Krieg ist zu Ende, Hildegard, es wird Friede werden. Dann wäre auch

unsere Kameradschaft zu Ende. O, es war eine schöne, eine herrliche Zeit! Im Frieden würden wir einander verlieren — du wirst erwartet und würdest — —"

Er bricht ab, als sei es ihm zu schwer, die Worte zu sprechen, die er im Sinn hat. Nach einer Weile setzt er leise, wie bei sich selbst, hinzu: „Deshalb will ich sterben."

Da rinnen die Tränen über ihre Wangen hinab. Ihr ist so weh, so schwer zumute. Sie fühlt, sie müsse versuchen, ihn zu retten, und sie kann nichts tun. Seine Hand hält die ihre fest, und im Druck dieser Hand liegt eine Bitte, der sie sich fügen muß, ein Wille, gegen den sie nichts vermag. So hält sie ihn und streichelt seine Wangen und sieht ihn langsam, unrettbar sterben. Da plötzlich fühlt sie sich von schrecklicher Angst befallen. Dieses Gefühl scheint irgendwo auf diesem unermeßlichem Totenlager aufzustehen, an sie heranzuschleichen und sie gleich einer Schlange zu umstricken und zu erwürgen. Der Sterbende spricht wirre Worte, er öffnet und schließt die Augen, seine Finger beben, sein Atem geht rasch und heiß. Nicht weit von ihm liegen andere Sterbende, ihr Wimmern zittert unheimlich durch die Nacht. Und was dort und dort durch die Luft weht, ist es Rauch und Nebel, oder sind es Geister auf weißen Fittichen? Sie will aufspringen und kann doch ihren Kameraden nicht verlassen — sie will die Männer rufen, die da drüben hin und hergehen und aus den wirren Haufen von Körpern die noch Lebenden hervorsuchen — aber der Hals ist ihr wie zugeschnürt. Es senkt sich etwas über sie her wie eine lähmende, zerdrückende Last. Es wird mit einem Male ganz finster um sie her, sie weiß, es ist nicht die natürliche Finsternis der Nacht, und erschrickt aufs neue heftig. Aber auch das Erschrecken erlischt in ihr. Nichts bleibt als eine bleierne Schwere, eine tiefe, in alles dringende Schwäche. Die Mühsal der letzten Tage, die Schrecknisse der Schlacht, die Greuel des Leichenfeldes, der Tod des Freundes, der um seine Liebe zu ihr sterben will — es ist zuviel des Leides und der Qual.

* * *

Otto Grimm hatte lange nichts von Hildegard gehört, und da er wußte, daß sie beim schlesischen Heere stand und also in der Schlacht an der Katzbach mitgekämpft haben müsse, so fürchtete er, sie sei gefallen. Er war schon in die Listen der freiwilligen Krankenpfleger eingeschrieben worden, doch erst nach dem Waffenstillstand erhielt er seine Berufung. Man schickte ihn nach Leipzig. Am Abend des 18. Oktober ward er mit vielen anderen ausgesandt, Verwundete zu suchen. Da kamen sie vor zwei junge Krieger. Der Kopf des einen lehnte auf der

Brust des andern, die Hände ruhten ineinander. — „Tot!" sagte einer der Lazarettgehilfen, nachdem er das Ohr an das Herz des einen der beiden gelegt. Schon wollten sie weitergehen, da sahen sie eine der ineinander verketteten Hände sich ein wenig aufheben, und die Finger zuckten.. Sie lösten den noch Lebenden von dem Toten, und als sich Otto Grimm über das Gesicht neigte, um den Jüngling unter den Armen zu fassen, tat er einen Schrei. Er erkannte Hildegard.

In einem Lazarett zu Leipzig lag sie wochenlang in schwerem Fieber. In ihren Phantasien sprach sie von dem wilden Kampf an der Katzbach, wo sie mit den Kolben auf die armen Rekrutengesichter losgeschlagen hatten, als wenn es gälte, Nüsse zu knacken. Und es war doch so junges Blut! Sie hörte das Brausen der wütenden Neiße und das Stürzen der Menschen, die in das wilde Wasser gedrängt wurden. Dann sprach sie von ihrem Kameraden, von ihren gemeinsamen Gefahren bei Leipzig, von seiner Todeswunde und seinem Sterben. Sie sprach auch von seiner Liebe und von dem Kampfe ihres Herzens.

Aber Otto Grimms unermüdliche Pflege entriß sie dem Tode Stündlich mit der Gefahr ringend, von der sie bedroht war, trug er sie auf seinen starken, nimmer ermattenden Armen ins Leben zurück.

Als er am ersten Tage, an ihrer Rettung verzweifelnd, dem tiefsten Schmerze hingegeben, an ihrem Lager saß, zogen unten singend und jubelnd die Scharen der Sieger vorbei, und von tausend Kehlen ausgestoßen, scholl zu ihm herauf der eine, endlos wiederholte Schrei: „Nach Paris! Nach Paris!"

Ende.

Von der Sammlung „Helden" sind bis jetzt folgende fesselnde Erzählungen erschienen

Heft 1. **Das Blutbad von Teutoburg.**
Heft 2. **Die Blume der Katakomben.**
Heft 3. **Ellak, der Steppenwolf.**
Heft 4. **Kniva, der König der Sterbenden.**
Heft 5. **Um Freiheit und Glauben.**
Heft 6. **Der Narr von Genua.**
Heft 7. **Der weiße Schrecken.**
Heft 8. **Bei den Kannibalen der Südsee.**
Heft 9. **Tausend Kilometer in Kanu.**
Heft 10. **Der Todesgang der Karawane.**
Heft 11. **Unter der Guillotine.**
Heft 12. **Der kleine Tiger.**
Heft 13. **Vaterland, dir woll'n wir sterben.**
Heft 14. **So hat sie Gott geschlagen**
Heft 15. **Der Adler sinkt — die Fahne fliegt.**

Preis jedes Heftes 25 Pf.

Altenburg · Pierersche Hofbuchdruckerei · Stephan Geibel & Co.

BINDING ... APR 10 1974

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT 2617 E255B4 Heichen, Walter
Bei den Kannibalen der Südsee und andere Erzählungen

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 10 15 12 011 4